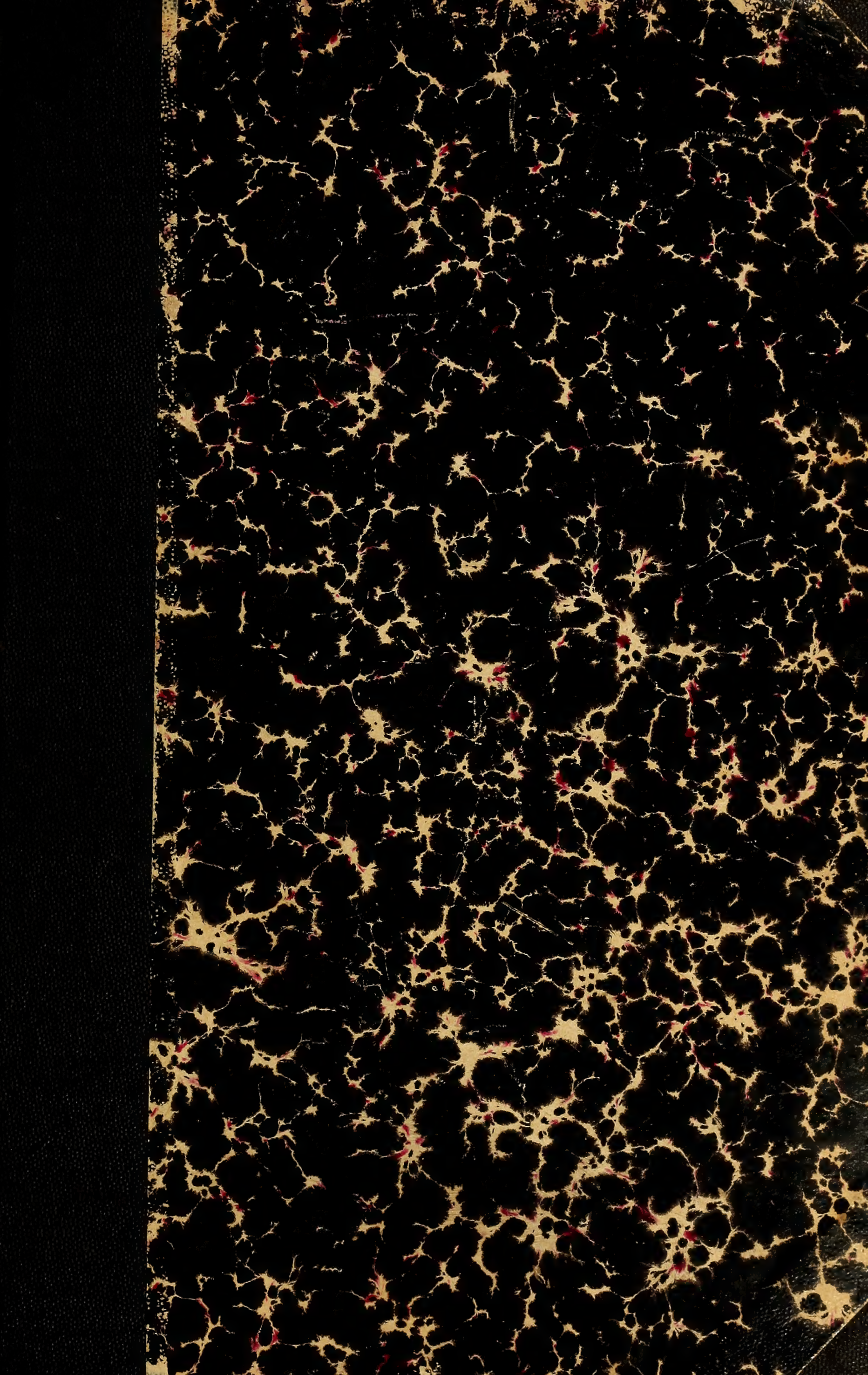
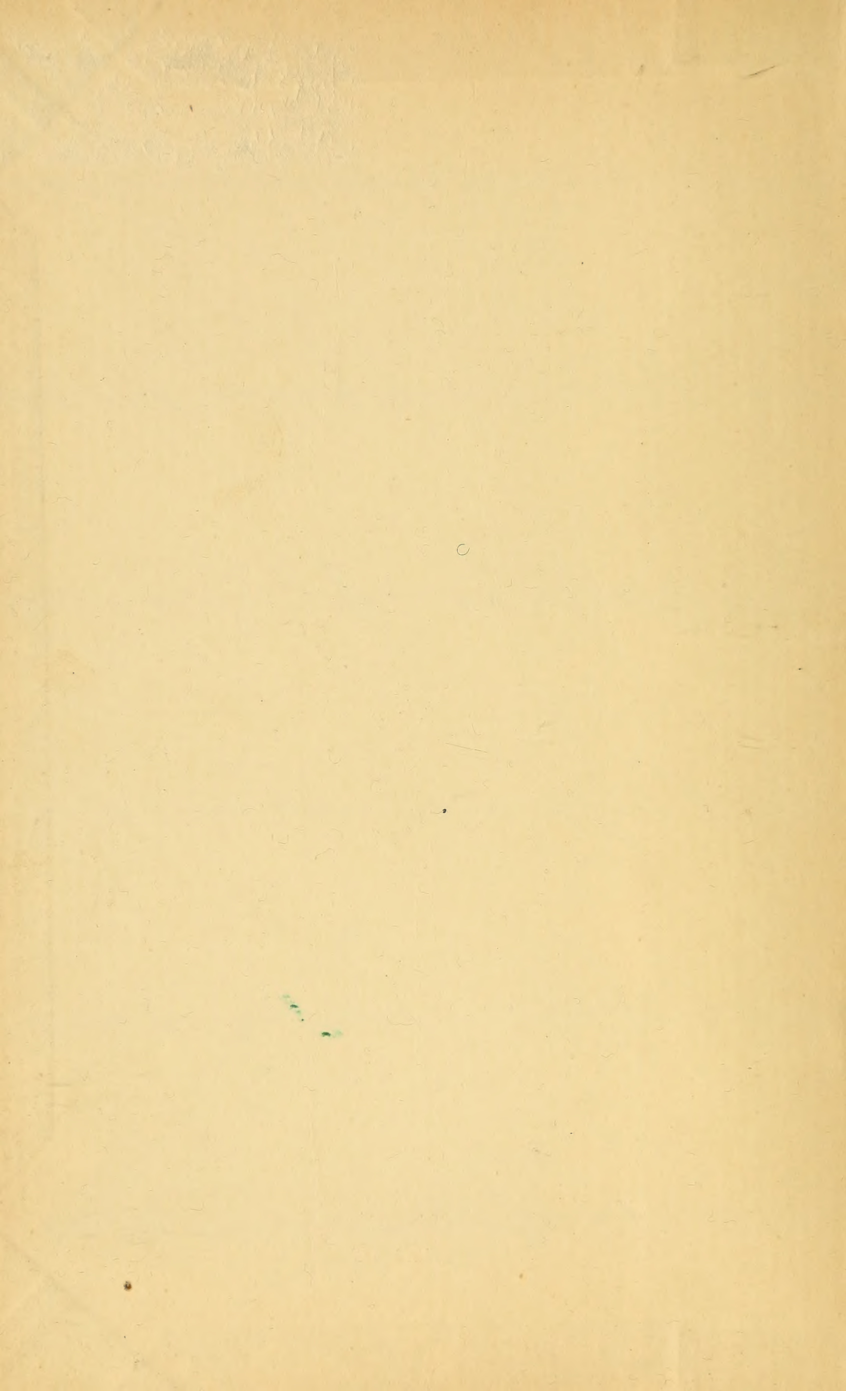
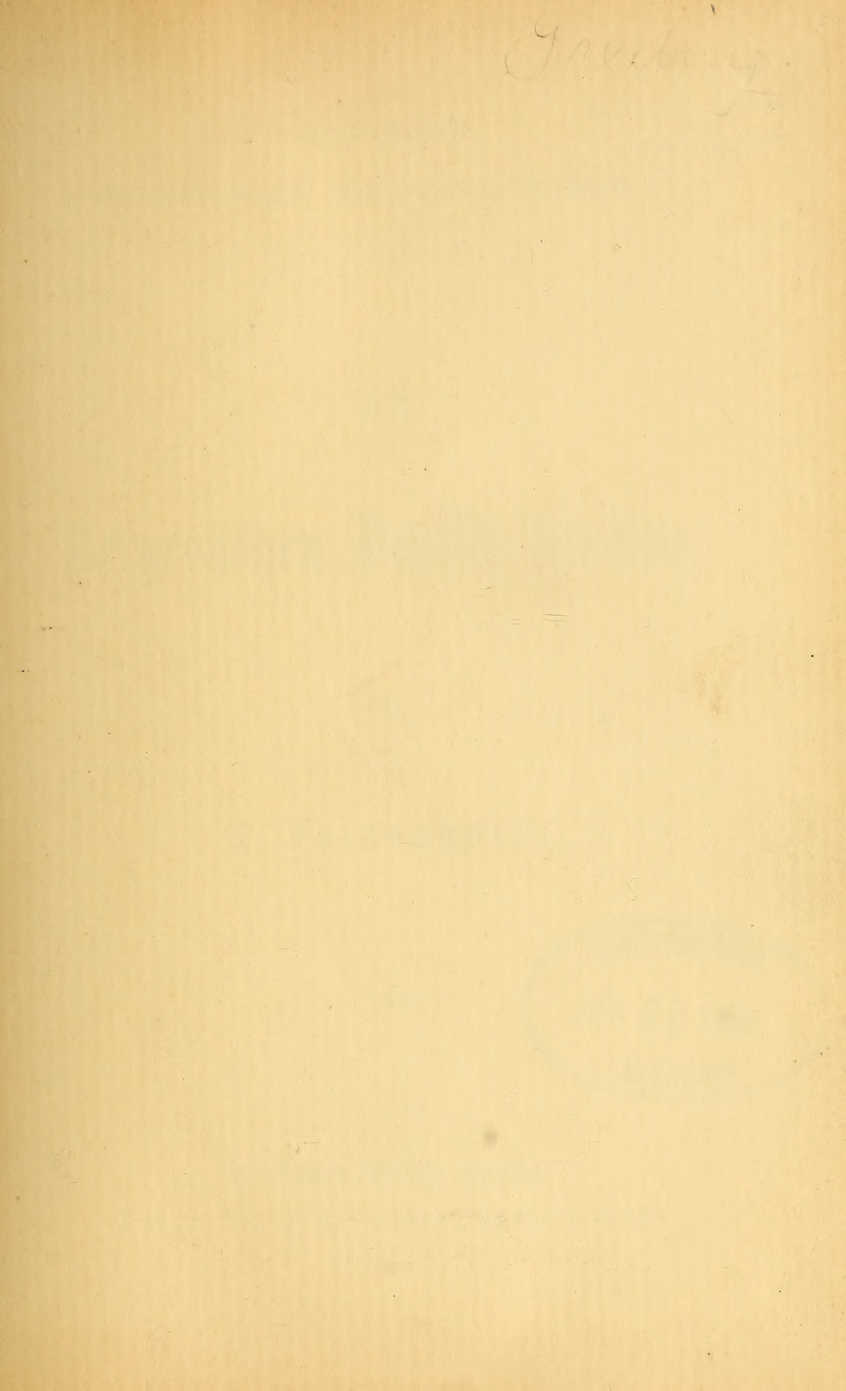
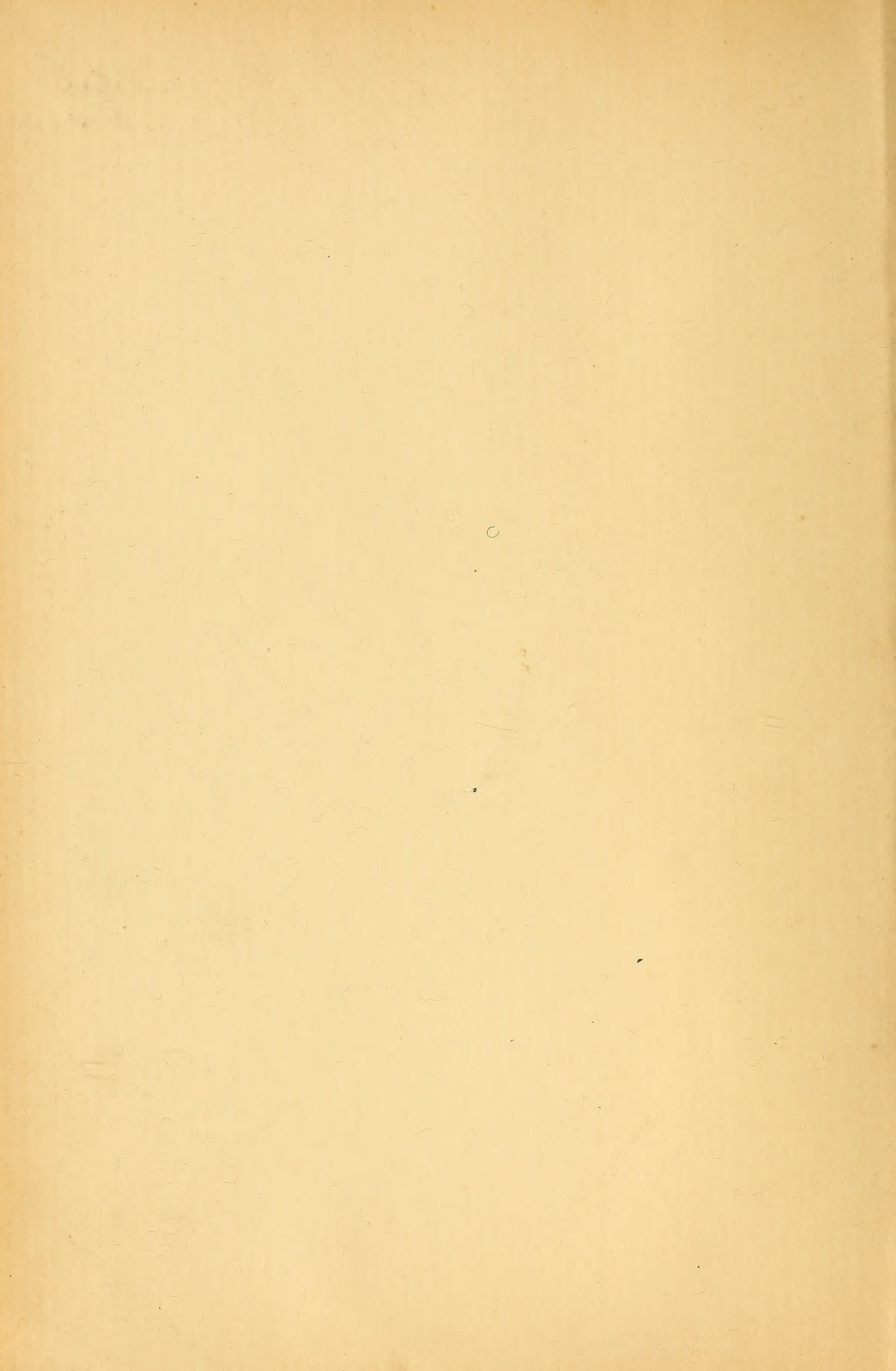






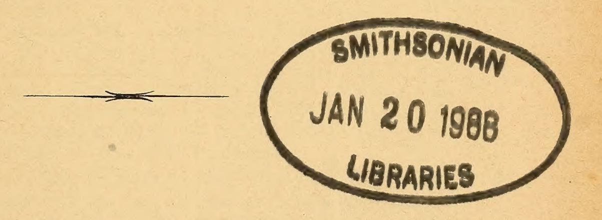


Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. V.

Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.

Von

C. Falkenhorst.



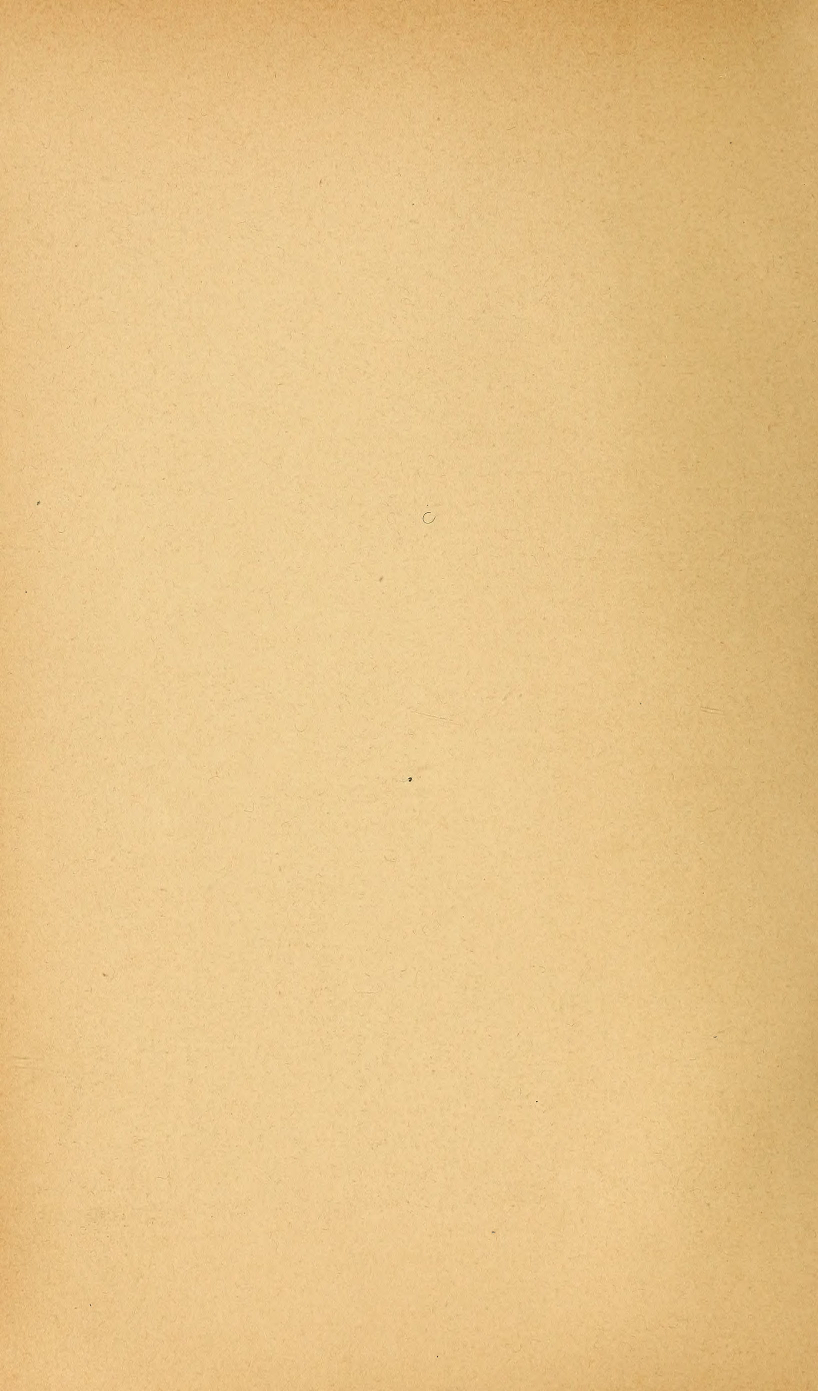
Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1890.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Der Kilimandscharo, von Süden gesehen.



Einleitung.

Das Hochgebirge ist erst in neuester Zeit für die Wissenschaft und die Menschheit erobert worden. Eine heilige Scheu hielt in früheren Zeiten die Menschen von den schneegekrönten Bergspitzen zurück, über deren Natur die wunderbarsten Ansichten im Schwange waren. Dort oben auf den Gletschern war nichts zu holen und die Welt war blind für die erhabene Schönheit der Berge. So kam es, daß die Ozeane durchschifft und die mit ewigem Polareis bedeckten Länder des Nordens aufgesucht wurden, bevor die höchsten Spitzen der europäischen Berge erstiegen waren.

Nur bei besonders wichtigen Anlässen wagte man sich in solch bedeutende Höhen, und sonderbarerweise wurde die erste Bergbesteigung in größerem Stil nicht in der Alten sondern in der Neuen Welt ausgeführt. Der „rauchende Berg", der 5928 Meter hohe Vulkan Popocatepetl war das Ziel jener kühnen Bergsteiger, welche zu den besten Rittern Ferdinand Cortez', des Eroberers von Mexiko, zählten.

Das erste Mal bestiegen sie ihn aus Bravour, um den Eingeborenen, die den Berg mit Dämonen bevölkerten, zu zeigen, daß die Spanier keine Furcht kennen. Das zweite Mal verfolgte die Besteigung einen hochernsten Zweck. Cortez marschierte gerade gegen das alte Tenochtitlan, um Rache für die ersten Niederlagen zu nehmen und den heldenmütigen Guatemozin niederzuwerfen, und da seine Kriegsrüstung zum Teil verloren gegangen, zum Teil erschöpft war, sollten seine Ritter von dem Krater des Vulkans Schwefel zur Pulverfabrikation holen. Die Lösung der

Aufgabe gelang, und noch heute wird am Popocatepetl in den Ruhepausen desselben Schwefel gewonnen. Kaiser Karl V. wußte diese That zu würdigen und der Führer dieser Bergbesteiger, der tapfere Diego d'Ortaz, der später auf seinen Fahrten nach dem Dorado ein vorzeitiges Ende am Orinoco fand, durfte in seinem Wappen einen feuerspeienden Berg führen.

Es dauerte lange, bis die kühnen Abenteurer Nachfolger fanden. Der Naturforscher Saussure, welcher sich die Erforschung der Alpen zur Aufgabe machte, eröffnete gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue Aera der Gebirgsforschung und der mit ihr verbundenen Gebirgsreisen. Nach jahrelangen mühevollen Versuchen gelang es dem Genfer Gelehrten, endlich im Sommer 1787 die Spitze des Montblanc mit seinem kühnen Führer Jacques Balmat zu erreichen. Von dem Dorfe Chamouny ausgehend, kletterten sie etwa sechs Stunden lang, bis sie die Höhe von etwa 3000 Meter erreichten und hier die Nacht in einem Zelte zubrachten, welches sie an der Grenze des Gletschers der Montagne de la Côte aufschlugen. Am nächstfolgenden Mittag waren sie erst 600 Meter über der Grenzlinie des ewigen Eises. Sie brauchten acht Stunden, um sich weitere 600 Meter hinaufzuarbeiten, wobei sie die Sonne zum zweitenmal untergehen sahen. Hier an einer der Stufen zwischen den Grands Mulets und dem Montblanc übernachteten sie zum zweitenmal.

In einer Schneehöhle wurde ein notdürftiges Zelt errichtet; die Kälte war empfindlich, ihr Wasser gefror, und die Wärme der mitgenommenen Kohlenbecken reichte nicht hin, um für die zwanzig Personen der Karawane genügend viel Wasser zu schmelzen. Von hier gelangten die Bergsteiger auf die unter dem Namen des großen Plateaus bekannte Eisebene und hier stellten sich bei ihnen die Atmungsbeschwerden ein, welche die Höhenluft mit sich bringt. Sie vermochten nicht zwanzig Schritt zurückzulegen, ohne erschöpft stehen zu bleiben und erst nach unaussprechlichen Anstrengungen erreichten sie den letzten Gipfel.

„Endlich," schreibt Saussure, „befand ich mich am Ziele meiner Wünsche. Da ich aber die Landschaft während der letzten zwei Stunden ununterbrochen vor Augen gehabt, so hatte sie kaum noch einen Reiz für meine ermüdeten Sinne. Jenes freudige Erstaunen, welches im Anblick einer neu aufgethanen Welt den kühnen Gebirgssteiger belohnt, blieb mir fremd. Mein lebhaftester Eindruck war vielmehr der, an das Ende meiner Unruhe und Angst gelangt zu sein, denn die Länge des Kampfes und die Erinnerung an die Beschwerden, welche dieser Sieg gekostet, erzeugte fast ein Gefühl von Gereiztheit. Ja ich leugne es nicht, ich setzte meinen Fuß mehr mit einer Regung von Zorn als mit einem Gefühle von Freude auf diesen Felsen, der schon seit Jahren das Ziel meiner Sehnsucht gewesen war. Ueberdies war mein Zweck nicht bloß, den Gipfel des Berges zu erreichen. Ich hatte Beobachtungen und Experimente zu machen, welche allein dem Unternehmen einen Wert geben konnten und in begründeter Sorge befürchtete ich, außer stande zu sein, meine Absichten in Ausführung zu bringen. Ich hatte schon gefunden, daß selbst auf dem Plateau, wo wir schliefen, die Verdünnung der Atmosphäre jede sorgfältige Beobachtung ungemein erschwerte; denn es ist fast unmöglich, sich einer solchen zu widmen, ohne unwillkürlich den Atem anzuhalten. Hier aber fließt die Luft den dürstenden Lungen so spärlich zu, daß man zu verdoppelten Atemzügen genötigt ist, und daß mithin jede Stockung des Atmens ein sehr merkbares Uebelbefinden erzeugt."

Die erste Besteigung des Montblanc machte die Welt sogleich mit allen Gefahren bekannt, welche dem Alpinisten drohen, und welche ein berühmter Bergreisender, Dr. Güßfeld, kurz aber treffend in folgenden Worten zusammengefaßt hat:

„Die Gefährdung, welche dem Wanderer im Hochgebirg droht, ist mannigfacher Art: Er kann stürzen und während des Falles sterben; mit zerbrochenen Gliedern an eine Stelle geschleudert werden, wo er liegen bleibt, ver-

hungert und erfriert; in eine Gletscherspalte stürzen, ohne Schaden zu nehmen, dagegen nicht im stande sein, dieses Eisgrab zu verlassen: dann erfriert er, noch ehe er verhungert ist; er kann auf Schnee, welcher brückenartig über eine Eiszerreißung gespannt ist, durchbrechen und zwischen den zusammenschlagenden Flügeln der eingesunkenen Brücke ersticken; von Nebel überfallen werden, seine Kräfte mit Umherirren erschöpfen — und muß sich dann zum Sterben niederlegen; er kann in einem Gletscher, dessen Oberfläche nur noch ein Gewirr von Schründen und bizarren Eisfiguren darbietet, durch einen niederbrechenden Eisblock erschlagen werden; in eine Lawine geraten; in schwindelnder Höhe auf scharfem Schneegrat zu stehen vermeinen, während ihn in Wirklichkeit nur eine ausladende, zum Einsturz bereite Schneecorniche von dem Abgrund trennt; Steine, welche wie Geschosse zur Tiefe fahren, können ihn zu Tode treffen oder ihn aus seinem Standort herausschlagen, daß er stürzt."

Alle diese Gefahren reizen den Menschen unserer Tage mehr zu Bergbesteigungen, als daß sie ihn abhielten, trotz der vielfachen Unfälle, die sich jahraus jahrein in den Bergen ereignen. Alpine Touren sind zum Sport geworden und der Montblanc ist bereits von mehreren Hunderten Menschen bestiegen worden. Es gibt in Europa noch kaum eine Spitze, auf die nicht ein kühner Tourist seinen Fuß gesetzt hätte.

Aber nicht allein Lust an Abenteuern und das Vergnügen, welches im Erproben eigener Kräfte liegt, führen die Menschen zu jenen erhabenen Höhen, auf denen der Schnee niemals schmilzt. Saussure verfolgte die ernsten Zwecke der Wissenschaft und der Montblanc allein gab ihm und seinen Nachfolgern die wertvollsten Aufschlüsse über die Natur der Gletscher und die alpine Flora. Die Wichtigkeit solcher Bergbesteigungen wurde allgemein anerkannt, und wir wissen, daß Humboldt auch den Versuch gemacht hatte, den Chimborazo zu besteigen. Den europäischen Touristen wurden die heimischen Berge zu klein und sie zogen in die

ferne Welt, um dort höhere Bergkuppen aufzusuchen. Solche Reisen waren zumeist mit wissenschaftlichen Zwecken gepaart. Ende der siebziger Jahre gelang es Whymper, der von piemontesischen Führern begleitet wurde, den Gipfel des Chimborazo zu erklimmen und Dr. Güßfeldt erreichte einige Jahre darauf den Gipfel des Maipo und war nahe bis zur äußersten Spitze des Aconcagua, des höchsten Berges von Amerika vorgedrungen.

Auch die afrikanischen Berge wurden das Ziel vieler Expeditionen. Das Atlasgebirge, die Kamerunberge und der Kilimandscharo wurden nach allen Richtungen bis zur äußersten Zinne durchforscht und gerade die zuletzt genannten Forschungen verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit. Sind doch diese Berge seit einigen Jahren sozusagen deutsche Berge, da sie in unseren kolonialen Schutzgebieten liegen.

Den zahllosen Freunden der deutschen Gebirgswelt dürften darum die nachstehenden zusammenfassenden Schilderungen des Kamerungebirges und des Kilimandscharo willkommen sein. Sie finden in ihnen in aller Kürze die wesentlichsten Züge unsrer neuen Berge, welche die alten in der Heimat bedeutend an Höhe überragen, wiedergegeben. Sie werden daraus Land und Leute in unseren afrikanischen Alpengebieten kennen lernen und einen Rückblick auf die Forschung der vergangenen Jahre gewinnen.

Allerdings ändern sich überall mit der Zeit die Verhältnisse und in neu erworbenen überseeischen Gebieten treten die Aenderungen oft in überraschend kurzer Zeit ein. Das Bild aber, welches wir in den nachstehenden Kapiteln zusammengestellt haben, besitzt einen bleibenderen Wert. Denn es stellt diese afrikanische Gebirgswelt mit ihren Bewohnern so dar, wie wir sie übernommen haben. Ein Stück noch ziemlich unverfälschten Afrikas ist es, das der Leser an der Hand der hervorragendsten Afrikaforscher kennen lernen soll . . . Der wilde Boden ist es, auf den wir jetzt säen, um später zu ernten.

In den Kamerunbergen.

Bergreisen in Kamerun.

Kamerun, die zukunftreiche deutsche Kolonie in Westafrika, ruft in der großen Masse daheim die Vorstellung eines fieberschwangeren Sumpflandes. Man ist zu sehr an die Schilderungen gewöhnt, die von den ersten Faktoreien daselbst entworfen wurden. Die Einfahrt in den Fluß bietet keine landschaftlichen Reize, die Ufer bestehen hier aus Hunderten kleiner Inseln, auf denen dichtes Mangrovegehölz wuchert und die zur Flutzeit oft im Wasser verschwinden. So weit das Auge reicht, umrahmt der blaßgrüne Mangrovenwald die weite Wasserfläche. Unzählige Kanäle durchziehen diese Wildnis, in welcher der Mensch nicht vordringen kann und in der nur Vögel nisten und Affenbanden ihr Unwesen treiben.

Aber nicht ganz Kamerun sieht so aus; naht man dem Lande von Westen her, so entzückt hier die schönste Landschaft unser Auge. Auf der einen Seite steigt aus dem Meere der herrliche und schön geformte Pic von Fernando Po, auf der anderen ragen, mit üppigem Grün bekleidet, die vulkanischen Gebirge von Kamerun empor, über deren gewaltiger Kette die kahlen Spitzen des „Götterberges“ thronen.

Es gibt Reisende, welche diese Landschaft nicht nur für die schönste in Westafrika, sondern für die schönste der Welt überhaupt erklären möchten. Jedenfalls bildet das

Kamerungebirge die höchste Erhebung in Westafrika und die höchste Spitze desselben, die wir den großen Kamerunberg und die Eingeborenen Mongo-ma-Loba, d. h. den „Götterberg“ nennen, überragt alle Berge unserer Heimat. Er ist dagegen weit niedriger als der Montblanc; denn nach den neuesten Berechnungen beträgt seine Höhe 4190 Meter, und auch das ganze Gebirge scheint sich nur auf den Flächenraum von etwa 500 Quadratkilometern zu beschränken. Es ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus einer Reihe von Kraterkegeln. Noch in den sechziger Jahren wollten einige Beobachter eine rauchende Solfatara und einen schwachen vulkanischen Ausbruch auf demselben beobachtet haben, aber diese Angaben werden bezweifelt und die vulkanische Thätigkeit dürfte als seit langer Zeit erloschen betrachtet werden.

Den ersten Versuch, den großen Kamerunberg zu besteigen, unternahm im Jahre 1847 Merrick; es gelang ihm, die Grenze des Urwaldes zu überschreiten, er mußte jedoch auf den weiten offenen Grasflächen der höheren Region umkehren, da ihn Kälte und Durst hierzu zwangen.

Kälte und Durst waren auch die Ursachen, die den deutschen Botaniker Mann zur Umkehr im Jahre 1860 veranlaßten. Ein Jahr darauf rüstete der bekannte Afrikareisende Konsul Burton eine Expedition, an der Mann und der Spanier Calvo teilnahmen. Diese verlief günstig und der Kamerunberg wurde zum erstenmal bestiegen.

Die Ehre, den Gipfel zum zweitenmal bestiegen zu haben, nimmt der englische Missionar Comber für sich in Anspruch. Dies soll ihm auf einer achttägigen Reise im April 1867 gelungen sein. Da er aber darüber niemals etwas Ausführlicheres veröffentlicht hat, so wird diese Besteigung in Zweifel gezogen. Zwölf Jahre später unternahm der verdienstvolle, im afrikanischen Boden ruhende Forscher Robert Ed. Flegel eine neue Expedition, die dreizehn Tage dauerte. Am 14. Februar 1879 erreichte er in Begleitung des Engländers Kirk die Spitze. In einer vielbewegten Zeit, wo in Kamerun die Flaggen gehißt wurden

und Deutsche und Engländer in der Besitzergreifung von Kamerun einander zuvorzukommen suchten, wurde der Berg zum viertenmal bestiegen. Die Weißen, die auf der Spitze desselben eine Urkunde niederlegten, waren Hugo Zoeller, Rogozinski und Janikowski, ein Deutscher und zwei Polen, die trotz einer scharf ausgeprägten politischen Feindseligkeit sich zu diesem Zwecke verbanden.



Landschaft am Kamerunflusse.

Die Geschichte der beiden letzten Besteigungen soll den Inhalt des nachstehenden Kapitels bilden. Bevor wir jedoch mit dieser beginnen, müssen wir noch zum besseren Verständnis einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Den Ausgangspunkt der Kamerunbesteigungen bildet der westlich vom Kap Bimbia gelegene Küstenstrich: Hier liegt die Ambasbai, in deren Mitte sich zwei Inselchen, die Ambasinsel und Mondole befinden. Die ganze Bucht ist ein paradiesisches Stück Land, aber leider höchst ungesund und die ehemals viel umstrittene englische Baptisten-Mission Victoria zählte zu den berüchtigtsten Fiebernestern. Es herrscht hier eine wahre Treibhaustemperatur, während man

oben auf der Spitze des Götterberges von Zeit zu Zeit eine leichte Schneehülle beobachten kann. Dieser gewaltige klimatische Unterschied zwischen der Gegend im Thale und den Bergeshöhen bildet die erste Schwierigkeit, welche der Reisende zu überwinden hat. An und für sich ist die Kälte oben nicht groß und das Thermometer dürfte selten unter 0° sinken; aber der durch einen selbst kurzen Aufenthalt in Victoria geschwächte und entnervte Europäer wird gegen Kälte besonders empfindlich und so erklärt es sich, daß Merrick und Mann wegen der niedrigen Temperatur umkehren mußten. Die Kamerunneger können die Kälte gleichfalls nicht gut vertragen; nur die Bakwiri, die höher im Gebirge wohnen, jagen in höheren Regionen, aber allen Negern ist ein Aberglaube gemeinsam, der den Berg mit allerlei Zaubereien umgibt, so daß keiner wagt, die Spitze zu besteigen. Infolgedessen ist es äußerst schwierig, Führer zu erlangen, und dies bildet die zweite nicht zu unterschätzende Schwierigkeit.

Ferner kommt die Beschaffenheit des Terrains in Betracht. Bis zu der Höhe von etwa 2900 Meter deckt den Berg ein dichter Urwald, in dem es nur schmale von den Negern ausgetretene Pfade, oft aber nicht einmal diese gibt, so daß der Bergsteiger genötigt ist, sich den Weg mit der Axt oder dem Buschmesser zu bahnen. In diesem Waldesdickicht schwärmen nicht nur gewöhnliche Moskitos, sondern noch andere viel schlimmere Plagegeister: die Sandfliegen, welche Dr. A. Reichenow folgendermaßen schildert: „Viel lästiger als die Moskitos werden die Sandfliegen, mikroskopisch kleine Insekten, welche zu Tausenden ihr Opfer überfallen, Gesicht und Hände plötzlich schwarz bedecken und ein unerträgliches Jucken auf der Haut erzeugen. Sie werden zum Fluch des Naturforschers. Verborgen im dichten Gebüsch steht dieser, die Flinte im Anschlage und späht hinauf zu den Baumkronen, wo eine Schar Helmkuckucke sich vernehmen läßt. Näher und näher fliegen die Vögel; noch wenige Augenblicke, so müssen sie sich im lichten Blätterwerke da oben zeigen, schußrecht kommen. Schon sieht der

Jäger im Geiste einen Balg dieser prächtigen Tiere in seiner Sammlung, da fallen jene Ruhestörer über ihn her. Mit kräftigen Zügen facht er seine Tabakspfeife an, umgibt sich mit einer Rauchwolke; aber auch der Tabaksdampf, dieses Schreckmittel der Moskitos, vertreibt die Sandfliegen nicht. Man schüttelt den Kopf, verzieht das Gesicht, immer noch die Augen in die Höhe gerichtet, wo die gewisse Beute sich zeigen soll; aber immer entsetzlicher peinigen die Fliegen. Jetzt hat sich das Jucken zu Unerträglichkeit gesteigert — „Fahrt zum Kuckuck, ihr Kuckucke!“ Ueber die Schulter wirft der Jäger die Flinte und läuft, was er laufen kann, um seinen Peinigern zu entgehen. Hinter ihm aber höhnen mit laut tönenden Stimmen die Vögel, triumphierend über den Sieg ihrer winzigen Beschützer.“

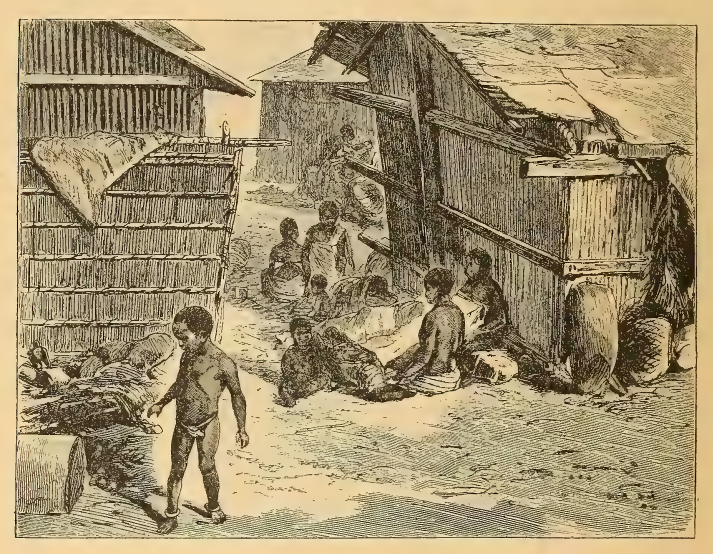
Ein anderes gefürchtetes Insekt, welches in dem Urwald lebt und dem gegenüber der Mensch nahezu ohnmächtig entgegentritt, ist die Wanderameise (Ponera). In geschlossenen Reihen marschieren die nach Millionen zählenden Scharen dieser Tiere durch den Wald. Als ein schwarzes, etwa zollbreites Band zieht sich das Heer auf dem Boden durch das Gras hin. Sobald Wege oder freie Stellen zu überschreiten sind, werden zur Sicherung des Zuges die Soldaten aufgestellt. Man kann stundenlang an solchen Stellen den Zug beobachten, ohne das Ende oder eine Verminderung der Ziehenden wahrzunehmen. Wehe dem Wesen, das in die Schar gerät. Insekten und kleinere Tiere verenden sofort unter den Zangen der Soldaten. Aber auch der Mensch hütet sich wohl in die Reihe zu treten; denn im Augenblicke sind Hunderte der Kerfe an den Füßen in die Höhe gelaufen und rächen sich für die Störung mit wütenden Bissen. Diese Wanderameisen zwingen selbst die Eingeborenen, wenn sie in deren Wohnungen geraten sind, zur Flucht und eines Nachts mußte ihnen sogar eine Missionsstation das Feld räumen.

Mit solchen Hütern ist der Kameruner Bergwald versehen und wir haben zwei derselben darum ausführlicher geschildert, um zu zeigen, daß ein Marsch durch diesen Ur-

wald mit einer Tour durch einen europäischen Bergwald nicht zu vergleichen ist. Der letztere wirkt stärkend und erquickend; der erstere ist eine Mühsal, die noch durch die zahllosen kleinen Widerwärtigkeiten gesteigert wird.

Auch die Verpflegung in diesem Gebirg ist eine ganz andere als bei uns. Die letzten bewohnten Dörfer liegen etwa in der Höhe von 5—600 Meter, wenigstens auf dem Wege zum Gipfel ist dies der Fall. Hier muß man sich mit Lebensmitteln für mehrere Tage versorgen; aber in jenen Dörfern erhält man für vieles Geld herzlich wenig. Ein paar Hühner, Coca, Yams, Palmwein und etwa ein Spanferkel, das ist alles. Darum muß der Bergsteiger sich schon an der Küste verproviantieren und zum Transport des Proviantes sind auch Träger nötig. Die Ausrüstung artet zu einer kleinen Karawane aus; denn aus der Treibhaustemperatur soll man in wenigen Tagen in eiskalte Regionen gelangen und es müssen darum Kleider, Decken u. s. w. mitgenommen werden. Die Neger sind gegen den Witterungswechsel eigentlich mehr abgehärtet als wir Europäer und hier, wo von grellen Temperaturunterschieden die Rede ist, dürfte es am Platze sein, das Zeugnis einzufügen, welches Wißmann seinen Trägern auf der ersten Afrikareise ausstellt. Die meisten Afrikareisenden erzählen, daß sie im dunklen Weltteil überhaupt mehr gefroren als geschwitzt haben. So erging es auch Wißmann auf dem Hochplateau von Kimbundu (1250 Meter Höhe). „Das niedrigste Minimum," schreibt er, „welches hier mit 5° und 6° verzeichnet wurde, macht sich so sehr empfindlich, weil der Reisende im tropischen Afrika kaum zum Schutze gegen solche Temperaturen eingerichtet ist. Wir froren unter drei wollenen Decken und oft hatte ich, besonders morgens, wenn die in der trockenen Jahreszeit häufigen Nebel die Sonne nicht durchkommen ließen, bis 9 Uhr steife Finger, so daß mir das Schreiben erschwert wurde. Man mache sich eine Vorstellung von der Abhärtung der Träger, die in solchen Nächten auf einer Antilopenhaut oder Grasmatte, nur von einem elenden Stückchen dünnen Kalikos bedeckt, um ihr

Feuer lagern, das sie auf der einen Seite fast röstet, während sie auf der anderen Seite erstarren! Eine so auffällige Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse wie beim Neger ist wohl kaum bei einer anderen Rasse zu beobachten. Morgens muß der Mann, ohne Zeit zu haben, etwas zu genießen, durch das mit Tau behängte über mannshohe Gras, das bei jeder Berührung einen Guß über

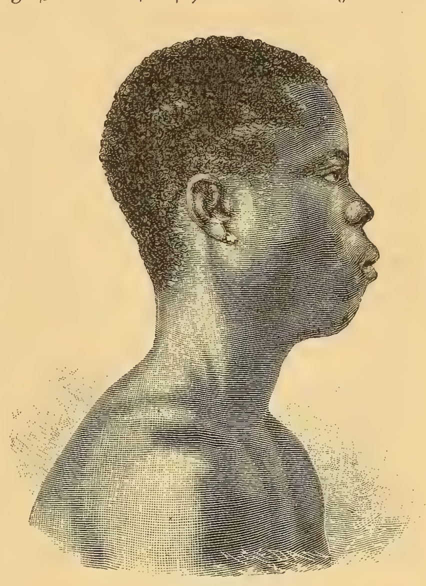


Kruneger-Wohnungen.

den vor Kälte zitternden Träger ergehen läßt, bergauf, bergab, durch Flüsse und Sümpfe, die 80—100 Pfund schwere Last mehrere Stunden dahin schleppen. Wenn die Temperatur nun oft in nur sieben Stunden von einem Minimum von 5° auf 29 ja 30° im Schatten steigt, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was andrerseits ein Träger leistet, der in der schattenlosen Savanne, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, durch die flimmernde Luft, die der ausgedorrte und mit schwarzer Asche der gebrannten Gräser bedeckte Boden ausströmt, mühsam sich fortbewegt.

Es ist auffallend, daß trotz der kalten Nächte und der brennenden Hitze der trockenen Zeit sämtliche Leute diese der Regenzeit vorziehen, einer Zeit, in der der Himmel bedeckt ist, die Nächte warm sind. Erklärlich ist dieser Umstand erst, wenn man sieht, wie die nackten Körper der Leute bei einem Regenguß konvulsivisch vor Kälte zittern."

Auf den Höhen von Kamerun trafen diese Witterungswechsel die Neger ebenso empfindlich wie die Weißen, denn die Neger, welche die Weißen hier als Träger benützen, gehören nicht zu den abgehärteten Stämmen.



Kruneger.

Unter den westafrikanischen Küstennegern gibt es fast nur einen einzigen Stamm, der sich an Weiße zu Arbeiten vermietet; es sind dies die an der Küste von Sierra Leone bis Kap Palmas wohnenden Kruleute. Sie treten in den Dienst in Trupps, die unter einem Hetmann (Hauptmann) stehen, bleiben aber in diesem höchstens ein oder zwei Jahre, um dann in ihre Heimat zurückzukehren. Auf den Schiffen entlasten die Krujungen die Mannschaft und bewähren sich hier vortrefflich, weniger brauchbar sind sie auf Märschen. Alle Krujungen, deren wahre Namen zu schwer auszusprechen sind, haben noch englische „noms de guerre". Bei dieser seltsamen Art von Taufe geht es etwa wie folgt zu:

„Wie heißt du denn?" fragt der Weiße. „Erbsensuppe!" antwortet der Schwarze. „Und du?" „Seebrise."

„Und du?“ „Affenschwanz.“ Zoeller notierte folgende Namen: Pfannkuchen, Sonntag, Weinglas, Papagei, Theetopf, Napoleon, Bratpfanne, Fünfgroschen, Fliegende Wolke, Bismarck und Moltke. — Als Träger namentlich in den Bergen sind die Burschen wenig zuverlässig, weil sie das kalte Klima nicht vertragen können.

Dies sind schon wesentliche Unterschiede zwischen einer europäischen und afrikanischen Bergbesteigung. Zu ihnen gesellt sich zuletzt noch die empfindlichste: der Wassermangel im Kamerungebirge. In den Hochalpen kann der Tourist nicht verdursten. Hier ist schon in den hochgelegenen Negerdörfern das Wasser rar und der Bergsteiger muß es für sich und seine Leute oft zu hohen Preisen kaufen. Dann aber gibt es eine weite Strecke, auf der keine Quelle zu finden ist, bis endlich in der Höhe von 2200 Meter die Mannsquelle (nach dem Botaniker Mann genannt) auftritt. Von ihr bis zu dem 4190 Meter hohen Gipfel findet man unterwegs nicht einen Tropfen trinkbaren Wassers. Der Besteiger des großen Kamerunberges muß also sogar seinen Wasservorrat mitschleppen.

Bedenkt man noch, daß der Reisende von einer wenig zuverlässigen Schar von Trägern umgeben und von Führern begleitet wird, die diesen Namen kaum verdienen, so muß das Gelingen des Unternehmens als das Resultat einer energischen Anstrengung angesehen werden. Die Neger dringen zwar bis in die Höhe von 3000 Meter vor, um auf den Grasflächen zu jagen; aber bis zur eigentlichen Spitze hat sich kein Schwarzer verstiegen und so muß der Weiße hier sein eigener Pfadfinder sein.

Wir haben alle diese Momente zusammengefaßt, damit der Leser beim Verfolgen der anziehenden Schilderungen von Flegel und Zoeller nicht denke, es handle sich bei der Besteigung des „Götterberges“ um einen gewöhnlichen touristischen Ausflug. Der Genuß der herrlichen Naturscenerie muß mit Mühe und Schweiß errungen werden, wenn auch keine Gletscher den Weg zur Spitze hemmen.

Rob. Ed. Flegel auf der Kamerunspitze.

Flegel und Kirk traten ihre Wanderung von Victoria an und verfolgten die von Burton früher eingeschlagene Richtung. Die eingeborenen Führer folgten dabei so genau der von den ersten Besteigern gewählten Tour, daß Flegel unterwegs an einem Baume die Zeichen „A. Mann 680 B.“ fand, welche dieser im Jahre 1862 in die Baumrinde eingeschnitten hatte. Je höher man stieg, desto mehr verlor die Vegetation den tropischen Charakter und nahm mehr und mehr die Formen der gemäßigten Zone an. Bevor Flegel die Mannsquelle erreichte, war sein Wasservorrat erschöpft und er freute sich, mit den reifen Früchten aufgefundener Brombeersträuche seinen Durst löschen zu können. Mehr aber ergötzte ihn ein anderer Fund mitten im Urwald in der Nähe des Aequators: ein duftig Veilchen! „Wie von einem Zauber berührt“, schreibt er, „flogen meine Gedanken zurück um Jahre, über viele Meilen, Meer und Land hin zurück in die Heimat. Noch mehr alte Bekannte aus der Heimat sollten mir hier gewahr werden. Als ich mich bückte, das Veilchen zu pflücken, stach mich eine Nessel; das Veilchen blieb ungepflückt. Ich eilte den andern vorauf, um allein zu sein in dem majestätischen Urwald, dessen Größe, Pracht und ehrfurchterweckendes Rauschen und geheimnisvolles Dunkel ich voll zu genießen in der rechten Stimmung war. Das Scheffellied klang mir in die Ohren: „O, Heimat, alte Heimat, was machst du das Herz mir schwer!“

In der Nähe der Mannsquelle erreicht der Wald sein Ende und es beginnt ein weites busch- und strauchloses Grasland. Die Quelle selbst ist ein mehrere Quadratfuß Oberfläche enthaltendes, kaum einen halben Meter tiefes Loch, zu dem das Wasser von höheren Bodenschichten nur langsam herabsickert und von dem es nur in spärlicher Menge abfließt. Das Wasser aber ist kalt und krystallrein, das herrlichste, das man je in Afrika trinken kann.

Die Quelle bildet die wichtigste Etappe auf dem Wege zum Gipfel, und während die Träger hier rasteten, bestieg Flegel einen benachbarten kahlen Kraterkegel und wurde hier durch eine prachtvolle Aussicht, durch den ersten Einblick in die Welt der Kamerunspitzen, belohnt.

„Ein Bild, wie ich es noch nie gesehen, entfaltete sich hier vor meinen Augen; ich befand mich auf dem Rande eines mächtigen trichterförmigen Kraters, dessen schöner, regelmäßiger Kreis nur nach Südwest nicht vollkommen geschlossen war. Im Norden vor mir lag eine herrliche Gruppe von kahlen Bergen (Helenenberg u. s. w.) von rotbrauner und strohgelber Färbung, hie und da durchzogen mit dunkleren Streifen, Lavawogen. Im Osten begrenzte ein hoher, nach Südost sich senkender Kamm, gebildet von einem mächtigen Lavastrom, den Horizont, im Süden erfreute der schöne, von lichten Wolken umflatterte Kegel des kleinen Kamerun, Mongo-ma-Etindeh, das Auge, während im Westen dichtbewaldete grüne Hügel den Kreis schlossen; und wo das Auge in der Tiefe einen Ruhepunkt suchte, war nichts als Lavageröll und Kraterschlünde. Ringsumher großartiges Schweigen, nur zuweilen durch den Schrei eines hoch über mir schwebenden Adlers unterbrochen. Ich schaute bald hinauf, bald um mich her, bald hinab in die Tiefen, bis ein dichter Nebelschleier alle Herrlichkeiten meinen Blicken verbarg."



R. E. Flegel.

Der Aufenthalt bei der Mannsquelle bedeutet auch einen Wechsel der Ausrüstung. Die Neger ändern hier ihre Toilette und rüsten sich aus, als ob ein russischer Winter bevorstände. Das Thermometer zeigt noch 12—14° C.,

aber es gibt hier auch kühlere Tage und allen Ernstes erzählt der Führer den Bergsteigern, daß hier in letzter Regenzeit ein alter Jäger vor Kälte umgekommen ist, ja, er zeigt sogar die Stelle, wo man ihn tot gefunden. Und darum ziehen jetzt die schwarzen Träger dicke wollene Strümpfe und Hosen an, setzen Mützen mit Ohrenklappen auf ihr krauses Haupt und vergessen nicht die wollenen Decken.

Der Weiße marschiert aber weiter in dem blauen Flanellhemd und -Hose, das zusammengerollte Plaid auf dem Rücken, den Bergstock in der Rechten und eine Flasche Wasser aus der Mannsquelle über der Schulter

Die Graslandschaft ist hier und dort von schmalen Fußpfaden durchkreuzt, es sind Jägerpfade, auf denen man wandert, und von Zeit zu Zeit springt eine Antilope auf und verschwindet hinter den höher gelegenen Graten. Immer höher hinauf zieht sich diese Bergsteppe, man zieht auf ihr, bis der Abend naht, die Sonne untergeht und neue Rast gehalten wird. In einer Bodenvertiefung, welche einigen Schutz gegen den kalten Wind gewährt, wird das Lager aufgeschlagen und mit Morgengrauen geht es wiederum vorwärts.

Nun hört das Gras auf, die Landschaft wird wilder; nichts erblickt das Auge als Lavageröll e und Kraterhöhlen, tiefe Spalten und Risse im Gestein, bedeckt mit Asche und den Wurzelresten der Büschelgräser; denn auch hier wird in der Trockenzeit die Savanne in Brand gesteckt. An Lavasäulen, an mächtigen Blöcken von wunderlichsten Formen vorüber führt der Weg zu einem malerisch wilden Landschaftsbilde. Eine breite und tiefe Spalte in der Lavamasse, umgeben von wunderlich geformten Blöcken, kreuzt unsern Weg; an der Stelle, wo wir passieren, ist sie überdacht, zur Linken eine weite und tiefe Mulde bildend, mit wenigen verkrüppelten Bäumen und gelben Strohblumen bestanden.

Hier ringt noch die Pflanzenwelt um die Herrschaft mit dem toten Gestein. Und noch einmal flackert sie auf wie die verlöschende Lampe. Wiederum beginnt die Graslandschaft; ein Thal schlängelt sich neben unserem Wege;

dort muß eine verborgene Quelle rieseln, denn grüne Bäume und Blumen sprießen in der Thalsohle auf. Und wahrlich dort tritt eine Quelle zum Vorschein, aber nur ein fauliges Wasser sickert aus dem humusreichen Boden; ein Wasser, das man unmöglich trinken kann.

Wir haben die Höhe von 2830 Meter erreicht und sollen nunmehr das letzte Zeichen menschlicher Thätigkeit schauen. Wir trauen kaum unsern Augen. Hat hier ein Alpenklub in der Höhe eine Schutzhütte errichtet? Ein „Haus“ steht dort, wie die Neger sagen, dem Weißen kommt es eher wie ein elender Hundestall vor, ein auf den Erdboden gestelltes Hausdach aus Zweigen und Palmblättern. Eine Schutzhütte ist es doch, zwar nicht für die Touristen, wohl aber für eingeborene Jäger bestimmt; denn hier enden die Jägerpfade und beginnt die öde Wildnis.

Der Weg ist nicht eben; Kessel und Mulden muß man übersteigen und man spürt auf diesem Marsche die Wirkung von Wind und Sonne. Auf den Höhen weht ein scharfer Ostwind und hier ist es eisig kalt; in den Mulden brütet die Sonnenhitze und so zieht man durch kalt und heiß, gewaltige Temperaturunterschiede auf nur 20 bis 30 Schritt Entfernung erleidend.

Die wenigen Sträucher, die noch zu sehen sind, werden immer krüppelhafter, auch die Blumen werden spärlicher, bis endlich nordisches Moos unter dem Aequator zur Herrschaft gelangt und die Lavafelder mit viele Zoll hohem weichem Polster überzieht. Bald verschwindet der große Pic hinter steil aufsteigenden Graten, bald tritt er in den Einschnitten der Schluchten hervor — näher und näher!

Aber es ist noch weit zum Ziel.

Um keinen Preis würde der Neger weiter gehen und so bleiben die schwarzen Träger zurück und die Weißen klettern allein empor über Felder mit weichem Zinder, über Geröll und Schluchten.

Die Gefährten trennen sich, um den besten und bequemsten Anstieg zur höchsten Höhe zu finden. Endlich setzt Flegel den Fuß auf die Spitze des Berges; ein lautes „Juhuheihu!“

entringt sich seiner Kehle, schallt über die Berge und kehrt laut zu dem Rufer zurück.

Welcher Rundblick bietet sich hier dem Auge! Lassen wir jetzt den Augenzeugen, einen der wenigen Sterblichen, die dort hoch über afrikanischen Landen ihren Fuß auf den Götterberg gesetzt, von der Aussicht berichten:

„Es war ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit, das ich da überschaute. Im Westen ein tiefer steiler Abgrund, die Wand rot. Gegenüber zwei gewaltige Kraterschlünde, schwarz und gähnend, eine grauenvolle, schweigende Tiefe. Der zur Linken fast kreisrund, sein rechter Nachbar nach oben kreisförmig, nach unten die Oeffnung in Zacken auslaufend. Nach Norden lag eine Kuppe, die dem Anschein nach noch höher war als der Punkt, auf dem ich mich befand, wahrscheinlich die Albertspitze.

„Ich durfte den Versuch nicht machen, auch dort hinauf zu gelangen, der vorgerückten Zeit wegen, und schien es fast auch eine Unmöglichkeit, über die weiten Zinderfelder zu gelangen. Nach Nordosten und Osten senkten sich erstarrte Lavaströme zu Thal. Im Südwesten hoben sich wieder mächtige Kämme und im Westen und Nordwesten tief unter uns lag eine Welt von Kraterschlünden und Lavageröll, begrenzt durch sehr viele und gezackte Bergrücken. Die beiden großen Kraterschlünde würden unter Künstlerhand ein Gemälde geben, wie es ernster und großartiger nicht ersonnen werden könnte.

„3 Uhr 35 Minuten traf auch Kirk ein und war gleich mir entzückt von dem Anblick. Ich forderte den Mann der Mission, der ein schönes Organ hat und gute Worte braucht, auf, hier ein Gebet zu sprechen und dem Allgütigen zu danken für diesen köstlichen Augenblick, und wir knieten nieder, während er betete. Bevor der Abstieg angetreten wurde, leerten wir noch den letzten Tropfen des in Glasgow gebrannten Hochlandwassers, grüßten die vier Gegenden mit Revolverschüssen und freuten uns am Wiederhall, steckten die leeren Patronenhülsen und einen Zettel mit genauer Angabe von Datum und Stunde und unsern Namen in die leere

Flasche, welche wir alsdann wohlverkorkt zwischen Lavageröll bargen.

„Um 4 Uhr nahmen wir Abschied vom Pico grande, der den Beinamen der Große mit Recht führt. Um 5 Uhr 30 Minuten erreichten wir unsere Leute, welche ebenso hungrig, durstig und abgemattet waren wie wir. Die Sonne sank nun bald und benahm uns die Hoffnung, unsern Lagerplatz mit den warmen Decken zu erreichen. Unser Führer war unwissender als wir in Bezug auf die Richtung, und so lagerten wir denn auf einer Höhe von etwa 3350 Meter in einer kleinen runden Vertiefung im Boden, wo wir etwas Schutz vor dem kalten Ostwinde fanden und mit Hilfe eines Feuers uns leidlich warm erhielten. Tief unter uns grollte ein Gewitter und oben über uns leuchteten die Sterne so freundlich, wie stets, wenn es im Herzen fröhlich ist.“

Ed. Robert Flegel war kein Naturforscher; er war Kaufmann von Beruf und verfolgte durch seine Reisen in Afrika kolonialpolitische Pläne, aber wer ihn näher kannte, der wußte, daß seine Seele poetisch gestimmt war und so hat er uns den großen Kamerun nicht gelehrt geschildert, sondern ein echtes Stimmungsbild jener eigenartigen Höhenwelt entworfen. Freilich wußte er damals noch nicht, daß in wenigen Jahren diese Welt von Kratern ein Stück deutschen Gebietes werden sollte!

Hugo Zoellers Expedition zum „Götterberg“.

Hugo Zoeller, der im Jahre 1884 die Besteigung ausführte, schlug einen andern Weg ein. Er wählte das Dorf Bota an der Küste der Ambasbai zu seinem Ausgangspunkt. Sein Bericht, der in dem Werke „Kamerun“ enthalten ist, führt uns mehr in das Detail ein. Zoellers Expedition war mit größter Hast ausgeführt. Bevor er nämlich noch erfahren, daß Rogozinski mit den Häuptlingen im Kamerungebirge Verträge im englischen Interesse abgeschlossen hatte, verabredete er mit diesem die Expedition. Zoeller wollte sein Wort halten und so einigten sich die Reisenden dahin, daß

sie während der Besteigung die Politik ruhen lassen würden, Zoeller aber nach Beendigung derselben alles daran setzen würde, die Pläne und Abmachungen Rogozinskis zu durchkreuzen. Veranlassung dazu gab nach Zoellers eigener Aussage der Kamerunberg selbst.

Als das Schiff sich Kamerun näherte, brach ein Tornado aus und nach dem Vorüberziehen desselben begab sich Zoeller auf das Verdeck. „Noch herrscht", so berichtet er, „eine undurchdringliche Finsternis und doch genieße ich mit kurzen Unterbrechungen einen Anblick von so schauerlich großartiger Schönheit, daß, wie ich fest überzeugt bin, selbst die lebendigste Beschreibung auch nur annähernd zutreffende Vorstellung von der Wirklichkeit zu geben vermöchte. Das Ungewitter hat sich verzogen, vielmehr, wie das an dieser merkwürdigen, von den höchsten Bergriesen Westafrikas überragten Meeresbucht besonders häufig vorkommt, in mehrere Teile zerspalten. Während die eine Hälfte noch weit draußen im Meere durch das elektrische Leuchten der schwarzen Wolken erkennbar ist, umhüllt die andere gleich einer gigantischen Kappe den Gipfel des Götterbergs, der, während in dieser Sekunde schwärzeste Finsternis alles umhüllt, schon in der nächsten, von dem Lichte zahlloser Blitze umstrahlt, in beinahe greifbarer Nähe hervortritt. Man wird vielleicht für eine Uebertreibung halten, was dennoch die vollste und buchstäbliche Wahrheit ist, daß ich nämlich den westafrikanischen Montblanc mehrfach so dicht vor mir sah, als ob ich nach ihm hätte greifen können, und daß ich dann wieder zu seiner in unnahbarer Ferne erscheinenden Riesenspitze hinaufschaute, als ob sie just im Zenith gestanden hätte; solche Täuschungen



Hugo Zoeller.

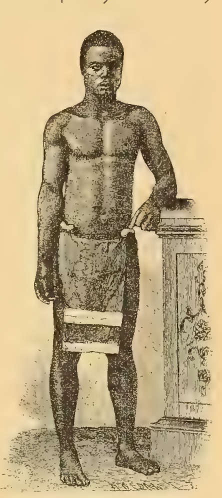
bringt die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft mit sich, wie sie ausnahmslos jedem Tornado zu folgen pflegt.

„Das seltsame fremdartige, nie gesehene Bild hatte mein innerstes Wesen aufgewühlt, hatte eine Stimmung in mir hervorgerufen, die ich nicht besser zu schildern weiß, als indem ich gestehe, daß ich mir selbst in jener Stunde den Schwur leistete, falls es Menschenmöglichkeit sei, dieses Zauberland oder wenigstens einen Teil davon für mein Vaterland zu retten."

Die Marschroute, welcher Zoeller folgte, war von Rogozinski auf Grund früher bei den Eingeborenen eingezogener Erkundigungen entworfen worden. Sie führte über Bota und Boanda auf einem alten Jägerpfade; sie bot den Vorteil, daß der Anstieg sanft war, aber sie hatte auch den Nachteil, daß der Pfad, den einmal schwarze Jäger in den Urwald eingeschnitten haben mochten, längst wieder zugewachsen war und die Reisenden sich demnach selbst eine Straße eröffnen mußten.

Die Ausrüstung für die Expedition besorgte Zoeller teils in Fernando Po, teils in Victoria. Für die Europäer wurden hauptsächlich europäische Fleischkonserven, Biskuits und Wein (in einer 17 Flaschen enthaltenden Demijohnflasche), zu Geschenken für die Eingeborenen Zeuge und Blättertabak und als Nahrung für die zehn von Rogozinski gestellten schwarzen Träger 120 Pfund Reis, sowie etwas Rum mitgenommen. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, die Schwarzen, die an das kältere Klima des Gebirges nicht gewöhnt waren, mit wärmenden Kleidungsstücken und Decken auszustatten. Da Zoeller in Fernando Po und Victoria eine hinreichende Anzahl von Wolldecken nicht hatte auftreiben können, so war er gezwungen, deren an den verschiedensten Orten zu leihen. Das gesamte Gepäck wog beim Aufbruch etwas weniger als 600 Pfund und wurde in zehn ungefähr gleiche Lasten verteilt. Als Führer sollte derselbe in Angola geborene, aber in Victoria lebende Schwarze Namens Silva dienen, der bereits Comber, wenn nicht zur Spitze, so doch sehr hoch hinauf begleitet hatte.

Am 8. Dezember 1884 setzte die Expedition, Zoeller, Rogozinski, Janikowski, der Führer und die zehn Träger, von der Insel Mondole nach Bota hinüber. Der Stamm, der hier ansässig ist, ist der Bakwiristamm; in dem schlecht gebauten Dorfe regierte damals „König“ John, der eine bleierne Krone trug und ziemlich albern war. Hier wurden die Kru-Leute, die als Träger dienten, mit Alpenstöcken ausgerüstet, und man brach nach einem kurzen Aufenthalte nach dem nächsten Dorfe Mokunda oder Mukunda auf. Der Weg führte beständig durch ein tiefes, jede Aussicht abschneidendes Meer von Vegetation, welches unbeschreiblich schön und unbeschreiblich üppig erschien. Hier und dort erhoben sich in dem dichten Gewirr von Bäumen und Lianen, Oelpalmen, welche deutliche Spuren menschlicher Pflege verrieten; am Erdboden lagen Tausende und Abertausende verfaulender Orangen. Der Marsch in diesem Walde war jedoch äußerst beschwerlich, obwohl es einstweilen gar nicht besonders steil bergan ging. Die Hitze war unerträglich und das Thermometer zeigte 35° C. im Schatten. „Man denke sich eine Besteigung des Montblanc bei der Temperatur eines wohlgeheizten Palmenhauses!“ Nach anderthalb Stunden wurde Mokunda erreicht. Vor dem Dorfe, in den breiten, in den Wald gehauenen Lichtungen standen mit Steinschloßgewehren bewaffnete Schildwachen. Mokunda befand sich im Krieg mit einem benachbarten Dorfe.



Kruneger.

Von hier ging es zu dem auf dieser Seite des Gebirges höchstgelegenen Dorfe Boando. Die Entfernung bis dahin betrug 2½ Stunden. Vulkanisches Gestein oder dunkelbrauner Lehm bildete den Boden, auf dem sich der Pfad bergauf und bergab schlängelte. Nicht ein einziger Bach war zwischen Bota und Boando zu finden, wohl aber passierte die Expedition Thäler, durch die zur Regenzeit

reißende Bergbäche dahinsausen mögen. Die Vegetation war, da ja die Regenzeit erst eben zu Ende gegangen war, unbeschreiblich üppig, aber die große Menge der vermodernden Pflanzenstoffe verbreitete einen nichts weniger als angenehmen und an unsere Kirchhöfe erinnernden Verwesungsgeruch. Man schreitet durchweg in engem Gange dahin, sei es zwischen hohem Schilf oder Riedgras, das sich zwischen unsern Köpfen zusammenschließt, sei es zwischen Buschwerk, sei es zwischen den von hohen Palmen, Akazien oder afrikanischen Eichen, herunterhängenden Lianen, die, wo sie den Weg versperren, mit dem Buschmesser durchhauen werden müssen. Anders als auf den schmalen Fußpfaden und im Gänsemarsch vorzudringen, würde hier, wo der Pflanzenwuchs so äußerst dicht ist, ganz unmöglich sein. Auf der letzten Strecke vor Boando ging es so äußerst steil bergauf und an schlüpfrigen Pfaden wieder bergab, daß die Reisenden ihre Alpenstöcke dringend nötig hatten. Uebrigens merkten sie schon in Mokunda an der Häufigkeit der Bergstöcke, daß hier ein an Gebirgsreisen gewohntes Volk wohnt.

Die Ankunft der Weißen in jenen Dörfern bildet immer ein Ereignis und auch die Ankunft der Zoellerschen Karawane wurde von Mokunda nach Boando gemeldet und zwar durch die berühmte Trommelsprache. Einige Stämme des Kamerunvolkes, und zwar in erster Linie die Dualla, haben es in Bezug auf Lautsignale weiter gebracht als irgend eine europäische Nation. Vermittelst verschiedenartiger, namentlich auch langer und kurzer Trommellaute, können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mitteilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch dieses Trommeln von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft herüberschallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserem Militär üblichen, sondern wir haben es hier mit einer vollkommen ausgebildeten Sprache zu thun, vermittelst deren man nicht nur einige der Zahl nach sehr beschränkte Befehle, sondern alles und jedes mitteilen kann. „Häufig,“ berichtet H. Zoeller in der Gartenlaube, „wenn ich mit den eingeborenen Begleitern aus dem unteren Kamerungebiet land=

einwärts reiste, war es mir angenehm, durch ihre Kenntnis der Trommelsprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte, und was man etwa gegen uns im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen, bald teilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil ich ihn beim Vorübermarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe, bald wurde jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, sich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. Die Trommelsprache muß gleich jeder andern Sprache erlernt werden, und es gibt recht begabte und hochstehende Neger, wie z. B. Jim Equalla in der Didostadt, die ihrer nicht mächtig sind. Auf Dualla heißt Wasser ‚Madiba‘, aber in der Trommelsprache heißt es: ‚To-ku-lo-o-ku‘. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommelsprache bedient — ein ausgehöhlter Holzklotz — bloß wenige, allerdings sehr modifizierbare Töne besitzt, so müssen die Worte der Trommelsprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommelsprache im großen und ganzen innerhalb jenes Gebiets, wo sie überhaupt bekannt ist, die nämliche zu sein scheint, so gibt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe und die es mit sich bringen, daß sich hier bloß gewisse Gruppen von Dörfern untereinander verständigen können. Von keinem anderen Volke der Welt weiß man, daß es ein ähnliches Verständigungsmittel erfunden hätte. Zwar kennt man auch am Kongo Hornsignale, durch die sich gar mancherlei mitteilen läßt, aber soviel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Kamerunland das Signalwesen zu einer vollkommenen Sprache ausgebildet worden. Und das seltsamste ist, daß diese Sprache nicht bloß getrommelt, sondern auch wie ich bereits oben mit dem Worte ‚To-ku-lo-o-ku‘ angedeutet habe, gesprochen, beziehentlich mit dem Munde nachgeahmt werden kann. Wenn die Eingeborenen, Händler, sich in Gegenwart von Europäern, die des Dualla-Idioms mächtig sind, untereinander verstän-

digen wollen, so ahmen sie die Trommelsprache nach. Jedenfalls gehört ein außerordentlich feines Gefühl dazu, um diese Sprache verstehen zu können."

Dank dieser Trommelsprache waren die Einwohner von Boando auf die Ankunft der Touristen vorbereitet. Aber in den Negerdörfern gibt es keine Wirtshäuser und so stritten um die Ehre und den Gewinn des Empfanges der weißen Gäste die beiden Häuptlinge des Dorfes Monika und Mukumba. Der erstere war als ein Raufbold verschrieen und so wurde bei Mukumba Quartier genommen. Leider gibt es in den Bakwirihäusern auch keine Gastzimmer, das Haus Mukumbas bestand aus einem einzigen großen Gemach, dessen Fußboden gestampfter Lehm bildete. Die Weißen mußten diesen Raum nicht nur mit dem Häuptling und dessen zahlreicher Familie, sondern auch mit den Kruleuten und — vielen Ziegen, Hunden und Hühnern teilen. Die Touristen mußten sich nun helfen, so gut sie eben konnten; vermittelst der Gepäckstücke errichteten sie einen reservierten Platz für sich, ließen einige der geschweiften Stühle der Neger herbeibringen und stellten sie zu Betten zusammen.

Dann sah man sich in Boando um. Die Lage des Ortes war nicht übel. Palmen und Bananen wachsen hier noch, tragen aber keine Früchte; hier in einer Höhe von 500 Meter scheint die Grenze der Palmen zu beginnen. Man sah auch bestellte Felder, auf denen Koka, Yams und Bataten gepflanzt waren; obwohl aber die Reisenden hohe Preise für diese Lebensmittel boten, wurde nichts verkauft, denn die Bakwiri behaupteten, diese Lebensmittel reichten gerade noch für den eigenen Bedarf aus. An Kühen, Ziegen und räudigen Hunden schien dagegen kein Mangel zu sein, die letzteren von einer besonders häßlichen und schäbigen Spielart gelten hier als Leckerbissen.

Nach der öffentlichen Begrüßung, wobei Zoeller ein halbes hundert unsaubere Pfoten hatte drücken müssen, wurde ihm nicht ohne einen gewissen Pomp ein mageres Spanferkel überliefert. Das war das übliche Geschenk, für welches die Neger eine Gegengabe erwarteten, welche in einigen

Bündeln Tabak bestand. Die Bakwiri waren damit zufrieden, denn sie sind starke Schnupfer und führen ihre eiförmigen hölzernen Tabaksdosen stets mit sich. Sie trockneten auch den geschenkten Tabak ohne Verzug und zerstampften ihn zu Schnupftabak. Das Rauchen ist bei ihnen nicht üblich, und Häuptling Monika, der auf Zoellers Vorschlag geneigt schien, seinen Namen in Harmonika zu verändern, widerfuhr es mehrfach, daß er das verkehrte, bereits angezündete Ende der ihm geschenkten Zigarre in den Mund steckte. —

Die erste Nacht auf dem Wege zum großen Kamerunberge verlief nicht besonders angenehm. In dem einzigen Gemach brannte die ganze Nacht hindurch Feuer und erfüllte die Luft mit dichtem Qualm, der die unerträglichen Sandfliegen vertreiben sollte. Er vertrieb aber nicht ein anderes Geschlecht der Nacht, die eilfertigen Ratten, die plötzlich über die Schlafenden hinweghuschten und ihre langen Schwänzchen über das Gesicht des Erwachenden gleiten ließen. Dabei litt Zoeller bereits am Fieber.

Der Morgen brach an und die Temperatur wurde gemessen. Sie hatte am vorhergehenden Tage in Bota um 10 Uhr morgens 35° C., in Klein-Mokunda um 1 Uhr mittags 31° C., in Boando um 6 Uhr abends 37° C. betragen und jetzt um 6 Uhr morgens zeigte das Thermometer 23° C. Der Morgen brachte neue Sorgen.

Der Führer Silva, der behauptet hatte, den Weg genau zu kennen, hatte den Weißen etwas weisgemacht. Schon beim Aufbruch von Boando stellte sich heraus, daß Silva nicht wußte, wohin. In dem Gewirr des Urwaldes konnte man auf eigene Faust unmöglich vordringen, und so mußte man sich nach einem Führer umsehen, der die Expedition wenigstens bis zur Mannsquelle geleiten würde. Dies war leichter gesagt als gethan und der Vormittag verging, bis sich vier Leute bereit erklärten, für je zwei Faden Zeug und ein Bündel Tabak als Wegweiser zu dienen und einen Pfad durch den Urwald zu bahnen.

Zum drittenmal verschwand die Expedition in dem

dichten Urwald, der so feucht war, daß man am Grunde des Meeres durch die dortige üppige Tang-Vegetation zu marschieren glaubte. Hier trat ein neues Hindernis hinzu. Den Pfad, auf dem man bergauf schritt, hatten einst Bakwirijäger gehauen; er war für Zoellers Karawane zu niedrig; denn die Bakwiri tragen ihre Lasten auf dem Rücken, die Krus dagegen auf dem Kopfe. Darum mußte der Gang jedesmal erweitert werden, wodurch sich das Vordringen arg verzögerte. Eriodendren und Wollbäume waren auch hier die Riesen des Waldes. Ab und zu ging es aber auch einmal durch Dickichte von Blattpflanzen, die von doppelter Mannshöhe sein mochten, dabei war der Pfad keineswegs glatt getreten. Verwesende Pflanzenreste, Baumwurzeln bedeckten ihn überall, so daß man nicht ging, sondern vielmehr vorwärts stolperte; außerdem mußten jede paar Minuten umgestürzte Baumstämme, die quer über dem Pfad lagen, überklettert werden. Daß auf einem solchen Wege bei der unerträglichen Hitze die mit 50—60 Pfund Gepäck beladenen Krus nur langsam vorwärts konnten, erscheint selbstverständlich.

Den Pfad der Jäger kreuzten von Zeit zu Zeit andere Pfade. Es waren jene Gänge, welche die Elefanten auf ihren Wanderungen in dem Urwald zu brechen pflegen. „Sehr häufig," berichtet Zoeller, „sahen wir die roten Beeren jener wildwachsenden Kaffeepflanze, aus der wahrscheinlich durch Veredlung der Liberiakaffee entstanden ist. Da der Gedanke, als ob hier im Urwalde und in niemals bewohnt gewesenem Lande jemals Kaffee gepflanzt worden sei, vollkommen ausgeschlossen ist, so muß also der Kaffee hier wohl einheimisch sein. Uebrigens soll in dieser und in mancher andern Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Pflanzenwelt Abessiniens und der des Kamerungebirges bestehen."

Der Marsch an diesem Tage wurde noch durch einen anderen Umstand verzögert. Abseits von dem eingeschlagenen Wege in der Entfernung von einigen Kilometern liegt der von Thomson entdeckte Wasserfall des kleinen Flüßchens Kelle,

das zwischen Lay Limbo und Kap Debundscha ins Meer mündet. Da man nicht sicher wußte, wann die Mannsquelle erreicht werden würde, wurden einige Krus nach dem Wasserfall gesandt, um in großen korbumflochtenen Flaschen (Demijohms) Trinkwasser zu holen.

Nachmittags 5 Uhr traf die Expedition auf einem freien runden, von hohen Bäumen überragten Platze ein, hinter dem sich eine kleine Höhle befand, welche von den Eingeborenen Issuma, d. h. Loch, genannt wird. Da diese Höhle den Krunegern einigen Schutz gewähren konnte, beschloß man, zu halten und die Nacht dort zu verbringen. Die Temperatur war hier bereits bedeutend kühler und betrug 3 Uhr morgens 15 ° C., 6 Uhr morgens 17 ° C. Die Sandfliegen ließen sich hier nicht mehr sehen, um so lästiger wurden aber von jetzt ab wilde Bienen und verschiedene Ameisenarten.

Am nächsten Morgen, dem dritten Tage des Aufstiegs, blieb die Scenerie dieselbe. Es ging unaufhörlich bergauf, bald durch buschbewachsene Thäler, bald über Felsgrate, die mit gewaltigen, von Lianen umschlungenen Riesenbäumen bestanden waren. Allerwärts herrschte eine Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, die von wenigen Tropenländern, wenn überhaupt von einem übertroffen werden dürfte. Ueber der Lava, deren verwitterte Blöcke überall umherliegen, lagert eine dicke Schicht dunkelbrauner, fetter und äußerst fruchtbarer Humuserde. Jeden Augenblick versinkt man, wenn morsche Aeste oder Bäume unter den Füßen zusammenbrechen, in tiefe Löcher und mehrmals stürzten die Kruleute mitsamt ihren Lasten zu Boden. In solchem Walde vermischen sich Tod und Leben, aufsprießende und absterbende Vegetation auf eine wunderbare Art. Moosbedeckte bärtige Bäume, Farne in allen Formen, und etwas höher hinauf auch Baumfarne, verleihen der Scenerie ein ganz eigenartiges Gepräge.

Zoeller marschierte jetzt immerfort an der Spitze, wo unter seinen Augen die Bakwirileute um so eifriger an der Lichtung des Weges arbeiteten. Unter ihren säbelartigen

Buschmessern knickten die Aeste zusammen und lichtete sich das Buschwerk, daß es eine Freude war zuzusehen, und wenn manchmal ein Knäuel von Lianen zerhauen wurde, sah man den milchfarbenen Kautschuksaft hervorquellen, der mit der Zeit wohl zu einer Quelle des Wohlstandes für die Neger werden wird!

Kurz vor Mittag kam unerwartete Hilfe für die Bahnbrecher. Einer der Häuptlinge von Boando, Namens Dikko, erschien mit sieben Leuten, einer Lebensmittel tragenden Frau und einem jungen Mädchen, um den vier Führern beim Buschlichten behilflich zu sein. Natürlich dachte er dabei an gute Belohnung, die ihm die Weißen geben würden, aber er wurde gern begrüßt. In der kühleren Luft (die Temperatur betrug selbst um 12 Uhr mittags erst 19 ° C.) fühlten sich die Weißen frischer, aber die Kruleute froren bereits und zeigten sich erschlafft und ermattet, während die nur mit einem leichten Hüftentuch bekleideten Bakwiri an das Gebirgsklima gewöhnt waren. Der Weg wurde jetzt rascher gebahnt. Die Marschkolonne, die nunmehr aus 25 Köpfen bestand, nahm eine nicht unbeträchtliche Länge an. Die Tete mit Zoeller war den Trägern stets ein bis zwei Kilometer voraus. Die vordersten konnten auf dem schmalen gewundenen Pfade die hintersten nicht sehen, aber die Bakwiri hatten ihre Alpenhörner mitgebracht und verständigten sich durch diese mit den Zurückgebliebenen. Unter Hornesklang zog man also bergan, und wenn die Hörner schwiegen, hörte man Vogelgesang oder die eigenartigen Rufe nichtsingender Vögel und dazwischen das Regen verkündende Gebrüll der Affen.

Als die Sonne am höchsten stand, wurde auf einem Felsgrat Halt gemacht. Bald flackerte lustig das Lagerfeuer und man kochte ab. Dieselbe Ration wie immer. Für die Weißen Cornedbeef, Reis für die Neger. Die Bakwiri aber sammelten sich um den großen Winzerkorb, den die Frau auf ihrem Rücken bergauf geschleppt hatte, und langten nach Koka und Plantanen. Man aß mit Appetit und war gehobener Stimmung, denn der Wald sollte

bald enden. Um 2 Uhr 20 Minuten brach die Expedition wieder auf. Der Weg war sehr steil, aber der Pfad lichter, schien in jüngster Zeit mehrmals benutzt worden zu sein. Es gab darum weniger Aufenthalt.

„Urplötzlich — es war 4 1/2 Uhr,“ berichtet Zoeller, „sah ich, ohne daß die Vegetation sich im mindesten geändert hätte, etwas Dunkelbraunes durch das Grün des Waldes hindurchschimmern. Sollten dies endlich jene des Waldkleides entbehrenden höheren Teile des Gebirges sein, denen wir uns nun schon mehrere Tage lang genähert hatten, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen? Noch war ich im ungewissen, als ich am Rande des hier so scharf wie mit einem Messer abgeschnittenen Waldes stand und eine gewaltige, anscheinend kahle, aber wie ich später fand, mit Gras bewachsene Bergmasse sich vor mir auftürmen sah. Eine gleich scharfe Trennung zwischen Wald und urwaldlosem Gebiet habe ich bei keinem anderen Gebirge der Welt beobachtet. Es fehlt jeder, auch der leiseste Uebergang. Hier Gras ohne Baum und ohne Busch, dort, ein paar Fuß weiter, himmelaufragende Bäume mit ebenso dichtem Unterholz wie drunten an der Bai von Victoria.“

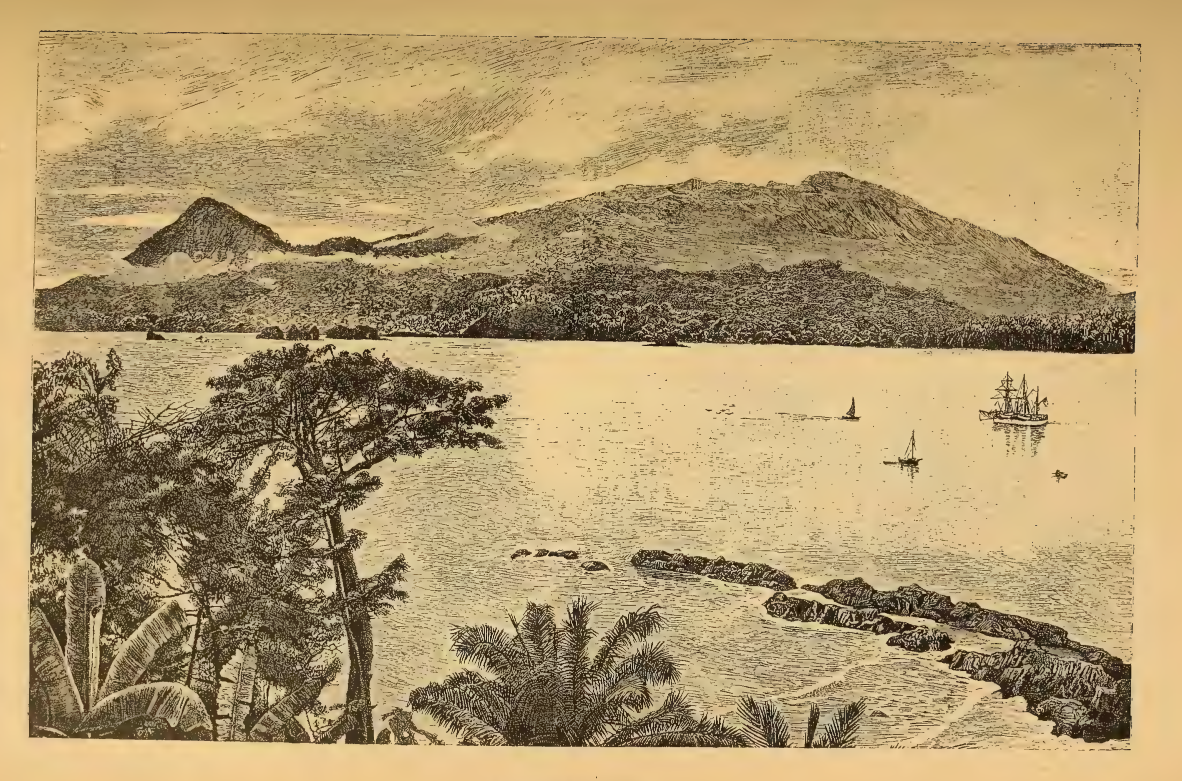
Von hier war die Mannsquelle nur anderthalb Stunden entfernt. Wo lag sie aber? Mußte man geradeaus, rechts oder links gehen? Der Führer Silva schwieg; er kannte den Weg nicht und der wegekundige Dikko setzte sich mit seinem Gefolge am Rande des Urwaldes nieder. Mit freudigen Blicken beobachtete er die wachsende Verlegenheit der Weißen. Sie wollten dort oben hinauf zum Sitz des Götterberges, den kein Schwarzer ungestraft betreten darf. Was suchten sie dort? Der Neger wußte es: eine Medizin. Und sie mußte besonders wertvoll sein, da sie so weit hergekommen waren, um sie zu holen. Er freute sich wie ein glücklicher Jägersmann; sie mußten ihn um Hilfe bitten und ihm diese Hilfe gut bezahlen. Und es kam so, wie Dikko dachte. Die Weißen baten und Dikko wurde nach langem, klugem Zögern mit ihnen handelseins; durch die

braune Hochgebirgssavanne geleitete er sie sicher, wenn auch auf einem beschwerlichen Wege, zu der Quelle, die wir schon mit Flegel besucht haben.

Seit dem Jahre 1877 hatte sich hier manches verändert. Einige hundert Schritt von der Quelle, in einem kleinen Walde, der in einem geschützten Thale lag, standen vier Hütten. Es waren jene billigen, aus den Blattstielen der Raphiapalme erbauten Häuser, von denen ein Stück etwa 30—40 Mark kostet. Sie haben nur ein Zimmer, aber keine Fenster, und eine Thür, die nicht verschlossen werden kann, weil nur die Thüröffnung vorhanden ist. Sie standen leer. Wer hatte sie gebaut und verlassen? Das ist eine interessante Geschichte, die wir später noch ausführlich erzählen werden: die Geschichte von den Kameruner Schweden, die anfangs 1884 nach Kamerun gekommen waren und berühmte Jäger, wie Coopers Wildtöter, werden wollten. Sie hatten sich bis zur Höhe der Mannsquelle verstiegen und hier gelebt und gejagt, bis sie erkannten, daß man mit Phantasien nicht weiter vorwärts in der Welt kommen kann und nach Mapanja an den Flanken des Kamerunberges gingen, um dort eine segensreiche Thätigkeit zu entfalten.

Dikko, der Führer, eilte mit seinen Leuten voraus und belegte die beste der Hütten mit Beschlag. Es war die Hütte, in der die Schweden selbst gewohnt hatten. Er blieb aber nicht lange im Besitz derselben; die Weißen, anfangs über die Unbescheidenheit verwundert, glaubten doch, an die Hinterlassenschaft der Schweden ein besseres Anrecht zu haben und exmittierten Häuptling Dikko samt seinen Mannen, Weib und Mädchen. Sie nahmen die beste Hütte für sich, die zweitbeste wurde den Krus angewiesen und zwischen den beiden schlechtesten konnte Dikko nach Belieben wählen.

Die schwedischen Jäger hatten in der Nähe der Hütten auch einen sehr gut gepflegten Garten angelegt; er war noch nicht ganz von Unkraut überwuchert, und Zoeller entnahm demselben Petersilie, Rüben und einige andere Gemüse, aus denen mit Zusatz von Cornedbeef eine Suppe gekocht werden sollte. Inzwischen trugen die Leute Brenn=



Das Kamerungebirge.



holz und Wasser herbei. Bald flackerte die Flamme und über den Hütten kräuselte ein Rauchwölkchen empor. Leben herrschte wieder in der kleinen verlassenen Siedelung — dem stillen Jägerheim.

Die guten Schweden. Sie hatten ein paar Pritschen zurückgelassen, auf denen die Weißen ihre Decken ausbreiten konnten und nach langer Zeit die Wohlthat einer europäischen Bettstelle genießen durften. Der gute und der schlechte Führer, Silva und Dikko, wurden jetzt zu Gnaden aufgenommen; es wurde ihnen gestattet, das Gemach mit den Weißen zu teilen, aber mit der Verpflichtung, das mitten in der Hütte angezündete Feuer, welches die ganze Nacht hindurch brennen sollte, gut zu nähren. Die Schweden hatten in der That dafür gesorgt, daß die deutsch-polnische Expedition an der Mannsquelle eine regelrechte Schutzhütte vorfand. Zoeller war um diese Zeit noch etwas leidend. „Mir mußte noch ein wenig Fieber im Kopfe stecken," schreibt er, „denn halb im Traum glaubte ich mehrfach durch die dichten Rauchwolken unseres Feuers hindurch die Gestalt eines fremden weißen Mannes zu entdecken, der die Eindringlinge in diese Hütte zu betrachten schien."

Am andern Morgen trat Dikko mit seinen Leuten an und nahm den Führerlohn in Empfang; die Gesellschaft trollte mit Baumwollzeug und Blättertabak ab, hinab ins Thal. Die Herren mußten zufrieden sein, denn noch aus weiter Ferne ertönten lustig ihre Alpenhörner.

Um 8 Uhr setzte sich aber die auf 14 Köpfe zusammengeschrumpfte Karawane der Bergsteiger in Bewegung, um den Pfad zur „Jägerhütte" aufzusuchen.

Die Europäer marschierten noch wie früher, bloß mit Stiefeln, Strümpfen, Hemd, Hose und Helm bekleidet, und fühlten sich wohl, obwohl sie bereits ein europäisch frischer Lufthauch umspielte. Immer gewaltiger wurden hier die Spuren früherer vulkanischer Ausbrüche. Der Weg führte über erstarrte, gleich endlosen Eisenbahndämmen das Land durchziehende Lavaströme, die sich hier und dort zu abenteuerlich aussehenden Riesengebilden aufgetürmt hatten. Unter

anderem war auch eine große Fläche zu sehen, wo dicht-gedrängt spitze, beinahe nadelförmige Blöcke emporragten, als ob es ein Maisfeld wäre. Alle diese Lavaströme verraten durch starke Verwitterung ihr hohes Alter. Trotz der Schwierigkeiten, die das Terrain bietet, ist der Marsch doch angenehm, denn in dieser Höhe gibt es keine Sandfliegen, keine Moskitos und keine Schlangen mehr.

Eine Stunde ist bereits verflossen, seitdem man die Mannsquelle verlassen, da wird der Fußpfad erreicht; er ist schmal und tief ausgetreten, eine Rinne, nicht breiter als der Negerfuß. Er ist kein Jägerpfad, wie man annehmen möchte, sondern ein Saumpfad, eine Handelsstraße, die über den Gebirgskamm von Dorf zu Dorf führt. Freilich liegen die Dörfer tief unten; denn die höchstgelegenen Ortschaften des Kamerungebirges sind in einer Höhe von 900—950 Meter zu finden, während wir hier schon 2400—2700 Meter über dem Meeresspiegel stehen; doch der Pfad steigt noch höher hinan bis zu 3300 und 3600 Meter. Mit europäischen Stegen kann man den Pfad nicht vergleichen; der Europäer kann in dieser ein paar Zoll tiefen Rinne kaum vorwärts kommen und nach einer Viertelstunde verläßt er ihn und marschiert daneben.

An der Grenze des Waldes ist das bräunliche Gras sehr hoch und erschwert in höchstem Grade das Gehen; aber einige tausend Fuß höher verkrüppelt es im steinigen Boden. Nur in Mulden und Thalkesseln, die Feuchtigkeit ansammeln und vor den Winden geschützt sind, findet sich eine üppigere Vegetation. Hier treten noch kleine Baumgruppen auf, oder die Kessel sind mit hellfarbigem, beinahe gelblichweißem Buschwerk besetzt. Aber es sind nur winzige Oasen, die man in diesem Grasgebiete antrifft, und die namentlich darum unser Interesse fördern, weil wir hier vorwiegend europäische Pflanzen vorfinden.

„Die Scenerie ist hier oben großartiger, wenn auch vielleicht weniger anmutig als drunten im Waldlande. Ringsumher sieht man, während Nebel und phantastisch geformte Wolkengebilde durch die Thäler aufwärts getrieben

werden, bräunliche, ab und zu mit grünen Waldflecken bedeckte Berge, aber der Gipfel des großen Vulkans bleibt zunächst noch unsichtbar. Wir lassen den großen ‚Erdwerk-Krater', der wie eine Redoute aussieht, zur linken Hand liegen und passieren binnen einer Stunde noch drei andere winzige Krater. Was auf den Karten als Kamerunberg bezeichnet ist, stellt in Wirklichkeit gar keinen einzelnen Berg, sondern ein ganzes Gebirge von mehreren hundert auf einem sehr unebenen Plateau aufsteigender Bergkegel dar. Es scheint, wenn man Stunde um Stunde bergauf und bergab steigt, als ob man einen ganzen Weltteil von bräunlichen, grasbewachsenen Kuppen vor sich hätte. Das Kamerungebirge soll — aber niemand hat sie gezählt — etwa 70 erloschene Krater umfassen."

In der Nähe der Jägerhütte geht es steil bergan und man gelangt aus dem Bereich des Grases hinaus in einen schönen, ein äußerst flaches Thal ausfüllenden Wald. Es sind hohe, lichte, den Individuen unserer europäischen Wälder gleichende Bäume, nur mit dem Unterschiede, daß außer ungeheuren Troddeln silberweißen Mooses auch tropische Lianen von ihren Aesten und Zweigen herunterhängen. Das Unterholz und Gestrüpp scheinen fast bloß europäische Pflanzen zu enthalten. Da sind Farne wie in unsern Wäldern, Heidekraut, duftende Minze und allerlei buntblühende Blumen der Heimat.

Jetzt erblickt man auch zur Linken einen gigantischen von Ost nach West sich erstreckenden Bergwall, auf dem einige vulkanische Bergriesen, unter ihnen der große Kamerunberg, aufsitzen.

Um 10 Uhr 45 Minuten, also nach etwa dreistündigem Marsch, wurde die „Jägerhütte" erreicht. Wir kennen sie bereits aus der Beschreibung Flegels. Von hier aus sollte die Besteigung des Piks unternommen werden. In der Nähe der Hütte fand der Hauptmann der Kruleute in einem Thale eine Lache schmutzigen Wassers, dieses aber war völlig untrinkbar, und die Vorsicht riet den Bergsteigern, hier in dem Biwak sich mit einem reichlicheren Wasservorrat zu ver-

sorgen. Er sollte nachmittags von der Mannsquelle heraufgeholt werden. Inzwischen wurde wieder abgekocht.

Die Hütte wurde den Krus angewiesen, für die Europäer dagegen, nachdem der Boden ein wenig von Pflanzen und Reisig gereinigt und Zeltstangen gehauen worden waren, ein Zelt aufgerichtet. Bald flackerte hier, wo es durchaus nicht an abgestorbenem und saftlosem Brandholz fehlte, ein lustiges Feuer zum Himmel empor. Kessel über Kessel wurden darauf gesetzt, und bald verbreitete sich in der Atmosphäre ringsumher der Duft von kochendem Reis, von Cornedbeef und Thee. Der „Tisch“ wurde gedeckt, er sah nicht besonders reinlich aus, denn man mußte mit Wasser sparsam umgehen, und Teller, Messer und Gabel wurden nur mit einem aus Blättern verfertigten Wisch gereinigt. Aber unter solchen Umständen muß man schon ein Auge zudrücken.

„Wir Weiße,“ schreibt Zoeller, „hatten inzwischen auf einer Stelle, die bereits von Gras und Unterholz gereinigt worden, unsere Decken ausgebreitet und alle, Schwarze sowohl wie Weiße, gaben sich, während zahllose Vögel in den Bäumen über uns sangen und zwitscherten, während Bienen summten und Grashüpfer zirpten, der wohlverdienten Ruhe hin. Ich habe niemals einen Ort gesehen, wo Moose in solch verschiedenen Arten und Formen zu finden gewesen wären, wie hier bei der Jägerhütte. Und dann die Farne und die Blumen und die lianenumschlungenen Riesenbäume, auf denen ein Reichtum von großen und kleinen Vögeln sich wiegte, wie man ihn in unseren eigenen Wäldern seit Erfindung der Feuergewehre nicht zu sehen und zu hören bekommt.“

Hier oben auf der Höhe von 2800 Meter war es nicht mehr so feucht wie im Waldgebiet, und um 12 Uhr mittags zeigte das Thermometer, während die Sonne schien, 18° C. und, wenn sie von Wolken umhüllt war, 16°.

Nachmittags wurde alles noch vorhandene Wasser in Kessel und Töpfe gefüllt, und Freiwillige, die sich von den Krunegern meldeten, noch einmal mit den leeren Demijohns zur Mannsquelle geschickt. Sie kehrten schon um 5 Uhr mit dem köstlichen Naß zurück.

Obwohl in diesen Höhen selbst Ratten und Mäuse fehlen, verlief die Nacht nicht besonders ruhig. Die Weißen im Zelte wachten von Zeit zu Zeit auf; denn eine innere Unruhe erfüllte sie: die Frage, ob auch morgen das Werk gelingen werde. Und noch bevor die Sonne aufging, war in dem Biwak alles auf den Beinen.

Die Temperatur betrug um 4 Uhr 12° C.

Die drei Weißen, der berühmte Führer Silva und fünf Krujungen, mit warmen Kleidungsstücken versehen, rückten zum Berggipfel aus. Die Krus trugen das Zelt, die Zeltstangen, Brandholz, Reis, sowie etwas Cornedbeef und Cognac. Die Uebrigen blieben im Biwak zurück. Der Führer hatte zu Ehren des Tages einen kurzen Jagdrock, Hosen, Stiefel und Gamaschen angelegt und sah in dieser nicht unvorteilhaften Kleidung wie ein regelrechter Alpensteiger aus. Als aber alles zum Aufbruch bereit stand, war er urplötzlich verschwunden und mußte eine halbe Stunde lang wie eine Stecknadel gesucht werden.

Sturm und Gewitter, die in der Nacht getobt, hatten sich gelegt und um 7 Uhr begann der Aufstieg des bereits erwähnten Bergwalles. Ein eisig kalter Sturmwind umsauste den kleinen Trupp und verursachte ein unangenehmes Gefühl der Entzündung in Brust, Rachenhöhle und Nase. Von übermäßiger Wärme oder starker Transpiration konnte hier selbst beim angestrengtesten Bergsteigen keine Rede mehr sein. Die Landschaft hatte sich verändert. Die Bergriesen, der kleine Kamerunberg, der Erdwerk-Krater, der Helenenberg u. s. w. lagen tief unten. Noch tiefer abwärts schwebte, den Anblick der See verhüllend, ein in fast unheimlicher Weise durcheinander gewirbeltes Wolkenmeer. Auch über den Köpfen der Steiger jagten Wolken über Wolken dahin, bloß ab und zu den Sonnenstrahlen freie Bahn lassend. Die Träger mußten alle halben Stunden Halt machen und ihre Lasten ablegen, um auszuruhen.

Bäume gab es nicht mehr, durch die Büschel des verkrüppelten gelben Grases schaute überall die schwarze Lava hindurch, gelb mit grauschwarz untermischt war hier die

Farbe des Gebirges. Um ein Viertel nach 8 Uhr zerteilten sich die Wolken, und Zoeller erblickte zum erstenmal in weiter Ferne, und auch bloß auf ganz kurze Zeit, die als drei Schwestern bezeichneten Kuppen des Götterberges.

Die Temperatur betrug an einer vom Wind geschützten Stelle 18° C. in der Sonne, im Schatten 16° C. und an windigen Stellen sank sie auf 14° C. Sobald aber die Sonne hinter den Wolken verschwand, trat sofort eine Abkühlung um mehrere Grade ein. Als ein dichter Nebel über die Berge hinwegzog, wurde die Kälte so groß, daß die Kruleute zu heulen begannen und dicke Thränen aus ihren Augen hervorquollen. Sie wurden, so gut es eben ging, in Decken eingewickelt. Dies geschah auf dem Kamm der ersten Kette, aber dahinter türmten sich viele Berge und Krater und auch eine noch höhere Bergkette auf.

„Unser Führer," fährt Zoeller fort, „begann plötzlich laut zu rufen und mit allen Gliedern seines Körpers in der unbeschreiblichsten Weise zu gestikulieren. Dicht vor ihm war aus weichem Mooslager eine mächtige, die Größe eines mittelgroßen Hirsches erreichende Antilope aufgesprungen. Sie schien gar nicht geneigt, sich sonderlich zu beeilen und schaute uns mehrmals, nach kurzem Lauf wieder stehen bleibend, mit ihren großen Augen an, bis wir etwa auf 50 Schritte herangekommen waren. Während wir Weiße uns an der Schönheit und gemsenartigen Anmut des Tieres erfreuten, wollte Silvas Bedauern, daß er auf unsere Veranlassung hin sein Gewehr zurückgelassen habe, gar kein Ende nehmen. In diesem schwarzen Angolamann war mit einem Schlag ein wildes Jagdfeuer entbrannt und beim Anblick jeder weiteren Antilope, deren wir im ganzen sechs sahen, geriet er in förmliche Ekstase."

Um 11 Uhr wurde vor einem ungeheuren, einem sturmbewegten See gleichenden Lavafelde Halt gemacht. Silva riet, die Träger hier zurückzulassen, da diese mit ihren nackten Füßen schwerlich über die spitzigen Nadeln des Lavafeldes würden hinüber gelangen können. So schritt man zur Wahl des letzten Lagers. Hinter einem ungeheuren Lava-

walle, der das Lavafeld von einer Seite einschloß, fand man Schutz vor dem eisigen Winde, denn die Temperatur war bereits auf 10° C. gesunken. Das Aufstellen des Zeltes nahm längere Zeit als gewöhnlich in Anspruch, denn die Zeltstangen konnten in den harten Boden nicht eingeschlagen werden. Man half sich dadurch, daß schwere Lavablöcke herbeigeschafft wurden, welche die Zeltleinwand festhalten sollten.

Der Kamerunberg war in Nebel gehüllt, als aber dieser nach anderthalb Stunden zerriß, traten die Weißen, von dem Führer geleitet, den letzten entscheidenden Anstieg an. Das Lavafeld, über das jetzt der Marsch gemacht wurde, war drei Kilometer breit. Die Lava ist hier in unzählige kleine und große Blöcke zerspalten, auf denen eine eisgraue, in einzelnen Gegenden von Angola als Geld dienende Moosart wuchert. Der Nebel zog sich wieder zusammen. Silva aber kannte hier den Weg. Er war früher mit dem englischen Missionar Comber in diese Höhe vorgedrungen und hatte einen niedrigeren, am Ende des Lavafeldes gelegenen Berg bestiegen. Comber dachte anfangs, daß er sich auf dem Pik selbst befinde, bis sich der Nebel zerteilte und der Anblick der drei Schwestern ihn über seinen Irrtum aufklärte.

Endlich wurde das Lavafeld und ein hinter diesem gelegener Gebirgssattel überschritten, und die Bergsteiger standen am Fuße der höchsten Erhebung des Kamerungebirges.

„Es war 1 Uhr 45 Minuten. Vor uns türmte sich in unheimlicher Steilheit (aber ausgenommen den höchsten Kamm ohne senkrechte Abstürze) eine 600 Meter hohe Bergmasse empor. Sollten wir, so freundlich auch die drei Schwestern herunterzuwinken schienen, noch zu später Stunde das Wagnis unternehmen? Die Ueberlegung dauerte bloß wenige Minuten, dann hieß es: ‚Vorwärts, vorwärts!‘ Eine fliehende Antilope, deren Fußspuren wir noch weit bergaufwärts verfolgen konnten, schien uns den Weg zeigen zu wollen. Aber welche Riesenarbeit hatten wir ohnehin

schon Ermüdeten unternommen! War man auf Händen und Füßen vorwärts strebend zu einem Absatz oder Haltepunkte gelangt, so entsank beinahe der Mut, wenn man, zurückblickend, die zurückgelegte Entfernung mit der noch übrigbleibenden verglich.

„Um 2½ Uhr stand ich in der Mitte eines Bergrutsches von vulkanischem Sand auf einem daraus hervorragenden hohen Felsen. Bald mußten wir über Lavablöcke, bald über vulkanischen Sand dahinklettern. Letzterer war am unangenehmsten, weil man, indem man drei Schritte machte, stets wieder zwei Schritte zurückrutschte. Allmählich wurde ich heiser und immer heiserer, bis ich schließlich gar nicht mehr sprechen konnte; erst nach kurzem Ausruhen auf dem Gipfel kehrte mir die Stimme zurück. Die Steilheit des Berges und die Schwierigkeit des Steigens wurden, je weiter wir gelangten, immer größer. Ab und zu machte man auch wohl eine unfreiwillige und nicht sehr sanfte Rutschpartie. Ob die Seite, die wir zum Aufstieg gewählt hatten, die günstigste ist, vermag ich nicht anzugeben; mir scheint es, als ob man vermittelst eines mehrstündigen Umwegs auf bequemere Art zum Gipfel gelangen könnte. Glücklicherweise erwies sich meine Besorgnis, von der Bergkrankheit befallen zu werden, unbegründet.

„Um 3 Uhr 45 Minuten standen wir drei Weiße auf jener stolzen, erst dreimal vorher bestiegenen Höhe, von der aus wir, trotz der undurchsichtigen Luft, doch noch immer ein kleines Königreich zu überblicken vermochten. Leider fehlte jedes, auch das kleinste zum Rasten und Ausruhen einladende Plateau. Die drei Kuppen, von denen die mittlere — der eigentliche Götterberg — die höchste ist, liegen in einer Linie, und da von dem ehemaligen Krater des Götterberges, nachdem die Nordhälfte abgesprengt wurde und hinunterstürzte, bloß ein zackiger Rand stehen blieb, so gleicht der ganze Gipfel mehr einem Kamm als einer Fläche.

„Auf der einen Seite (Nord) ein grauenhafter senkrechter Absturz von rotem Gestein, auf der andern ein steiles, mit kümmerlichen Moosen bestandenes Gehänge, auf dem man mit

großer Vorsicht einherschreiten muß, wenn man nicht von dem rasenden Sturmwind über jenen Kamm geschleudert werden will, hinter dem sich der Abgrund eröffnet. Es schauderte mir, als ich vorsichtig auf Händen und Füßen mich fortbewegend hinunterblickte. Zu unsern Füßen schien jene ganze Fabrik des alten Zeus zu liegen, in der zur Beunruhigung der armen Sterblichen Wolken und Wetter, Donner und Blitz gemacht werden. Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich mir diese abenteuerlichen und riesenhaften, an die Figuren der nordischen Mythologie erinnernden Wolkengebilde zum Gegenstand eines Bildes gewählt haben. Leider schienen dieselben Wolken, deren Majestät wir bewundern mußten, neidisch alles übrige verhüllen zu wollen. Als aber endlich, vom Sturme gerüttelt, der dichte Schleier sich ein wenig lichtete, da war der Blick auf diese Krater, diese Lavaströme und Lavameere unbeschreiblich, unnennbar, namenlos großartig.

„Vom Sturmwind umheult, legten wir uns nieder, um, obwohl unsre erstarrten Hände kaum die Feder zu halten vermochten, eine Urkunde über unsre erfolgreiche Besteigung abzufassen. Dieses Papier wurde dann in eine Flasche gesteckt und mit derselben zwischen herbeigetragenen Steinblöcken vor der Gewalt des Windes geschützt. Das Schriftstück war in Latein abgefaßt, da weder der Deutsche den Gebrauch der polnischen Sprache gern gesehen haben würde, noch die Polen den der deutschen.

„Die Temperatur betrug oben um 4 Uhr nachmittags, wenn Wolken vorüberzogen, 4° C., wenn die Sonne schien, 5° C. und beim Auflegen des Thermometers auf den Boden 6° C. Stieg ich aber auf der andern, vor dem Winde geschützten Seite des Berges bloß ein klein wenig abwärts, so zeigte das Thermometer beim Auflegen auf den Erdboden 10° C.

„Da einesteils die Kälte (die auch durch das Auffinden eines erfrorenen Vogels veranschaulicht wurde), andernteils die Notwendigkeit, vor Einbruch der Nacht wieder mit unsern Leuten zusammenzutreffen, zum Aufbruch drängten, so verbrachten wir bloß 40 Minuten auf der sturmumhausten Höhe.

Beim Abwärtssteigen waren wir sehr besorgt, ob wir auch unsre Schwarzen finden und nicht etwa einem der zahlreichen Abstürze allzu nahe kommen würden. Glücklicherweise zerriß der Nebel, während wir noch mehr herunter rutschten als stiegen und von jetzt ab dienten uns die bekannten Bergformen als Richtschnur. Mit großer Freude sahen wir von der Stelle aus, wo wir uns von dem Führer getrennt hatten, Rauch aufsteigen. Unsre Schwarzen, obwohl vor Kälte zitternd, begrüßten uns, als wir 1¼ Stunden nach dem Aufbruch vom Gipfel bei ihnen eintrafen, mit aufrichtiger Freude. Weniger erfreulich war es, daß sie während unsrer Abwesenheit alles bei ihnen zurückgelassene Wasser bis auf den letzten Rest getrunken hatten, so daß wir, obwohl vor Durst fast vergehend, bis zur Ankunft in der Jägerhütte am folgenden Tage warten mußten, ehe ein Tropfen Wasser über unsre Lippen kam."

Am andern Morgen wurde um 9 Uhr 35 Minuten die Jägerhütte erreicht. Die zurückgelassenen Kruleute erzählten, daß sich in der Nähe derselben einige Buealeute gezeigt hätten, die aber Reißaus genommen hätten, als sie die Fremden bemerkten. Zoeller wollte die Schutzhütte nicht umsonst benutzt haben und ließ als Bezahlung für die Benutzung der Hütte ein Bündel Tabak darin aufhängen. Dann wurde der Rückmarsch zur Mannsquelle angetreten.

In der Nähe derselben nahm der Führer mit geheimnisvoller Miene ein Feuerzeug aus der Tasche, trug etwas Reisig zusammen und zündete ein Feuer an, das der Windrichtung folgend in dem hohen trockenen Grase ziemlich schnell, obwohl bei weitem nicht so schnell wie die landläufigen Schilderungen von Prairiebränden es darstellen, um sich griff. Bald wälzte sich das improvisierte Prairiefeuer mit starkem Geknatter und ungeheuren Rauchwolken aufwirbelnd an verschiedenen Abhängen empor. Anfänglich waren die Weißen beinahe entsetzt über die Wirkung, sahen dann aber, als sie erfahren hatten, daß jedermann, der eine größere Fläche trockenen Grases finde, das nämliche thue, mit Entzücken dem großartigen Schauspiel zu.

Die müden Wanderer hatten sich nach den harten Pritschen der Schweden in den Hütten an der Mannsquelle gesehnt. Kaum aber hatten sie sich auf diesen niedergelegt, so wurden sie bald durch die entsetzlichen und sehr großen Wanderameisen aufgescheucht, deren Biß recht schmerzhaft ist, und sie mußten Feuer anzünden lassen, um die unbequemen Insekten durch den Rauch zu vertreiben.

In die Rinde einiger Bäume an der Mannsquelle waren schon einige Namenszüge der Schweden eingeschnitten; die Besteiger des großen Kamerun thaten dasselbe; um diese Zeit erschienen einige mit Steinschloßgewehren bewaffnete Buealeute, welche Koka, wilden Honig und andere Dinge zum Kauf anboten. Mit erstaunten Blicken betrachteten sie die in die Bäume eingemeißelten Namenszüge, und da dieselben nach ihrer Ansicht Fetisch, so etwas wie Zauberei waren, so durfte man mit Gewißheit voraussetzen, daß kein Eingeborener es wagen würde, sie zu zerstören.

Ueber die Issuma-Höhle wurde nun in unglaublich kürzerer Zeit der Rückmarsch nach Boando zurückgelegt, der Weg im Urwalde war ja bereits gebahnt und die Kruleute waren des größten Teils ihrer Lasten entledigt. Am Abend des achten Tages der Reise schifften sich die Reisenden in Bota auf sechs Kanoes ein, und erreichten Mondole. — Hier sollte sich Zoeller von seinen Begleitern trennen, um das zu verwirklichen, was er sich angesichts des blitzumleuchteten Kamerungebirges geschworen, um das Zauberland für Deutschland zu gewinnen.

Die Schweden von Mapanja.

Es mag ein erhebendes Gefühl sein, auf den höchsten Höhen zu weilen, herzerquickend ist es nicht. Dort fesselt uns die Majestät der Natur, wir beugen uns vor ihr, aber mit kaltem Herzen. In den Bergen geht das Herz auf, wie man zu sagen pflegt, aber dies geschieht noch in Höhen, auf denen der Pulsschlag des Lebens vernehmbar ist, in Wäldern, wo die Hirsche streifen, auf Matten, wo die Glocken

der Kühe klingen, auf der Alm, wo der Juchzer schallt. Hier bestrickt uns die Bergwelt durch ihren Liebreiz, durch Anmut und unverdorbene Reinheit ... nicht die Bergwelt allein thut es, auch die Alpleute tragen dazu bei. Wenn dem nicht so wäre, wir würden sie nicht in Liedern und Romanen und Gemälden verherrlichen!

Die Kolonie Kamerun hat ein Hochgebirge, wir haben es durchgewandert vom Fuß, der sich in dem Meer badet, bis zu der Höhe, welche die Wolken hüllen; wir haben es im Fluge durchwandert; der einst flammensprühende, jetzt tote Gipfel war unser Ziel. Steigen wir noch einmal von den Mangrovewäldern in das Hochland hinauf, um dort zu verweilen, wo Menschen wohnen, um zu sehen, ob dieses Gebirge auch eine Zukunft hat.

An der Mannsquelle haben wir Spuren menschlicher Thätigkeit gefunden — einige Hütten, die dort von Weißen erbaut wurden. Was hatte dieselben hierher, an die Grenze des Urwaldes getrieben?

Das ist eine für die Geschichte Kameruns gar wichtige Episode. Wenn die Zeit vieles verändert, wenn die Kultur in Afrika Triumphe gefeiert haben wird, dann nach Jahrzehnten oder nach Jahrhunderten wird man sich jener Hütten erinnern und in der blühenden Kolonie Kamerun von den Schweden sprechen, wie man in dem herrlichen Virginien vom Kapitän Smith erzählt*).

Herrenlos war noch Kamerun, als im Frühjahr des Jahres 1884 junge Leute aus Schweden in das Land herüber kamen. Knut Knutson und Georg Waldau hießen sie, der eine 27, der andere 22 Jahre alt — außen und innen echte Germanen, hochgewachsen, muskelstark, anspruchslos und unerschrocken, mit blauen Augen und treuen Herzen. Sie kamen von ihrem nordischen Gestade, um, wie ihre Vorfahren, die alten Normannen ihr Glück im Süden zu versuchen. Sie hatten zwei Diener mitgebracht, die aber von ihnen wie Freunde gehalten wurden. In ihrer Heimat hatten

*) Vgl. „Staatenzerstörer und Staatengründer".

sie von dem Riesenflusse und den Urwäldern an dessen Ufern gehört, von den Riesenbergen, die von Wäldern und Steppen gekleidet werden, von den Elefanten, die ihre Pfade in dem Pflanzenmeer der Tropen bahnen, und den Antilopen, die wie Gemsen über die alten erloschenen Krater huschen. Da erwachte Wanderlust in ihrem Herzen, die Gestalten des alten „Lederstrumpf" gaukelten vor ihren Augen, die Poesie begann um den Gipfel des Götterberges zu weben und die Schweden träumten von einem Jägerparadies unter den Palmen und hoch über den Wogen des Meerbusens von Guinea.

Mit Flinte, Pulver und Blei zogen die vier den Berg hinauf, bis zur Mannsquelle. Aber das erträumte Paradies war hier nicht zu finden. Das Wild war seltener, als man dachte, dagegen das Klima rauher, die ganze Gegend unwirtlich. So ließen sie die Hütten stehen und wanderten 1600 Meter tiefer nach Mapanja, wo die schwarzen Tiroler wohnen.

Und im Dezember desselben Jahres bot sich dem deutschen Reisenden, der das Gebirgsdorf aufsuchte, ein origineller Anblick dar.

Am höchstgelegenen Punkte des Ortes steht ein Komplex von kleinen Häusern, die sich in nichts von denjenigen der Neger unterscheiden und neben diesen flattert an hohem Mast die blaugelbe schwedische Flagge. Vor der größten dieser Hütten, die anscheinend als Wohnsitz dient, sind die Felle jagdbarer Tiere wie z. B. Buschkatzen, Antilopen u. s. w. zum Trocknen ausgespannt. In der Thür steht mit Trapperhut, Wollhemd und naturfarbenen Stiefeln ein junger rotwangiger Mann, der mit dem Putzen und Reinigen einer mächtigen Elefantenbüchse beschäftigt ist. Es ist Gustavsohn, einer der Diener der schwedischen Herren. Diese sind zu einem mehrtägigen Jagdzug nach dem Mongo-ma-Etindeh aufgebrochen und der andere Diener ruht bereits, ein Opfer des Fiebers, in afrikanischer Erde.

In dem Innern des Hauses starrt es von Jagdtrophäen, wie Hörner, Felle u. s. w., sowie von Gewehren

aller möglichen Systeme und Kaliber. An den Wänden sind diwanähnliche, mit Decken belegte und den Betten der Eingeborenen nachgeahmte Holzgestelle angebracht. In der Mitte steht ein urwüchsiger Tisch, an den man, um den Mangel an Stühlen zu ersetzen, Koffer oder Kisten heranzuschieben pflegt. Ein Seitenzimmer zur linken oder vielmehr ein durch Teppiche und Bretter gebildeter Verschlag enthält das kleine Warenlager, aus dem heraus durch ein kleines, mit einem Tisch versehenes Fenster mit den Kautschuk anbietenden Eingeborenen Handel getrieben wird. Kleine Bakwiri-Knaben, possierlich wie die Affen, fungieren als Diener und Aufwärter und hantieren auch in der in einem Nebenhause befindlichen Küche.

Das ist das Heim der Schweden in Mapanja, kein echtes Jägerheim mehr; denn die Jäger haben auch hier in den unteren Regionen die Jagd nicht genug ergiebig gefunden. Es gab hier wohl Elefanten, aber es war nicht so leicht, dieselben zu schießen und schwieriger noch die Zähne zu gewinnen; denn mehrere selbst zu Tode getroffene wußten sich in dem Dickicht des Urwaldes durch rasche Flucht ihren Verfolgern zu entziehen und nur ein einziger blieb auf der Strecke und ließ die Zähne. Aber als die Schweden durch den Wald schweiften, nach Wild forschend, fanden sie etwas, von dessen Vorhandensein in Kamerun noch niemand wußte, fanden Kautschuklianen in Hülle und Fülle, sammelten selbst den milchigen Saft und brachten es den Bakwiri bei, denselben gleichfalls zu sammeln und zu kochen. Damals im Dezember 1884 waren sie noch halb Jäger, halb Kautschukhändler, aber bald darauf hängten sie bis auf gelegentliche Vergnügungsjagdpartien das tödliche Rohr an den Nagel und warfen sich dem Stande friedlicher Händler in die Arme. Gegen die verschiedensten aus den deutschen Faktoreien an der Küste bezogenen Waren tauschten sie die Produkte des Gebirgsnegers ein, namentlich den Kautschuk, der erst durch ihr Verdienst aufs Repertoire gekommen ist. Und als etwa ein Jahr darauf der deutsche Forschungsreisende Dr. Bernhard Schwarz Mapanja besuchte, da konnte er bereits ein

folgendes Bild der Kautschuksammler in den Kamerunbergen entwerfen:

Die Pflanze, die den Gummi von Mapanja liefert, ist eine Liane, die eine gewaltige Höhe erreicht. Am besten eignet sie sich für den in Frage kommenden Zweck, wenn sie etwa 150 bis 200 Fuß aufgeschossen ist. Ueber 60 Fuß wenigstens erzeugt sie noch keine brauchbare Ware. Das letztere soll auch der Fall sein, wenn ihr Standort ein Terrain von geringer absoluter Höhe ist. Zwischen 3000 bis 5000 Fuß zeigt sie, wie man gefunden haben will, die zufriedenstellendste Ergiebigkeit. Das nützliche Gewächs ist, so scheint es, im ganzen Kamerungebiet verbreitet. Es gedeiht vorzüglich auf den Flanken des Piks, aber man findet es auch stark wie ein Arm und hoch wie ein Turm noch in den Urwäldern von Ikatta ab bis Basarami hin. Es wird ohne Zweifel in der Entwicklung unserer jungen Kolonie noch eine große Rolle spielen. Hier liegen noch Naturschätze, die größer sind als die, welche all die vielen Elefanten des nämlichen Gebiets in ihren Zähnen mit sich herumschleppen. So dehnt sich am Südostabhang des Kamerungebirges noch ein kolossales Gebiet aus, das eine wahre Ueberfülle von jenen Lianen aufzuweisen hat. Freilich ist dasselbe noch ganz ohne menschliche Ansiedlungen und deshalb seine Ausnützung nicht wenig erschwert.

Die Neger von Mapanja gewinnen den Kautschuk nach der Anleitung der Schweden in folgender Weise.

Mit den sogenannten Cutleries, einer Art Faschinenmesser, die aus Europa stammen und das Universalinstrument der Schwarzen darstellen, werden Einschnitte in die Rinde des Baumes gemacht. Dann setzt man am Fuße desselben Gefäße nieder, um die austretende Milch aufzufangen. Diese läßt man nun beim mäßigen Feuer kochen, damit der reichliche Wassergehalt verdampfe. Der Rückstand wurde darauf in erster Zeit in Stücken von der Größe etwa einer kurzen dicken Gurke mit weißgrauer Färbung an die Faktorei der Schweden abgeliefert. Ein Pfund desselben wurde seiner Zeit mit Waren im Wert von einer halben Mark bezahlt, während

die deutsche Faktorei in Victoria dasselbe für eine Mark kaufte.

Bernhard Schwarz war Zeuge, daß Knutson an einem einzigen Tage 200 Pfund dieses Gummis ankaufte. Die redliche Arbeit trug gute Früchte. Schon in den ersten Jahren betrug der Jahresumsatz der Schweden ca. 20000 Mark, und sie mußten daran denken, ihr Etablissement zeitgemäß zu erweitern. Neben dem ursprünglichen Wohn- und Geschäftshaus, einer elenden Jägerhütte, in der man sich kaum umdrehen oder aufrecht stehen konnte, wo den Fußboden eine Staublage von 1/4 Elle Mächtigkeit bildete und die Betten rohe, windschiefe Pfahlgestelle darstellten, entstand ein stattliches Gebäude, das auf hohen Rost gestellt und mit Bretterdiele versehen wurde. Dichte feste Baumrinden bekleideten das Sparr- und Fachwerk aus den unvermeidlichen Bambulatten und der große Raum im Innern wurde in mehrere ganz gefällige Gemächer abgeteilt. Zur Zeit der Anwesenheit Bernhard Schwarz' war der weiße hügelige Hof mit einem Rohrzaun eingefaßt und das darin wuchernde Unkraut samt den zahlreichen Blöcken eines mit einer durchlöcherten, schmutziggrauen Verwitterungskruste umgebenen stahlharten Basalts beseitigt, um Platz für Anbauversuche mit Tabak und Kaffee zu schaffen.

Alles dies wurde mit Hilfe der Negerhände erreicht. Die Schweden üben auch auf die Einwohner einen großen Einfluß aus, der am besten durch die Worte eines Eingeborenen gekennzeichnet wird: „Wenn die Schweden gehen, weinen wir alle."

Die Kautschukhändler von Kamerun setzten dabei ihre einfache spartanische Lebensweise fort. Ihre Hauptnahrung bildeten die Kokawurzeln, die sie von den Eingeborenen bezogen, und Thee, sowie allenfalls noch etwas deutsches Bier waren ihre einzigen Genüsse, zu denen noch bei besonderen Anlässen der schwedische Punsch hinzukam. Aber sie lebten nicht wie die Hinterwäldler in Amerika, denn sie, die guten Familien entstammten, hatten geistige Interessen und blieben selbst in Mapanja mit der zivilisierten Welt in möglichst

reger Verbindung. Schwedische und deutsche Zeitschriften waren bei ihnen zu finden, und auf ihren Streifzügen im Gebirge dienten sie auch der Wissenschaft. Sie sammelten eifrig für die schwedischen Museen und hatten während der kurzen Zeit ihres Anfangsaufenthaltes Hunderte von Gegenständen der Zoologie, Botanik und Ethnographie nach Europa gesandt.

Mögen ihre Arbeiten durch die der Nachfolger, die mit größeren Mitteln ausgestattet waren, überflügelt worden sein, ihr Verdienst bleibt dabei ungeschmälert. Sie waren in den Bergen jedenfalls die besten Pioniere der Kultur, und daß sie die ersten waren, welche die Kautschuklianen entdeckten und auch wirklich ausbeuteten, läßt dieses noch größer erscheinen; denn dadurch allein haben sie für Kamerun mehr gethan, als alle englischen Missionare, die jahrelang am Fuße des Gebirges lebten und den Negern nichts Nützliches beibrachten.

Und doch blieben unsern nordischen Freunden schwere Schicksalsprüfungen nicht erspart. „Der Tod," schreibt Bernhard Schwarz, „der im dunklen Erdteil so reiche Ernte hält, hat auch an ihre Pforte geklopft und ihr schönes gesegnetes Wirken und einträchtiges Zusammenleben gestört. Zunächst raffte plötzlich das tückische Fieber einen von ihnen dahin; ach, und die armen Menschen hatten, fern von aller Kultur nicht einmal die Möglichkeit, den entschlafenen Bruder nach der Sitte der fernen Heimat zu bestatten. Da gab es kein Glockengeläute, kein weihendes Priesterwort, nicht einmal einen Sarg. In einer Hängematte, der einzigen, die sie besaßen, betteten sie den teuren Leichnam in die fremde Erde im weiten Urwald, sang- und klanglos; aber die heißen Thränen, die dabei unaufhaltsam über die sonnengebräunten Wangen der jungen Männer rollten, waren für den Toten wohl eine bessere Ehre, als alles Gepränge, und das schlichte Vaterunser, das mitten unter erstaunt lauschenden Heiden Knutsons zuckende Lippen stammelten, wohl beredter, als irgend eine glänzende Grabrede."

Ein Jahr darauf pochte der Tod zum zweitenmal in

Mapanja an; der zweite Diener wurde vom Fieber dahingerafft. Die kleine Kolonie sollte bald reichlichen Ersatz erhalten; es kamen fünf andere junge Schweden nach Kamerun mit Büchsen und einer riesigen Apotheke, um die Neger zu kurieren; obwohl sie selbst schlichte Handwerker waren. Die neuen Landsleute machten aber den ersten Einwanderern nur unnötige Sorgen. In einem Küstendorfe, das ihnen zum Wohnsitz angewiesen wurde, debütierten die kühnen Nimrode mit allerhand Ungeschicklichkeiten und seltsamen Streichen. Einer der originellsten von diesen letzteren war dies, daß sie den König ihrer neuen Heimat, der nach der Landessitte bei ihnen erschien, um sich sein Geschenk zu holen, packten und nach einer derben Tracht Prügel zur Thüre hinauswarfen. Die Folge dieser unköniglichen Behandlung des Stadtoberhauptes war, daß auf seinen Befehl die Ankömmlinge in die Acht erklärt und jedem schwarzen Dorfbewohner der Verkehr mit ihnen untersagt wurde, so daß sie in dieser Isolierung fast verhungert wären. Erst durch die Intervention ihrer Protektoren von Mapanja, die den Schwarzen freilich ganz anders zu behandeln verstehen, war die bedenkliche Differenz beigelegt, und die unterdes recht zahm gewordenen Elefantenjäger beschlossen, sich nun auch dem Handel mit Zeug und Tabak zu widmen.

Dies ist die originelle Geschichte der Schweden von Kamerun, wie sie uns Bernhard Schwarz erzählt hat. An die Schweden knüpft sich aber noch eine andere Begebenheit. Mapanja war der erste Ort des Kameruner Hochgebirges, in dem ein Schutzvertrag mit Deutschland abgeschlossen wurde, und daß dies zu stande kam, war auch den Schweden zu verdanken.

* * *

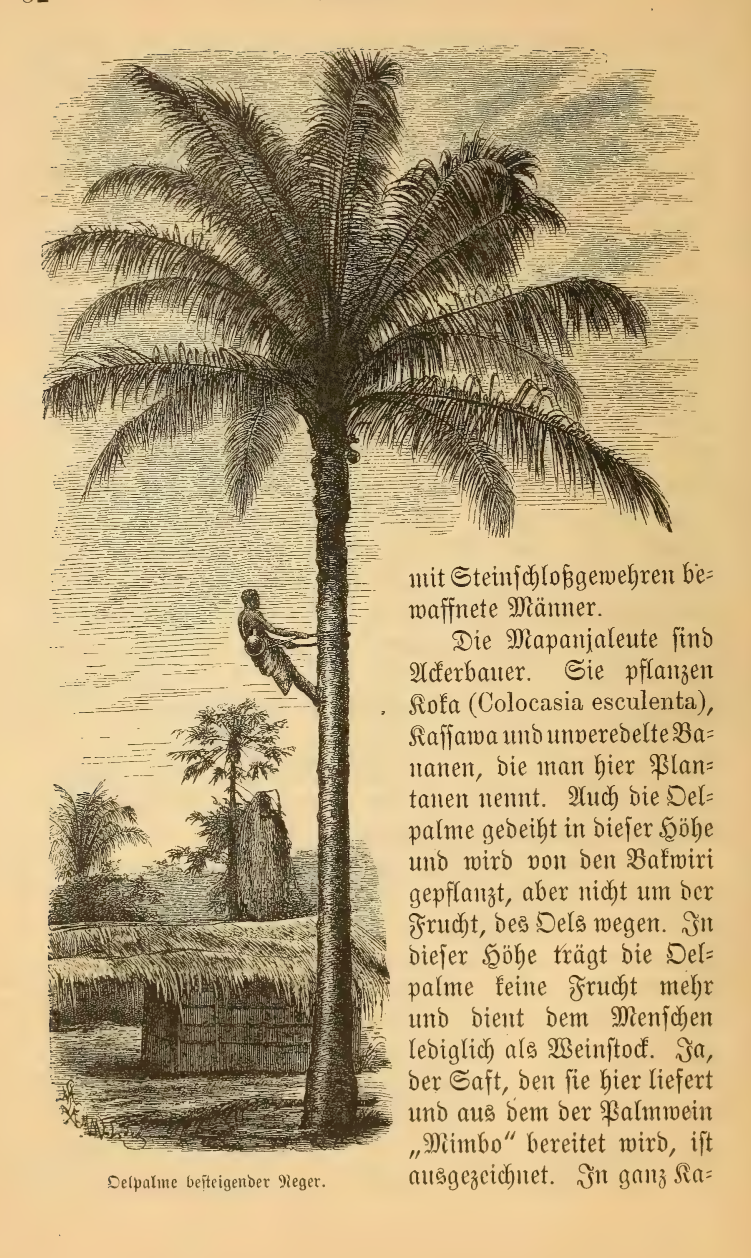
In den ersten Tagen des Januar 1885 begab sich Hugo Zoeller in das Gebirge, um womöglich den englischen Annexionen zuvorzukommen und auf eigene Verantwortlichkeit Verträge mit den Häuptlingen zu schließen. Es waren bewegte Zeiten, unten am Kamerunflusse hatte es um Weihnachten

Kämpfe gegeben und die Joßstadt war zerstört worden. Die Engländer suchten inzwischen bei den Gebirgsstämmen feindselige Stimmung gegen die Deutschen zu erregen.

Zoeller beschloß, zur Lösung seiner Aufgabe, sich der Unterstützung der Schweden zu versichern und begab sich zunächst nach Mapanja. Dieser Ort liegt in 660 Meter Meereshöhe an einem mit zahlreichen Unebenheiten sanft ansteigenden Gehänge, über das aber der dichte Pflanzenwuchs eine Uebersicht beinahe unmöglich macht. Außerordentlich schön ist dagegen der Blick nach unten auf die nur selten von Nebel und Wolken verschleierte Bai. Als am 6. Januar ein weiß angestrichenes englisches Kriegsschiff in der Ambasbucht erschien und den Kurs nach Fernando Po einschlug, da konnte man alles dies vom Hause der Schweden aus mit bloßen Augen so deutlich wahrnehmen, als ob es in allerdichtester Nähe geschehen wäre. Nach oben hin genießt man weit seltener freien Ausblick, denn Mapanja ist das eigentlichste Reich der Nebel, welche bald vom Meere aufsteigen, bald von Berggipfeln niederkommen. Manchmal weiß man auch nicht, von wannen sie kommen und wohin sie fahren. Sie sind plötzlich da und verschleiern den bis dahin blauen Himmel und die weite Landschaft zu Füßen Mapanjas.

Fast ohne Unterbrechung von früh bis Abend, Tag für Tag, genießt man hier dasselbe Schauspiel. Die schönste panoramaartige Aussicht wechselt immerfort mit einem phantastisch vorüberziehenden Nebelvorhang.

Das feuchte Klima bringt es mit sich, daß auch Mapanja kein besonders gesunder Ort ist, böse Fieber entstehen auch hier und außerdem zieht sich hier der Fremde leicht Rheumatismen zu. Aber das schlimmste, was Mapanjas Wert bedeutend sinken läßt, ist der Mangel an Trinkwasser, nicht einen Brunnen, nicht eine Quelle gibt es hier; alles Wasser, das man braucht, wird für schweres Geld von dem niedriger gelegenen Bongala hinaufgetragen. So hing die Entwicklung dieser ersten Kautschukhandelsstation im Kamerungebirge von Anfang an vom Wasser ab. Trotzdem zählte Mapanja gegen 400 Bewohner, darunter 60—80 waffenfähige und



Oelpalme besteigender Neger.

mit Steinschloßgewehren bewaffnete Männer.

Die Mapanjaleute sind Ackerbauer. Sie pflanzen Koka (Colocasia esculenta), Kassawa und unveredelte Bananen, die man hier Plantanen nennt. Auch die Oelpalme gedeiht in dieser Höhe und wird von den Bakwiri gepflanzt, aber nicht um der Frucht, des Oels wegen. In dieser Höhe trägt die Oelpalme keine Frucht mehr und dient dem Menschen lediglich als Weinstock. Ja, der Saft, den sie hier liefert und aus dem der Palmwein „Mimbo" bereitet wird, ist ausgezeichnet. In ganz Ka=

merun ist der Gebirgswein berühmt und beliebt. Er schmeckt bekanntlich wie Lichtenhainer, ist wenig haltbar und muß bald an Ort und Stelle vertilgt werden. Ein Export nach Europa ist unmöglich und auch glücklicherweise unnötig. Neben der Oel-palme wächst, wie wir schon berichtet haben, an den Hängen des Kamerungebirges die wilde Kaffeestaude. Die Schweden hatten die Früchte derselben versuchsweise gesammelt und europäischen Gästen vorgesetzt. Einige von diesen erkannten in dem Getränk einen Mokka vom feinsten Aroma. Bernhard Schwarz gelang es nur mit Mühe, durch Knaben, denen er einige selbst gepflückte Kapseln mit dem Versprechen einer guten Belohnung zeigte, wenn sie ihm von diesen recht viel brächten, einen kleinen Vorrat zu erlangen. Er hatte die Absicht, dem Fürsten Bismarck, dem genialen Begründer einer deutschen Kolonialpolitik, ein Pfund dieses Naturkaffees zu überbringen, damit er auch einmal einen Wohlgeschmack von seinem Werk habe, nachdem dasselbe ihm bisher nur Bitter-keiten eingetragen. Aber leider wollten die dann mühsam ihrer Hülse und Faser entkleideten Bohnen in der feuchten Atmosphäre absolut nicht trocken werden und langten schließlich ganz verschimmelt zu Hause an, so daß sie wohl selbst für einen sächsischen „Bliemchenkaffee“ zu schlecht ge-worden waren.

Heute ist das anders geworden; Kameruner Kaffee ist ebenso gut auf dem Markte zu haben wie Pröbchen des Kameruner Kakao.

So sehen wir, daß gerade das Gebirge in Kamerun für Pflanzungen geeignet ist und daß die Bodenprodukte, welche dort die Natur hervorbringt, uns zu der Hoffnung berechtigen, daß die Kultur dieses Landstriches gute Früchte tragen wird. Aber die Kultur ist an Menschen gebunden. Der Europäer kann in Afrika unmöglich den Ackerbau wie daheim betreiben, schwere Arbeiten zu verrichten, vermag hier nur der Neger, der an das Klima gewöhnt ist. Werfen wir nunmehr einen Blick auf die schwarzen Bergleute in Kamerun!

Die Tiroler von Kamerun.

Wir sind von Mapanja über Lecumbi in nördlicher Richtung immer höher gestiegen und stehen jetzt auf einer grünen Wiesenterrasse. Auf der einen Seite derselben fällt der büschige Abhang zum Thal ab, auf der anderen überragt das mit Gras bewachsene steile Gebirge den schmalen Waldrand. In der Mitte der Alm ziehen sich von Bäumen beschattet und von bestellten Feldern umgeben, stundenlang kleine anmutige Hausgruppen. Vor uns aber auf der Wiese grasen weiße, braune und scheckige Kühe. Sie sind nicht von der kleinen verkümmerten Rasse an der Küste, die weder Milch noch Fleisch gibt, sie sind kräftig gebaut, haben volle Euter und erinnern an die Algäuer Rasse. Ja, wie das Vieh auf der Alm daheim sind sie mit Schellen versehen, nur daß diese nicht aus Erz bestehen, sondern aus Schalen getrockneter Kürbisse verfertigt sind.

Unwillkürlich erinnert uns dieser Anblick an die Landschaften im bayerischen Hochland oder in Tirol und wir sind gespannt darauf, die Bewohner selbst kennen zu lernen.

Wären wir im Januar 1885 mit Hugo Zoeller hier gewesen, so hätten wir an einem Volksfeste teilnehmen können, das uns auch tirolisch vorgekommen wäre.

Lustig schallten die Signaltrommeln durch Wald und Hang und riefen die zerstreuten Leute von Buea (sprich Bea), dem über 800 Meter hoch gelegenen Bakwiridorfe, der höchsten Ansiedlung des Kamerungebirges, zusammen. Auf einem abgegrenzten Platze vor dem Dorfe saßen Zoeller und die beiden Schweden und neben ihnen waren baumwollene und geringwertige seidene Zeuge ausgestellt; mit funkelnden Blicken musterten die stämmigen Bakwiri diese Kostbarkeiten; denn sie stellten Preise dar, welche den Siegern in dem nationalen Ringkampfe, Fla-Fla, zufallen sollten.

Buea zählt an 2000 Einwohner und einige hundert derselben hatten sich versammelt, um dem Spiele zuzusehen. Es hatte besonderen Reiz, denn der stärkste Träger Zoellers,

der Krujunge Peter, sollte sich mit einem der Bakwiri messen.

„Der Gegensatz zwischen den beiden Gestalten, die sich jetzt in der Arena gegenüberstanden, hätte nicht größer sein können. Auf der einen Seite denke man sich den farnesischen Herkules bloß mit einem anderen Kopfe, nämlich mit einem freundlich lächelnden und so gutmütig siegesbewußten Gesicht, wie bloß äußerste körperliche Kraft und Gesundheit es in solchem Augenblick erklären konnte. Auf der anderen Seite eine nichts weniger als schöne Gestalt mit dünnen Beinen, verhältnismäßig schmaler Brust, kränklicher Gesichtsfarbe und unangenehmen prahlerischen Manieren.“

Die beiden Kämpfer begrüßten sich so ritterlich, wie man das bei Negern gar nicht erwartet hätte, gingen dann auf einander los, umklammerten mit ihren Armen die Schultern des Gegners und versuchten in dieser Stellung, wer den andern aus dem Gleichgewicht bringen würde. Nicht ohne eine gewisse Freude bemerkte Zoeller, wie der Buea-Mann mehr und mehr das Gleichgewicht verlor und bald mit diesem, bald mit jenem Fuß in der Luft schwebte. Aber urplötzlich riß er sich los, schlug herausfordernd mit den Händen auf die Brust und ging abermals, aber diesmal mit vorgestreckten Armen und in gebückter Stellung auf Peter los.

Der Kru erwartete aufrechtstehend und mit ungewissem Blick, als ob ihm dieses Manöver fremd sei, den Angriff des Gegners. Schon umklammerten die Arme des Clowns seine Hüften, aber Peter riß die Hände los und schleuderte, dieselben festhaltend, den Bakwiri so weit von sich, daß derselbe sich mehrmals um seine Achse drehend, auf ein Haar noch zu Boden gestürzt wäre. Dennoch war es schon jetzt ersichtlich, daß Peter, obwohl an Kraft überlegen, doch in Bezug auf Ringkunst bei weitem hinter dem Bakwiri zurückstand. Der Clown erneuerte, während Peter ruhig stehen blieb, genau in der gleichen Form wie vorher seinen Angriff. Vergebens stemmte Peter seine knorrigen Fäuste gegen den Kopf und die Schultern des Gegners. Er ver-

mochte ihn nicht wegzudrücken. Zwei Sekunden später lag er am Boden und die Bakwiri ließen ein Freudegeheul erschallen, das noch wiederholt wurde, als Zoeller dem Sieger das Doppelte des ausgesetzten Preises geben ließ.

Dies ein Genrebild aus den Kameruner Alpen, das uns unwillkürlich an das Rankeln unserer Geißbuben erinnert.

Man könnte mehr solcher Parallelen aufstellen.

Auch die Bakwiri sind leidenschaftliche Jäger; von Buea erreicht man in wenigen Stunden die Grasflächen des Hochplateaus, welche sich zur Jagd besser eignen als der Urwald, und hier haben die Buealeute an vielen Orten ihre Jägerhütten errichtet, in denen sie übernachten.

Die Sennerinnen sind bei uns berühmt, und Defregger hat sie verherrlicht. Auch in den Kamerunbergen gibt es Mädchen vom „Schwarzblattl"-Typus, und ein solches echtes Schwarzblattl hat uns Zoeller gleichfalls geschildert. Es war Mundja, das schöne Mädchen von Bonjongo, in das mehrere Weiße verschiedener Nationen sterblich verliebt gewesen sein sollen.

Und Herr Zoeller selbst erzählt begeistert von ihr:

„Wir hatten gerade auf eine kleine Weile Halt gemacht und uns, die mitgenommenen Trinkflaschen prüfend, auf umgestürzte Baumstämme gesetzt, als von der Front her atemlos ein Bursche mit der Nachricht herbeikam, daß Mundja uns begegnen werde. Als Silva das hübsche Kind zu mir führte, reichte ich ihr, mich vom Sitze erhebend — was Negern gegenüber eine ganz außergewöhnliche Höflichkeit ist — die Hand und sagte, was mir beim Anblick der wirklich auffallend schönen Erscheinung von Herzen kam: ‚Man hat mir erzählt Mundja, du seiest das schönste Mädchen in diesem ganzen Gebirge. Ich finde, daß man mir die Wahrheit gesagt hat, und möchte wünschen, daß du eine kleine Weile bei uns bliebest. Wenn du mit uns frühstücken willst, so werde ich allerlei hübsche Seidenstoffe für dich heraussuchen lassen, die du dann zum Andenken an den weißen Mann, dem du heute zum ersten- und wahrscheinlich zum letztenmal begegnet bist, mit dir nehmen kannst.

„Ein kokettes Lächeln überflog das liebliche Gesichtchen, jedoch ohne daß sie Antwort gegeben hätte, aber ich ließ die kleine weiche Hand nicht eher wieder los, als bis sie zustimmend mit dem Kopfe genickt hatte.

Alles dies erwähne ich so ausführlich, nicht bloß, weil es ein anmutiges Zwischenspiel in jenem wilden und rauhen Leben bildete, das ich nun schon seit langer Zeit geführt hatte, sondern auch, weil das Interesse, welches dieses Mädchen einflößte und einflößen mußte, weit über den Reiz des Augenblicks hinausging. Mundja war nicht bloß die schönste Negerin, die ich jemals gesehen habe, sondern hätte auch, wenn ihre schwarze Haut urplötzlich weiß geworden wäre, noch immer eine Schönheit genannt werden müssen. Man denke sich einen Kopf mit lauter kleinen sorgsam frisierten Löckchen und darunter eine mäßig hohe Stirn. Dann kommt zwischen ein Paar mandelförmiger schelmischer Augen eine wohlgeformte Nase, die der schärfste Kritiker nicht anders als griechisch hätte nennen können. Darunter ein kleiner rosiger Mund mit zwei beim Lachen sich zeigenden Reihen schneeweißer Perlen. Hals, Büste und Wuchs des jungfräulich schlanken Körpers sind tadellos und die nackten Füße so klein, wie man das sonst bloß bei Mulatten, aber fast niemals bei Negern zu sehen gewohnt ist. Im Gegensatz zu den übrigen Weibern reicht das saubere rosarote Hüftentuch bis weit über die jugendliche Brust, solchergestalt beinahe die Form einer römischen Toga annehmend. Und dieses Mädchen war schwarz, sogar ein wenig tättowiert. Aber das Schwarzbraun ihrer Hautfarbe war von vornehmerer Art, als man es sonst bei Negern findet.“ Und so weiter! Das schöne Mädchen von Bonjongo, ist ein gutes Modell für einen künftigen Kameruner Ganghofer!

In die Alpen ziehen wir aus den Städten, um in der würzigen Luft des Hochgebirges unsere Gesundheit zu stärken. Bei uns zu Lande ist die Schwindsucht jene Krankheit, welche die meisten Menschen dahinrafft. In den Niederungen des Kamerunflusses spielt das Fieber dieselbe, ja noch schlimmere Rolle. Auf Alpenhöhen soll es keine

Schwindsucht geben und auch in Buea weiß man nichts vom Fieber, selbst die Nebel fehlen hier oft und die frische Gebirgsluft übt einen stärkenden Einfluß. So ist das Dorf die künftige Sommerfrische, das Sanatorium der Kolonie Kamerun.

Aber wir dürfen die Verhältnisse nicht zu rosig schildern! — Unsere schwarzen Tiroler, die Bakwiri, sind Stammverwandte der Dualla, die an der Mündung des Kamerunflusses wohnen. Sie sind etwas stärker gebaut als die letzteren, aber lange noch nicht „Grenadiergestalten“. Ihre Hautfarbe wechselt in allen Schattierungen von Braun und Schwarz und es gibt auch helle Albinos unter ihnen. Schön sind die Neger, von einigen selteneren Ausnahmen abgesehen, überhaupt nicht, und die Bakwiri sind häßlicher als die Dualla, und selbst die schönen Mädchen wie die 15jährige Mundja Zoellers altern rasch und werden häßlich.



Ein Bakwiri.

Trotz der gesünderen Luft, trotz des Kautschuks und des Alpenviehs sind sie arm, und dies sieht man schon an der Kleidung, die bei den Bakwiris lediglich aus einem Schurz, oder gar nur aus einem an einer Schnur befestigten Lappen besteht. Neben der Flinte sind Rock und Hose für viele begehrenswerte Dinge, aber kaum einige wenige konnten sich diesen Kleiderluxus gestatten. Ebenso gibt es bei ihnen keinen nationalen Schmuck. Perlenketten, die sonst

bei den Negern so sehr beliebt sind, findet man hier selten; sie werden durch Leopardenzähne ersetzt, die zu zwei oder drei Stück auch als Amulette auf eine Schnur gereiht, den Hals zieren. Einen originellen Schmuck der Weiber bilden die Schnupftabaksdosen, denn sie werden wie Ohrringe getragen. Zu diesem Zwecke werden allerlei mögliche Dinge benutzt: Papierdüten, Patronenhülsen und selbst lange schmale Medizinflaschen. Kein Wunder, daß darum so manches Ohr der Schönen eine beträchtliche Länge erreicht.

Was nun die Wohnungen der Bakwiri anbelangt, so lassen diese beinahe alles zu wünschen übrig. Das Hüttchen wird aus den Stämmen der Raphia vinifera gebaut, es hat weder Fenster noch Thür, denn das Loch, durch welches man in das Innere schlüpft, verdient kaum diesen Namen. Den Fußboden bildet die etwas geebnete Erde und das Dach ist oft so lückenhaft, daß es gegen den Regen keinen Schutz gewährt, und man in dem rauchgeschwärzten Bakwirigemach ganz gut den Regenschirm brauchen könnte.

Sie wohnen schlecht und essen auch schlecht. Von den kartoffelartigen Wurzelknollen der Koka, den Plantanen und der Oelpalme haben wir bereits berichtet. Als Delikatesse wird noch Wildhonig gesammelt, Brot ist dagegen gänzlich unbekannt. Fleisch liefern ihnen die Ergebnisse der Jagd und die Haustiere, unter denen Ziegen, Schweine und Schafe vor allem in Betracht kommen. Rindviehzucht beginnt erst in der Umgebung von Buea, wo es Weiden gibt. Das Kochen und Verspeisen der Fleischnahrung ist geradezu ekelerregend.

„Niemals wird ein Stück Vieh abgezogen; es wandert samt Haut und Haaren in den großen Topf, wo es mit den Kokas zusammenkocht, um dann ohne Umstände aus der widerlichen Sauce mit den Fingern herausgelangt und verzehrt zu werden. Die raubtierartig scharfen Zähne zermalmen dabei selbst größere Knochen. Gewiß, man kann sich kein widerlicheres Schauspiel denken, als solch ein Negerdiner. Die dabei bekundete Gier, das Krachen und Knacken, das Schmatzen und stete Ablecken der Finger erfüllt den Europäer unwillkürlich mit Grauen und läßt ihn dankbar dessen

gedenken, daß er inmitten von Anstand und Sitte aufgewachsen ist."

Damit ist der Speisezettel der Bakwiri nicht erschöpft. Affen, Raubvögel, Schlangen, Leoparden und Krokodile werden gleichfalls gegessen, und da man diese Tiere auch räuchert, natürlich ohne ihnen vorher das Fell abgezogen zu haben, so kann man sich denken, welchen Anblick die Speisekammer der Bakwiri mit den Affenrücken und Krokodilschinken bieten muß.

Der Wald liefert ihnen dagegen viele genießbare Früchte, darunter auch Apfelsinen, von denen in Mapanja ein Stück ungefähr mit 1 Pf. bezahlt wird.

Was nun das Trinken anbelangt, so begnügt sich der Bakwiri mit Wasser nicht, sondern greift auch gerne zu gegorenen Getränken. Nach Wißmanns Ausspruch sind ja die meisten Neger Saufbolde. Das Nationalgetränk der Bakwiri ist der „Mimbo", der auch die „Mimba" genannt wird, ein aus dem Safte der Oelpalme bereiteter Palmwein. Nunmehr aber gibt auch der Bakwiri dem „Rum" Vorzug. Das edle Getränk, welches bis zu den Höhen der Kamerunberge gelangt, sollte eigentlich „Fusel" oder schwefelsaurer Fusel heißen, denn eine ganze Flasche davon kostet 15 Pf., schreibe fünfzehn Pfennig. Die „Könige" gehen ihren Unterthanen nicht mit gutem Beispiel voran. So war der sechzigjährige Mosasso von Mapanja ein notorischer Säufer.

Das Hauptvermögen des Bakwiri bilden seine Frauen. „Frauen sind Kapital," sagt Zoeller, „und wer sich durch besondere Findigkeit im Handel etwas erspart, pflegt sein Kapital in Frauen anzulegen wie bei uns in Aktien. Als während meines Aufenthaltes in Mapanja ein junges Mädchen an der epidemisch auftretenden Diphtherie starb, drückten die Nachbarn dem Vater ihr Beileid aus, nicht etwa wegen des Verlustes einer Tochter, eines Kindes, sondern wegen des hohen Geldverlustes. Denn die Tochter würde binnen ein bis zwei Jahren heiratsfähig und alsdann in Waren sechshundert Mark wert gewesen sein."

So kommt es auch, daß die Frauen sehr ungleich verteilt sind, die Reichen haben deren sehr viele, selbst ganze

Harems, die Aermsten dagegen können sich nicht eine einzige kaufen. Ihr Los ist jedoch nicht mit dem der türkischen Frauen zu vergleichen, denn die Bakwiriweiber müssen alle Haus- und Feldarbeit verrichten; trotzdem gibt es unter ihnen viele kluge Weiber, die über dem Haupte ihres Ehegemahls den Pantoffel schwingen. Vornehme Leute sind übrigens oft so vorsichtig, daß sie schon einem neugeborenen Knaben ein Mädchen kaufen, d. h. ihn verloben.

Trotz ihrer Armut sind die Bakwiri ein lustiges Völkchen, das sich nicht nur an Ringspielen, sondern auch an Tanz und Musik erfreut. Sie haben auch einige musikalische Instrumente. Das gebräuchlichste sind die Finger, indem sie dieselben in den Mund stecken, verstehen sie derart zu pfeifen, daß es einer Hirtenschalmei täuschend ähnlich klingt. Ein originelles Instrument ist die „Mundinde". Es ähnelt einem Bogen, wie er zum Pfeilschießen benutzt wird. Ueber einen leicht gekrümmten Stab von etwa einem Meter Länge ist als Sehne eine Schnur aus Fell oder Gräsern gezogen. Auf diese Seite haucht man mit dem Munde, indem man zugleich mit der rechten Hand mittels eines Stäbchens auf dieselbe schlägt. Auf diese Weise erzielt man die verschiedensten Modulationen in der Höhe wie der Stärke der Töne. Die Klangfarbe hat etwas Einschmeichelndes, doch erfordert die Handhabung des Instrumentes große Fertigkeit.

„Nyombi", ein anderes Instrument, ist eine Nachbildung der Mandoline, welche die Eingeborenen früher bei den Portugiesen beobachtet haben.

Beim Musizieren singen auch die Bakwiri und improvisieren zumeist den Text zu ihren Melodien.

Diese Improvisationen sind die einfachsten Produkte der Dichtkunst, wie z. B. das Lied der Träger des Reisenden Schwarz, welches ungefähr lautete:

„Wir sind stark und schön. Wir machen große Reisen, wie niemand sonst und finden überall schöne Weiber. Wir fürchten nichts, keine Tiere und keine Menschen und gehen mit einem weißen Manne und unseren guten Flinten bis in ferne Länder" u. s. w.

In dieser Weise besingt der Jäger seinen Hund, oder die Menge improvisiert Spottlieder auf eine erlegte reißende Bestie:

„Du Böser, du hast viel Schaden angerichtet, Ziegen gestohlen und Menschen verwundet, aber uns konntest du nicht entgehen."

Es gibt aber auch wirkliche Gedichte, die sich im Gedächtnis erhalten haben und von Mund zu Mund gehen und auch Tierfabeln, von denen eine Bernhard Schwarz in seinem Werke mitteilt und die besonders interessant ist, weil sie an unsere Tierfabeln erinnert.

Der Elefant, so erzählt sie, ging einst zum Meeresufer, da zu baden. Da sah er eine Schildkröte über den Sand kriechen und sprach zu ihr: „Du bist ein faules Tier, du kannst nur Schritt für Schritt marschieren." Aber sie erwiderte: „Was gilt's, ich komme schneller fort als du!" Darauf läuft der Elefant mehrere Wochen ins Gebirge, sich Kraft anzufressen. Die Schildkröte aber geht zu einigen ihrer Schwestern und dingt sie, daß sie sich von der Küste an in gemessenen Entfernungen längs des Weges aufstellen, den der verabredete Wettlauf nehmen soll. Sie selbst wählte ihren Platz zu oberst am Ziele, auf dem Berge. Als der Elefant nach einiger Zeit zurückkommt, spricht die Schildkröte am Meere, die er natürlich für die frühere Bekannte hält, zu ihm: „Nun kann's losgehen," und alsbald rennt der Elefant blindlings, ohne sich umzusehen, davon, daß der Boden erzittert. Aber als er schwitzend das nächste Dorf erreicht, hockt die Schildkröte bereits behaglich am Wege. Da ruft er: „Da ist es schon, das elende Tier, ich muß noch besser laufen." Und abermals stürmt er pustend davon. Jedoch, wie er auch eilt, überall ist seine Feindin schon vor ihm angekommen. Die Wut stachelt ihn zu wahnsinniger Anspornung aller Kräfte an. Blutiger Schweiß rinnt an seinem Leibe nieder, die Augen treten gerötet aus ihren Höhlen, und als er endlich auf der Höhe ankommt, bricht er taumelnd zusammen und verendet angesichts seiner glücklicheren Rivalin. —

Die Tierfabel erinnert uns sofort an das deutsche Märchen von dem Wettlauf des Hasen mit dem Schweinigel. Man kann nicht ohne weiteres annehmen, daß sie durch die englischen Missionare oder deutsche Händler nach Kamerun gebracht wurde. Wir finden sie nämlich in veränderter Gestalt auch bei einem anderen afrikanischen Volke, bei den Betschuanen Südafrikas. Ihr Inhalt ist auch dort derselbe, nur daß der Elefant durch den Rehbock ersetzt ist. Die Menschheit scheint gleiche Geistesprodukte unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorzubringen. —

Ein hervorragender Charakterzug der Bakwiri ist die Geschwisterliebe, die zu der Sitte der Blutrache führt. Der gutmütige und träge Bakwiri wird von derselben Leidenschaft wie der Sohn Corsikas erfaßt, wenn einer seiner Brüder getötet wurde. Er ergreift seine Flinte, schwört sie nur gegen den Mörder, seinen Todfeind, abzuschießen und lauert diesem Tag und Nacht auf. Gelingt es ihm endlich, den Feind niederzustrecken, so erweckt dieser Mord die Blutrache in dem andern Dorfe, und nun beginnt ein langes Herüber- und Hinüberschießen, durch welches oft ganze Ortschaften entvölkert werden. Nur selten gelingt es in diesen Fällen, durch ein Sühnopfer von Ziegen und Schafen die Beleidigten zu befriedigen und den Streit beizulegen, denn die Antwort auf ein derartiges Angebot lautet zumeist: „Nein, nicht Geld für Blut!“

Bernhard Schwarz sah in Mapanja einen finsteren Gesellen, der schon eine ganze Anzahl Menschen umgebracht hatte und sich nicht mehr aus dem kleinen Orte zu entfernen wagte. Als Knutson ihn Schwarz vorstellte, fügte er sogleich hinzu: „Einmal trifft ihn die rächende Kugel doch noch, trotz aller Vorsicht!“

Der Bakwiristamm besitzt keine politische Einheit. Jedes Dorf ist selbständig und selbst in diesem findet man zwei oder auch noch mehrere Häuptlinge. Aber auch diese entscheiden nicht in wichtigeren Angelegenheiten, sondern alle bedeutenderen und interessanteren Fragen werden in Volksversammlungen entschieden. Man nennt sie „Palaver“,

vermutlich nach dem romanischen Worte parlare, reden. Alle irgendwie bedeutenden Männer nehmen an dem Palaver Anteil und beraten hier über Krieg und Frieden, über den Durchzug Fremder, namentlich Weißer; auch alle Vergehen und Verbrechen werden im Palaver abgeurteilt. Freiheitsstrafen sind hier unbekannt, es werden nur Geldstrafen verhängt und die Zahlung erfolgt bei geringeren Vergehen in Ziegen, bei größeren in Frauen. Wie es bei uns Schöffen- und Schwurgerichte gibt, sind in den Kamerunbergen „Frauenpalaver" und „Ziegenpalaver" da.

Die Bakwiri haben keine Sklaven, aber nur darum, weil sie zu arm sind, sich welche zu kaufen. Nur bei besonders wichtigen Anlässen wird ein Sklave aus dem Hinterlande gekauft, und sein Los ist alsdann äußerst beklagenswert; denn diesen Anlaß bildet in der Regel der Tod eines angesehenen Häuptlings. Das Begräbnis erfolgt im Hause des Toten selbst und drei Wochen lang wird in der Hütte Feuer unterhalten, welches wenigstens dazu beiträgt, die Luft von dem Geruch der verwesenden Leiche zu reinigen. Je angesehener der Häuptling war, desto lauter muß das Klagegeheul ertönen, und die weiblichen Mitglieder der Familie legen während der langen Beisetzungsfeier das Trauerkostüm an, d. h. sie legen ihr einziges Kleidungsstück, das Hüftentuch ab und gehen in Naturschwarz umher. Der arme Sklave aber, den man für den Toden gekauft, wird geopfert und aufgegessen.

Was nun die Religion der Bakwiri anbelangt, so steht dieselbe auf der niedrigsten Entwicklungsstufe. Es wird berichtet, es bestehe der Glaube, daß auf Spitze des Kamerunberges eine Gottheit wohne, die halb Mensch, halb Stein sei und nur ein Auge habe. Schneit es im Hochgebirge, so breitet der Gott eine weiße Decke aus und kündet dadurch ein Unglück an. Stark verbreitet ist dagegen der Aberglaube an allerlei böse Geister und Zaubermittel. Ueberall wittert der Bakwiri Hexen und Hexenmeister, welche bösen Zauber ausüben und Menschen wie Tieren schaden. Zum Ausfinden dieser Zauberer wird die Hilfe der Priester



Auf dem Kriegspfad in Massailand.



oder Medizinmänner in Anspruch genommen, die dann im Palaver durch Gottesurteil die Anklage entscheiden. Die Hexenprobe der Bakwiri nimmt nun folgenden Verlauf:

Es wird zunächst ein Gifttrunk bereitet, der aus der Abkochung einer bisher nicht genau festgestellten Holzrinde besteht, die von den Eingeborenen geheim gehalten wird. Das Gefäß mit diesem Gifttrunk wird nun in die Mitte der zum Palaver Versammelten gestellt und der Angeschuldigte muß davon mehrmals mit der hohlen Hand schöpfen und trinken. Erfolgt darauf Erbrechen der genossenen Flüssigkeit, so gilt seine Unschuld als offen dargethan und während der Betreffende, beiläufig oft auch ein Weib, noch vom Genusse des Giftes taumelt, bricht alles in eine unbändige Freude aus, die sich schließlich selbst in Abschlachten und Verzehren von Ziegen und Schafen Luft macht. Erfolgt aber das Erbrechen nicht, so gilt die Schuld für erwiesen, und der Unglückliche wird mittels der schon genannten Faschinenmesser ohne weiteres niedergehauen, wobei sich selbst seine nächsten Verwandten eifrig beteiligen müssen, wollen sie sich nicht dem gefährlichen Verdachte, bei dem Zauberwerke beteiligt gewesen zu sein, aussetzen. Die Hexenprobe wird den Angeschuldigten jedoch wesentlich dadurch erleichtert, daß dem Angeklagten gestattet wird, nach dem Genuß des Giftes den Finger in den Schlund zu stecken, und die Fähigkeit zu brechen, zu erhöhen.

Das häufige Vorkommen der Hexenprozesse in Afrika überhaupt hat seinen Grund weniger in religiösen Anschauungen der Neger, die überall äußerst schwach entwickelt sind, sondern vielmehr in politischen Motiven. Die Hexenprozesse geben Häuptlingen und Medizinmännern das bequemste Mittel, sich unbequemer Gegner zu entledigen oder auch an verhaßten Personen Rache zu üben. Afrikareisende berichteten von anderen Gegenden, daß die Häuptlinge auf diese Weise ganze ihnen feindlich gesinnte Familien ausrotten ließen. Von den Bakwiri erzählt Schwarz, daß der Medizinmann, sobald eine Verzauberung bei ihm angemeldet worden ist, auf die Straße zu eilen und dort den oder jenen Dorf-

genossen zu fragen pflegt, ob er einen Feind oder einen unbequemen Gläubiger habe, indem er sich erbietet, einen solchen mittels des Gottesurteils aus dem Wege zu räumen. Die Bakwiri sind indessen klug genug in solchen Fällen, wenn sie sich zu offenkundig ereignen, den Schwindler wegen Betrugs und Mordversuchs zu belangen. Ein Beispiel davon erzählt Schwarz. Es betraf dasselbe sogar einen König. Dieser hatte mehrmals die öffentliche Beschuldigung der Zauberei gegen Dorfbewohner erhoben, aber das Gottesurteil hatte jedesmal gegen ihn entschieden. Darob ergrimmten die biederen Hochländer so, daß der König aus seinem kleinen Reiche fliehen mußte samt seiner ganzen „Dynastie", der Krone für verlustig erklärt und zuletzt, nachdem er im Busche einige getötet hatte, selbst noch niedergeschossen wurde.

So sind die schwarzen Tiroler des Kamerungebirges beschaffen. Es wird lange Zeit vergehen, bis sie dazu erzogen werden, was ihnen Heil und Segen allein bringen kann: zur Arbeit! Aber die Anfänge sind schon gemacht und der Verkehr mit ihnen wird sich leichter gestalten als mit den verwöhnten und mehr verdorbenen Dualla der Küste. —

Und das Gebirge selbst hat auch eine Zukunft — während unten am Flusse nur der Handel mit Palmöl und Elfenbein blüht, entstehen hier oben Plantagen: Kaffee, Zuckerrohr, Tabak und Kakao werden angebaut; die ersten Versuche konnten nicht sofort Glanzresultate liefern; im Schweiße des Angesichtes muß der Mensch überall dem Boden Früchte abringen und in Kamerun ist diese Kulturarbeit noch schwieriger als anderswo. Aber wir brauchen den Mut nicht sinken zu lassen. Das deutsche Kamerungebirge hat gewiß eine Zukunft.

Das Reisen im Kamerungebirge gehört jedoch nicht zu Annehmlichkeiten. Für Touristen ist das nichts, obwohl sich einige Leutchen schon gefunden haben, welche einen „Ausflug nach Kamerun" unternahmen und dafür böse vom Fieber mitgenommen wurden und froh waren, überhaupt noch mit dem Leben davonzukommen. Es reist sich schlecht in diesen

afrikanischen Alpen — die Märsche sind blutsauer und die Nächte schlecht. Selbst wenn man das Glück hat, in dem Hause eines Weißen zu wohnen, ist man nicht immer wohlgebettet.

* * *

Nach den Berichten Hugo Zoellers haben wir das Nachtlager mitten unter Negern, Ziegen und Schafen in dem Palaste eines Bergfürsten geschildert. Dem Reisewerke von Bernhard Schwarz entnehmen wir die stimmungsvolle Schilderung einer Nacht in der Schwedenhütte:

„Wir hatten am Abend bei einem Abschiedstrunk zusammen gesessen, als ein junger Bayer Namens Angerer, der schon früher vier Jahre in Afrika gewesen war und uns jetzt, um ethnographische Sammlungen zu machen, etwas ins Innere begleiten wollte, plötzlich mit verstörtem Gesichte ausrief: ‚Es muß eine Schlange in der Nähe sein! Riechen Sie nichts?‘ Allerdings bemerkten wir nun auch einen Geruch, etwa wie der den Hunden eigentümliche, von dem eben jener unser Landsmann behauptete, daß er ihn an der Goldküste als auch für gewisse Giftschlangenarten charakteristisch kennen gelernt habe. Da indes nach kurzer Zeit die Luft wieder ganz rein erschien, beruhigten wir uns und legten uns endlich ruhig schlafen. Ich hatte aber noch nicht lange geruht, als Knutson aus seinem Gemache rief: ‚Doktor, was ist das? Der Boden zittert!‘ In der That wackelte bald darauf auch mein Bett ganz merklich, wir hatten ein Erdbeben. So mag denn der alte Götterberg, auf dessen ganzem Gebiet, trotz entgegenstehender Behauptungen von Reisenden und Eingeborenen, bisher irgend ein Merkmal vulkanischer Thätigkeit noch nicht konstatiert werden konnte, in seinem Innern doch noch nicht so beruhigt sein, als er äußerlich den Anschein gewinnt. Die Schrecknisse dieser letzten Nacht, die wir auf seinem breiten Rücken zubrachten, waren damit leider noch nicht zu Ende.

„Kaum war ich wieder eingeschlummert, so tönte von neuem des jungen Schweden Stimme: ‚Bitte, wachen Sie

auf, eben kroch eine große Schlange über mein Bett!‘ Natürlich waren wir nun im Nu alle auf den Beinen. Wir schlugen Licht an und leuchteten umher, aber es ließ sich nichts sehen. Selbst der spezifische Geruch, den wir anfangs in großer Stärke verspürt hatten, war wieder verschwunden.

„Wir legten uns nochmals nieder, ließen jedoch das Licht brennen. Da tönt plötzlich Angerers Stimme: ‚Auf, da oben am Dache kriecht die Bestie.‘ Im Augenblick vorher hatte auch ich ein Rascheln dicht über meinem Kopfe gehört und den Geruch besonders deutlich wahrgenommen. Rasch waren wir in der Mitte des Gemachs versammelt und starrten nach der Decke. Dort sahen wir denn zu unserem Schrecken von Zeit zu Zeit den Leib der Schlange glänzen. Sobald sie sich bewegte, war auch der fatale Geruch da, der sich rasch verzog, wenn sie zusammengeringelt irgendwo im Schatten der Dachsparren ruhte. Es war ein Exemplar der hier häufigen grünen Art, deren Biß als überaus giftig gilt. Sie mochte 5—6 Fuß messen und war etwa von der Dicke eines Kinderarmes. Doch waren ihre Bewegungen so blitzschnell, daß wir sie nur unvollkommen beobachten konnten. Bald war sie hier, bald dort. Das eine aber mußte sicher heißen, sobald sie droben abglitt und auf einen von uns fiel, so war dieser verloren!

„Wir wagten demnach uns kaum zu regen. Unsere Korkhelme auf dem Kopf, um dadurch wenigstens etwas geschützt zu sein, saßen wir da. Wir waren kaum notdürftig bekleidet, denn unsere Sachen lagen in den Ecken des Zimmers, und wie leicht konnte das gefährliche Reptil gerade dort heruntergleiten. Unsere Lage war bejammernswert. Das Thermometer zeigte nur 17° C. Der Frost schüttelte unsere Glieder und der Tod lauerte über unserem Haupte. Selbst der alte Recke Knutson, der mit Elefanten und Leoparden gekämpft, zagte. War doch ein Landsmann von ihm erst vor kurzem durch einen Schlangenbiß im Kongogebiete ums Leben gekommen.

„Dazu draußen das schaurige Konzert der Tropennacht, das tausendstimmige Quaken der Frösche und Schwirren der

Grillen, zeitweise übertönt durch den Aufschrei eines von einem gierigen Raubtier gehetzten Wildes!

„Wie qualvoll langsam vergingen uns die Stunden beim trüben Lampenscheine! Als es 3 Uhr war, schallte es plötzlich wie gellende Hilferufe, mark- und beinerschütternd durch den Buschwald, der uns rings einengte. Was war das wieder? Knutson gab uns Aufschluß. Im Dorfe drunten waren kürzlich einige Kinder gestorben und nun schallte die Totenklage aus verzweifelten Mutterherzen. War es nicht, als ob sie schon uns gälte, vor deren Füßen sich die Gruft aufgethan hatte? Grausen überkam unsere Seelen; auf daß der erlösende Tag anbräche!

„So beschaffen war die Nachtruhe, die unserem ersten schweren Tropenmarsch voranging. Wie matt an Leib und Seele fühlten wir uns, als endlich der siegreiche Feind aller Furcht, das glorreiche Tagesgestirn, aufstieg! Aber mit allen dunklen Nachtgestalten war doch nun auch unser Peiniger entflohen. Der unheimliche Geselle, der Tod heißt, hatte sich verzogen; die Totenklagen waren stumm geworden, das warme, freundliche Leben schlug uns mit tausend Pulsen entgegen!"

Wir schließen hiermit die Reihe der Bilder, die uns in die Geheimnisse der Kamerunberge einen Einblick gewährten. Das Reisen in ihnen ist noch immer eine schwierige Aufgabe, eine Forscherthat.

Der Kilimandscharo.

Die Entdeckung des Kilimandscharo.

Seit Jahrtausenden ging unter den Völkern die Sage von himmelanstrebenden Bergen in Ostafrika. Wie Ptolemäus im zweiten Jahrhundert n. Chr. berichtet, erzählten arabische Seefahrer, welche die heutige Sansibarküste besuchten, von Quellseen des Nils und einem Mondgebirge, das sich tiefer landeinwärts erheben sollte. Die Araber, welche später jene Küsten befuhren, waren wiederum im Besitz dieser unsicheren Nachricht, und sie gab Veranlassung, daß Madagaskar von ihnen Quamara, d. h. Mondinsel, genannt wurde; ein Wort, das heute noch in dem Namen „Komoren" fortlebt. Am Beginn des 16. Jahrhunderts ließen sich in jener Gegend die Portugiesen nieder, und der reisekundige Spanier Fernandez de Enciso, welcher im Jahre 1518 Mombassa besuchte, brachte über jene ostafrikanischen Berge etwas genauere Nachrichten. Westlich von dieser Niederlassung sollten nicht allein die Mondberge, das Quellgebirge des Nilstroms, liegen, sondern auch ein sehr hoher Berg „Olympos".

Bedenken wir nun, daß der Kilimandscharo von Mombas in der Luftlinie nur 290 Kilometer entfernt liegt, und daß dieses seit jeher der Ausgangspunkt vieler Karawanen gewesen ist, so werden wir auch annehmen müssen, daß die Kunde von ihm zu den Portugiesen gedrungen war. Man legte ihr jedoch keine besondere Bedeutung bei, indem man

eben dieses Gebirg für die seit dem Altertum auf den Karten figurierenden rätselhaften Mondberge hielt.

Erst gegen das Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sollte durch die Reisen deutscher Missionare Licht in dieses Dunkel gebracht werden. Im Jahre 1843 begab sich der Missionar der englischen Church Missionary Society, J. L. Krapf, der von 1839 bis 1842 in Abessinien gewirkt hatte, an die Ostküste Afrikas, wo er die Bekehrung der Wanika anzustreben sich vorgenommen hatte. Anfangs 1846 folgte ihm der Missionar J. Rebmann, der Krapf auf den meisten seiner Reisen begleitete. Beide Glaubensboten, besonders aber Krapf, gaben sich mit großem Eifer und stürmischer Begeisterung zu Rabai Mopa dem schwierigen Bekehrungswerke hin, ohne jedoch bedeutendere Erfolge ihres Fleißes erlebt zu haben.

Auf einem seiner Wanderzüge gelangte J. Rebmann in die Nähe von Taweta und erblickte hier am 11. Mai 1848 zum erstenmal den Kilimandscharo, dessen schneebedecktes Haupt aus dem düsteren Untergrunde eines dunklen Waldes in den klaren blauen Himmel emporragte. Der erste Anblick des Kilimandscharo, der fast unmittelbar aus der Steppe aufzusteigen scheint, ist äußerst überraschend. Dr. Hans Meyer berichtet darüber: „Kurz vor Taweta war es auch, wo uns zum erstenmal das schneeige Haupt des Kilimandscharo sichtbar wurde. Diese plötzliche Erscheinung wirkte geradezu ergreifend. Man mag sich tage- und wochenlang auf das sichere Eintreten eines Ereignisses vorbereitet haben und noch so gefaßt dem nahenden entgegensehen; es trifft uns doch mit unwiderstehlicher Gewalt, sei es nun der bittere Verlust einer geliebten Person oder die Erscheinung eines sehnlich erstrebten Zieles, wie hier der Kilimandscharo. Das Auge war tagelang über die weiten graubraunen Ebenen der Steppen und Savannen geschweift, vergeblich eine Gebirgslinie am Horizont suchend, und hatte sich an der beständigen Einförmigkeit ermüdet. Da plötzlich öffnet sich vom Kamme eines Höhenzuges ein wundersames Panorama. Einige Meilen vor uns erstreckt sich der schmale, hell schim-

mernde Dschipesee nach Süden. Dahinter ragen die dunklen schroffen Mauern der vulkanischen Uguenoberge bis in die grauen Schichtwolken empor; nach rechts hin zieht sich im Mittelgrund der dunkle Streif der Wälder, welche den Lumifluß umsäumen und Taweta einschließen. Hinter diesen Wäldern steigt die Steppe leicht an und verläuft in dunstiger Ferne zu dem unteren Teil des mächtigen Gebirgsstockes des Kilimandscharo, der nun mit einemmal zu der Riesenhöhe von nahezu 5700 Meter unvermittelt aus der Steppenebene emporwächst. Ziemlich deutlich lassen sich unterhalb der breiten Wolkenschicht, welche den mittleren Teil des Gebirges umhüllt, die waldigen Hügel der Dschaggalandschaften erkennen und über den Wolken strahlt plötzlich aus dem Himmelsblau ein wunderbar erhabenes Bergbild in schneeblendender Weiße hervor wie die Erscheinung aus einer anderen Welt. Es ist der Kibo, der Hauptgipfel des Kilimandscharo. Sein kleinerer Zwillingsbruder Kimawensi verbirgt sich hinter einer hochaufgewölbten weißen Kumuluswolke, nur der nordöstliche Abfall tritt unter den Wolken als eine weitgeschwungene, geradezu architektonisch regelmäßige Linie hervor. Welche Gegensätze sind in diesem Bild harmonisch vereint! Hier unten die Glut des Aequators und tropisches Leben, neben uns der nackte Neger und vor uns Palmenhaine am Rande des Tawetawaldes; dort oben die Eisluft der Pole; die überirdische Ruhe der gewaltigen anorganischen Natur, ewiger Schnee auf erloschenen Vulkanen!“



Dr. Hans Meyer.

Um wie viel mehr mußte dieser Anblick Rebmann ergreifen, der auf ihn nicht vorbereitet war, vor dem er sich

urplötzlich enthüllte wie ein Wunder Gottes. Einfältigen Herzens und überwältigt von der Schönheit und Majestät des Schauspiels fiel er auf die Kniee und betete mit bebenden Lippen den 111. Psalm: „Ich danke dem Herrn vom ganzen Herzen!“ Rebmann, der nur von zehn Trägern begleitet wurde, ging an den Fuß des Berges und erstieg denselben bis zu der Grenze der bebauten und bewohnten Zone. Er war so glücklich, den Kilimandscharo zu entdecken, bevor die arabischen Kaufleute und der Sklavenhandel über die fleißigen und arbeitsamen Landbebauer, welche die fruchtbaren Abhänge des Berges bewohnten, den Fluch mörderischer Kriege verbreitet hatten. Darum wanderte er durch die meisten der kleinen Staaten von Dschagga, wie der Gürtel des Landes genannt wird, welcher sich in 1000 bis 2100 Meter Höhe rund um den Berg erstreckt.

Nachdem er nach der Küste zurückgekehrt war, teilte Rebmann seine Entdeckungen Krapf mit, und dieser brach im Jahre 1849 wieder von Rabai auf, zog durch das Wanikaland, setzte über den Woi, Zawo und Adi, durchwanderte Ukambani und gelangte aus dem Plateau von Jata über den Tiwafluß bis Kitui. Dies war der äußerste Punkt, den Krapf auf dieser Reise erreichte, und von hier aus sah er in einer Entfernung von sechs Tagereisen am 3. Dezember 1849 den zweiten Riesenberg Ostafrikas, den Kenia.

Die Erfolge der Reisen der beiden Missionare waren von der größten Tragweite; sie teilten dieselben aber in äußerst bescheidener Weise den geographischen Gesellschaften mit und veröffentlichten sie in den Calwer Missionsblättern. Rebmann konstruierte auch mit seinem Kollegen Erhardt eine Karte von Ostafrika, die durch die genaue Bestimmung der Lage des Kilimandscharo um so mehr überraschte, als die Missionare über einen Apparat von wissenschaftlichen Instrumenten zur Bestimmung der Ortslage nicht verfügten und sich nur auf Distanzrechnungen stützten. Auf dieser Karte befand sich auch der große Ukerewesee eingezeichnet, der vom Kenia Zuflüsse erhalten sollte und über dessen Vorhandensein

die Missionare von den Eingeborenen unterrichtet wurden. Die Berichte Krapfs und Rebmanns gaben den Anstoß zu den denkwürdigen Forschungen Burtons, Grants und Spekes, die wir in den ersten Bänden dieser Bibliothek näher beschrieben haben. Aber in der ersten Zeit ernteten die verdienten Forscher wenig Anerkennung; nur die geographische Gesellschaft in Paris erkannte ihnen die silberne Medaille dafür zu, daß sie das Vorhandensein schneebedeckter Berge im äquatorialen Ostafrika nachgewiesen hatten.

In England dagegen fiel die Kritik über sie her. Die Missionare hatten den Schnee vom Kilimandscharo und Kenia nicht mit ihrer Hand gefühlt und ihren Fuß nicht auf die Firnfelder unter dem Aequator gesetzt. Sie versicherten nur, ihn aus weiter Entfernung gesehen zu haben. Konnten sie sich nicht getäuscht haben? Von dieser Annahme ging ein gewisser Desborough Cooley aus, der jahrelang den Schrecken aller wirklichen Entdecker bildete, eine Art von geographischem Werwolf, der von seinem Studierzimmer in England aus die Karte von Afrika zu modeln und zu erraten pflegte. Er ordnete die Verteilung der Flüsse, Seen und Berge auf lächerliche und phantastische Sprachähnlichkeiten oder Gleichheiten nach seiner eigenen Phantasie an und kam dann gelegentlich hervor, um alle arglosen Entdecker auf diesem Gebiete in Stücke zu zerreißen, welche wirkliche Thatsachen ans Licht zogen, von denen seine mühsam hergestellten geographischen Annahmen über den Haufen geworfen wurden. Dieser Cooley bewies in der erschöpfendsten und entscheidendsten Weise, daß Krapf und Rebmann diese mit beständigem Schnee bedeckten Berge im äquatorialen Afrika nicht könnten gesehen haben und folglich — gab es keine solchen Berge. „Die Natur,“ bemerkt hierzu Johnston, „und die Wahrheit kennen jedoch kein Erbarmen. Sie unterdrücken oder verändern keine vollendeten Thatsachen, um damit jemand einen Gefallen zu erweisen. Nach der schönen logischen Art, in welcher Cooley bewiesen hatte, daß es schneebedeckte Berge in der Nähe der Linie nicht geben könne (vermutlich dachte er dabei nicht an Amerika), hätte man freilich an-

nehmen sollen, daß die Natur darüber errötet wäre, daß sie etwas Unnatürliches geschaffen, und daß sie Cooleys Nachweise einfach indossiert hätte, indem sie den Kilimandscharo und Kenia von der Oberfläche wegwischte, bevor irgend ein abenteuernder Entdecker unwiderleglich ihr Vorhandensein nachweisen konnte!"

Es kam aber anders. Den Spuren Rebmanns folgte ein anderer berühmter deutscher Reisender, der Hannoveraner Baron Klaus von der Decken. Im Jahre 1861 unternahm er mit einem Begleiter Livingstones, dem Geologen Thornton, von Mombas aus eine Reise durch das Wanika- und Waboitaland über das Kadiaro-, Kisunga-, Pare- und Aruschagebirge an den Dschipesee und an den Fuß des Kilimandscharo, welcher nach der Meinung des fachmännischen Augenzeugen Thornton ein alter ausgebrannter Vulkan ist. Die physischen, geologischen und ethnographischen Verhältnisse von Dschagga wurden sorgfältig erforscht und im Mai 1861 ein Versuch der Besteigung des schneebedeckten Riesenberges unternommen. Decken und Thornton gelangten jedoch nur zu einer Höhe von 2530 Meter und konnten, als ihr Führer entlaufen war, höher nicht vordringen und kehrten über Kisuani, Baramu und Wanga an den Ozean zurück.



Baron Klaus von der Decken.

Dieser erste Mißerfolg der Besteigung spornte Decken zu weiteren Versuchen an. Im Oktober 1861 verband er sich mit Dr. Otto Kersten zu einer zweiten Besteigung des Berges. Diesmal wurde die bedeutende Höhe von 4280 Meter erreicht, aber der glänzende Dom desselben noch nicht betreten. Dagegen gelang es Kersten, eine vorzügliche trigonometrische Messung des Berges aufzunehmen, laut welcher

die Höhe des Kilimandscharo 5694 Meter über dem Meeresspiegel beträgt.

Seit jener Zeit wurden die Reisen nach dem Kilimandscharo wiederholt ausgeführt. Im Jahre 1871 drang der englische Missionar New bis 4420 Meter vor, 1883 der Massai-Reisende Thomson nur bis zu 2750 Meter und 1884 Johnston angeblich bis zu 4970 Meter. Alle diese Besteigungen wurden jedoch durch die im Jahre 1887 von Dr. Hans Meyer ausgeführte übertroffen, der im Sommer des genannten Jahres bis zu der Höhe von 5450 Meter gelangte und hier durch einen turmhohen Eiswall am weiteren Vordringen gehindert wurde. Ebenso hoch soll auch der Reisende Otto E. Ehlers im Jahre 1888 gestiegen sein, nach eigenen Angaben, die jedoch nicht allgemein anerkannt wurden, noch höher. Die höchste Zinne wurde zuletzt von Dr. Hans Meyer erstiegen.

Englische Forscher wollen, was die Höhe des Berges anlangt, andere Resultate als Kersten erhalten haben.

Thomson berechnete ihn auf 5757 Meter, Johnston auf 5733 Meter. Jedenfalls aber bleiben die Forschungen der deutschen Reisenden am Kilimandscharo die hervorragendsten, und wie Rebmann seiner Zeit die Pariser Medaille erhielt, so empfing auch Baron Klaus von der Decken von der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London die goldene Medaille für seine sorgfältige Aufnahme des Kilimandscharo und seiner Umgebung.

Seit dem Jahre 1885 sind auch Verhältnisse eingetreten, welche die Engländer nicht mehr an den Kilimandscharo locken. Bei der Teilung von Ostafrika wurden die Interessensphären zwischen Deutschland und England abgegrenzt. Die Grenzlinien, wie dies bei wenig erforschten Gebieten ja stets der Fall ist, stellen schnurgerade Linien dar. Aber die Grenzlinie dieser Interessensphäre nach Norden hin bildet bei Taweta eine halbkreisförmige Ausbuchtung und in diesem kleinen in das englische Gebiet einschneidenden Halbkreise liegt der Kilimandscharo. Die deutsche Diplomatie hat das dem deutschen Einflusse zu erhalten gewußt, was deutsche Forscher entdeckt haben.

Das Kolonisieren von Afrika ist nicht so leicht, und Ansiedelungen entstehen dort nicht so rasch, wie viele es wünschen möchten. Die friedliche Entwickelung der Dinge in jenen Gegenden wurde überhaupt durch den Araberaufstand unterbrochen, aber die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat trotz alledem den Kilimandscharo nicht ganz außer acht gelassen. Im Jahre 1885 begab sich dorthin in ihrem Auftrage Dr. Jühlke und schloß mit dem mächtigsten Häuptling von Dschagga, dem Sultan Mandara, einen Schutzvertrag ab, so daß der deutsche Einfluß auch thatsächlich und praktisch an dem Fuße des von Rebmann entdeckten Riesen gesichert wurde.

Der Kilimandscharo ist deutsch; er ist ein deutscher Berg und dazu noch der höchste im Deutschen Reich. Ewiger Schnee liegt auf keinem unserer heimischen Berge — aber er deckt das Haupt des neugewonnenen Gipfels unter dem dritten Grad südlicher Breite! Das sind alles Verhältnisse, die unser Interesse für den Kilimandscharo besonders groß machen.

Suchen wir im nachfolgenden auf Grund der Reiseberichte dieses Stück Land zu schildern, welches von der deutschen Flagge geschützt wird. Sehen wir zu, wie es da ausschaut, was dort lebt und webt an unserem höchsten Berge!

Wie man nach dem Kilimandscharo reist.

Der Kilimandscharo ist von der Küste in Luftlinie etwa 290 Kilometer entfernt. Das ist nach unseren Begriffen keine weite Strecke, denn für unsere Vergnügungsfahrten während der Ferien lösen wir ja Rundreisebillets für mindestens 600 Kilometer und legen somit eine Strecke zurück, die dem Hin- und Rückweg zum Kilimandscharo gleich ist. Unser Berg wird auch in Afrika leicht zu erreichen sein, sobald eine Eisenbahn zu ihm führt, was vielleicht eher eintreten wird, als wir denken. Man hat ja so viel über die Kongobahn gespottet und ihr Projekt reift immer mehr zur

Ausführung heran, und man arbeitet auch schon an einer englischen Eisenbahn, welche Mombas mit Taweta in nächster Nähe von Dschagga verbinden soll. Gelangt einmal dieses Projekt zur Ausführung, dann wird es keine besondere Kunst sein, unseren höchsten Berg von der Küste zu erreichen. Augenblicklich liegen jedoch die Dinge noch ganz anders: ein Ausflug zum Kilimandscharo ist mehr als eine Reise, er muß eine Expedition genannt werden.

Der Alpentourist, der mit einem kleinen Koffer und einem Geldtäschchen von der Ostsee in die Alpen reist, wird gewiß mit Interesse die Reise eines Mannes verfolgen, welcher dem hohen Ziel, dem Gipfel des Kibo, entgegeneilt. In den Ländern, die ihn von dem schneebedeckten Gipfel trennen, gibt es keine gelben Postkutschen, keine Wagen überhaupt, keine Pferde oder schwere Lastwagen ziehenden Ochsen — das einzige Reittier, das hier vorkommt, der Esel, eignet sich für lange Reisen nur wenig. Rechnen kann man auf den Esel nicht, man nimmt ihn mit, um ihn zeitweilig als Reittier zu benutzen. Um aber vorwärts zu kommen, muß man sich auf sich selbst verlassen und vor allem festes Vertrauen in seine Füße haben. Afrikanische Touren sind in Zentralafrika noch immer der Hauptsache nach Fußtouren, und in Anbetracht dessen gewinnt die Entfernung von 290 Kilometer schon einige Bedeutung.

Sie wird noch größer, wenn wir bedenken, daß uns auf der schwarzen Erde Gold und Silber, geschweige denn die echtesten Banknoten wenig nützen, da man nur mit den vornehmsten Arabern Geldgeschäfte machen kann und wir wochen-, ja monatelang im Inneren keinem solchen Araber begegnen. Wir müssen uns für eine solche Reise mit afrikanischer Münze versorgen und diese ist recht umfangreich und erheischt ein riesengroßes Portemonnaie. Hier haben nur Waren Geldeswert, wenn wir von der Kaurimuschel absehen, die auch nicht überall genommen wird, und von der erst mehrere hundert eine Mark wert sind. Das Reisegeld in Zentralafrika besteht in ganz anderen Stoffen.

Zunächst kommen die „Merikani“ in Betracht, das ist eine Sorte amerikanisches Leinenzeug, ferner „Kaniki“, „Bandeira“, „Kikoi“, „Maskati“, „Dubhani“, „Sabhai“ u. s. w., wie alle jene bunten Stoffe genannt werden, welche Deutschland, England, Indien und Persien auf den afrikanischen Markt bringen — und auch Taschentücher, namentlich mit hübschen Mustern, Tier- und Menschenfiguren, die hier sehr beliebt sind, obwohl sie zu einem ganz anderen Zwecke dienen als daheim. Der Neger schneuzt sich nicht, aber das lange Stück Zeug zu einem halben oder ganzen Dutzend Taschentücher, wie es vom Fabrikanten kommt, benützt die Negerin gern als kunstvoll drapiertes „Kleid“. Je weiter man gehen will, desto mehr Zeug muß man mitnehmen und dabei noch bedenken, daß man mit dem Zeug allein nicht auskommt.

Die zweite Geldsorte sind Glasperlen. Nun sind die Zeiten längst dahin, wo man für einen Fingerhut Perlen einen Elfenbeinzahn kaufen konnte. Es sind gar viele Glasperlen von Europa nach Afrika, vom Thüringerwald bis zum Tanganyika gewandert und der Neger ist wählerisch geworden. Auch im „dunklen Weltteil“ schwingt die allmächtige Mode ihr Scepter und bald sind bei diesem Stamme jene, bald in jenem diese Glasperlen in Ansehen, während andere beinahe für wertlos erachtet werden. Blaue Perlen z. B., welche von den an der Küste wohnenden Suaheli „Madschi-Bahri“ oder „Seewasser“ genannt werden, sind vielfach beliebt, aber der eine Stamm will große, der andere kleine haben und man muß ein ganzes Sortiment mitschleppen, um den Geschmack im gegebenen Falle befriedigen zu können. Ebenso verhält es sich mit allen anderen Regenbogenfarben und auch mit Schwarz und Weiß. Man kann nun nicht diese Perlen beim Fabrikanten in Europa einkaufen; denn man ist hier über die Verhältnisse des innerafrikanischen Marktes nicht unterrichtet — und die Fingerzeige, die in Reisebüchern berühmter Forscher stehen, sind zumeist nicht ausführlich genug, oder auch veraltet. Man erfährt erst in Sansibar, was gerade gangbare Ware bildet, und besorgt

auch dort seine Einkäufe. Nun sind die Perlen zumeist an verrotteten, wertlosen Bindfäden aufgereiht, so daß man genötigt ist, dieselben von neuem auf festen Zwirn aufreihen zu lassen. Man muß Neger mit dieser Arbeit beauftragen und dabei aufpassen, daß nicht zu viel Perlen den Weg auf den Faden verfehlen und in den Beuteln der Arbeiter verschwinden.

Als dritte Geldsorte sind je nach dem Stamm, zu dem man sich begibt oder dessen Gebiet man durchwandern muß, Eisen-, Messing- und Kupferdraht mitzunehmen. Die Massai und Dschagga haben Eisendraht gern, andere ziehen Kupferdraht vor, indem sie die dicken Nummern zu Bändern um Arme und Knöchel, und die feineren Sorten zu sinnreichen Verzierungen der Gewehrkolben, Messergriffe oder Speerschäfte verwenden.

Die vierte gewichtige Geldsorte sind Gewehre und Pulver, eine Geldsorte, deren Einfuhr während des Araberaufruhrs streng verboten wurde.

Ist man mit dem Gelde fertig, so muß man an eine Auswahl von Geschenken für die Häuptlinge denken, die Perlen und Messingdraht und Tücher bereits verschmähen. Hier kommen allerlei Phantasieartikel, Spieldosen, Accordions, feine Flinten und lustige Bilderbücher, bunte Uniformen und Spielkarten und vieles ähnliche in Betracht. So hat neuerdings Ehlers selbst ein Dreirad für den kleinen Sohn Mandaras mitgenommen, für den Alten aber unter anderem auch Theatermäntel, und Johnston beglückte die Sultane am Kilimandscharo mit einer Rolle bunter Bilder aus dem „Graphic“ und anderen illustrierten Zeitungen. Neu-Ruppin findet auch einen Absatz seiner Ware in Afrika, und wer weiß, welchen Aufschwung noch im Laufe der Zeit diese Bilderindustrie nehmen wird, wenn auch die großen schwarzen Kinder für diese Erzeugnisse gewonnen sein werden.

Eine solche Ausrüstung füllt viele Ballen und muß man sich nach Transportmitteln umsehen. Nun gibt es in Zentralafrika keine Transporttiere — das einzige Transportmittel ist der Mensch, alles, was von Europa in das Innere des dunklen Weltteils gelangt, und alles, was uns jener

Weltteil dafür sendet, wird Hunderte Meilen lang auf dem Kopfe oder dem Rücken von Negern getragen. Wer also in Afrika reisen will, der muß sich zunächst Träger beschaffen und diese unter den Sansibarnegern suchen.

Ueber diese Neger wurden viele und widersprechende Urteile laut. Stanley sagte von ihnen: „Ich finde sie warmer Liebe und Zuneigung fähig, sie zeigen Dankbarkeit und andere edle Züge der Menschennatur. Ich weiß auch, daß sie sich zu guten, gehorsamen Dienern schulen lassen, daß viele von ihnen gewandt, ehrlich, fleißig, gelehrig, unternehmend, rechtschaffen und wohlgesittet sind, daß sie, um es kurz zu sagen, in allen den charakteristischen Eigenschaften des Menschen jeder anderen Rasse oder Farbe auf unserem Erdball stehen."

Die allerärmsten ihrer Klasse vermieten sich oder werden von ihren Herren an andere vermietet zum Tragen von Ballen, Kisten und Waren vom Zollamt nach dem Boot oder dem Lagerhause, oder umgekehrt, und im allgemeinen als Lasttiere. Diejenigen, welche leichtere Arbeit vorziehen und von gutem Charakter sind, finden Stellung als Thürhüter oder Hausdiener, oder werden mit dem Waschen des Kopals oder dem Trocknen der Felle von den europäischen Kaufleuten beschäftigt.

Andere betreiben irgend ein Handwerk. Eine gewisse Klasse aber, welche in den kleinen Gärten im Inneren der Insel und längs der Küste des Festlandes wohnt, zieht das ihnen von den arabischen Kaufleuten gebotene Wanderleben einer dienstlichen Stellung vor.

Alle aber streben danach, sich in Besitz eines kleinen Hauses nebst einem Gärtchen zu setzen. Die Schamba, wie man eine solche Farm nennt, braucht nur groß genug zu sein, um ein Dutzend Kokosbäume, ein Dutzend höchstens 30 Meter lange Reihen von Maniokstauden, ein halbes Dutzend Bananenpflanzen, ein halbes Dutzend mit süßen Kartoffeln besetzter Beete und zwei oder drei Reihen Erdnußbäume zu fassen — der Besitzer ist glücklich und stolz, diese Schamba sein nennen zu dürfen.

Aus diesen Negern, die auch unter dem Namen Wangwana bekannt sind, rekrutieren sich die Träger, und wenn man bedenkt, daß sie es waren, welche Livingstone, Burton, Speke, Grant und Stanley auf deren Entdeckungszügen in Afrika begleitet haben, daß sie Zeugen der Entdeckung der Nilseen waren, am Lualaba rasteten und zum erstenmal den Kongo hinabfuhren — so wird man zugeben müssen, daß sie unter einer richtigen Führung brauchbare Menschen sind.

Leider aber ist unter ihnen mit dem wachsenden Verdienst Korruption eingerissen und gute, zuverlässige Träger sind immer seltener geworden. Besonders ungünstig wirkt auf sie der Einfluß der Araber. Diese wissen den Neger ganz und gar zu beherrschen, und solange zwischen den Arabern und Europäern Freundschaft herrschte, konnten die Führer der Expeditionen mit den Wangwana, von kleinen Fehlern abgesehen, zufrieden sein. Dies hat sich jedoch geändert, seitdem die Araber auf die Fortschritte der Europäer in Ostafrika mit Furcht und Neid blicken. Mit welchen Schwierigkeiten in letzten Jahren die Ausrüstung der Expeditionen verbunden war, davon nur ein Beispiel, das wir nach dem Berichte Dr. Schmidts, eines Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, erzählen.

Derselbe war in Begleitung anderer Gefährten im Januar 1886 von Sansibar aufgebrochen, um eine größere Expedition nach dem Kilimandscharogebiete zu unternehmen. Da den Deutschen noch eine Anzahl von Trägern fehlte, so suchten sie diese in dem Küstenplatze Pangani anzuwerben, wie überall Usus durch Vermittlung des Gouverneurs (Liwali) des Sultans. „Der Gouverneur,“ berichtet Dr. Schmidt, „läßt durch seine Leute bekannt machen, daß so und so viel Träger nach da und dahin verlangt werden, und daß seine Hoheit der Sultan die Einwilligung dazu gegeben hat. Die sich Meldenden, meist alle dem Gouverneur persönlich bekannt, werden dann in seinem Hause besonders eingetragen, und er übernimmt damit zugleich eine ausgesprochene Haftbarkeit für dieselben. Auf anderem Wege ist es überhaupt nicht möglich, auch nur eine geringe Anzahl zuverlässiger

Leute zu erlangen. Denn da unweigerlich der Lohn stets auf zwei Monate vorausbezahlt werden muß, so würden alle Angeworbenen, falls sie nicht den rächenden Arm der Gerechtigkeit und das Gefängnis fürchteten, sofort entfliehen, um den billig erworbenen Verdienst zu verprassen. Der Europäer allein würde ja nur in den allerseltensten Fällen Gelegenheit haben, einmal Vergeltung üben zu können, da er kaum im stande ist, einen entlaufenen Sklaven mit Sicherheit wieder zu erkennen. Dem Gouverneur oder auch seinen Beamten sind dagegen die Leute, ihre Hütten, ihre Familien u. s. w. genau bekannt, und er ist im stande, wirklich Repressalien üben zu können.

„Der Wali gab auf einen überreichten offenen Empfehlungsbrief des Sultans auch sofort seine größte Bereitwilligkeit zu erkennen, uns zu helfen. Zu unserer ständigen Unterstützung stellte er uns sofort einen seiner Beamten zur Verfügung, der seitdem auch kaum von meiner Seite gewichen ist. Derselbe wurde uns um so wertvoller, als der Wali schon am zweiten Tage erkrankte und wir in unserem Verkehr daher auf die Vermittlung dieses Beamten angewiesen waren. Doch nahm ich auch häufig Gelegenheit, meine persönlichen Diener mit Botschaften direkt zum Wali zu senden. Auch in betreff des Einschreibens der Träger ließ ich auf diese Weise bei ihm anfragen und erhielt den Bescheid, daß auch dies, da er leider krank sei, durch jenen Bevollmächtigten geschehen würde. Alles ging denn auch in schönster Ordnung von statten und unsere Expedition war schon nach wenig Tagen in der Lage, aufbrechen zu können. Nach kaum einer Woche seit dem Verlassen Sansibars hatten wir dann die Genugthuung, noch drei Leute bei uns zu sehen, indem von 250 im Laufe der Zeit angeworbenen Trägern allgemach 247 davongelaufen waren.

„Der ruhige Leser wird nun wahrscheinlich in ungeheures Erstaunen geraten und vermuten, daß nur irgend welche elementare Ereignisse, irgend welche besonders grobe Fehler einen derartigen Ausgang hervorrufen konnten. Aber dem ist durchaus nicht so.

„Seïd Bargasch, der Sultan von Sansibar, hatte einfach den Untergang der Expedition beschlossen!

„Ohne weiteres dieselbe verbieten, die Erlaubnis zum Anwerben von Trägern zu verweigern, konnte er nicht. Das wäre doch zu offenbare Feindseligkeit gewesen. Die Sache mußte schon geschickter angefangen werden.

„Zu diesem Behufe werden die einzelnen Karawanenführer vorher genau instruiert und ihnen aufgegeben, den Wunsch des Sultans unter allen Umständen zur Ausführung zu bringen. Den Trägern, wenigstens soweit sie Sklaven von Arabern sind, ist schon von seiten ihrer Herren befohlen worden, bei erster Gelegenheit zu entfliehen, da der betreffende Europäer ein hinterlistiger, grausamer Mann und Feind des guten Bana Bargasch sei. So gehen denn vom ersten Tage an die Desertionen in massenhafter Zahl vor sich. Selbst die wenigen Leute, die vielleicht schon etwas Zutrauen zu dem Weißen gefaßt haben, werden von dem Strome mit fortgerissen und schon nach kurzer Zeit steht man am Ende aller seiner Mühen."

Die Negerbevölkerung hat ein paar tausend Mark erschwindelt; alle Beschwerden und Proteste der Europäer nützen nichts. Mit unglaublicher Frechheit erklärt der Wali, daß bei ihm kein einziger Träger eingeschrieben wurde, und behauptet noch, den Mann, den er als seinen Vertreter bezeichnet hat, gar nicht zu kennen!

Dies eine Beispiel möge genügen, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Wahl der Träger verknüpft ist.

Die Träger allein genügen jedoch nicht, die Karawane vollzählig zu machen. Zum Schutz derselben sind noch Soldaten, Askari, nötig.

Die Zahl der Leute, mit denen die meisten Reisenden nach dem Kilimandscharo aufbrachen, betrug gegen 100. Da der Weg anfangs durch wüste, unbewohnte Strecken führt, müssen auch Lebensmittel mitgenommen werden. Was nun die Verpflegung anbelangt, so sind die Neger äußerst genügsam. Reis oder Mais und Bohnen genügen ihnen vollständig, und wenn man bedenkt, daß sie täglich viele

(manchmal 30) Kilometer, mit einer Last von 25 Kilogramm auf dem Kopfe, marschieren, so muß man ihre Ausdauer bewundern. Der Europäer muß für sich einen ganz anderen Proviant mitnehmen. Er kann in dem fremden, gefährlichen Klima nicht mit einemmal seiner gewohnten Nahrung entsagen, und so bilden Büchsen mit eingemachtem Fleisch, Obst und Gemüse, Kaffee, Thee und Zucker, Wein und auch Bier, Kerzen, Seife u. dergl. die notwendigen Bestandteile seiner Ausrüstung, wozu noch eine kleine Apotheke und wissenschaftliche Instrumente hinzukommen. Auch ein Zelt und Feldbetten dürfen nicht fehlen.

So ausgerüstet kann man die Reise nach unserem höchsten Berge wagen. Sie ist keine Kleinigkeit und kostet auch viele Tausende Mark, je nach der Zeit, die man auf dem Berge verbringen will.

Johnston hatte für seine Reise, die etwa ein Jahr dauerte, 20000 Mark zur Verfügung. Bedenkt man, daß seine Karawane beim Beginn der Reise 120 Mann zählte, so muß man zugeben, daß der Lohn und die Verpflegung der Menschen in Afrika noch billig sind.

Der Weg durch die Wildnis.

Zwei Karawanenwege führen von der Küste nach dem Kilimandscharo. Der erste, vom deutschen Pangani ausgehend, zieht sich durch das schöne Usambaragebirge, sowie durch die vulkanischen Berge von Ugueno am Dschipesee vorüber; der andere hat das englische Mombas zum Ausgangspunkte und führt durch die Wildnis Njika. Beide treffen in Taweta am Fuße des Kilimandscharo zusammen. Der letztere ist kürzer und wird darum vorgezogen.

Der Küstenstrich von Mombas bildet nur einen verhältnismäßig schmalen Streifen fruchtbaren Landes. Schon bei der Missionsstation Rabai beginnt die Njika, eine öde, mit wenig Gras und stellenweise mit kümmerlichem Gestrüpp bewachsene Savanne. Nur an wenigen Stellen derselben begegnet man kleinen Flüßchen, an welchen sich einige Neger=

dörfer erheben; es sind dies förmliche Oasen in der Wildnis; sonst zeichnet sich diese durch Wassermangel aus. Wo Wasser vorhanden ist, steht es von der Regenzeit her in den Höhlungen des Gesteins, „Ngurungas“ genannt. Solche Wasserplätze, die dann auch regelmäßig mit etwas dichterer Vegetation bestanden sind, bilden selbstverständlich nicht nur die Trinkplätze für das wenige Wild, sondern auch die regelmäßigen Lagerplätze für die Karawanen. Die Reise von Mombas bis Taweta dauert zwei bis drei Wochen, wobei öfters die wasserlosen Strecken in forcierten Märschen durchzogen werden müssen. Die Njika ist bei den Negern auch darum verrufen, weil die räuberischen Massai bis in diese Gegend ihre Plünderungszüge ausdehnen.

Hinter Rabai, gleich beim Beginn des Marsches, muß der Führer der Expedition in erster Linie auf die Träger aufpassen. In Mombas und Rabai wagen sie nicht zu desertieren, wenn der Wali der Expedition gut gestimmt ist; sie würden hier leicht wieder eingefangen werden. Das Ausreißen pflegt nach zwei oder drei Tagemärschen zu beginnen, weil die Neger wissen, daß der Europäer durch Rückkehr nach Mombas viel Zeit verlieren würde und darum in der Regel von ihrer Verfolgung absieht. Trotz der schärfsten Vorsichtsmaßregeln gelingt es stets einigen unsicheren Kantonisten, zu verduften. Und man kann noch von Glück reden, wenn sie sich nur selbst aus dem Staube machen und ihr Gepäck liegen lassen. Schlimmer ist es, wenn sie noch wertvolle Stücke der Ausrüstung fortschleppen, wie dies Dr. Meyer auf seiner ersten Expedition ergangen ist. Auch ihm liefen am dritten Tage nach Verlassen der Küste trotz aller Vorsichtsmaßregeln während des Marsches sechs Mann unter Mitnahme eines Koffers davon, in welchem außer dem ganzen Barbestande Meyers, auf den es die Diebe allein abgesehen hatten, der größere Teil der für die Bergbesteigung unentbehrlichen Kleidungsstücke, die sämtlichen Bücher und Karten und ein Fernrohr enthalten waren.

Derselbe Reisende mußte zwei Jahre später erleben, daß ihn die Träger überhaupt verließen, sich mit den plün-

dernden Arabern verbanden und er selbst gefangen genommen und von dem berüchtigten Buschiri nur gegen schweres Löse=geld freigelassen wurde. Doch dies geschah zu Zeiten des Aufruhrs, die nicht als normal gelten können.

Der Uebergang des fruchtbaren Küstenstriches in die Wildnis vollzieht sich ziemlich rasch. Unterwegs aber be=gegnet der Reisende abwechselnden Landschaftsbildern. Treff=



Das Missionshaus zu Rabai.

lich hat Thomson den Charakter der Njika geschildert. Nach=dem man zwei Tage lang durch die sonnverbrannte Savanne, deren Gras unter den Tritten in Staub zerfällt, gezogen und ein Schlachtfeld, auf welchem die Wanika mit schwerem Verluste die Massai zurückgeschlagen hatten und dessen Boden buchstäblich mit Schädeln bedeckt war, passiert hatte, ge=langte man in das Land Duruma, dessen Busch ein voll=kommenes Wunderwerk pflanzlicher Ungeheuerlichkeiten dar=stellt: Gebüsche, in welchen große Dornen die Stelle ange=

nehmen Laubwerks einnehmen, einige Arten Euphorbien, Aloe mit ihren abwehrenden dicken stacheligen Stellvertretern von Blättern; Sagobäume und eine Menge anderer fremdartiger Pflanzen. Die Bäume und Gebüsche zeichnen sich besonders aus durch den Besitz der geringsten Menge grünen Laubes, der verträglich ist mit der größten Zahl knorriger häßlicher Zweige, welche auf diesem dürren Kampfplatze vegetabilischen Lebens den Kampf ums Dasein führen. Dennoch sprießen seltsam genug prächtige Sagobäume mit ihren vornehmen palmenartigen Blätterkronen nach allen Richtungen empor, mühen sich ab, mehr Ellenbogenraum als selbst ihre furchtbareren Nebenbuhler zu erlangen und kommen nicht selten dahin, ihre Blätter vor dem Eindringen benachbarter Zweige zu bewahren. Dieses Dschungeldickicht wird noch viel undurchdringlicher durch große, anscheinend laublose Schlingpflanzen, welche sich längs des Bodens mit ihren an ungeheure Schlangen erinnernden Riesenarmen hinwinden, Bäume und Büsche in eiserner Umarmung umklammern und mit ihrem Flechtwerk eine verworrene Masse herstellen, die so schwierig zu beschreiben als wegzuräumen ist. Doch hat das Ganze auch seinen Nutzen. Inmitten einer solchen Dschungel können die Waduruma den Massai ein Schnippchen schlagen. Es gibt keinen gangbaren Weg hinein als durch eine enge gewundene Gasse, in welche kein Wilder, der sein Leben lieb hat, sich nur einen Augenblick wagen würde. Ohne solchen natürlichen Schutz würde Duruma jetzt eine völlig unbewohnte Wüste sein.

Hier und noch lange Strecken weiter wird nur Wasser angetroffen, welches durch recht viel „Körper" und „Bouquet" sich auszeichnet, „zu dessen Genuß," bemerkt Thomson, „alle Qualen des Durstes erforderlich waren, selbst nachdem man es tüchtig gekocht und durch Gras und Leinwand filtriert hatte — denn unsere Taschenfilter halfen uns durchaus nichts in diesem flüssigen Schlamm, der wie Straßenspülwasser oder Sepiatinte aussah. Obgleich wir diesen Aufguß tranken, so erschien die Idee, darin die Füße zu waschen, doch mehr als ein schlechter Witz. Wir nahmen

es deshalb innerlich ein und schwitzten es aus und die Ausdünstung war reichlich genug, um unter Beihilfe unserer Handtücher uns vor dem Schicksal zu bewahren, völlig mit einer Kruste überzogen zu werden."

Noch einmal sieht man offene Waldbestände, ein Aufflackern des Pflanzenlebens; dann aber nimmt der Boden blendend rote Färbung des Eisenkieses an. Die dichten Dschungeln, die grasigen Lichtungen, der offene Wald, Hügelrücken und Thäler verschwinden und an ihre Stelle tritt eine tote Ebene mit einem Wald von Skeletten. Geisterhaft und gespenstisch ist der Anblick dieser graugefärbten Bäume und Büsche, denn sie sind fast völlig entblößt von jedem zarten wogenden Zweig oder zitternden Laub. Kein geschmeidiger Ast oder gefälliges Laubwerk antwortet auf den erfrischenden Druck der durchziehenden Brise. Steif und unnachgiebig strecken sie ihre straffen Arme und furchtbaren Stacheln aus, als wollten sie der Dürre und dem Sturme Trotz bieten. Um die düstere Wirkung der Landschaft noch zu erhöhen, sind nach allen Richtungen hin abgestorbene Bäume zu sehen, welche ihre zersplitterten Formen zwischen die lebenden erheben, weil sie unfähig sind, im Kampf ums Dasein sich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten.

Kaum ein grüner Fleck hebt die niederdrückende Landschaft, und selbst zur Regenzeit ist nur hie und da ein Grastüpfel zu entdecken. Ein düsteres Schweigen herrscht überall, nicht unterbrochen von dem Zirpen eines Insekts oder dem Gesange eines Vogels. Kein Grashalm rauscht, kein belaubter Zweig seufzt oder klatscht vom aufschlagenden Regen. Der bis dahin frisch vom Ozean herüberstreichende Wind erhebt sich nur zu klagendem Pfeifen oder dumpfem Knirschen, als ob er sagen wollte: Hier ist alles Tod und Verlassenheit.

Und in dieser Wildnis tritt der größte Feind dem Reisenden entgegen: der Durst. Die Suahelineger von Sansibar sind keine Wüstensöhne, die gewöhnt sind, sparsam mit Wasser umzugehen und im Notfalle unglaublich lange ohne zu trinken marschieren können. Man mag ihnen noch

so scharf einprägen, daß erst am Abend oder spät in der Nacht der nächste Wasserplatz erreicht werden wird, und daß sie darum mit dem köstlichen Naß in ihren Kalebassen sparsam umgehen sollen. Sie sind leichtsinnig und schon vormittags sind ihre Flaschen leer, dann keuchen sie vorwärts in dem glühenden Sonnenbrand, klagen mit der geschwollenen Zunge und den gesprungenen Lippen, bis sie irgendwo am Wege zusammenbrechen, ihre Last fortwerfen und liegen bleiben, bis der Abend kommt und sie in dem kühleren Schatten der Nacht den Wasserplatz zu erreichen suchen.

Wie aber, wenn in diesem wegelosen Lande der Wasserplatz verfehlt wird, trotz der anstrengenden Tagesmärsche von 18—22 Stunden! Dann geht auch der Wasservorrat des Weißen zur Neige, und auch er fühlt alle die Qualen der Verdürstenden, die Nachtigal in seinen Wüstenreisen so ergreifend geschildert hat. Dann macht die Karawane Halt und die Kräftigsten ziehen mit Kalebassen in die Wildnis hinaus, um den Brunnen zu suchen. Eine andere Gefahr droht den mit wunden Füßen sich mühsam Vorwärtsschleppenden: sie können sich leicht verirren und schießen ihre Gewehre ab, um das Lager wieder zu finden, während stundenlang in der finsteren Nacht sie nur das Brüllen eines Löwen als Antwort vernehmen, und so schleppen sie sich vorwärts, während Dornen ihre Kleider und Haut zerreißen.

Endlich werden die Teitaberge erreicht, in denen Wasser quillt und Menschen wohnen, der schlimmste Teil der Wildnis liegt hinter dem Kilimandscharo-Reisenden. Dann taucht er plötzlich an den stacheligen Dschungeln auf und betritt eine Reihe prächtiger Anpflanzungen, welche sich um den Fuß des ganzen Berges erstrecken und, wenn die Aussaat am Aufkeimen ist, mit einem entzückend hellen Grün gegen die schwarzen Massen des Berges abstechen; dann kann er auch in vollen Zügen das klare Wasser trinken, das in kühnen Rillen von den rissigen Seiten des Berges herabplätschert, und auch die Wohlthat eines Bades genießen.

Die Dörfer im Teitagebirge bieten dem ermüdeten Wanderer ein willkommenes Ruheplätzchen und er findet

hier auch zu Studien Gelegenheit. Vielleicht hat er auch das Glück, von einer Mteitaschönen in einer Privataudienz empfangen zu werden und kann alsdann Studien über afrikanische Moden anstellen. Sie trägt ein Kleid, wie viele andere Naturkinder; von Geburt ist sie „so flink und weich wie die Schlange", die Toilette macht sie fettig; denn ihr Kleid besteht in einem Ueberzug von Lampenruß und Kastoröl. (Dieser Ueberzug ist der einzige Schutz des Mteita gegen die ausnehmende Hitze des Tages und die Kühle der Nächte; er verhindert zu starkes Schwitzen und hält die Kälte ab.) Ihr Hüftentuch besteht aus einem Stückchen Fell, das in zwei „Schwalbenschwänzchen" wie ein Missionarfrack ausläuft und gar luftig um ihre Beine klappert. Den gewichtigsten Teil ihrer Toilette bilden aber die Perlen: Perlen bedecken den Kopf, die Brust und die Lenden, an den Armen und Beinen trägt sie Perlen, und die Schnüre zählen nach Hunderten und ihr Gewicht beträgt 20—30 Pfund! Wenn die Schöne noch die großen Glasringe in ihren Ohren befestigt und mit einer Feile ihre Zähne krokodilartig zugespitzt hat, dann plumpst sie ermattet nieder, um sich von dieser gewiß ernsten Arbeit des Ankleidens auszuruhen; der Weiße aber legt seine Geschenke zu ihren Füßen nieder und drückt sich eiligst, von Schweiß triefend und gelb von Rauch wie eine Kieler Sprotte.



Ein Mteitamädchen.

Doch die Teitaberge sind nur eine Station auf dem Wege nach dem Kilimandscharo, wir dürfen uns hier nicht zu lange aufhalten und brechen auf, um wieder durch wüste Strecken zu eilen. Wir ziehen wieder durch öde Savannen, aber sie sind nicht mehr so schrecklich wie die, welche wir in den letzten Märschen vor Teita durchwandert haben. Hier

galoppiert ein Trupp Zebras, dort huscht eine Säbelantilope vorüber, und in dieser Gegend kann man auch dem König der Tiere begegnen, der hier schon seine Nahrung findet. Er ist nicht immer so wild, wie man ihn schildert; oft erhebt er sich im Grase, schaut die Fremden an und trollt von dannen. Es ist nicht mehr weit nach Taweta, und



Teitahütte.

wenn uns das Glück hold ist, so können wir jetzt auch einer Jägerkarawane begegnen, in der auch die englischen Sportsmen vertreten sein dürften. So traf hier Meyer mit englischen Jägern zusammen, die acht Monate in der Umgebung von Taweta gejagt hatten, „und es war keiner unter den Trägern," bemerkt der Reisende, „der nicht mit einem Elefantenzahn, einem Löwenfell, einem Rhinocerosschädel oder sonst einer Jagdtrophäe belastet gewesen wäre."

Unser Auge sieht aber nicht den König der Tiere, es schweift zum fernen Horizonte im Westen, denn hier muß

ja die Stelle sein, wo man den Kilimandscharo zum erstenmal auf der weiten Reise erblicken kann. Nicht immer zeigt er sich dem Reisenden in solcher Pracht, wie Rebmann und Meyer uns erzählen. Wir bringen die Ansicht des Bergriesen nach einer Zeichnung von Johnston und wir wollen das Bild mit den eigenen Worten des Reisenden erklären:

„Der Tag war schwül gewesen, und obgleich die Regenzeit vorüber war, so zeigte der westliche Himmel doch eine Masse finsteren Gewölks, welches an einer Stelle des Horizontes sich besonders schwarz und dicht zusammenballte. Ich kannte den Grund davon, und was jene Wolkenmassen mir eifersüchtig verbargen, gleich den Höflingen und Beamten, welche die Person mancher östlicher Potentaten umgeben; darum sehnte ich mich, nachdem ich so manche mühselige Meile zurückgelegt hatte, um den größten schneebedeckten Berg von Mittelafrika zu sehen, ungeduldig nach einem riesigen Besen, um die schweren Nebel und Dünste vom Himmel wegzufegen, welche ihn jetzt vor meinen Augen verbargen.

„Langsam erhob sich im Osten eine Kugel von gelbweißer Farbe und stieg empor in die Wolken, von wo aus sie ein sanftes Licht hinunterschickte und uns den Pfad durch die Ebene zeigte, der sich gleich einer gekrümmten Schlange nach Westen wand; unter vielen ungeduldigen Seufzern und Brummen nahmen die müden Leute ihre Lasten auf, und ich, nicht weniger müde, aber gezwungen, meinen Trägern ein ermutigendes Beispiel zu geben, erhob mich auf meine wunden Füße und hinkte vor der Karawane her, welche, einmal wieder in Bewegung, kleinmütigen Herzens bis Mitternacht dahintrottete. Endlich konnten wir nicht weiter, machten deshalb Feuer an, um die wilden Tiere abzuhalten, und legten uns nieder, um bis zur Morgendämmerung zu schlafen. Mit der sinkenden Temperatur der ersten Stunden erhob sich ein frischer Wind von der erhitzten Ebene und fegte die Wolken vom Himmel, mit Ausnahme jedoch der Masse, welche hartnäckig sich an dem Kilimandscharo festklammerte.

Fieberhaft und übermüdet konnte ich nicht schlafen und saß da und beobachtete den Himmel in Erwartung der Dämmerung. Meine hundert Leute schnarchten rund um mich herum, und die Nacht war nichts weniger als still, denn die Hyänen lachten abscheulich in der Finsternis jenseit des Ringes unserer erlöschenden Feuer. Um 5 Uhr weckte ich meinen Diener Wirapan, und während er meinen Morgenkaffee bereitete, fiel ich in Schlaf, aus welchem er mich in der Dämmerung erweckte, um nach dem Horizont zu zeigen, wo sich im Nordwesten ein seltsamer Anblick darbot.

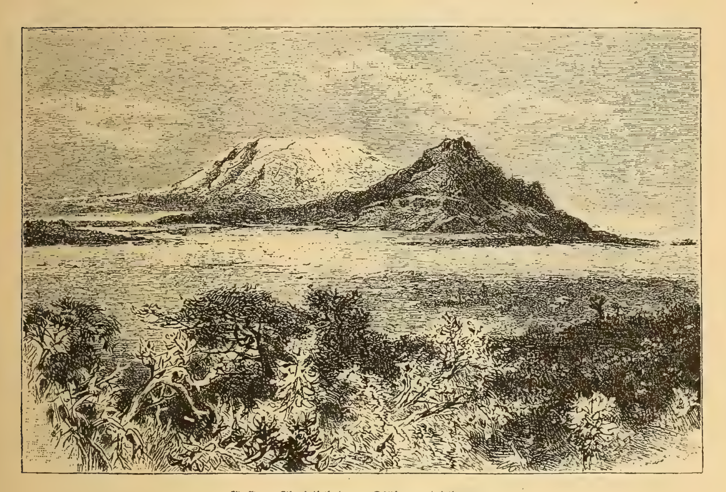
„‚Laputa!‘ rief ich aus, und weil Wirapan, obgleich er seinen ‚Robinson Crusoe‘ und ‚Tausend und eine Nacht‘ in seiner Muttersprache gelesen hatte, doch nichts von ‚Gullivers Reisen‘ gehört hatte, so belehrte ich ihn über die berühmte hängende Insel in Swifts Phantasie und erklärte ihm meinen Ausruf durch den Hinweis auf den jetzt sichtbaren Kilimandscharo, welcher mit seinen beiden Spitzen, dem Kibo und Kimawensi und den dazu gehörigen Bergmassen, sich hoch über eine horizontale Wolkenlinie erhob und auf diese Art, anscheinend völlig von der Erde unter ihm abgetrennt, so seltsam der magnetischen Insel Laputa glich.

„Der Kilimandscharo sah in dem frühen Morgenrot zauberhaft aus mit seinem schneebedeckten Krater, welcher sich schwach rötlich gegen einen tief blau-grauen Himmel abhob, an welchem der blasse, verblichene Mond abwärts sank, und die Sterne eben noch zu unterscheiden waren; aber als das stärkere Licht des Tages durchdrang und die den Fuß des Berges verhüllenden Wolken verschwanden, enttäuschte mich sein Anblick gar sehr.

„Infolge einer atmosphärischen Täuschung schien der in Wirklichkeit etwa 60 Kilometer entfernte Berg sich hinter einer entfernten Gruppe von Bäumen unmittelbar aus der Ebene zu erheben, und seine größere Schneespitze, die so durchaus einem Krater ähnlich sah, sowie auch der niedrigere und zackigere Kimawensi sahen so hart und gemein aus, wie die billigen italienischen Wasserfarbenbilder des Vesuv, welche

mit ihrem Körperton jedes luftigen Effektes bar sind. Der Kilimandscharo war von hier aus gesehen nicht imposant, und ich mochte kaum länger an seine große Höhe glauben, da er nicht weiter von uns entfernt zu sein schien, als jene Gruppe von Bäumen dort. Sobald es wärmer wurde, verbarg er sich wieder einmal hinter einer Wolkenschicht, und ich marschierte etwas enttäuscht weiter, meinem Ziele entgegen."

Nun gelangt der Reisende in den wohlthätigen Wir-



Erster Anblick des Kilimandscharo.

kungsbereich des Berges, in die Zone beständiger Feuchtigkeit, welche die schneebedeckte Hülle des Berges umgibt. Die Gegend wird immer fruchtbarer. Schlanke schattige Bäume werfen einen willkommenen Schatten über das karge Gras, welches von den zahlreichen Antilopenherden wie in einer Wildbahn knapp abgefressen ist. Die Sträucher sind lebhaft grün und einige tragen Büschel hellfarbiger Blumen. Vogelgesang ertönt und verrät die Nähe des Wassers, und bald hält die Karawane an einem Flüßchen, das dem Dschipesee zuströmt. Der Fuß, der auf dem sonnverbrannten Boden der Wüste wund gelaufen war, wandelt jetzt auf einem

weichen, laubbedeckten Pfade, und über dem Haupte wölben sich Bäume zu einem Walddom, in dem der kühle Schatten herrscht. Wir sind an die Thore eines der köstlichsten Wälder von Afrika gelangt, zu einer Waldfeste, die weit und breit unter den Reisenden berühmt ist, und wirklich machen wir Halt vor einem Waldthore. Der Pfad ist durch einen ungeheuren Aufbau von Baumstämmen verlegt, nur eine winzige Oeffnung befindet sich darin, welche einen 1 Meter hohen deltaförmigen Eingang bietet, und durch diese müssen wir uns alle hindurchwinden und hindurchkriechen, um sagen zu können: wir sind in Taweta, dem Paradies von Ostafrika, dessen Bewohnern wir nun durch Flintensalven, die laut im Urwalde widerhallen, unsere Ankunft melden.

Die Massai, von denen im Verlaufe der Beschreibung der Länder um den Kilimandscharo häufig die Rede sein wird, sind ein kriegerischer Stamm, der uns in manchen Zügen an die Rothäute Nordamerikas erinnert. In letzter Zeit wollten einige Reisende die Gefährlichkeit dieser Räuber als beinahe erdichtet hinstellen, da sie friedlich durch ihr Gebiet durchgekommen waren, aber die Kämpfe, welche Peters auf dem Wege nach dem Kenia und von Bülow vor der Station Mpwapwa mit den Angehörigen dieses Stammes zu bestehen hatten, rechtfertigen das Urteil der früheren Forscher, daß wir in diesem Falle mit einem trotzigen Räubervolk zu thun haben.

Der echte Massai ist ein Nomade; er treibt nur Viehzucht, der Ackerbau erscheint ihm als eine entwürdigende Beschäftigung. Er lebt fast nur von Fleisch und Milch, und dem entsprechend ist er auch muskulös und sehnig gebaut; man findet kein überschüssiges Fett an ihm.

In ausgezeichneter Weise hat Thomson das Leben eines Massai geschildert von seiner Geburt bis zum Tode. Er nennt seinen Helden Moran. Keine besonderen Gebräuche bezeichneten die Ankunft des Jungen auf der Welt. Als Knabe konnte Moran sich nach Herzenslust herumtummeln, er kannte weder die Unbequemlichkeit der Kleidung, noch

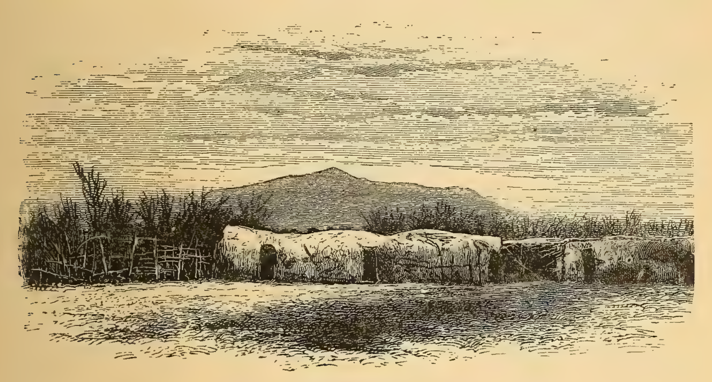


Lagerbild bei Mandaras Dorf.



die Schrecken der Badewanne; sein Sonntagsstaat bestand darin, daß seine Mutter ihn mit einer „wohlriechenden“ Salbe von Fett und Lehm bestrich, bis er in dem Glanze erschien, der einem Massaiherzen so teuer ist.

Als der Knabe etwas älter wurde, legte er sein Spielzeug ab und wurde mit einem wirklichen Pfeil und Bogen ausgerüstet, ein viereckiges Stück Schaffell wurde um seine linke Schulter gebunden, und er begann jetzt seine Ohrläppchen zu pflegen, d. h. sie so weit auszudehnen, bis sie



Massaikraal.

beinahe seine Schultern berührten und er fast seine Faust durch die auseinander getrennten Teile hindurchstecken konnte.

Unser Held sah nun sehnsüchtig dem Tage entgegen, an welchem er zum Krieger erklärt werden würde. Mittlerweile mußte er sich aber nützlich machen, indem er Ziegen und Schafe hütete.

Als er sich dem Alter von 14 Jahren näherte, begann er sich ein rohes und wildes Aussehen zu geben, und zuletzt war alle Welt darüber einig, daß Moran ein Mann geworden sei und es verdiene, ein Krieger zu heißen. Ein gewisser Gebrauch, der in Asien besser als in Europa bekannt ist, wurde an ihm vollzogen, und Moran war nicht länger ein Knabe, sondern ein El-Moran — ein Krieger.

Sein Vater verschaffte ihm bei den verachteten, mitten

unter den Massai lebenden, gewerbfleißigen und Ackerbau treibenden Andorobbo die nötigen Waffen. Nach einer sorgfältigen Prüfung wählte sich Moran einen Speer aus mit einer Eisenspitze von 76 Centimeter Länge, einem hölzernen Schaft von 38 Centimeter und einem eisernen Unterende von 46 Centimeter. Die eiserne Spitze hatte eine fast durchgängige Breite von 5—7½ Centimeter bis ganz nahe an dem Ende, wo sie plötzlich zugespitzt war. Ein Schwert und ein Streitkolben von furchtbarem Aussehen vervollständigten seine kriegerische Ausrüstung.

Unser Held begann sich jetzt auch anders zu putzen. Zunächst verarbeitete er sein Haar in einen Zopf von einzelnen Strängen. Anstatt des elfenbeinernen, bisher gebrauchten Ohrenstreckers legte er einen dicken, von einer Quaste von Eisenketten geformten Ohrschmuck an. Den Hals verzierte er mit einem Halsband von gewundenem Eisendraht und das Handgelenk mit einem hübschen Armhandschuh von Perlen. Um seine Knöchel band er einen Streifen von dem schwarzen Fell des centralafrikanischen Colobusaffen. Eine dicke Schicht Fett und Lehm wurde ihm auf Kopf und Schultern geklebt. Als alles fertig war, legte er ein recht niedliches, hübsch verziertes Mäntelchen von Ziegenhaut über, dessen Größe allerdings ziemlich unbedeutend war, so daß es nur Brust und Schultern bedeckte und nicht einmal bis zur Hüfte reichte, aber nun war unser militärischer Stutzer auch völlig ausgerüstet und bereit zur Liebe oder zum Kriege.

Denn jetzt siedelt El-Moran in den Kraal unverheirateter Leute über, vom Vater noch mit einer Anzahl Rinder ausgestattet. Er wurde hier in die Geheimnisse des Kriegerkraals eingeweiht. Er mußte sich zufrieden geben, wenn er nichts als Fleisch oder Milch zu essen bekam. Rauch- oder Schnupftabak, Eier oder geistige Getränke, Pflanzenkost irgendwelcher Art, selbst das Fleisch aller anderen Tiere, außer von Rindern, Schafen und Ziegen, mußten gleichmäßig vermieden werden.

Dabei durfte er nicht Milch und Fleisch zusammen essen und das Fleisch nicht im Kraale verspeisen. So lebte

er tagelang von Milch, und wenn er Hunger nach Fleisch bekam, so führte er in Begleitschaft einiger Genossen und eines Mädchens, das die Stelle der Soldatenköchin vertrat, ein Rind in den Busch, und blieb hier mit der Gesellschaft so lange, bis das Rind aufgezehrt war. Womit er sich die übrige Zeit des Lebens vertrieb, darüber sei ein Schleier geworfen.

Nun kam die Zeit, wo er sich von seinem Mädchen trennte und in der vollen Kriegsrüstung zu einem Raubzug fortzog. Es ging an die Küste, in das Suahelilland hinein; wo die Massai erschienen, trieb der Schrecken die Einwohner in die Flucht, und reich beladen mit dem Raub, namentlich mit dem Vieh, kehrten die Sieger heim.

Hier fand die Verteilung der Beute statt. El-Moran, der einer der Mutigsten war, trieb ein paar Stück Vieh, die ihm am meisten gefielen, zur Seite und erklärte: das Vieh ist mein. Wer Lust dazu hatte, konnte mit ihm darum fechten. Es war so Brauch; aber Moran blieb auch drei Tage lang in diesen blutigen Raufereien Sieger und das Vieh gehörte ihm unbestritten. Aber er durfte das Vieh nicht behalten, nach Landessitte lieferte er es an seinen Vater ab.

So ging es in einem fort. Auf Raubzüge folgten Bürgerkriege. El-Moran fiel nicht in den Kämpfen und war stolz auf seine Narben.

Zwanzig Jahre waren verflossen, da erfuhr er, daß sein Vater gestorben war. Er eilte, um ihn zu begraben, d. h. ihn außerhalb des Kraals zu schaffen; er war der älteste Sohn und somit der einzige Erbe des Kraals — und er beschloß aus dem Heere zu scheiden.

Er fand ein Dämchen, das ihm gefiel und das er für so und so viel Rinder zu seiner Frau erstand; er heiratete, und damit dies alles offenkundig wurde, mußte er die abgelegte Mädchenkleidung seiner Braut einen Monat lang tragen.

Ja, er wurde jetzt ein anderer Mensch, wie freilich am Ende jeder wird, der sich verheiratet. Er aß jetzt nicht nur

Fleisch und Milch, er schickte seine Frau zu den ackerbau-treibenden Männern und ließ dort Gemüse einkaufen. Er kaute Tabak und war in Freundeskreisen bei Bier und Met ein lustiger Zecher. Den Händlern gegenüber, die er früher ausplündern wollte, war er jetzt ein höflicher Mann, und um sie von seiner freundlichen Gesinnung zu überzeugen, bespuckte er sie und ließ sich von ihnen bespucken. Auf Reisen zu seinen Freunden und in müßigen Beschäftigungen brachte El-Moran den Rest seines Lebens hin, indem er eine Brut von Viehräubern großzog. Dann starb er und ein neuer El-Moran, sein Aeltester, zog in den Kraal ein.

So ist das Leben eines echten Massai beschaffen, der mitten in dem Völkergewirr Afrikas seine Eigenart und sein Heidentum bewahrt hat.

Glücklicherweise ist nicht allen Massaihorden das Glück so günstig, wie es der Horde El-Morans war. Viele wurden im Laufe der Zeit schwer heimgesucht. Landsleute, die stärker waren, hatten ihnen die Herden geraubt, oder dieselben wurden von Viehseuchen vernichtet. Da mußten die Massai in bitterer Not ihre Lebensweise wechseln, sie mußten das Land bebauen, pflanzen und ernten, und sie wurden dadurch friedliebend und ausgezeichnete Menschen.

Ihre glücklicheren Stammesgenossen blicken auf diese Herabgekommenen mit Verachtung und nennen sie Wakuafi, der europäische Reisende meint aber, daß die Wakuafi auf einer viel höheren Kulturstufe als die Massai stehen, meint auch, daß sie selbst glücklicher sind als die Räuber, und wünscht im stillen zum Heil des schönen Massailandes, daß die Götter die Viehherden der räuberischen Nomaden vertilgen möchten.

Das Paradies von Ostafrika.

Was ist denn Taweta, von dem wir bereits so oft gesprochen haben? Wenn wir die Spitze eines Berges besteigen und aus der Vogelperspektive einen Blick auf dasselbe werfen würden, so würden wir folgendes erfahren:

Taweta besteht aus einer Bodensenkung an der südöst-

lichen Ecke des großen schneebedeckten Kilimandscharo, die in einer Meereshöhe von etwa 730 Meter liegt. Diese Niederung ist mit dichtem Wald bedeckt und bildet eine Fläche von etwa 1½ Kilometer Breite und 11 Kilometer Länge von Nord nach Süd. Eigentlich hat sie mehr die Gestalt eines Delta, dessen Spitze nach Norden liegt und dessen Grundlinie sich zum Dschipesee hinzieht. Der Uebergang von der auffälligsten tropischen Ueppigkeit zu äußerster Dürre und Fruchtbarkeit vollzieht sich mit erstaunlicher Schroffheit. Keine allmähliche Veränderung — nach wenigen Schritten sieht man die Scene sich plötzlich ändern. Die Erklärung ist nicht schwer. Der Wald zieht sich in der Thalmulde des vom Kimawensi zum Dschipesee fließenden Lumi. An beiden Ufern desselben ist der Boden in zahllosen Rinnen mit unterirdischen Wasseradern durchsetzt, so daß man fast an jeder Stelle in 30–60 Centimeter Tiefe Wasser finden kann. Dieses ist die Quelle der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Ländchens.

Taweta hat eine außerordentlich günstige geographische Lage. Es ist der Knotenpunkt für fast alle nach dem westlichen und nordwestlichen Seegebiet führenden Karawanenpfade. Von der Küste aus münden hier die Pfade vom deutschen Pangani und vom englischen Mombas; aus dem Inneren trifft der vom nördlichen Massailand über Useri kommende Weg zusammen mit dem über Aruscha führenden Pfad vom westlichen Massaigebiet. „Fast alles Elfenbein," berichtet Hans Meyer, „das aus den Ländern nördlich und östlich vom Kilimandscharo (und dies sind die elfenbeinreichsten Länder Ostafrikas) nach der Küste geht, sammelt sich zunächst in Taweta." Während Meyers Anwesenheit trafen sich hier zwei Teile einer großen, dem bekannten Panganihändler Jumba Kimemeta gehörigen Elfenbeinkarawane, von welcher 14 Monate vorher die eine Hälfte nach dem Gebiet nordöstlich, die andere nach dem Gebiet östlich vom Ukerewesee aufgebrochen war und brachten als 14monatliches Erträgnis Elefantenzähne im Werte von ca. 135000 Dollar mit.

Bei der Abgrenzung der Interessensphäre zwischen England und Deutschland wollte keine Nation diesen wichtigen Punkt preisgeben und so wurde das Paradies geteilt — der Lumifluß bildet nunmehr die Grenze zwischen dem östlichen englischen und dem westlichen deutschen Taweta.

Ist es nun wirklich ein Paradies oder erscheint es nur den Reisenden als ein solches, die durch das Fegefeuer der Njika gezogen sind?

In seinem Werke „Durch Massailand" widmet Thomson ein ausführliches Kapitel dieser Waldfeste, in der er zwei Wochen zugebracht hatte, und ladet die Leser zu einem Spaziergang, einer Rundreise durch dasselbe. Folgen wir dem Manne, der sonst Afrika kühl beurteilt.

Es ist ein Aprilmorgen und wir sind mit dem Morgengrauen draußen. Bevor die Sonne über den Horizont aufsteigt, haben wir unser Frühstück mit kapitalem Appetit vertilgt. Die Gewehre werden zur Hand genommen, die ganze notwendige Ausrüstung an Messern, Riemen, Körben u. s. w. an und um den Leib geschnallt oder geschlungen und mit dem zugehörigen Gefolge von „Jungen" begeben wir uns auf den Marsch.

Wir gehen durch das Lager, überzeugen uns, daß die Leute bei der Arbeit sind, geben den Aufsehern Verhaltungsmaßregeln für den Tag, lassen den Schmutz und die Unsauberkeit des Suahelidorfes hinter uns und vertiefen uns in eines jener idealen lauschigen Labyrinthe, mit welchen die volkstümliche Einbildung die äquatorialen Gegenden zu beleben liebt, die aber von dem marschmüden afrikanischen Reisenden so selten erblickt werden.

Wie wir lustig den laubenartigen Gang entlang eilen, sind wir bald in Verwunderung verloren über die erstaunlichen Massen des Pflanzenwuchses, der uns überall in die Augen fällt. Die Natur spielt hier mit der Erzeugung großartiger Bäume, welche häufig 25—30 Meter hoch astlos emporwachsen, bevor sie ein prächtiges schattiges Laubdach entfalten. Dann verschlingen sich die Zweige mit denen der umstehenden Bäume, bis nur noch schwaches bunt-

farbiges Licht durchdringt, welches wie unzählige Irrlichter umhertanzt und zittert. Obgleich die Bäume bis zu jener Höhe ohne Aeste sind, so hat es doch nicht den Anschein, als ob wir in einem Walde von Stämmen allein wanderten, wie zwischen den Masten eines gefüllten Hafens. Ganz im Gegenteil! Von jedem günstigen Punkte schwingen sich biegsame, mit Laub bedeckte Schlingpflanzen von Baum zu Baum,



Lager in Taweta.

oder hängen in zierlichen dunkelgrünen Geflechten am kräftigen Stamme hinunter. Schöne Palmen, blühende Gesträucher, eine Unzahl Farne und dann wieder blühende Pflanzen erfüllen die Zwischenräume, bis das Auge an dem üppigen Wachstum und der tollen Verschwendung ganz irre wird. Affen bringen Leben in das Ganze und locken durch ihre lebhaften Bewegungen und ihr unaufhörliches Kläffen die Aufmerksamkeit auf sich. Scharen von Hornvögeln fliegen von Baum zu Baum und kreischen einem die Ohren

voll mit ihrem unmelodischen Geschrei. Eichhörnchen verbergen sich bald hinter einem Stamm oder klettern mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinauf, bald halten sie an in verwunderungsvollem Staunen, je nachdem der Schrecken oder die Neugierde die Oberhand hat, und machen sich dadurch vor allem anderen bemerklich. Zahlreiche Fußspuren warnen vor der im dichten Gebüsch verborgenen Hyäne, die dort wartet, bis die Schatten ihr erlauben, ihre geiergleichen Rundgänge anzutreten. Vom Walde her hören wir auch das liebliche Geplätscher des Wassers im steinigen Bett und vorwärts eilend treten wir zuletzt heraus, um uns an den Ufern des schneegesättigten Lumi wiederzufinden. Seine mit Frauenhaarfarn und Kriechpflanzen bedeckten Ufer, sowie die edlen hochgewölbten Bäume laden zur Ruhe und Erholung ein. Sein leises Murmeln findet ein Echo in unseren Seelen, und bei seinen berückenden Reizen werden wir Lotosesser und steigen aus unserer prosaischen Welt hinauf, um in Gedanken ein idyllisches Traumland der Ruhe aufzusuchen und in den Wohlgerüchen eines goldenen Zeitalters zu schwelgen.

So ist der Wald beschaffen, suchen wir jetzt menschliche Wohnungen auf. Es gibt keine Stadt in Taweta und auch kein Dorf in unserem Sinne des Wortes, ein Dorf, in dem es ein Gotteshaus gibt und wo die Häuser sich zu Straßenreihen gruppieren. Hier wohnen die Menschen nicht so dicht bei einander, in lauschigen Hainen sind die Häuser einzeln zerstreut und viele sich kreuzende Pfade führen von dem einen zum anderen. Dabei bilden viele derselben wahre afrikanische Burgen, in denen die Bewohner dem Angriff feindlicher Horden trotzen können. Wir haben ja bereits an dem Eingangsthor erfahren, daß ganz Taweta eine Waldfeste bildet, der die Massai nicht beikommen können. Jetzt gehen wir auf einem Zickzackpfad zu einer solchen Festung der Eingeborenen, die in ungewöhnlichen Massen von Grün versteckt ist, völlig unzugänglich, außer auf sehr engem Pfade und durch ein noch engeres stark gebautes Thor. Da können die Tawetaner den Massai Trotz bieten, welche zu verschie-

denen Malen sich bemüht haben, in den Wald einzudringen, obgleich wenige lebend wieder herausgekommen sind, um davon zu erzählen. Die Festung besteht aus zwei oder drei bienenkorbähnlichen Hütten, die mit Bananenblättern bedeckt sind. Als wir hineinblicken, werden unsere Nasen plötzlich von einem durchdringenden Geruch erfüllt. Hineintretend entdecken wir die Ursache in einigen dort aufgestellten Kühen. Es sind schöne fette Tiere, die nie herauskommen, sondern dort mit geschnittenem Futter ernährt werden, denn im Freien ist ihre Zucht nicht gut möglich wegen der gefährlichen Donderobofliege. Hinter den Kühen stehen einige Pfähle, über welche ein gegerbtes Ochsenfell gebreitet ist. Das dient als Bett für die Dame des Hauses und ihren Mann, wenn er Lust hat, dort zu schlafen — denn da er verschiedene andere Hütten und Weiber hat, jede mit ihren eigenen Kühen, so hat er keinen festen Wohnort.

Drinnen findet sich wenig Bemerkenswertes, außer etwa der üblichen Sammlung von Kochgeschirren, Wasser- und Biertöpfen, Kalabassen für Milch, kleinen ausgehöhlten Cylindern für Honig, und Körben für die verschiedenen Kornarten. In allen Winkeln sind Perlen, Tücher u. s. w. umhergestreut. Das Kochen geschieht draußen, wo sich auch eine Schar Zicklein, Ziegen und die gesetzteren Schafe herumtummeln. Hähne richten sich wohnlich oben auf dem Hause ein, während die weniger wagehalsige Henne mit ihren piependen Küchlein auf niedrigerem Niveau gluckst.

Auf unseren Wanderungen verlassen wir endlich den Wald und nachdem uns das günstige Geschick die Nebel zerteilt und einen kurzen Blick auf den schneeglänzenden Kibo gestattet, eilen wir zu dem Dschipesee, der 16 Kilometer lang und 5 Kilometer breit ein Sammelbecken des Lumi bildet. Wir sehen einige Herden Flußpferde, wenig Krokodile und eine Menge köstlicher Fische, aber die länger werdenden Schatten warnen uns, daß der Tag seinem Ende zueilt und auch wir marschieren mit Siebenmeilenstiefeln zurück, um uns im Walde mitten zwischen heulenden Hyänen und

brüllenden Löwen nicht zu verspäten. Auf dieser Rückwanderung dringen Töne einer Gesangstrophe an unser Ohr und in einem stillen Waldwinkel erblicken wir eine Schar junger Männer und Mädchen beim Tanzvergnügen. Das stärkere Geschlecht wird durch wahre Athletengestalten repräsentiert, und die Mädchen bloß mit einem Gürtel um die Hüften und beladen mit Perlen, Lehm und Fett bilden das pikante Element der Gesellschaft. Aber die Sonne verschwindet gerade unter dem Horizont und wir müssen eilen, um unser Lager zu erreichen.

Bald sind in der kurzen Dämmerung die wenigen Geschäfte erledigt, die tropische Nacht umfängt uns, und indem die Eindrücke des Tages noch in unserer Erinnerung wie luftige Gebilde schweben, ziehen wir uns in unser Zelt zurück und geben uns, wie Caliban auf seiner Zauberinsel, den süßen Einflüssen der Stunde hin.

Durch die offene Thür sehen wir das Himmelsgewölbe von tausend Sternbildern glänzen, welche mit überraschender Helligkeit in der klaren umgebenden Luft sich zeigen. Der Wind seufzt durch den Wald und weckt die nächtlichen Zaubergeister. Doch dies sind nur die unteren Stimmen in dem süßen Chor wunderbarer Klänge, welche bald mit erstaunlicher Fülle und Harmonie erschallen. Eine Flut feenhafter Töne von Myriaden von Heuschrecken durchdringt die Lüfte, als ob Titania mit ihrer lieblichen Schar große Heerschau um uns abhielte, und dies alles vermischt sich so zauberisch schön mit der murmelnden Musik der Blätter und dem Rauschen des Lumi, daß man glauben möchte, ein Engel dirigiere eine himmlische Musikerschar. In den Zwischenräumen der schwellenden Musik können wir nicht umhin, in den düsteren Schlupfwinkeln des Waldes Tausende von Leuchtkäfern wie feenhafte Lichter meteorgleich und unaufhörlich von Busch zu Busch flattern zu sehen, während zahlreiche winzige Glühwürmer beständiger ihren weichen sanften Glanz ausstrahlen. Aber jetzt ertönt das schaurige Gelächter der Hyänen, wie sie ein schmutziges Aas finden und geiergleich ihren Schlund füllen. Und dort — erhebt sich groß und Furcht einflößend

mit wiederhallendem Donnerlaut das Gebrüll des Löwen, des nächtlichen Besuchers unserer Nachbarschaft. Mit kaltem Schauer und Frösteln bis ins Mark hinein entdecken wir, daß der Reiz der Nacht verschwunden ist, und die Zellthür schließend, kriechen wir ins Bett, das von der kalten Luft aus den eisigen Höhen des Kilimandscharo angenehm gekühlt uns umfängt, die uns nicht allein gesunden Schlaf zuführt, sondern auch die lästigen Moskitos vertreibt. Am anderen Morgen erwarten uns die prosaischen Arbeiten unseres Alltagslebens. —

Solche Rundreisen durch kleine paradiesische Gebiete zählen zu den Ausnahmen in der großen Reise eines Afrikaforschers und auch in Taweta hat er zu thun. Da sitzt er mit den arabischen Händlern und den Führern der Karawanen zusammen und erfährt von ihnen von den Handelssitten der Stämme, die er nunmehr selbst aufsuchen soll. Er erfährt z. B., daß die Massai nur Perlenschnüre von gewisser Länge annehmen und daß alle Perlen in einer anderen Form aufgereiht nicht angenommen werden; da öffnet er seine Traglasten und seine Leute müssen 60 000 solcher Stränge anfertigen, und er muß die Perlen ihnen zuwiegen und die abgelieferten abwiegen, muß wahrnehmen, daß seine Leute sich Unterschlagungen zu schulden kommen ließen und die Diebe ausfindig machen. Oder er erfährt, daß die Massai Tuche nur in Gestalt fertiger Kriegsanzüge annehmen und er muß seine Leute als Schneider anstellen, um die „Naibere“ anzufertigen. Glücklicherweise sind die Röcke nicht besonders kunstvoll; sie bestehen aus knapp 2 Meter Baumwollenstoff, längs dessen Mitte ein Streifen karmesinroten oder bunten Tuchs genäht wird, dessen Querfäden an den Enden ausgerupft werden, damit eine Franse entsteht. Da kann man schon einige Hundert solcher Kleider nähen lassen. —

Die Arbeit, der Aerger mit den Leuten stimmen ihn nüchterner und wenn er jetzt Taweta ansieht, so bemerkt er auch Sünden im Paradies, Schatten in dem lichten Bilde, denn selbst die glänzende Sonne hat Flecken! Dann schreibt er weniger erbauliche Bemerkungen über die „Arkadier“,

wie er anfangs die Tawetaner nannte, in seinem Tagebuch nieder. Ihre Sitten mißfallen ihm, und wo er vom Heiraten spricht, so nennt er es eine Sache von so und so viel Rindern und schließt das Kapitel mit der Bemerkung: „Das Ganze ist eigentlich nichts anderes als eine Kolonie freier Liebhaber.“ Dann erzählt er von der Brücke über den Lumi, die einmal bei Hochfluten nötig wurde. Die Idee, den 5 Meter breiten Bach zu überbrücken, lag zu hoch für den Geist eines Eingeborenen und deshalb schlossen die Aeltesten von Taweta einen Vertrag mit einem Suaheli-Kaufmann, die Arbeit für sie auszuführen. Der Preis sollte ein Stier sein. Der Händler in Elfenbein und Sklaven besann sich nicht lange, wie das Ding zu machen sei. Er wählte einen der schönsten und geradesten Stämme aus, welche am Flußufer wuchsen, machte sich mit seinen Leuten daran, ihn umzuhauen, und legte ihn nach einer Anzahl von Axthieben nahe der Wurzel nieder. Der Baum fiel gerade quer über den Fluß von Ufer zu Ufer, die überflüssigen Aeste seiner laubreichen Krone wurden abgekappt und eine Brücke, wie die Eingeborenen sie nur wünschen mochten, war fertig gestellt.

Doch was kümmert das alles die Wataweta, sie sind mit ihrem Los zufrieden. Kein „König“ von schwarzer Haut bedrückt sie, frei leben sie, von ihren „Aeltesten“ regiert und nicht nur der Ackerbau, sondern auch der Handel trägt zu ihrem Wohlstande bei. Wie lange aber werden noch diese paradiesischen Zustände dauern? Taweta ist deutsch-englisch, und ohne Zweifel werden hier beide Nationen ihre Niederlassungen bald gründen, um die Karawanen nach ihren Häfen, nach dem englischen Mombas oder dem deutschen Pangani zu lenken. Und wenn von der Küste aus einmal eine Eisenbahn gebaut wird, so wird Taweta das erste Ziel des Dampfrosses sein, denn von hier sind es kaum 7 Meilen zum Reiche Moschi, dem Mittelpunkte Dschaggas. Dann wird eine andere Brücke über den Lumi gebaut werden, vorderhand aber führt über den Baumstamm unser Weg zum Kilimandscharo.

Auf dem Sockel des Kilimandscharo.

Jenseit des Lumiflusses, in Deutsch-Taweta, dehnt sich der Wald noch auf etwa 4 Kilometer aus; dann aber hört plötzlich die Vegetation auf und es beginnt wiederum eine Strecke wüsten Landes. Die durch Feuchtigkeit bedingten weichen und biegsamen Formen der Pflanzenwelt verschwinden und an ihrer Stelle tritt die rauhe und starre Vegetation der halbwüsten Länder auf, ähnlich derjenigen, die wir in Duruma kennen gelernt haben. Die vulkanischen Gebirge des Kilimandscharo beginnen hier bereits höher anzusteigen und die Landschaft zeigt ein zerrissenes Aussehen.

Auf weiten Strecken wuchs nur das einförmige lichtgelbe Gras; die Berghügel waren nicht mit grünen Wäldern bestanden, düstere, grau aussehende, blätterarme Bäume wuchsen vereinzelt auf ihnen. Dort standen die Eukalypten oder dornige Mimosen, die keinen Schatten boten und mit ihren platten Kronen und roten Stämmen den Bäumen in der Arche Noah der Kinder verzweifelt ähnlich sahen. So schildern Reisende die Gegend.

Von Zeit zu Zeit führt unser Weg durch das ausgetrocknete Bett eines Gebirgsbaches; hier tritt das Pflanzenwachstum etwas üppiger, aber nicht besonders schöner auf. Kriechende Euphorbien mit fleischigen, schlangenartigen, gewundenen Stengeln, mit fürchterlichen Stacheln schlängeln sich triumphierend über widerstandunfähiges Gebüsch; Akazien, welche aus schierer Bosheit fast alle Blätter abgeworfen hatten, um ihre ganze Produktionskraft auf die Entwickelung schrecklich wirksamer Dornen zu konzentrieren, werfen ihre grausamen Fanghaken über den Pfad und zerreißen im Vorbeigehen die Gesichter, Hände und Kleidungsstücke des Wanderers. Andere Pflanzen vom Geschlechte der Lilien (entartete oder verzauberte Mitglieder einer schönen Familie) wachsen hier wie Schwerter, welche mit der Spitze nach oben in den Boden gesteckt worden sind, und wehe dem unvorsichtigen Wanderer, welcher mit seiner Hand die Spitze ihrer

starren, messerartigen Blätter berührt — ihre rapierartigen Spitzen durchbohren seine Hand so rasch wie ein Schwert von Stahl. Bald jedoch hört der phantastische Pflanzenwuchs auf, der sich für den Burgfrieden des Verstecks eines mittelalterlichen Ungeheuers besonders zu eignen scheint, und schattige Wälder nehmen wieder die Karawane auf, wieder führt der Weg über klare, durchsichtige Bäche, die über kleine Steine rauschend dahinschlüpfen — endlich ist ein schönes Flüßchen, Mkujuni, erreicht. Hier hat die Natur einen Lagerplatz geschaffen, wie er romantischer nicht gedacht werden kann.

Der Fluß teilte sich hier in zwei Arme und bildete eine kleine Insel. Tropische Unwetter hatten einmal einen Baum entwurzelt, so daß er fiel und eine Brücke bildete, wie der Baum am Lumi in Taweta. Die Zeit hatte aber aus der Brücke einen Damm gebildet; denn zwischen den Zweigen des Baumes, die in das Wasser des Flüßchens niedertauchten, blieben Blätter, Erde, Steinchen und Schutt haften und alles, was der Fluß zu Thal brachte, wurde hier angeschwemmt, aus der Insel wurde eine Art Halbinsel und im Mittelpunkt derselben wächst ein riesenhafter Maulbeerfeigenbaum, eine Sykomore oder der Mkuju der Suaheli, nach dem auch der Fluß Mkujuni genannt wurde. Unter seinem Riesendach konnte getrost eine ganze Karawane lagern, hinlänglich gegen das Wetter geschützt.

In der Reisebeschreibung Johnstons wird der Platz auch darum besonders erwähnt, weil sich hier dem Reisenden Gelegenheit bot, Studien über das Löwengebrüll anzustellen. Der König der Tiere am Fuße des Königs unter Afrikas Bergen — das ist immerhin ein interessantes Kapitel, dem auch wir ein paar Zeilen einräumen wollen.

„Der König der Tiere," berichtet Johnston, „hatte bisher eine herausfordernde Schüchternheit gezeigt und es beharrlich abgelehnt, meine Bekanntschaft zu machen und zwar in so hohem Grade, daß ich mich wohl zu beklagen pflegte, daß mein Wunsch, den Löwen zu Hause kennen zu lernen, nicht in Erfüllung ging und daß ich ihn besser im heimischen

zoologischen Garten studieren könnte, als in den wüstesten Wildnissen von Afrika. Indessen seit der unruhigen Nacht, welche wir in Mkujuni verbrachten, trage ich kein Verlangen mehr nach Löwenvisiten, besonders in der Dunkelheit der mitternächtlichen Stunden, und will mich gern mit einem gelegentlichen Besuch im Zoologischen Garten begnügen, wo ich diese größte aller Katzen in einem sicheren Käfig bequem betrachten kann.

„Bald nachdem wir uns an jenem Abend zum Schlaf niedergelegt, und die wie ebensoviele Mumien in ihre schmutzigweißen Kleider gehüllten Männer begonnen hatten, um ihre Feuer herum zu schnarchen und der Anführer der Karawane sich eng in seine wollene Decke einwickelte, wurden wir plötzlich alle durch das fürchterlichste Gebrüll, welches man nur hören kann, zum vollen Bewußtsein erweckt. Obgleich der Löwe, welcher es ausstieß, vielleicht 30 bis 40 Meter entfernt war, so schien der Klang dieses donnerartigen Gebrülls doch aus unserer Mitte zu kommen. Ich richtete mich auf in meinem Bette und sah verstört um mich, aber weil niemand sich beklagte, daß er gefressen würde, so legte ich mich wieder nieder und fing schon an, es für recht interessant zu halten, so recht afrikanisch, voll von Lokalfarbe u. s. w. Aber nun begann zu unserer Rechten und Linken, an jeder Seite unseres Flusses ein lautes Gebrüll, wie von einem Chore von Löwen. Dabei war die Nacht noch stark finster, denn der Mond ging erst gegen Morgen auf. Jenseit des Scheines unseres Kranzes von Feuern konnten wir nichts erkennen. Getrieben von dem Gefühl, daß es verächtlich feige sei, still im Bette zu liegen und zu schlafen, während meine Träger vor Angst zitterten, stand ich jedoch auf, ergriff meine Büchse und feuerte in den Busch, wo das Brüllen am lautesten ertönte. Dies war jedoch, wie meine Leute mir sagten, das Unklugste, was ich thun konnte; natürlich tötete ich niemand, aber der Knall der Waffe, anstatt die Löwen zu erschrecken, schien sie erst recht in volle Wut zu versetzen. Sicherlich hörte ich nie einen ähnlichen Spektakel, als sie machten. Meine Leute ver=

sicherten, wir seien von zehn Bestien umringt — vermutlich unterschieden sie zehnfach verschiedentliches Gebrüll; sicherlich zeigten am nächsten Morgen, als wir die Umgebung unseres Lagers untersuchten, die vielen Fußspuren verschiedener Größe, welche sich in dem weichen Laubboden des umliegenden Waldes und in dem roten Lehm der Flußufer bemerkbar machten, mit untrüglicher Sicherheit an, daß ein ganzer Trupp von Löwen während der Nacht in unserer unmittelbaren Nähe gewesen war. Ich bemerkte eine seltsame Thatsache, welche mit der ungesehenen Annäherung dieser Bestien verbunden war. So oft ein Löwe sich an unser Lager heranschlich und bevor er seine Nähe durch Gebrüll kundgab, wurden wir, wenn wir die Warnung nur hätten verstehen können, auf diese Thatsache aufmerksam gemacht durch das plötzliche nervöse Zwitschern der kleinen Vögel in den Zweigen über uns. Sie riefen durcheinander, vor Furcht zitternd, in allen Tönen, hohen und niederen, unfraglich mit vielem Ausdruck. Bei verschiedenen nachfolgenden Gelegenheiten ist die Annäherung großer wilder Tiere mir in gleicher Weise verkündet worden."

Hinter Mkujuni liegt Dschagga, das gelobte Land von Ostafrika. Von einem Bergrücken erhalten wir den ersten Einblick in dasselbe. Es ist ein Hochplateau in etwa 1400 Meter Höhe, das die ganze Südseite des Kilimandscharo umzieht und wahrscheinlich durch spätere vulkanische Aufschüttung gebildet ist. Dschagga ist die Kulturzone des Kilimandscharo. Auf seinem vulkanischen, zersetzten Boden, der durch regelmäßige Niederschläge das ganze Jahr hindurch bewässert wird, während zugleich tief eingeschnittene Bäche die Niederschlagsmengen regulieren, wachsen die Kulturpflanzen, wie Bananen, Mais, Maniok u. s. w. in einer Ueppigkeit, die jener von Sansibar nichts nachgibt. An landschaftlich schönen Partien ist Dschagga außerordentlich reich. Das Land ist für afrikanische Verhältnisse stark bevölkert und dieser Bevölkerungsdichtigkeit entsprechend ist die Kultur des Bodens eine ausgedehnte. Daneben wird Viehzucht (kleine Sangarinder, Ziegen, Schafe, Hühner) be-

trieben, da man vor den räuberischen Massai in diesen Berges-höhen nicht besorgt zu sein braucht, und die Donderobo-fliege hier nicht vorkommt.

Auf diesem Gebiet gibt es gegen 20 kleine selbständige Staaten, die von ihren Fürsten (Manki) regiert werden. Die Größe dieser „Sultanate" beträgt etwa 2—4 Qua-dratmeilen.

Der obere Teil der Dschaggazone, welcher bergaufwärts in den Urwald übergeht, ist der kühlen Temperatur wegen unbewohnt. Dieses obere Dschaggagebiet (1500—1800 Meter) ist höchst wahrscheinlich die einzige Landstrecke in Deutsch-Ostafrika, wo unmittelbare Besiedelung durch euro-päische Kolonisten möglich ist. In allen echten Tropen-gebieten ist unmittelbare Besiedelung, d. h. Acclimatisa-tion, völlig ausgeschlossen, auf mehr als zwei Genera-tionen bringt es eine direkt in die Tropen versetzte und dann ununterbrochen dort lebende, unvermischt bleibende Familie niemals. Eine nur scheinbare Ausnahme bilden die Goanesen, denn ihre Stammväter, die Portugiesen, sind klimatisch schon Halbafrikaner und die Goanesen selbst sind sicherlich nicht mehr unvermischt.

Dagegen ist mittelbare Besiedelung, d. h. indirekte Acclimatisation, durch generationsweise langsames Vorrücken in tropisches Land sehr wohl möglich, wie am besten die im Verlauf langer Zeiträume dem Aequator immer näher-kommenden Boeren beweisen.

Der höhere Teil des Kilimandscharo, mit ihm das obere Dschaggaland, ist aber nicht mehr echtes Tropengebiet und deshalb ohne Zweifel für direkte europäische Besiedelung ge-eignet. Die bedeutende Meereshöhe (1800 Meter) und die kühle Temperatur (bis zu + 6° C.) würden dem Europäer sogar eine selbstthätige Bewirtschaftung des Bodens erlauben, der jetzt mit Buschwald bestanden, seiner ganzen Beschaffen-heit und Lage nach die Kultur von Kaffee, Thee, Tabak und allen Getreidearten gewiß sehr ergebnisreich machen würde. Bessere Hilfsarbeiter als die etwas tiefer wohnenden Dschaggaleute kann es für die Bodenkultur nicht geben, und

die Gefahr von Fiebern in diesen Berggegenden des oberen Kilimandscharo kann, wenn überhaupt vorhanden, nur äußerst gering sein. Es wäre wohl angezeigt, daß in diesem Teil von Dschagga eine deutsche Versuchsstation angelegt würde.

Mit diesen Worten, die so viel verheißen, faßt der sonst so kühl denkende Dr. Hans Meyer sein Urteil über die Zukunft des Dschaggagebietes zusammen! Es verdient wohl, wie wir sehen, daß wir es näher betrachten.

Den deutschen Reisenden, welche im Auftrage unserer kolonialen Gesellschaften reisen, pflegt man Schönfärberei und Schwärmerei vorzuwerfen. Es ist das alte Lied, daß man dem Propheten im eigenen Vaterlande nicht glaubt. Wir wollen auch darum unser Bild von Dschagga an der Hand englischer Reiseberichte vervollständigen, die man vielleicht als unparteiisch ansehen dürfte, und die sich im großen und ganzen mit den Berichten unserer Reisenden decken.

Johnston schildert den ersten Blick auf das Dschaggaland, wie folgt:

„Bis dahin hatte uns der Weg durch dichtes Gebüsch geführt, welches jede Aussicht in das umliegende Land verhinderte. Jetzt hatten wir eine Lichtung erreicht in der Nähe des bebauten Landes: und nichts hinderte die Fernsicht. Nordwärts ragten die schweren Massen des Gebirges bis in den Himmel und hüllten die beiden Bergspitzen sich auch in dicke Haufenwolken ein; unter ihnen sah man Hügel nach Hügel, Bergrücken nach Bergrücken in wellenförmiger Abwechselung sich in tiefes Dunkelblau kleiden unter dem schweren Schatten der niedriger hängenden Cumuli. Dann folgten einige Streifen schwarzen, dunkelgrünen Waldes, der noch im Schatten lag, und in mittlerer Entfernung, da wo das Sonnenlicht auf die Landschaft durchbrach, erglänzten hübsche runde Hügel gegen den düsteren Hintergrund mit ihren Gruppen smaragdgrüner Bananen als Vorboten der kultivierten Zone. Näher nach uns zu folgten tiefe Schluchten mit zwirnfadendünnen Wasserfällen und Beständen üppigen Waldes — einige Bäume ließ man frei emporschießen aus reli-

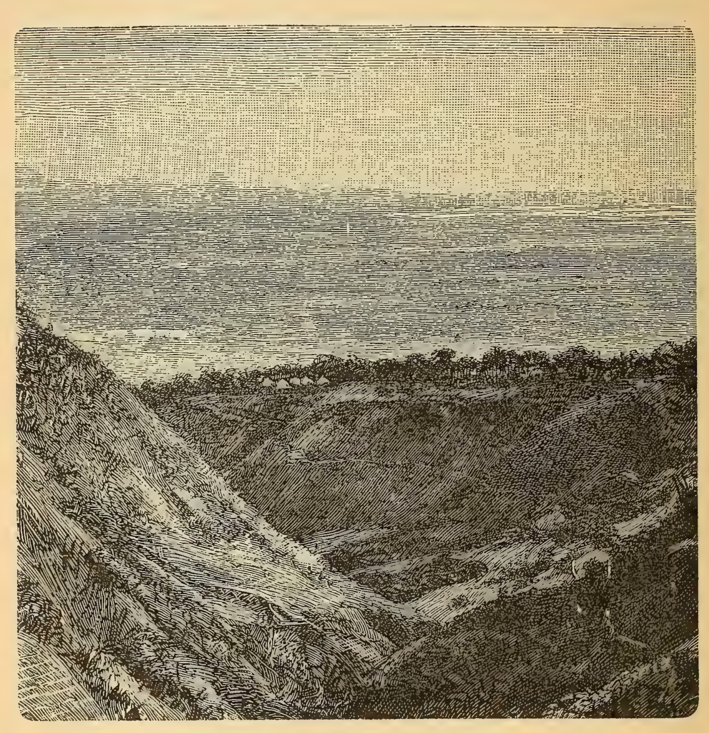
giösen Gründen, — weiche sonnige Niederungen, auf denen Ziegenherden weideten, frisch gepflügte Bodenparzellen, angebaute Felder, mit Hecken eingefaßte Wege und zuletzt der rote kahle Berg, das herrenlose Land, der Pisegh, auf welchem wir standen und auf dieses verheißene Land schauten, zu welchem uns 13 Tage mühseligen Marsches durch die Wildnis endlich geführt hatten. Ich unterlag jedoch keinem höheren Verbote, es zu betreten, noch sollte mein Stellvertreter den Josua spielen, darum ergriff ich, nachdem alle meine Begleiter zu mir herangekommen waren und sich etwas erholt hatten, von neuem meinen Wanderstab und rückte in Mandaras Reich ein."

In Mandaras Reich! Ja, der Ausblick, den wir soeben beschrieben haben, bezieht sich auf das kleine Sultanat Moschi, das mit Deutschland als das erste in Dschagga den Schutzvertrag abgeschlossen hat. Und ein anderer Engländer Thomson vervollständigt dies uns von Johnston gegebene Bild:

„Mandaras Dorf liegt auf dem schmalen Rücken eines Bergzuges, welcher nach beiden Seiten von einem tiefen Thal begrenzt wird. Vom oberen Teil desselben leiten sehr geschickt angelegte Miniaturkanäle das Wasser eines kleinen Baches über den ganzen Bergrücken und verbreiten so über ihn während des ganzen Jahres die fruchtbringende Feuchtigkeit. Einen reicheren und mannigfaltigeren Anblick genoß ich an keinem anderen Punkte Afrikas. Die reiche Grasdecke wechselte ab und war gemischt mit Bananenwäldchen, Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Yams u. s. w. Hie und da standen, gleich Wachen, kleine Gruppen stämmiger Bäume, die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zarten Frauenhaarfarnen und ähnlich aussehenden Gewächsen reich besetzt. Träges Vieh lag um die Hütten herum oder weidete im kniehohen Grase; lustige, muntere Ziegen hüpften um die Kanalufer oder führten mit drohender Miene heitere Kampfspiele aus. Mit ungeheuren Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, beladene Schafe sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehn-

suchtsvoll auf das Messer warteten. Moschi, wie es vor mir lag, hatte die reiche Fruchtbarkeit und das gefällige Aussehen von Taweta, aber den Vorzug eines schönen Wechsels von Berg und Thal vor diesem voraus.

„Nach Süden, Osten und Westen war die Aussicht un-



Mandaras Dorf, von Kitimbirin aus gesehen.

beschränkt; nach Norden türmte sich in gebietender, majestätischer, Ehrfurcht einflößender Mächtigkeit und stiller Ruhe die schneebedeckte Spitze des Kibo empor. Nach keiner Seite hatte man das Gefühl der Beschränkung, das Blut lief wärmer durch die Adern, angeregt durch die nervenstärkende Bergluft, bis man sich gedrungen fühlte: ‚prächtig‘ zu rufen und den Berg himmelwärts zu erklimmen. In Moschi über-

kam einen nicht das Gefühl des köstlichen lotosessenden Nichtsthuns, wie in dem träumerischen poetischen Leben zu Taweta: und das trotz der zauberischen Naturmusik, welche der entfernte Wasserfall oder der träumerische ‚Sogg' des Flusses tief unten im Thal machte und vom kühlen Winde auf flaumigen Fittichen zu unseren Ohren getragen wurde. Solcher Art war unsere unmittelbare Umgebung. Wir wollen indessen von unserem vorteilhaften Aussichtspunkt noch einen Blick in die Weite, über das flache Land von Dschagga, werfen.

„Nach Osten schweift das Auge über den Wald von Taweta und die gelbe sonnenverbrannte Savanne dahinter, bis der Blick an der Burakette und dem Pic von Kadiaro haftet, die sich über den Horizont erheben, wie gefährliche schwarze Felsen aus einem schlammigen Meere. Nach Südosten bemerken wir im Vordergrunde die von zahlreichen rauschenden Bergbächen durchwühlten Hügel und Thäler zu unseren Füßen. Hier wölbt sich domartig ein Galerienwald über einen rauschenden Bach, dort erhebt sich ein buschgekrönter Hügelrücken. Bald blickt man auf eine schöne Lichtung, bald in eine parkartige Landschaft. Dazu denke man sich kräuselnde Rauchsäulen und buntgefärbte Gärten und man hat — Dschagga!"

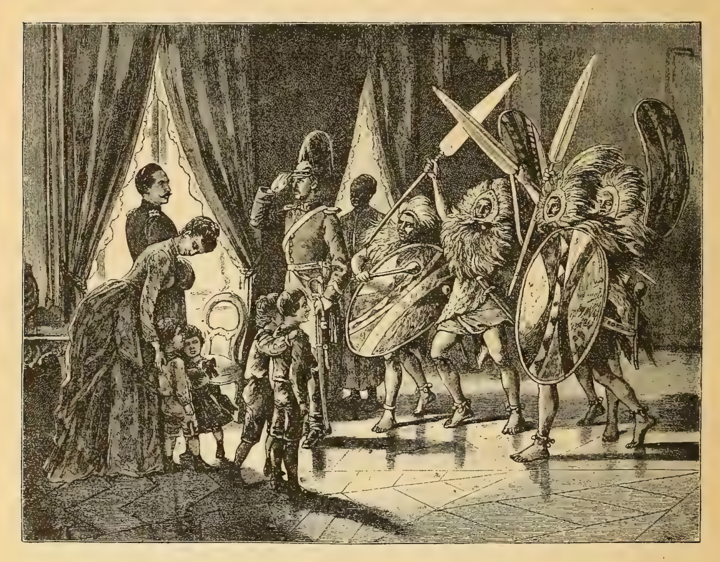
Das Volk von Dschagga.

Wenn wir uns jetzt der Schilderung der Einwohner zuwenden, so wollen wir aus der Fülle der kleinen Staaten den größten, das Sultanat Moschi, herausgreifen. Wir werden in der Schilderung desselben in großen Zügen auch die anderen Staaten skizzieren, denn die Verhältnisse sind in allen gleich.

Moschi ist kein großes Ländchen. Sein Gebiet umfaßt etwa 1½ Quadratmeilen und die Einwohnerzahl wird gegen 8000 betragen. Die Dschagga von Moschi sind ein fleißiges Volk, aber zugleich ein Volk in Waffen, denn die Armee Mandaras beträgt 800 bis 1000 Mann. Die Soldaten sind auch das hauptsächlichste Element der Bevölkerung, welches dem fremden Besucher Moschis zuerst in die Augen fällt.

Otto F. Ehlers hat solche Soldaten im Jahre 1889 nach Deutschland gebracht, und sie wurden vom Kaiser in einer Audienz empfangen. Viele Deutsche hatten somit die Gelegenheit, die Dschaggakrieger von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Ihre Uniform oder ihr Kriegsschmuck sind dem der Massai ähnlich. Auf dem Kopfe tragen sie entweder einen



Vorstellung der Dschaggakrieger bei Kaiser Wilhelm.

mächtigen Reif von Straußenfedern oder einen imposanten Kopfschmuck aus der schwarzen und weißen Mähne des Colobusaffen. Das Fell dieses Tieres mit seinem langen weichen Haar und den vielen Gegensätzen in der Farbe wird roh zusammengenommen als Schulterdecke, in der Art, daß ein kurzer Lappen über die Brust herunterhängt und der hintere Teil des Felles den Rücken bedeckt, während über den langen weißen Schwanz des Affen in der Weise verfügt wird, daß er aussieht, als gehörte der Schwanzfortsatz dem Träger selber an. Andere Krieger tragen in Ermangelung von

Colobusfellen ungeheure dicke Kragen um Hals und Schultern, welche den Kragen unserer Kutscher gleichen. Diese werden gewöhnlich von Hahnenfedern gemacht und sind schwarz von Farbe, zu anderen aber werden kurze schwarze Straußenfedern benutzt. Um die Knöchel tragen sie schmale zusammengeraffte Stücke Ziegenfell, oft in ringförmiger Gestalt — d. h. ein Fetzen von einem Fell mit einem Schlitz darin wird mit dem Finger ums Bein gesteckt. Dazu kommen noch Drahtringe mit kleinen Glöckchen. In den Ohren tragen sie aber eine Menge kleiner eiserner Ketten eigenen Fabrikats.

Die Waffen der Dschagga ähneln gleichfalls denen der Massai; sie bestehen vor allem in den gewaltigen Speeren mit schaufelartigen Spitzen, in kurzen Schwertern, Keulen und schön gearbeiteten, mit Büffelhaut überzogenen Schilden. Mandara besitzt auch viele Flinten, mit denen seine Leibgarde ausgerüstet ist, aber die Feuerwaffe ist in Händen dieser Neger noch nicht gefährlich.

Die Schlachten werden hier noch immer durch die Speere und die kurzen „römischen" Schwerter entschieden. Der Kampf artet unter diesen Umständen in ein Gemetzel aus. Der Anblick eines Schlachtfeldes ist auch blutig genug, um der unempfindlichsten Natur blassen Schrecken einzuflößen. „Die Waffen," schildert Johnston das blutige Gefilde, „welche das größte Blutbad im Scharmützel angerichtet hatten, waren die großen schaufelartigen Speere, nach dem Muster der Massaispeere. Man sah hier Leichname, denen durch einen Stoß und nachfolgende Drehung des Speers die sämtlichen Eingeweide herausgerissen waren. Anderen war der Rücken buchstäblich ganz gespalten das Rückgrat entlang. Die abgeschlagenen Köpfe waren vermutlich durch das kurze römische Schwert, welches die Dschaggakrieger führen, vom Körper getrennt. Das war ein wahrhaft typisches Blutbadbild. An vielen Stellen war der Boden zu Brei erweicht durch das vergossene Blut; an anderen gerannen die Blutlachen und kochten in der glühenden Sonne. Die langen Halme des zertretenen Grases waren befleckt und bespritzt von den braunen Tropfen des eintrocknenden Lebens-

saftes. Der Platz sah aus und roch wie ein Schlachthaus. Schon schwärmten, kühn gemacht durch den Geruch des Blutes, die vielen häßlichen Geschöpfe heran, welche sich einen Schmaus aus solchen Mordscenen bereiten. Große grüne Fliegen summten über den starren Leichen der Erschlagenen, Ameisen schwärmten zu Tausenden um die Blutlachen, während im seltsamen Gegensatz liebliche Schmetterlinge, blau und schwarz, goldig und schwarz, metallischgrün

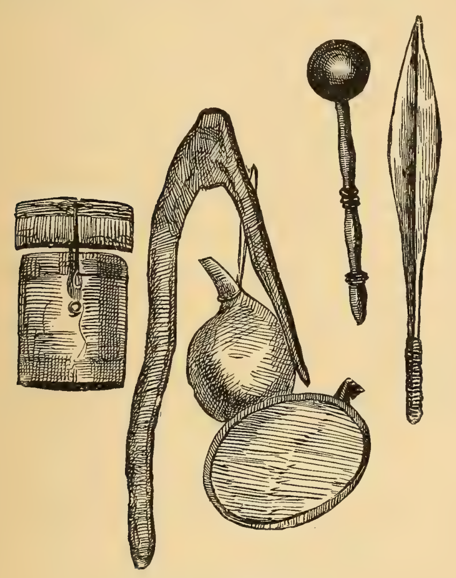


Ein Dschaggahaus.

und safrangelb, berauscht auf dem blutgetränkten Boden saßen und gierig die sich verdickende schäumende Flüssigkeit mit der Freudigkeit von Dämonen aufsaugten. Auf den umstehenden Bäumen und Gebüschen saßen Geier und Krähen, die nur auf unser Weggehen warteten, um sich an dem Bankett zu beteiligen. Voll Ekel und Widerwillen verließ ich den Schauplatz, von Freunden und Feinden fast gleich angewidert.

„Wie können nur inmitten einer solch herrlichen Landschaft, die nach allen Seiten lachenden Reichtum entfaltet,

diese einfältigen Wilden an nichts anderes als an gegenseitige Vernichtung denken? Mich verlangte von dem blutigen Schlachtfelde emporzuschauen nach dem großen, funkelnden Schneedom, der sich im Norden von uns unbefleckt, rein und starr in seiner Einsamkeit erhob, wenn ich darüber auch auf den Gedanken verfiel, daß er am Ende die Veranlassung zu diesem ganzen Unheil war. Wenn der Kilima-



Geräte der Wadschagga.

ndscharo mich nicht hergelockt hätte, ihn zu erforschen, so würden die Völker von Moschi und Kiboscho sich nicht meinetwegen entzweit haben, und diese armen verstümmelten Leichname möchten noch leben in der Blüte ihrer Jahre, essen, trinken und sich mit Weib und Kind vergnügen. Mußte denn ich gerade durch Blut waten, um den Schnee zu betreten?"

Solche Kriege und Schlachten sind nichts Seltenes in Dschagga, seit Jahrzehnten besteht aus ihnen die Geschichte des Landes, sie bilden den schwarzen Fleck auf dem heiteren

Bilde, den uns sonst das Leben und Treiben dieses Volkes bietet, und wir werden später den Grund derselben näher betrachten.

Man kann nicht sagen, daß dieses Volk in Waffen von Natur aus kriegerisch gesinnt ist. Im Gegenteil, der Sinn der Dschagga ist mehr auf friedliche Werke gerichtet.

Ihre Dörfer machen keineswegs einen besonders imponierenden Eindruck. Es gibt hier keine Häuser, wie wir solche an der Küste antreffen. Der Dschagga baut sich mit leichter Mühe seine Strohhütte, die einem großen Bienenkorbe gleicht. Man sucht in ihr vergebens nach Fenstern, auch eine richtige Thür gibt es nicht, sondern nur ein Loch, durch welches die Bewohner hinaus- und hineinkriechen.

Um so mehr Sorgfalt wendet er aber seinen Feldern zu. Er ist an deren Bebauung unablässig thätig, und man kann sagen, daß die Landwirtschaft in Dschagga, im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern, auf einer höheren Entwickelungsstufe steht. Sie sind namentlich Meister in der Bewässerungskunst. Dort rauscht ein kleiner Gebirgsbach von Stufe zu Stufe mitten durch die terrassenartig gelegenen Felder. Die Dschagga haben von ihm Wasserkanälchen abgeleitet, die am Rande der höheren Terrasse dicht über der tiefer liegenden laufen. An passenden Stellen werden nun diese Wasserrinnen angezapft und der Wasserstrom wird vermittelst einer kunstlosen Rinne, welche aus hohlen, mitten entzwei gespaltenen Bananenzweigen hergestellt wird, über die Beete geleitet. Sobald das Wasser durchzufließen beginnt, wendet der Dschagga die letzte Rinne nach Belieben nach rechts und links und verteilt so die belebende Flüssigkeit überallhin. Mit hölzernen Geräten, Hacken und Pfählen, gräbt er den Boden um und düngt ihn mit Asche. Seine Feldfrüchte haben wir schon im Eingang zu diesem Kapitel aufgeführt.

Die Rinder sind der Stolz der Dschagga und Fürsten bezahlen mit ihnen ihre Frauen. So hat z. B. der Sultan Mareale die Tochter Mandaras als Frau für 100 Rinder erworben. Die Ziegen sind klein und zierlich, mit dürftig

entwickeltem Gehörn, herabhängenden Ohren und öfters zwei kleinen Anhängseln von Haut an Stelle des üblichen Bartes. Die Schafe sind größer als die bekannte afrikanische Zwergart, und der Bock hat einen ungeheuren Fettschwanz, welcher eine solche Größe einnimmt, daß er die Bewegungen wirklich hindert. Ein schönes Schaf konnte man noch vor wenigen Jahren für 3½ bis 7 Meter Tuch, eine fette Ziege für etwa denselben Preis, eine Milchziege für ein geringes mehr kaufen.

Das Huhn ist in Afrika überall zu haben und der Reisende genießt es bis zum Ueberdruß, wenn seine Fleischbüchsen leer geworden sind und ihm, wie das oft der Fall ist, auf den anstrengenden Märschen die Ausübung der Jagd nicht gut möglich ist; dann bildet das Huhn sein ständiges Fleischgericht. Auch die Dschagga halten Hühner und zwar in großer Menge, aber kein Dschagga ißt sie, da dieselben für ungesund und unmännlich gehalten werden. Die Hühnerzucht wird hier nicht zum Vergnügen betrieben, wie bei einigen Indianerstämmen in Guyana, die Hühner nicht essen, sondern sie nur als Ziervögel halten. Ihr Zweck ist der Hühnerhandel, da die durchziehenden Karawanen gern das Geflügel aufkaufen.

Fische fehlen in den Gewässern von Dschagga, und wenn sie sich auch tiefer unten befinden, so werden sie nicht zu Nahrungszwecken verwendet und auf gleiche Stufe mit den Schlangen gestellt.

Die Hauptnahrung der Dschagga besteht in vegetabilischen Stoffen; auch die Milch bildet, wie bei den Massai, einen wichtigen Teil derselben. Dabei sind aber die Dschagga starke Fleischesser, wenn sie es sich eben leisten können, und trinken mit Vorliebe frisches Blut. So oft Johnston einen Ochsen für seine Leute schlachtete — welche als Mohammedaner darauf bestanden, daß ihm die Kehle durchschnitten wurde und er sich verblutete — versammelten sich die Dschagga mit ihren kleinen hölzernen Bechern, und wenn das Tier im Todeskampfe auf der Erde lag und das warme purpurfarbene Blut unter starkem Druck aus den zerschnittenen

Adern hervorsprudelte, füllten die Eingeborenen eifrigst einer nach dem anderen ihre hölzernen Gefäße und setzten sich da=



Bäume mit Honigdosen.

mit seitwärts vom Haufen nieder, um die gerinnende Flüssig=keit mit äußerstem Behagen und dem Frohlocken eines Fein=schmeckers auszuschlürfen.

Unsere Imker wird es interessieren, zu erfahren, daß die Dschagga auch Honig gewinnen und zwar von den halbwilden Bienen, die hier in großen Schwärmen vorkommen. Zu diesen Zwecken werden von den Eingeborenen, ebenso wie in anderen Teilen von Ostafrika, an Waldbäumen längliche Kästchen aus Rinde aufgehängt, in denen die halbgezähmten Bienen ihre Waben anlegen und ihren Honig sammeln. Die Bienenweide ist hier recht ergiebig, denn überall, wo der Boden nicht in Kultur genommen ist, bedecken ihn glänzendfarbige wilde Blumen — Balsaminen, Eibisch, Dissotis und weiße Erdorchideen, scharlachrote Aloë und zahllose andere Arten. Die Honigernte ist auch eine sehr große und der Wildhonig, der sich durch seinen aromatischen Geschmack auszeichnet, viel billiger als bei uns zu Lande.

Die Dschagga sind kein schöner Volksstamm und auch nicht besonders hoch gebaut, sie sind eine untersetzte Rasse, in der hohe Gestalten, wie z. B. die Mandaras, zu selteneren Ausnahmen zählen. Die Frauen, denen zumeist die Feldarbeit obliegt, sind, soweit von Schönheit die Rede sein kann, schöner als die Männer, während bei den anderen Negerstämmen gerade das Gegenteil der Fall zu sein pflegt.

Neben dem Ackerbau und Viehzucht gibt es auch Anfänge einer gewerblichen Thätigkeit. Die Flechterei, in der wir Kulturmenschen jetzt so sehr zurückgegangen sind, ist bei allen Naturvölkern ziemlich hoch entwickelt, bei manchen erreicht sie sogar eine seltene Vollkommenheit. Dies ist auch bei den Dschaggas der Fall, und geradezu bewundernswert sind ihre geflochtenen Gefäße, die aus Gräsern und Bananenfasern so dicht gewebt sind, daß man in ihnen Milch transportieren kann.

Die Töpferkunst, sonst bei Naturvölkern im Schwang, ist hier fast unbekannt. Die Dschagga fertigen ihre Gefäße aus Holz an und schneiden sie mit großem Geschick aus einem einzigen massiven Block.

Sie sind auch kunstgerechte Schmiede und verfertigen alle Arten Hausgeräte, Waffen und Schmucksachen aus Roheisen, welches sie aus der Landschaft Usanga in der Nähe

des Dschipesees gewinnen. Die Schmiede besteht lediglich aus einem Paar Blasebälgen aus Ziegenfellen, welche in einem ausgehöhlten hölzernen Kegel zusammenlaufen; an den Kegel sind zwei gleichfalls durchbohrte Steine gesteckt und davor



Ein Wadschaggaschmied.

wieder eine steinerne Duse, welche dann in das Holzkohlenfeuer führt. Die Blasebälge werden an verschiedenen Pflöcken befestigt und öfters ein großer Stein auf die Mündung des Blaserohrs gelegt, um sie festzuhalten. Nachdem das Eisen in dem Holzkohlenfeuer weißglühend geworden ist, wird es mit eisernen Zangen herausgenommen und auf einem Ambos von Stein verarbeitet. Die Dschaggaschmiede

fertigen nicht allein Speerklingen und Messer aus anscheinend angelassenem Stahl an, sondern machen auch sonstige feinste und zarteste Arbeiten. Aus einem Rhinoceroshorn stellen sie schön abgedrehte polierte Keulen her, die sie in Ermangelung einer Drechselbank mit der Hand abrunden.

Was nun die Religion anbelangt, so ist dieselbe bei den Dschagga so gut wie gar nicht vorhanden, wenn man nicht dunkle Vorstellungen von bösen und guten Geistern und den sich daran knüpfenden Aberglauben an allerlei Zauber- und Hexengeschichten als solche auffassen will. Die Moral ist bei ihnen etwas besser als die der Einwohner von Taweta. Sie leben noch in einem Naturzustande und kleiden sich nur, wenn sie sich zu besonderen Festlichkeiten schmücken wollen oder wenn sie die Kälte dazu zwingt.

Die Heirat ist auch hier Geschäftssache. Die Frau wird gekauft, trotzdem besteht hier eine Hochzeitsfeierlichkeit, die an die alte Sitte des Frauenraubs erinnert. Nachdem der Kauf der Braut abgemacht worden ist, entführt der Ehemann seine Frau Huckepack, während die Verwandten und Freunde ihn schreiend und lachend verfolgen, als ob sie das kreischende Mädchen ihm wieder abnehmen wollten. Die Soldaten der stehenden Armee von Moschi erhalten ihre Weiber vom Sultan; es sind dies zumeist im Krieg geraubte Sklavinnen. Mandara gibt seinen Kriegern auch Vieh, so daß diese ihr häusliches Glück ihm verdanken und deshalb eine große Anhänglichkeit an die Person ihres Monarchen, welcher für sie die einzige Quelle aller Wohlthaten wird, zeigen.

An Genußmitteln kennen die Dschagga auch Tabak und gegorene Getränke. Der erstere wird stark angebaut und geschnupft oder mit Natron gekaut, und sie berauschen sich mit Bananenbier.

Sie haben auch einige konventionelle Gewohnheiten, die für uns Europäer nicht besonders erbaulich sind. So pflegen sie zum Zeichen des Dankes oder Ueberraschung einem auf die Hand zu spucken und verlangen mitunter, daß man ihnen dieselbe Gefälligkeit erweise. Oft spucken sie auch nur daneben in die Luft.

Die politischen Verhältnisse in Dschagga müssen traurig beschaffen sein, schon aus dem alleinigen Grunde, daß das kleine Land in 20 Fürstentümer geteilt ist. So herrscht auch augenblicklich in der ostafrikanischen Schweiz das Faustrecht im vollsten Sinne des Wortes. Raub und Krieg, Raub



Vorratshaus in Dschagga.

von Sklaven und Vieh ist die Hauptaufgabe eines Dschaggafürsten. Wir werden diese Verhältnisse am besten verstehen lernen, wenn wir die Lebensgeschichte des angesehensten unter diesen Manki verfolgen. Es ist der Bundesgenosse der Deutschen, Mandara — ein origineller Mensch, dem wir das nachfolgende Kapitel widmen wollen.

Sultan Mandara.

Die Monarchien von Dschagga sind erblich, und so hat auch Sultan Mandara sein Reich geerbt, und zwar von seiner Mutter, einer klugen und verständigen Frau, welche

Eine Bananenpflanzung in Marangu.



mit vieler Umsicht die Geschicke von Moschi leitete, gerade um jene Zeit, da Rebmann als erster Europäer seinen Fuß auf den Sockel des Berglandes setzte. Wann diese Sultanin dem Fürsten das Leben geschenkt, darüber schweigen die Akten der Geschichte. Nichts ist schwieriger, als das Geburtsjahr, geschweige denn den Geburtstag eines Negers zu ergründen! Als Dr. Hans Meyer den Dschaggafürsten Mareale nach seinem Alter fragte, verwies ihn dieser an seine Mutter und diese gab das Alter ihres im besten Mannesalter stehenden Sohnes mit etwa 100 Jahren an! Von Mandara wissen wir wenigstens so viel, daß er zur Zeit, als Rebmann am Kilimandscharo weilte, ein Knäblein von 3—4 Jahren war. Dies war im Jahre 1848. Später lernte Mandara als Jüngling den Reisenden Baron Klaus von der Decken kennen, und so ziemlich alle Europäer, die bis auf die neueste Zeit den Kilimandscharo besuchten, wurden mit ihm bekannt.

Er gelangte verhältnismäßig früh auf den Thron seines Reiches, das nicht größer ist als der Postbezirk von London. Um jene Zeit begann eine neue Aera für die Länder am Fuße des Kilimandscharo, eine neue, aber nicht gute Zeit brach an.

Den Spuren der Missionare folgten nicht nur Forscher, sondern auch Händler. Es waren dies jene Araber und Halbblutaraber von der Ostküste mit dem Troß ihrer Suahelineger. Als sie Dschagga besuchten, fanden sie zwar nicht den gewünschten Reichtum an Elfenbein, dagegen entdeckten sie mit Falkenaugen, daß dieses Gebiet für sie doch eine Zukunft habe. Der Dschaggastamm war fleißig, solche Sklaven konnte man brauchen. Der Weg zur Küste war nicht so weit und Menschenware war am Kilimandscharo noch billig. Und an der Küste war der Sklavenhandel frei! Wer sollte ihn hindern, da die Christen in Amerika noch um jene Zeit Millionen Sklaven hielten und noch zwanzig Jahre später die europäischen Seribenbesitzer am oberen Nil sich mit Sklavenhandel bereicherten!

Die Händler fanden jedoch, daß sie zu schwach waren,

raubend und plündernd unter die Dschaggas einzufallen; denn diese hatten sich in den fortwährenden Kämpfen mit den Massai eine nicht zu unterschätzende Kriegsfertigkeit angeeignet. Da griffen sie zur List. Die kleinen Fürsten sollten aufeinander gehetzt werden, sollten gegenseitig in ihr Gebiet einfallen, Vieh dem besiegten Feinde wegtreiben und Sklaven rauben, welche dann die Araber von ihnen kaufen könnten. So mußte der Kilimandscharo zu einem förmlichen Sklavenmarkte werden.

Um dies zu erreichen, ließen sie an den „Höfen" der Fürsten ihre Vertrauten, die Suahelineger, zurück, welche die von Natur aus schon wilden Menschen zu Raubzügen anstacheln sollten. Der junge Herrscher Mandara schien ihnen ein besonders brauchbares Werkzeug zu sein, denn die Jugend läßt sich leichter bethören und verführen und wagt mehr als das reife Alter. Mandara widerstand auch nicht lange den Einflüsterungen der Suahelineger. Sie boten ihm viel zu schöne Sachen an, als daß er hätte widerstehen können. Sie gaben ihm auch Gewehre und Pulver und schlossen sich ihm als Bundesgenossen an, so daß sein Heer oder seine Bande zu der fürchterlichsten wurde.

Der Erfolg des ersten Raubzuges stachelte den Sieger zu weiteren Unternehmungen an; entfernter wohnende Sultane folgten auch dem gegebenen Beispiel und die Sklavenhändler hatten ihr Ziel erreicht. Am Kilimandscharo waren zu jeder Zeit billige Sklaven zu haben, man brachte sie nach Taweta und von dort gingen sie als Träger, so daß die Transportkosten erspart wurden, nach der Küste, wo sie namentlich für die Pflanzungen auf Sansibar als bewährte Arbeiter gern gekauft wurden.

Ein günstiges Zeichen für den Charakter und die Widerstandsfähigkeit der Dschagga ist es, daß ihr Land trotzdem nicht so ganz entvölkert wurde, wie andere Gebiete, in denen die Sklavenjäger gehaust haben. Es kam nämlich ein Rückschlag. Die hartbedrängten Nachbarn schlossen ein Bündnis gegen den übermütigsten der Räuber. Eines Tages rückten ihre „vereinigten Heere" in Moschi ein. Mandara wurde

aufs Haupt geschlagen und mußte aus dem Reiche, das sein Großvater gegründet hatte, fliehen; es wurde ihm verboten, in dasselbe zurückzukehren — er war König ohne Land.

Mit dem Erfolg zufrieden, legten die Nachbarn ihre Waffen nieder und wandten sich ihren friedlichen Arbeiten zu. Die Naturkinder leben leicht in den Tag hinein. Bald kümmerten sich die Sieger wenig darum, was in dem verwüsteten Moschi vorging, und unterstützt von seinen Freunden, kehrte Mandara in sein Vaterland zurück, nachdem er wahrgenommen hatte, daß das Unwetter sich verzogen.

Mit großer Klugheit, den kleinen wildartigen Verhältnissen angemessen, ging er an den Wiederaufbau des Reichs. Vor allem schuf er sich ein kleines stehendes Heer, das besonders stark genannt werden muß, da es sich auf 800 bis 1000 Mann beziffert, während Moschi überhaupt gegen 8000 Einwohner zählen mag. Er war jetzt vorsichtig geworden und raubte und plünderte mit Maß, aber sein Geist war immer mit weitgehenden Plänen beschäftigt und sein Auge schweifte gar oft von der Höhe seines Raubnestes nach dem schönen Walde von Taweta. Er überlegte ernstlich, wie er auf diesen Knotenpunkt so vieler Karawanen seine Hand legen könnte; aber er war doch zu schwach, diesen Handstreich zu wagen, obwohl er, der Raubritter Mandara, mit den Massai Freundschaft zu schließen wußte.

Dies mochte wohl nicht im Sinne der Händler liegen, denen ein freies Taweta doch willkommener war, und in diesem Punkte fand er keine Unterstützung von seiten der Suaheli, die sich an seinem „Hofe“ wie früher aufhielten. Immerhin war er aber der mächtigste und gefürchtetste Fürst von Dschagga, und während in den anderen Staaten durch „Palastrevolutionen“ Brüder und Vettern einander in der Regierung ersetzten, blieb Mandara der Fürst von Moschi.

So standen die Dinge, als er wiederum mit Europäern in Berührung kam. Der erste, der nach einer langen Pause bei Mandara vorsprach, war der Missionar New, er kehrte, von Moschi ausgeplündert, nach der Küste zurück. Man ver-

mutet, daß New selbst die Veranlassung zu dem wenig liebenswürdigen Betragen Mandaras gegeben hatte, da der eifrige Missionar gar zu eifrig gegen die Sklaverei auftrat und Ideen proklamierte, die am Fuße des Kilimandscharo in den Augen der Machthaber als Umsturzideen galten, welche die ganze soziale Ordnung auf den Kopf stellen mußten. Mandara soll selbst geäußert haben, daß er dem Missionar nur darum seine Waren abgenommen hatte, damit dieser möglichst schnell nach der Küste zurückkehrte.


Mandaras linkes Ohr.

Doch wir müssen zuerst den Mann selbst kennen lernen, damit wir auch seine Aeußerungen zu würdigen verstehen.

Sultan Mandara — die Suahalineger haben ihn gelehrt, diesen Titel anstatt des schöneren einheimischen Waniki zu gebrauchen — ist ein hochgewachsener Mann. Mit 180 Centimeter Körperlänge ist er auch körperlich ein Höchster unter den Dschagga. Er hat ein wenig Anlage zur Fettsucht, so daß manche ihn mit einem Mannweibe verglichen haben, im großen und ganzen soll er aber dennoch eine männliche Erscheinung abgeben. „Sein Gesicht war eigenartig breit über den Backenknochen gemessen,“ schildert ihn Johnston, „die Augenbrauen schön gewölbt, die Stirn entwickelt, die Nase leicht gekrümmt, der Mund weit mit dünnen Lippen, und das Kinn fest, rund und Entschlossenheit verratend. Ein Auge war blind und sah irr und glasig aus, das andere aber glänzte wie das eines Adlers und sah funkelnd unter den Adlerbrauen hervor. Der allgemeine

Eindruck seines Gesichtes, besonders die gekrümmte Nase und die starken Backenknochen, erinnerten an die traditionelle Aehnlichkeit der roten Indianerhäuptlinge von Nordamerika. Mandaras Ohren gehörten ihm jedoch ganz allein. Sicherlich hatte er die Mode seines Landes und Volkes übertrieben. Beide Ohrlappen waren durchbohrt und die erweiterte Oeffnung in dem einen derartig vergrößert, daß ein großer hölzerner Ring mitten hindurchgezwängt war. Ich kann das Ohr am besten verdeutlichen durch eine Skizze, weil Worte dazu nicht ausreichen. Glücklicherweise konnte ich einstmals verstohlenerweise sein linkes Ohr zeichnen, denn zu einem vollen Porträt wollte Mandara mir nie sitzen.

„Das andere Ohrläppchen war mit einigen kleinen Stahlketten behangen, jedoch weniger auffällig. Er hatte zwei Reihen glänzender Zähne, aber mitten zwischen den oberen Schneidezähnen befand sich eine kleine, wahrscheinlich künstliche Lücke. Durch diese Oeffnung spritzte er öfters seinen Speichel oder einen Mundvoll Bananenbier aus, wenn er lebhaft wurde. Die Farbe seiner Haut war bläulich braun, wenn man so sagen darf (ich meine, sie sah glänzend umbrafarbig aus, worüber eine gewisse Bläße lag), und dann fehlten die Haare in seinem Gesichte vollständig, während die Wolle auf seinem Kopf kurz geschoren war.“

So sieht der Mann selbst aus. Seine Residenz besteht aus einer Menge kegelförmiger wohlgebauter Hütten, in denen seine fünfzig und mehr Frauen hausen. Er selber wohnt in einem viereckigen, nach dem Suahelisystem gebauten Hause, welches mit Dung und Lehm gedeckt ist. Hier empfängt er seine bevorzugten Gäste und birgt seine Wertsachen. Dieses Gebäude nebst einer Anzahl von Schuppen für Ziegen und Schafe und Umzäunungen für Geflügel sind von einer dreifachen Palissade von sehr starken Baumstämmen umgeben, außerhalb welcher sich noch etwa acht noch größere Hütten befinden, jede bewohnt von acht jungen Weibern, welche seinen verfügbaren Vorrat für den Sklavenmarkt bilden, oder auch zu Belohnungen an seine Krieger für geleistete Dienste dienen. Wenn der Mond

hell scheint, der Häuptling guter Laune und frohen Herzens ist, dann tanzen diese Mädchen auf dem tauigen Gras, erwecken das Echo der benachbarten Thäler mit ihrem hexenmäßigen und ohrzerreißenden Gekreisch und sehen in dem rötlichen Schein des Feuers gar gespensterhaft aus. Mandara verläßt sich jedoch nicht allein auf seine Palissaden. Hundert Krieger halten nächtliche Wache und behüten die Festung, immer bereit, das Kriegsgeschrei zu erheben und über alle Eindringlinge herzufallen. Außerdem hält noch Mandara eine Art mit Ruten bewaffnete Polizei, welche ihm bei feierlichen Anlässen den Weg durch die gaffende Menge bahnt.

Zu solchen feierlichen Anlässen zählen vor allem die Audienzen der Weißen bei dem Sultan. Wer jetzt nach dem Kilimandscharo geht, kennt Mandaras Eigentümlichkeiten aus den Beschreibungen seiner Vorgänger zur Genüge. Die ersten Europäer erwartete dort jedoch manche Ueberraschung. So hielt Thomson gerade seine Begrüßungsrede, als er mitten in derselben etwas verblüfft wurde, darüber, daß Mandaras Auge sich plötzlich auf Thomsons Füße richtete. „Dann nahm sein Mund," fährt Thomson fort, „eine wohlbekannte Form an und ich erschrak, als ich einen bekannten Ton hörte, den kleine Knaben von sich geben, wenn sie unbegrenztes Erstaunen oder Unglauben äußern wollen. Kurz, Mandara stieß einen langgezogenen Pfiff aus. In der Meinung, er habe eine Schlange in ungewöhnlicher Nähe meines Fußes bemerkt, zog ich ihn rasch zurück und sah auch dahin. Da ich nichts Auffälliges wahrnahm, blickte ich wieder auf. Dann lachten wir beide — warum, weiß ich nicht — und meiner Rede wurde ein Ende gemacht durch eine Reihe von Fragen über meine Stiefel, welche den Ausbruch des Erstaunens bewirkt hatten."

Mit der Zeit hatte Mandara sein Pfeifen besonders vervollkommnet, denn nach den neuesten Berichten deutscher Reisender bringt er selbst eine chromatische Tonleiter zuwege, wenn ihm ein Geschenk besonders gefällt.

Mit Waren „von der Küste" ist er übersättigt, sein

Hauptverlangen ist auf europäische Waren gerichtet, auf feine Gewehre, europäische Betten, Stühle, Anzüge u. s. w., und wenn er europäischen Besuch bei sich hat, so ist er unermüdlich im Stellen von allerlei Forderungen und weiß zu erpressen. Er bietet mitunter den Reisenden auch Gütergemeinschaft an. Charakteristisch für ihn ist folgende orientalisch angehauchte Unterhaltung mit Johnston. Dieser wollte ihn von seinen Erpressungen durch folgende Erzählung abbringen:

„Einstens," erzählte er dem Sultan, „lebte in Ulaja (Europa) ein Mann, der ein Huhn besaß, welches ihm jeden Morgen ein goldenes Ei legte. Und der Mann freute sich anfangs sehr darüber, aber nach einer Weile wurde er ungeduldig und sprach: ‚Anstatt so viele Tage zu warten, bis ich reich werde von den Eiern dieser Henne, will ich sie aufschneiden und all das Gold auf einmal an mich nehmen.' Gesagt, gethan, aber er fand nichts darinnen. Nun war das nicht ein großer Narr, Mandara?"

„Ja—a," erwiderte der Fürst gedankenvoll, „vielleicht war er das!"

Dann schlürfte er noch mehr Bier und besann sich. Nach einer Weile wandte er sich zu Johnston und fuhr fort:

„Nun will ich dir auch eine Geschichte erzählen. Wenn ich Samen lege oder ein Bäumchen in meinen Garten pflanze, so laß ich es anfangs ruhig wachsen — ich ziehe es nicht empor, um nach den Wurzeln zu sehen, und pflücke nicht die frühen Blüten und zarten Blätter ab. Ich warte, bis es reif ist, und dann," fügte er gedankenvoll hinzu, gerade vor sich hinblickend, „haue ich es ab, wenn es nicht reichliche Früchte trägt."

Die Weißen sind für Mandara solche Bäumchen, aber man muß zu seiner Ehre sagen, daß er noch keines abgehauen hat.

Er hat schon manches europäische Wunderinstrument gesehen. Die galvanische Batterie, die Thomson mitgebracht hatte, versetzte ihn in krampfhaftes Erstaunen, bis sein Adlerauge von Lüsternheit erglänzte und er sich die Kehle

trocken spuckte und pfiff, um desto mehr Herzstärkungen in Gestalt reichlicher Gläser Pombe zu erlangen. Große Freude gewährte es ihm, seine Offiziere und Soldaten an die elektrische Batterie zu kommandieren und einfältig ihre deutlich hervortretenden, wenn auch unterdrückten Schmerzensmienen anzustieren, während sie alle Not hatten, nicht laut aufzuschreien oder sich am Boden zu wälzen. Sie bestanden indessen die Probe wunderbar gut mit der ganzen Selbstbeherrschung, die Kriegsführern geziemt. Mandara selber entzog sich jedoch dem Experiment, weil er fürchtete, behext zu werden. Auch wollte er sich nicht photographieren lassen, wenn er auch seine Krieger zur Aufnahme befahl.

Leider ist der Fürst von schlechten Ratgebern umgeben. Es sind dies die Suahelineger, die wie Parasiten an seinem Hofe leben und allerlei Intriguen gegen die Europäer spinnen. Der natürliche Verstand Mandaras schützt ihn jedoch vor zu großen Fehlern, er weiß seine Erpressungen durch wahrhaft königliche Gastfreiheit, mit der er die Karawanen der Europäer empfängt, wieder gut zu machen. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als er selbst niemals an der Küste gewesen und von den Manowari (Kriegsschiffen) der Europäer und den Engländern, Franzosen und Wadatschi (Deutschen) nur durch die Berichte seiner Suahelischmarotzer Kunde erhielt. Freilich war er in der Lage, diese Berichte durch die Auskünfte, welche ihm die europäischen Reisenden gegeben haben, zu kontrollieren.

Als in Ostafrika der Wettstreit um die kolonialen Erwerbungen begann, besuchte ihn der in Diensten des Sultans von Sansibar stehende General Matthews und suchte ihn zum Abschluß eines Vertrags zu bestimmen. Mandara war nicht abgeneigt, es zu thun. Er nahm einige hundert Piaster als Anzahlung auf den Vertrag an, fand aber die Papiere des Generals nicht in Ordnung und sandte ihn an die Küste zurück, damit er sich die nötigen Vollmachten hole. Mandara hat nämlich einen Suahelisekretär an seinem Hofe, der für ihn Briefe liest und schreibt. Als bald darauf der Beamte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bei ihm er-

schien, kümmerte er sich um die Anzahlung nicht mehr und schloß mit diesem den Vertrag ab; er ist nunmehr ein Bundesgenosse Deutschlands.

Sehr betrübt war er jedoch, daß Dr. Meyer auf seiner ersten Reise zur Besteigung des Kilimandscharo beim Sultan Mareale und nicht bei ihm sein Lager aufschlug, und bombardierte den Reisenden mit Briefen, von denen wir zwei in deutscher Uebertragung mitteilen:

1. „Im Namen des Allerhöchsten.

„Es möge Dich geleiten Gott der Allerhöchste.

„An die Adresse des Geliebten, des Erhabenen, des Geehrten, des zu Ehrenden. An den Geliebten, den Europäer.

„Gruß sei Dir und die Gnade Gottes und sein Segen.

„Und nach diesem schreibe ich Dir, meine Gesundheit ist noch gut, und nach diesem möge es mit Dir ebenso sein mit dem Wohlsein. Und danach: Seitdem Du gekommen bist nach Taweta, erhalte ich Nachrichten über Dich. Wirst Du zu mir kommen? Du willst nach dem Kilimandscharo gehen. Nun, ich bin dabei, Dich zu erwarten, und ich, ich bin ein Mann der Deutschen, alle sind meine Freunde, von alten Zeiten bis jetzt. Die Deutschen, der sie kennt, das bin ich; da ist kein anderer Mensch, der sie kennt. Und nun bist Du der erste; Du bist hier einen andern Weg gegangen; zu meinem Platze kommst Du nicht, und ich bin hier in Moschi und ich bin ein großer Mann. Und wenn Du kommst zum Kilimandscharo, komme her zu mir; der Weg ist gut zu gehen auf den Kilimandscharo, bei Gott, bei Gott, nochmals bei Gott. Ich verkehre von alten Zeiten mit den Deutschen in Freundschaft, Du bist der erste, welcher einen anderen Weg geht. Verweilst Du um meines Geschenkes willen? Nun komme nur zu mir. Bei Gott, bei Gott, nochmals bei Gott.

„Gruß dessen, der den Brief geschrieben, Sultan Mandara, Sohn des Sultans Dschitiya, des Sultanssohnes.“

2. „Im Namen des Allerhöchsten.

„An die Adresse des Geliebten, des Erhabenen, des Geehrten, des zu Ehrenden, des geliebten Doktors.

„Friede Gottes des Allerhöchsten. Friede sei mit Dir und die Barmherzigkeit Gottes und sein Segen!

„Und nach diesem teile ich Dir mit, meine Gesundheit ist gut, und ferner möge es Dir mit Deiner Gesundheit ebenso sein. Dein Brief ist zu mir gekommen und was darin steht, habe ich verstanden. Ich bin der Eurige von alters her und Du halte doch nicht fest die Verleumdungen der Leute, denn sie kennen mich nicht. Und ich habe nun gefunden einen Europäer, einen Doktor. Er ist hierher in dieses Land gekommen, und wir werden einander sehr lieben, und bei der Begegnung wirst Du mich sehen, den Sultan Mandara, und Gruß. Ich wollte Dir Speise senden, aber ich habe folgende Bedenken gefunden: als jener Weiße kam, welcher in Taweta war (Teleki), habe ich ihm ein Rind geschickt und er hat mein Rind nicht angenommen und er hat es zurückgeschickt. Ich bin ein großer Mann, zu geben einem Manne. Ich gebe nicht um eines guten Gegengeschenkes willen. Ich liebe die Deutschen, weil ich euer Bundesgenosse bin, und ich habe Vertrag geschlossen mit meinem Freunde, dem Doktor (Jühlke) und siehe nur nach in Deinem Buch, da wirst Du euren Bundesgenossen finden. Bis wie lange haben wir diesen euren Bund verschoben und Du willst nun nicht zu mir kommen, um euren Bundesgenossen zu sehen? Ihr haltet fest Worte von Leuten, die nichts von der Geschichte verstehen.

„Und Gruß von dem, der den Brief geschrieben, dem Sultan Mandara, dem Sohn des Sultans Dschitiya, mit seiner Hand.“

Dr. Meyer ging nicht zu Mandara, da er fürchtete, daß diese Bekanntschaft ihn zu viel kosten würde; er schickte jedoch eine Gesandtschaft mit Geschenken an ihn ab, und da um dieselbe Zeit auch der Reisende von Eberstein mit Geschenken von Dr. Peters sich zu Mandara begab, so war der Fürst gewiß mit seinen lieben Wadatschi zufrieden.

Mit dem letzten Deutschen, der ihn besuchte, mit Otto E. Ehlers, lebte er in großer Freundschaft, und Ehlers brachte auch vier Dschaggakrieger nebst einem Dolmetscher

nach Berlin, wo er sie als Gesandte des Bundesgenossen Mandara beim Kaiser einführte, wobei die Gesandten einen 118 Pfund schweren Elfenbeinzahn und einige Waffen als Geschenke überreichten und ihre Kriegstänze aufführten.

Kaiser Wilhelm II. sandte dafür Mandara schön gearbeitete Waffen, Theatermäntel und eine Anzahl von interessanten Modellen, wie Feuerspritzen und dergleichen, während unser Kronprinz dem elfjährigen schwarzen Prinzen am Kilimandscharo eine weiße Kürassieruniform und ein Dreirad stiftete, damit der künftige Herr von Moschi, ebenso wie einst König Bells Sohn, der Thronfolger von Kamerun, sein Land durchfahren könne. Ehlers brachte diese Geschenke, die gewiß viel Pfeifen erzeugt haben, nach dem Kilimandscharo.

Der Afrikareisende Ehlers hat übrigens am Fuße des Kilimandscharo auch den Geburtstag des Kaisers Wilhelm im Verein mit Mandara gefeiert — ein so seltenes Fest, daß wir desselben nach dem Berichte des Reisenden*) ausführlicher gedenken möchten.

Von der bevorstehenden Feier des Geburtstages seines Kaisers hatte Ehlers Mandara einige Tage zuvor Kenntnis gegeben und ihm mitgeteilt, er würde in der Frühe des betreffenden Tages 33 Salutschüsse abfeuern. Ehlers machte die Ankündigung, um durch unerwartetes Schießen nicht unnötigen Kriegslärm heraufzubeschwören, zumal täglich ein Ueberfall von seiten der benachbarten Wakiboscho befürchtet wurde, und das gesamte Volk bei dem geringsten Anlaß in Aufregung geraten wäre.

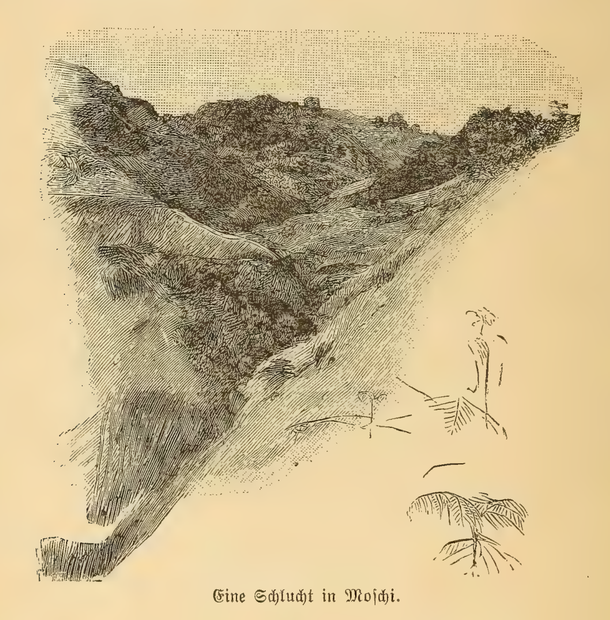
Am Vorabend des Festes sandte Mandara einen prächtigen silbergrauen, mit Bananen gemästeten Buckelochsen, der auf jeder Mastviehausstellung berechtigtes Aufsehen erregt haben würde, als Geschenk. Sein erster Minister brachte ferner im Auftrage des Fürsten zehn Pakete Stearinkerzen, mit der Weisung, Ehlers möge damit sein Haus festlich erleuchten.

Am folgenden Morgen wurde die schwarz-weiß-rote

---

*) Vgl. Kölnische Zeitung 1889.

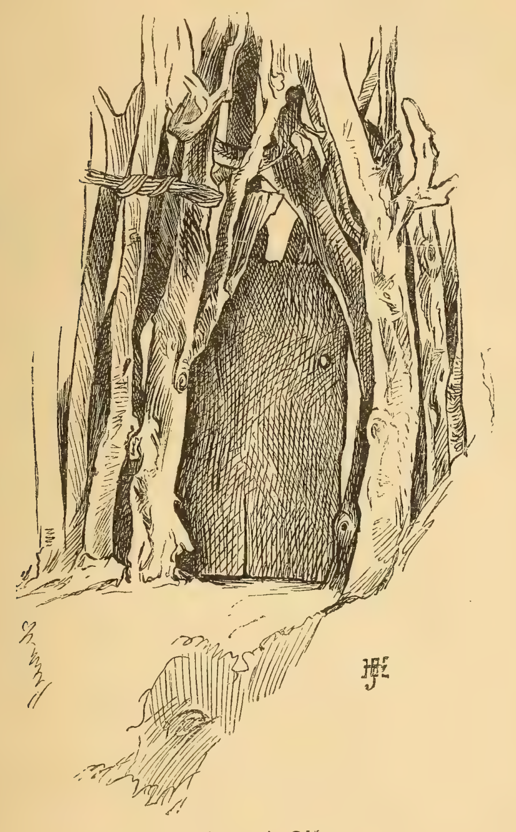
Flagge am hohen freistehenden Maste vor Ehlers Wohnung gehißt und 33 Schüsse donnerten in die zu beiden Seiten der Station gähnenden Schluchten, überall lautes, mehrfaches Echo weckend. Kaum war der letzte Widerhall des letzten Schusses verklungen, so begann ein wahres Bombardement in der etwa 800 Fuß tiefer am Berge liegenden Residenz Mandaras. Der Fürst von Moschi salutierte zu



Eine Schlucht in Moschi.

Ehren Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm. Bald darauf erschien ein Bote und meldete, Mandara würde gegen Mittag persönlich seine Glückwünsche überbringen und von den ihn begleitenden Kriegern militärische Evolutionen und Tänze aufführen lassen. Wohltönender Gesang verkündete zur festgesetzten Zeit schon von weitem das Nahen des Zuges, der sich von der Residenz aus auf schmalen, verschlungenen Pfaden, an den Abhängen der Schluchten entlang, auf die Station zu bewegten. Mit Hilfe seines Fernglases erkannte Ehlers die Hünengestalt Mandaras, der an der Spitze seiner

Soldaten marschierte, angethan mit einem weißen, ihm von Ehlers verehrten Tropenhelm. Nachdem die Krieger die letzte steile Anhöhe erklommen und sich gesammelt hatten, wurde unter betäubendem Lärm ein Scheinangriff auf die



Ein Thorweg in Dschagga.

Station ausgeführt. Ehlers' Soldaten, von der Küste mitgebrachte Suahelineger, waren vor dem auf einer kleinen Bodenerhebung erbauten Wohnhause aufgestellt und eröffneten aus ihren Mauserbüchsen ein lebhaftes Feuer mit Platzpatronen auf die Angreifer. Es war ein Bild von

wunderbarem Reize, die nackten schwarzen Gestalten der wild heranstürmenden Wadschagga in ihrem vollen Kriegsschmucke, heraldisch bemalte Schilde und in der Sonne blitzende Speere schwingend, dazu das üppige Grün der an den Schluchtabhängen sich ausdehnenden Blumenhaine, der lichtblaue Tropenhimmel und im Hintergrunde die beiden Spitzen des Kilimandscharo, der ewig schneebedeckte, über 20000 Fuß hohe Kibo und der in wildzerklüfteten Formen aufragende Kimawensi.

„Nach Beendigung des Angriffes,“ lautet weiter die Schilderung Ehlers', „wurde das Thor eines hohen, die Station einfriedigenden Holzzaunes geöffnet, und die Sieger erschienen, um ihre Tänze aufzuführen; voran Mandaras Bruder, als Kommandeur der Truppe und als Stellvertreter des Fürsten, der bei der letzten starken Steigung niedergebrochen war und das Rennen hatte aufgeben müssen, was mich in Anbetracht seiner Beleibtheit und seiner sitzenden Lebensweise nicht weiter wunder nahm, aber mit lebhaftem Bedauern erfüllte, da Mandara ein liebenswürdiger, sehr unterhaltender Gesellschafter ist. Weder von seinem Bruder, noch von den verschiedenen ebenfalls erschienenen Ministern und Großen des Landes kann man ein Gleiches behaupten; auch sind sie nicht der Suahelisprache mächtig, in der ich mich mit Mandara leidlich verständige. Die Vornehmsten nötigte ich in einen verandaartigen Vorbau des von mir bewohnten Holzhäuschens, ließ ihnen einige Erfrischungen reichen und nahm dann die Vorstellung einer vor einigen Tagen am Mandarahofe angelangten Abordnung der gefürchteten Massai entgegen, eines wilden, nomadisierenden Räubervolkes, welches mit Recht der Schrecken Ostafrikas genannt wird. Dann begann der Tanz, ausgeführt auf einem weiten ebenen Platze der Station von mehr als 200 Kriegern. Hunderte von Eingeborenen waren von den umliegenden Höhen herbeigeströmt und lagerten in malerischem Durcheinander auf dem terrassenförmig vor dem Wohnhause abfallenden Gelände oder auf den die einzelnen Bodenerhebungen miteinander verbindenden Treppen. Unter einem schattenspendenden Baume hockten abgesondert von den übrigen

Gästen die Massai, mit vornehmer Blasiertheit dem bunten Gewirre zuschauend. Das einzige, was scheinbar ihre Beachtung erregte, war eine Hängematte, in der ich dem Schauspiele beiwohnte. — —

„Wenn ich irgend etwas an der ganzen wohlgemeinten und auch zweifellos gelungenen Huldigung auszusetzen hatte, so war es die Dauer derselben. Acht geschlagene Stunden lang zwischen 200 tanzenden und singenden Wilden den liebenswürdigen Schwerenöter spielen, das hält der stärkste Mann nicht aus, ohne seine Nerven zu spüren. — —

„Inzwischen war die Sonne mit jener Farbenpracht untergegangen, die man nur in den Tropen sehen kann. Als meine Gäste sich aber auch dann noch nicht verzogen, ließ ich einige Holzstöße anzünden und bei dem blutroten Scheine des lodernden Feuers wurde der Tanz fortgesetzt. Erst um 8 Uhr morgens erreichte die Festlichkeit ihr Ende. Beschenkt mit einigen Stücken weißen Baumwollenstoffs zog die fröhliche Schar von dannen. Die Massai hatten rote Glasperlen als Geschenk erhalten und alle Welt war glücklich und zufrieden, nicht zum mindesten ich selber, als ich nun endlich Zeit fand, mich zu Tische zu setzen und als einsamer Europäer inmitten der Wildnis beim stillen Mahle auf die Gesundheit meines Kaisers zu trinken."

Diese Charakterzüge dürften genügt haben, um den Fürsten von Moschi unseren Lesern menschlich näher zu rücken. Wir müssen jedoch noch einen anderen Waniki kennen lernen, den Sultan Mareale, durch dessen Reich Marangu der Weg zum Kilimandscharo führt.

Das ganze Ländchen Marangu ist, wie die meisten Dschaggastaaten, eine natürliche Festung. Unzugängliche Schluchten und Kämme bilden die natürlichen Grenzen desselben und an den wenigen zugänglichen Stellen erheben sich Stadt- oder vielmehr Landesthore. In Dschagga gibt es keine Dörfer, das ganze Land ist gleichmäßig mit Hütten übersäet, von denen jede Familie einige besitzt. So ist auch Marangu ein großes Dorf zu nennen. Der Zugang zu demselben von Moschi aus ist nicht besonders leicht. Ein

Tagemarsch ist nötig, um die südliche Grenze des Ländchens zu erreichen, welche durch ein fast unübersteigliches Bollwerk gebildet wird. Ein reißender Fluß, welcher zwischen steilen Felswänden herunterfließt, trennt Marangu von der umliegenden Wildnis.

Wer am Rande dieser Schlucht stehen bleibt und nach der gegenüberliegenden Seite hinunterschaut, dem scheint der



Mareale, Sultan von Marangu.

Uebergang von Vögeln allein ausführbar zu sein. Wem aber die Einwohner von Marangu freundlich gesinnt sind, dem zeigen sie, wie er hinab und hinauf klettern soll und wo der reißende Strom passierbar ist, und den lassen sie auch durch das „Eingangsthor" hindurchkriechen: einen dreieckigen Schlitz von kaum 1 Meter Höhe und Breite, aber 2 Meter Länge.

In dieser Festung gibt es auch eine Armee, die auf dem Kriegsfuß an 400 Mann zählen dürfte und von der die Hälfte mit Snidergewehren bewaffnet ist. Mareale, der junge Fürst von Marangu, residiert in einer Burg, in der

viel mehr bildende Kunst entfaltet ist als in Moschi: Zuerst eine solide Mauer oder steinerne Umwallung, dann die kleineren Räume durch außerordentlich nette Hecken wohlbeschnittener Drachenbäume voneinander getrennt, und zuletzt starke Zäune von breiten Planken umgelegt, um die verschiedenen Räume der Alfresko-Residenz des Sultans abzuteilen und voneinander abzuschließen. Diese Bretter waren nicht gesägt, sondern zunächst einfach gespalten und dann durch leichtes Behauen mit einer kleinen Axt glatt gemacht, bis sie überall gleiche Dicke hatten. Die Planken werden aneinander befestigt durch starke Lederstränge, welche durch eingebohrte Löcher hindurchführen.

Fürst Mareale wird von Johnston noch habgieriger als Mandara geschildert. Sein Gelüste nach europäischen Dingen ging so weit, daß er einmal den Wunsch äußerte, den Ueberzieher Johnstons anzuprobieren, und als er dies gethan, mit dem Rock davonlaufen wollte und mit Gewalt festgehalten werden mußte. Aeußerst charakteristisch sind seine Bestellungen, die er Johnston aufgab, und welche Geschenke betrafen, die ihm dieser von der Küste senden sollte. Johnston schildert diese Scene wie folgt:

„Sieh,“ sagte Mareale, „du mußt mir dieses Bett geben,“ wobei er mit seinen Tatzen auf mein schönes, reines, weißes Lager klopfte.

„Jawohl,“ erwiderte ich, „wenn ich vom Berge zurückkomme.“

„Und diesen Stuhl?“

„Ja, und den Tisch auch!“

„Ja, das ist gut; jetzt nimm Kartassi (Papier) und schreibe alles nieder, was der Balosa (der englische Konsul in Sansibar) mir von der Küste senden soll.“

Ich zog also ein Blatt Notizpapier hervor, nebst einer Feder und that, als ob ich schriebe.

„Zuerst wünsche ich dreißig Faß Pulver.“

„Jawohl,“ entgegnete ich in freundlichster Nachgiebigkeit und schrieb ganz geschäftig.

„Sodann 100 Bunduki Sne-ider (Snidergewehre) und

100 Bundukisa fataki (Vorderlader) und 1000 Wiassi (Patronen) für die Bunduki Sne-ider, und eine große Kinanda (Orgel), wie die Araber haben, und eine kleine Schachtel wie diese (mein Eßgeschirr) und einen Tisch und ein Haus von Zeug (Zelt) und 30 Traglasten großer roter Perlen, und 30 Traglasten schöne blaue Perlen und 50 Traglasten Merikani und Soruali (Hosen, ein handgreifliches Bedürfnis) u. s. w."

Hier hielt er inne, um nachzudenken, ob ihm etwas noch einfiele, aber Kiongwe (einer der Begleiter Johnstons), wütend über seine Habgier, konnte nicht länger an sich halten und sprach zu mir in gebrochenem Englisch: „Dieser Mensch ist vom Teufel besessen!"

Der Sultan spitzte die Ohren und fragte argwöhnisch: „Was sagt er da? Kitugani Teufel?" („Was ist das, Teufel?")

„O," erwiderte ich mit vieler Geistesgegenwart, „eine Art Rock wie dieser," indem ich auf mein Jacket zeigte.

„Sehr gut, sehr gut," antwortete er, „schreibe dies noch dazu, zwei Teufel!" — —

Damit endete die Wunschliste.

Dr. Meyer, welcher längere Zeit bei Mareale geweilt hat, stellt ihm keineswegs ein so ungünstiges Zeugnis aus, rühmt vielmehr die freundliche Aufnahme, die ihm zu teil ward.

Mareale lebt nach Meyers Schilderungen ebenso wie Mandara. Seine Herrschaft über seine Unterthanen ist eine durchaus despotische; Land und Volk gehören ihm zu eigen, aber er ist klug genug, von seiner Gewalt keinen unmäßigen Gebrauch zu machen. Die Kriegszüge Mareales sind vorwiegend nach den östlichen Dschaggastaaten, insbesondere nach der Landschaft Rombo gerichtet und haben ihren Zweck erreicht, wenn so viel Vieh geraubt und so viel Eingeborene zu Sklaven gemacht sind, wie Mareale gerade für ein besonderes Vorhaben braucht. Mit Vieh befriedigt er die Ansprüche seiner Großen, mit Vieh bezahlt er die neuen Erwerbungen seines Harems (so hat er beispielsweise an

Mandara für eine Tochter desselben 100 Rinder bezahlt) und der Verkauf von Sklaven befriedigt seine Bedürfnisse an europäischen Erzeugnissen, wie Pulver, Eisendraht, Baumwollenzeug u. s. w. Beständig leben in seiner Umgebung vier bis sechs Suaheli von der Küste, welche die Sklaven nach Taweta bringen, von wo dieselben an eine der durchziehenden Araberkarawanen verkauft werden. Außerdem wird auch Mareale, wie Meyer es wiederholt sah, von Somal besucht, die ihre lebendige Ware nach den Galla- und Somaliländern bringen.

Mareales Lebensgeschichte gibt uns einen Einblick in die inneren Zustände der Dschaggastaaten. „Als sein Vater starb, war er 1½ jährig und wurde mit seiner Mutter von seinem Oheim väterlicherseits, der die Herrschaft an sich gerissen hatte, vertrieben. Er hielt sich nun jahrelang in Moschi bei Mandara, in den Landschaften Mamba, Kilema, Kiboscho auf, wuchs heran und stellte sich, 22jährig, an die Spitze eines Raubzuges, den die Wakiboscho nach Marangu ausführten. Der Person seines Onkels konnte er dabei nicht habhaft werden, nahm aber, von den Gegnern zurückgetrieben, fast alles Vieh mit. Inzwischen hatte sein jüngerer Bruder, welcher harmlos in Marangu geduldet wurde, heimlich durch Versprechungen zahlreiche Anhänger in Marangu selbst geworben, und eines Tages entstand eine Palastrevolution. Mareales Onkel wurde nach dem Nachbarstaat Mamba vertrieben, wo er noch heute als kranker Greis lebt, und herbeigeführt durch die Revolutionäre, zog Mareale als neuer Herr in Marangu ein.“

Dies sind die hervorragendsten Fürsten von Dschagga, die niemals von ihren Bergen in die Ebene hinabsteigen, welche so verlockend sich vor ihren Augen ausbreitet und auf ihren Felsenhorsten wie echte Raubritter hausen. Welch langer Arbeit wird es wohl bedürfen, bis das so gut beanlagte Dschaggavolk geordnetere Zustände erleben und aus seiner Tiefe zu einer lichteren Kulturstufe erhoben wird?

Von den Palmen zum ewigen Schnee.

Von der fieberschwangeren Küste, durch die glühendheiße Njika, durch das Paradies von Taweta sind wir bis jetzt gewandert, um auf dem herrlichen Sockel des Schneeberges das eigenartige Volk von Dschagga und seine raubgierigen und uns doch so heiter stimmenden Fürsten kennen zu lernen. Wir nehmen nunmehr Abschied von den bienenkorbähnlichen Hütten, von unseren Milch- und Honiglieferanten, wir schütteln Mareale die uns dargebotene Hand, um höher zu steigen, das afrikanische Hochgebirge kennen zu lernen. Wir wissen wohl, daß uns dort oben kein gastlicher Empfang erwartet; in jenen Höhen, zu denen unser Auge emporschaut, wohnen keine Menschen mehr, in jenen Wäldern, die den grünen Berggürtel bilden, schweifen nur Jäger umher, die dem Büffel nachstellen, über diese hinaus auf die grasbestandenen Hänge wagt sich nur die Antilope und der kletterkundige Elefant, dann verstummt in größeren Höhen auch der Vogelgesang und das Krächzen der Raben und der Schrei des Habichts; dann erlischt auch das Pflanzenleben, das uns zuletzt noch durch gelbe und violette Blumen erfreut, dann beginnt die Region des Todes, der ewige Schnee und das ewige Eis, welche den einst glühenden und donnernden, flammenspeienden Krater füllen, die tote Welt, in der nur der Sturmwind sein Lied heult.

Das wissen wir alles, und mit ernster Stimmung erfüllt uns jetzt der Blick zur Höhe, und ernst gestimmt sind auch unsere Genossen, die braunen Burschen, die von der feuchtwarmen Küste bis hierher mit uns gezogen sind. Sie wissen, daß auf diesem Berge (Kilima) der Ndscharo, der Dämon haust, welcher die Kälte bringt, und in ihrem Kopfe spuken hundert Geschichten von den Zauberkräften, welche die dort funkelnde und glänzende weiße Medizin birgt, welche jetzt der weiße Mann holen will. Sie haben hier eine neue Welt gesehen. Am Fuße des Berges, am ersten kühlen

Morgen, waren sie erstaunt, daß der Karawanenesel „Dampf schrie“, und daß ihr eigener Atemhauch sich zum Dampf verdichtete. Was werden sie wohl noch in diesem Lande der Kälte erleben, in dem sie sich in Decken hüllen müssen und wie der weiße Mann kleiden? Aber vorwärts geht's.



Baumfarn.

Kwa heri, Marangu! Lebe wohl, Marangu! Lebe wohl, du mit Menschenleben erfülltes Thal, der Buschwald nimmt uns auf, und wenn wir noch 100 Meter höher gestiegen sind, dann kommen wir in der Meereshöhe von 1900 Meter in die Region der Wolken, der unabläßigen Niederschläge und in die Region des Urwaldes, dessen obere Grenze erst in 2700 Meter Höhe zu finden ist.

Es ist nicht der paradiesische Urwald von Taweta, sondern der Wald, wie wir ihn ähnlich an den östlichen Hängen der Anden in Südamerika finden, der finstere, undurchdringliche Feind des Menschen, in dem die Doradofahrer starben und verdarben, eine Wildnis, der sie fluchten! Ja, ähnlich ist es hier. Unaufhörlich hüllen dichte Nebel den Wald ein, und ein feiner Regen rieselt herab; dabei ist die Temperatur kühl im Vergleich zu der der niedrigeren Zone und sinkt bis auf + 6° C. Meterlange Bartmoose durchwachsen den Wald und sein Boden ist ein Morast, auf dem man nur mit Mühe vorwärts dringen kann.

Tierisches Leben ist hier verhältnismäßig selten, nur gelegentlich begegnet man den Spuren der Elefanten oder findet ein paar zerstreute Federn des Helmvogels, dunkelblau mit roten Spitzen.

Glücklicherweise dauert der Marsch durch diese Wildnis nicht lange, wir gelangen in die von braunem Grase und Gruppen verkrüppelten Holzes bewachsenen Höhen und machen auf einem Lagerplatze Halt, den Johnston bei seiner versuchten Besteigung angelegt hatte.

Er hatte kurz vorher als Bundesgenosse Mandaras gegen die Eingeborenen von Kiboscho gekämpft und ihnen durch ein abgebranntes Feuerwerk eine heillose Furcht eingejagt. Trotzdem mußte er befürchten, daß sie an ihm Rache üben könnten, und verwandelte darum diesen Platz in eine Art befestigten Lagers. Die riesigen Erikas (Heiden), die hier wachsen, wurden abgehauen und ihre Stämme zu Hauspfählen, die trockene Heide zum Dach benutzt, während das den Boden bedeckende grobe Gras ausgerupft und auch zum Eindecken der Hütten und zur Ausfütterung von Schlafstellen benutzt wurde. Diese Arbeit wurde mit solcher Eile betrieben, daß noch vor Anbruch der Nacht fünfzehn einladende Hütten nahezu vollendet wurden. Am anderen Tage, der auf eine stürmische Gewitternacht folgte, wurde die ganze Ansiedelung mit einer starken Hecke oder „Boma“ umgeben. Der rauschende Bach floß längs einer Seite des kleinen Dorfes hin und das einzige Eingangs- und Ausgangsthor

war so angelegt, daß es leicht versperrt und unzugänglich gemacht werden konnte. Der dem Führer zugehörige Teil des Lagers war durch ein starkes Gitter von dem übrigen abgegrenzt und sollte im Falle eines Angriffs als Citadelle und letzte Zuflucht vor den Belagerern dienen.

Die Einwohner von Kiboscho kamen auch, aber um Frieden zu schließen und Nahrungsmittel zu verkaufen, und so war der Platz die Stätte eines geselligen Treibens. Nach Johnston benutzte ihn Teleki und kurz darauf Meyer, dessen Weg wir auch von nun an bis zu der Schneeregion des Kibo verfolgen wollen. Als Johnston den damals höchsten Punkt von 4973 Meter erreicht hatte, schrieb er: „Vielleicht sind unter meinen Lesern einige, welche die Riesenspitzen in Südamerika, Indien und Armenien erklettert haben und über die unbedeutenden Schwierigkeiten lächeln würden, welche der Kilimandscharo bietet, ein Berg, der ohne einen Alpenstock erklettert werden kann, auf welchem die hauptsächlichsten Hindernisse von Nebel und Kälte herrühren, die aber kaum einen Schöppenstedter abhalten würden, den Brocken zu besteigen . . .“ Johnston irrte in dieser Beziehung. Wir werden sehen, daß die Besteigung des Kilimandscharo mit ganz anderen Schwierigkeiten verbunden ist.

Meyer kam am 8. Juli auf dem Lagerplatze Johnstons an. Beim Durchzug durch den Urwald war einer seiner Soldaten spurlos verschwunden und fand sich auch später nicht wieder. Meyer und von Eberstein von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der ihn begleitete, fanden die von Teleki gebauten Grashütten noch in guten Zuständen und konnten sich sofort zur Besteigung rüsten.

Meyer hatte Proviant nur für sechs Tage mitgenommen, da Mareale versprochen hatte, weiteren Proviant nachzusenden. Die Karawane zählte 22 Mann, und von diesen wurden acht Freiwillige genommen, welche die Weißen weiter hinaufbegleiten sollten. Hier wurden unter dieselben wollenes Unterzeug, Oberkleider und Schuhwerk ausgeteilt. „Gegen Abend,“ berichtet der Reisende, „legte sich dichter Nebel auf unser Lager, und mit bangen Erwartungen krochen wir in

die Schlafdecken. Kaum eingeschlummert, wurden wir durch angstvolles Geschrei aufgescheucht. Wir stürzten aus dem Zelt und sahen zu unserem Schrecken die eine Hälfte des Lagers in heller Lohe stehen. Der heftige Wind wirbelte die Flammen und Funken zum schwarzen Nachthimmel empor, die rettenden Neger rannten hin und wieder, und dazwischen



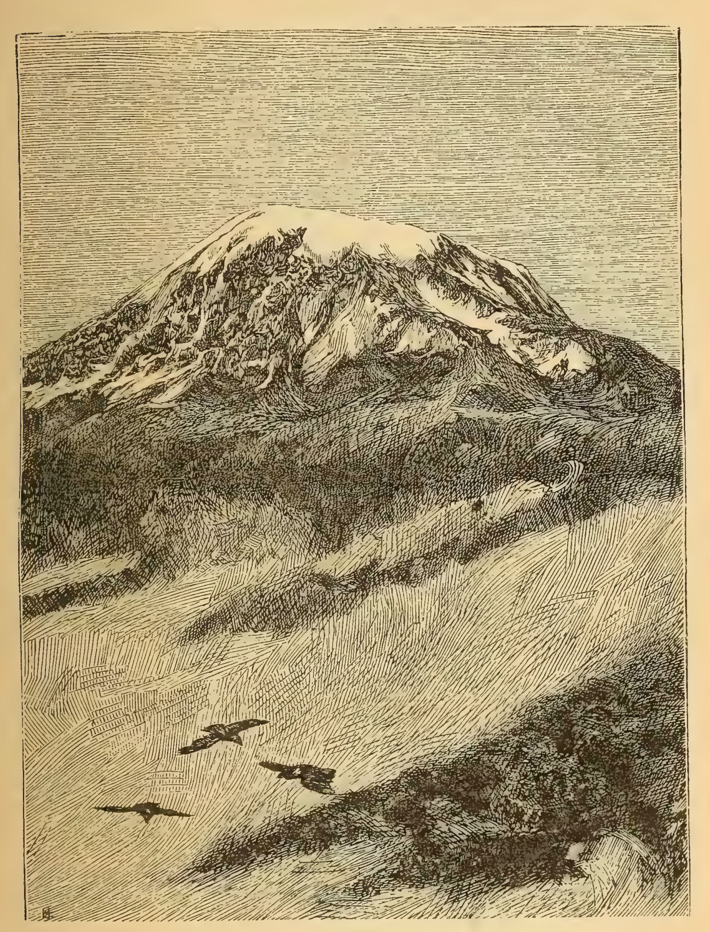
Senecio Johnstoni.

explodierten einige verbrennende Asikarigewehre, daß uns die Kugeln pfeifend am Kopfe vorüberflogen. In zehn Minuten waren die Hütten eingeäschert; von meinem Gepäck, das ich stets vor dem Zelt außerhalb der Hüttengruppe aufstapeln ließ, war nichts verbrannt, aber viele der Leute hatten Schlafmatte und Nahrungsmittel verloren. Die verschont gebliebenen mußten mit ihnen teilen."

Trotz dieses Unfalls wurde am 9. Juli bei klarem Wetter der Anstieg auf die Mitte des Sattels zwischen dem

Kibo und Kimawensi zu unternommen, wo ein Hügel eine weithin sichtbare Landmarke bildete.

Der Weg führte jetzt durch eine breitgedehnte Halde



Der Dom des Kibo.

mit gewaltigen Lavafeldern, welche, so weit das Auge reicht, mit einer herbstlich grauen Grasflur überzogen ist. Der Busch verschwindet nach und nach; nur in den Einschnitten

der Bäche wächst der wunderbare Senecio Johnstoni, eine baumartige, 2—3 Meter hohe Kompositа, die zuerst am Kilimandscharo gefunden wurde.

Bei 3800 Meter Höhe beginnt eine neue Terrainstufe zu dem Sattel des Gebirgsstockes. „Die Vegetation, d. h. die Gräser und krautigen Gewächse, nimmt nun ein völlig graues Aussehen an, da die Blätter und Stengel gegen die Unbilden des Hochgebirgsklimas von einem feinen schützenden Haarpelz genau wie unser alpines Edelweiß überzogen sind; nur die Blüten leuchten in Gelb und Violett. Andere Farben an Blumen sieht man nicht mehr. Die Ränder des murmelnden Bächleins, an dem wir von dem kleinen Wasserfall entlang aufwärts wanderten, bilden den einzigen grünen Streifen im Graubraun der Landschaft. Gelbblühende Ranunkulaceen und Strohblumen vermehren den Eindruck der Aehnlichkeit mit unserer heimischen Flora außerordentlich, aber die Eigenart der vulkanischen Wälle zur Rechten und Linken des Bachthales läßt die Illusion nicht vollständig werden.“

In 3970 Meter erreichten Meyer und von Eberstein die Quelle des Bächleins, der wegen der Anwesenheit des ersten Schneefleckes im Schatten des Felsens der Name der „Schneequelle“ gegeben wurde. In der Nähe derselben befand sich eine Höhle in dem Lavawalle, und hier bezogen die Freiwilligen das Nachtlager. Ihre Stimmung war eine gedrückte. Sie sahen nun zum erstenmal die weiße Daua (Medizin) und Meyer mußte sie, indem er etwas Schnee verschluckte, überzeugen, daß sie eigentlich nichts Furchtbares sei. Auch die unheimliche Stille der Natur und die mit dem Anbruch der Nacht zunehmende Kälte erfüllten sie mit Furcht, und so saßen sie zitternd und stumm um das mit trockenen Krautstengeln genährte Feuer da.

Ein wunderbares Schauspiel bot sich an dem kalten Morgen (5 ° C. Kälte) des 10. Juli. „Der schneeige Gipfel des Kibo strahlte uns im Lichte der Frühsonne in entzückender Klarheit entgegen; seine untere Hälfte sowie der ganze Kimawensi waren durch die vorliegende Terrainstufe verdeckt.

Aber gerade dieses geheimnisvolle Funkeln der Firnhaube schüchterte die Leute völlig ein."

Nur drei erklärten sich zögernd zum Weitermarsch bereit. So wurden denn die fünf Mutlosen mit dem großen Zelt in der Höhle zurückgelassen, während die drei Mutigen das kleine Zelt, den photographischen Apparat, Brennholz und Lebensmittel für drei Tage mit sich nahmen. Meyer und von Eberstein trugen die Meßapparate. Alles andere, auch die Waffen, wurde als überflüssig zurückgelassen.

Der Sattel wurde überschritten und am Fuße des Kibo in einer Höhe von 4340 Meter das kleine Zelt aufgeschlagen. Da die Nacht klar und äußerst kalt zu werden versprach, so wurden die drei Neger zu den übrigen zurückgeschickt, mit dem Befehl, in zwei Tagen zurückzukommen und die Weißen abzuholen.

Die beiden Europäer blieben allein. Es war hier anders als auf dem großen Kamerunberge. An den Hügeln empor zogen sich Schneefelder. Weißblühende und weiß-blätterige Strohblumen waren die einzigen höheren Pflanzen, aber selbst hier fand Meyer im Schutze eines Auswurfblockes eine kleine gelbe Ranunkulacee, mehr noch war er über ein anderes Zeichen des Lebens in diesem stillen Gebiet der anorganischen Natur erstaunt, über das Auffinden von Spuren eines großen Spalthufers, vermutlich einer Antilope, die über den Plateausattel nach Norden und Süden hinführten. Von Lebewesen bemerkte er sonst nur noch eine winzige graue Spinne, die in der Asche und in dem Schlamme ihre kleine Höhle baut und doch wohl auch hier animalische Nahrung finden muß.

1000 Meter über diesem Hochplateau erhebt sich der Kibo als einstiger echter Krater, dessen firnbedeckter Oberrand vollkommen horizontal abgeschnitten erscheint. Von der schneefreien Nordseite war den steilen Wänden nicht beizukommen, aber auf der Ostseite entdeckte Meyer mit dem Fernglas dort, wo die zusammenhängenden Schneefelder bis zur Hochebene herabreichten, eine Angriffslinie, auf welcher die beiden Deutschen am nächsten Tage es wagen wollten.

Nach dieser Rekognoszierung kehrten sie frostzitternd in das Biwak zurück, machten aus den Büschen der Strohblumen etwas Feuer und legten sich, nachdem sie etwas heißen Grog genossen, zur Nachtruhe nieder.

„Nur eine Nacht habe ich erlebt," schreibt Meyer, „die schlechter war als diese, nämlich die darauffolgende nach der Besteigung. Die Temperatur fiel rapid, der Wind pfiff durch das dünne Baumwollenzelt, als wäre es ein Fischnetz, vom Boden aus kroch uns die Kälte in die Glieder und schüttelte uns wie im Fieber und dazu marterte meinen Gefährten ein stechender Kopfschmerz, der ihn die ganze Nacht stöhnen machte, mich aber die nicht minder quälende psychische Erregung und der bange Zweifel: Wird's gehen?

„Beim ersten Morgendämmern am 11. Juli trat ich hinaus. Die Luft war klar, aber ich erschrak fast, als ich am Minimumthermometer 11° C. Kälte ablas. An Feuermachen war nicht zu denken. Wir nahmen etwas Tafelschokolade und einen Schluck Cognac zu uns und machten uns mit Sonnenaufgang marschfertig. Jeder von uns war in wohlvernagelte Schnürschuhe, zweifaches wollenes Unterzeug, dicke wollene Oberkleider, Wollhandschuhe, Schneebrille und Schneeschleier gekleidet; jeder hatte einen selbstverfertigten festen Bergstock mit Eisenspitze, und außerdem trug Herr von Eberstein ein Gletscherseil, eine Proviantasche und ein Aneroid; ich selbst das andere Aneroid, die Etuis mit Hypsometer, Thermometer und Krimstecher und eine Wasserflasche. Kurz nach Sonnenaufgang waren wir unterwegs."

Zunächst ging es über weite, übereinander gelegene Schneefelder, auf welchen hier und dort schwarze Auswürflinge hervorsahen. Das Wetter war äußerst günstig; der Kibo stand in handgreiflicher Nähe vor den Augen und mit freudigster Zuversicht schritten die Bergsteiger vorwärts, ohne irgend welche Folgen der Luftverdünnung zu spüren.

„Da trat ein plötzlicher Umschlag ein. Der oberste Bergteil begann sich aus Nordwerst mit anfangs leichten, dann immer dichteren Nebeln zu umziehen, welche tiefer

sinkend allmählich auch uns einhüllten und uns auf die Dauer fast nur aus der jeweilig stärksten Terrainsteigung erraten ließen, wohin wir unsere Schritte zu lenken hatten. Immerhin hatten wir es noch als einen günstigen Umstand anzusehen, daß der ununterbrochen wehende Nordwest den Nebel in beständiger Bewegung erhielt und ihn einigemal für kurze Augenblicke zerriß, lange genug, um wieder ein oder das andere Merkzeichen für die einzuhaltende Richtung zu erkennen. Gleichzeitig mit dem Nebeleintritt sank, da die Sonne nicht mehr durchdringen konnte, die Temperatur auf — 3 ° C. und mit ihr unsere Stimmung auf den Nullpunkt. Psychologisch erklärlich ist es, daß wir nun mit einemmal auch die Einwirkung der Luftdünne fühlten; mich befiel Herzklopfen und Gliederschwere, Herr von Eberstein klagte über Kopfschmerzen, Blutandrang und allgemeine Mattigkeit. Dazu fing es an, ziemlich stark zu graupeln."

Trotzdem ging es aber weiter, bis von Eberstein auf dem nächsten Firnhang plötzlich im Schnee niedersank und erklärte, er könne nicht weiter, Meyer möge selber vordringen. Nach kurzem innerem Kampfe entschloß sich Meyer, die Besteigung selbst zu wagen.

„Nunmehr allein und im Bewußtsein der ganzen Folgenschwere meines Handelns," fährt Meyer fort, „fand ich auch meine volle Energie wieder. Mit ihrer Rückkehr entflohen aber bald die Mattigkeit und die Atemnot, die mich anfänglich zu überwältigen drohten, und mit dem Entschluß, alles für die Erreichung meines Zieles einzusetzen, stieg ich im Nebelwehen und Schneestäuben auf dem steiler und steiler werdenden Firnfelde empor. Mein Aneroid zeigte 150 Meter über der Stelle, wo Herr von Eberstein geblieben war, als ich eine durch leichte Abflachung des Firnhanges gekennzeichnete Terrainstufe erreichte. Jenseit erhob sich das Firndach wieder im Winkel von 40—45 Grad und nach kurzer Rast machte ich mich von neuem auf. Der Nebel hatte sich inzwischen so verdichtet, daß ich trotz seines Wehens kaum 50 Schritt weit sehen konnte, ich ging deshalb mit größter Vorsicht zu Werke, als ich ca. 50 Meter höher plötzlich

einige große Eisblöcke zu Gesicht bekam. Alsbald senkte sich das Firnfeld nach rechts hin beträchtlich; als sein Abschluß in Nordnordwest erschien ein dunkler Felswall, und einige Schritte weiter wurde ich durch ein großes Trümmerfeld von weiß-krustigen Eisbrocken aufgehalten, hinter welchem in ca. 20 Meter Entfernung von mir eine blaue Eiswand, anscheinend 35 bis 40 Meter hoch, emporragte, deren Verlauf sich nach links und rechts, wo sie den Felswall horizontal zu kreuzen schien, im Nebel und Schneegestöber eine kleine Strecke weit verfolgen ließ. Dieser Wand war von einem einzelnen Menschen nicht beizukommen. Ich hatte aber damit, wie am nächsten Tag von unten mit dem Glase zu erkennen war, den oberen Ostrand des Berges, ca. 40 Grad nördlich über unserem Ausgangspunkt, an einer Stelle erreicht, wo die schneefreie Nordostseite des Berges in den Schneemantel der Südostseite übergeht und die dem Berg auflagernde Firneisdecke am Steilhang als Mauer abbricht. Ruhend setzte ich mich auf einen Eisbrocken, las vom Aneroid 254 Meter Erhöhung über Herrn von Ebersteins Rastort, vom Thermometer 5½ ° Kälte ab, schlug vom bröckeligen Fels ein Lavastück für die Sammlung und versuchte in mein Tagebuch mit starren Fingern die Stelle zu skizzieren und zu beschreiben, schreckte aber in dem Gedanken auf, daß der anhaltend fallende Schnee meine Fußspuren gänzlich verwischen würde, wenn ich länger zögerte, vielleicht schon verwischt habe. Hastig steckte ich Buch und Instrumente in die Taschen und mehr stürzend als absteigend, ging es in den noch sichtbaren Spuren zu Herrn von Eberstein. Auf meinen Anruf erhielt ich schon von weitem fröhliche Antwort. Er hatte mit dem Kochthermometer eine Seehöhe von ca. 5200 Meter bestimmt, so daß also mein höchst erreichter Punkt am östlichen oberen Bergrand nach Ausweis meines Aneroids bei ca. 5450 Meter liegt."

So wurde am 11. Juli 1887 der (bis damals) höchste Punkt am Kilimandscharo erreicht; aber die Forscherarbeit war noch nicht zu Ende. Nach siebenstündiger Steigerarbeit kehrten die Forscher zu dem Biwak auf dem Hochplateau

zurück. Jetzt erst stellte sich bei beiden die Mattigkeit ein; sie konnten weiter nichts zu sich nehmen als einen auf dem Spirituslämpchen des Hypsometers gekochten Becher Kakao. Dann krochen sie unter das Zelt in ihre Decken, doch der ersehnte Schlaf blieb aus. In Meyers Schläfen hämmerte es, als wolle der Schädel springen, und Eberstein erging es nicht besser. „Um uns vor der grimmigen Kälte zu schützen, preßten wir uns aneinander; vergebens. Nie habe ich einen Morgen schmerzlicher herbeigesehnt als in dieser Nacht," ruft Meyer auf.

Und doch ging es am nächsten Morgen nicht hinunter, sondern wieder hinauf und zwar diesmal mit dem photographischen Apparat bis zum ersten Schneefeld an der Kibowand. Die Aufnahmen waren gelungen, davon zeugen die trefflichen Bilder in Meyers Prachtalbum „Zum Schneedom des Kilimandscharo". Inzwischen hatten sich die treuen Schwarzen eingefunden, um die Weißen abzuholen. Nun ging's hinunter, zur Schneequelle und zum Lager am Senciobach, wo die Heimkehrenden mit Jubel empfangen wurden. Der Kibo aber strahlte nach wie vor, er war unbezwungen geblieben.

* * *

So standen die Dinge, als im Jahre 1888 trotz des Aufruhrs an der Küste ein deutscher Reisender, der bereits erwähnte Führer der Gesandtschaft Mandaras an unseren Kaiser, vom Kilimandscharo zurückkehrte und folgendes veröffentlichte:

„Die Besteigung des Kilimandscharo ist für einen Menschen von normaler Muskulatur kein besonderes Kunststück, die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, Träger zu bekommen, die das Zelt durch den Schnee schleppen. Auch gehören mindestens fünf nebelfreie Tage dazu. Die bisherigen Besteiger haben die Ostseite gewählt, ich nahm die Nordseite, als ich den Versuch machte, in Begleitung des Dr. Abbott von der englischen Mission.

„Wir stiegen zunächst bis zu 14800 Fuß aufwärts und

hatten kaum unsere Zelte aufgestellt, als ein heftiges Gewitter mit Schneesturm losbrach. Unsere fünf Träger hatten trotz aller Ermahnungen ihr Zelt schlecht versichert, so daß sie stark unter dem Hineinwehen des Schnees litten. Wir bereiteten uns ein Mahl über einer Stearinkerze und erwarteten sehnsüchtig den Morgen, der denn auch mit zwei Grad Kälte bei wolkenlosem Himmel anbrach. Um 9 Uhr brachen wir die Zelte ab und zogen durch 6 Zoll hohen Schnee, der die vulkanische Asche bedeckt, nach dem Kibogipfel. Ein neuer Schneefall, der unser Fortkommen sehr erschwerte, ließ die Träger zusammenbrechen, aber etwas Cognac half ihnen wieder auf. Die Leute hatten geradezu Unglaubliches geleistet. Nach einer Stunde Rast ließen wir sie zurückmarschieren, weil sie es im Schnee nicht aushalten konnten, und blieben nun allein in unserem Zelt. Als es später wieder klar wurde, stellte Dr. Abbott Schildkrötensuppe in Theewasser her, und wir sahen dem kommenden Tag mit bester Hoffnung auf gutes Wetter entgegen.

„Auf eine stille Mondnacht folgte denn auch am 18. November ein klarer, kalter Morgen und wir marschierten über hartgefrorenen Schnee wie auf Asphaltpflaster. Um 7 Uhr befanden wir uns 17200 Fuß hoch und hatten eine prachtvolle Aussicht über das Massailand. Dr. Abbott mußte sich erschöpft niedersetzen, ich fühlte mich aber noch völlig kräftig und gelangte nach zweistündigem Marsch an die vom Grafen Teleki und Dr. Meyer schon geschilderte unersteigliche, oben überhängende Eiswand. Ich sah, daß hier nichts zu machen war und ging an der Nordwestseite entlang, wo sich plötzlich eine Stelle zeigte, an der das Eis zusammengestürzt war und ein Aufstieg möglich schien. Es gelang mir, weiterzukommen, und auf 19300 Fuß Höhe befand ich mich auf einmal am Rande des alten Kraters des Berges und überblickte eine etwa 2 Kilometer im Durchmesser haltende Fläche, die nichts anderes war als der ausgefüllte Krater. Da der Schnee etwa 6 Zoll hoch lag, konnte ich über die Masse, die den Krater füllt, nichts näheres feststellen, ich glaubte aber die Frage gelöst zu haben, ob der Krater des Kilima-

ndscharo ausgefüllt ist oder nicht. Leicht wäre es gewesen, um den Krater herumzugehen, da sich aber wieder drohende Wolken am Himmel zeigten, trat ich eilig den Rückweg an und vereinigte mich bald wieder mit meinem Gefährten."



Ueberfall von Dr. Hans Meyer und Dr. Oskar Baumann.

Ehlers hatte sich bei seiner Besteigung getäuscht, er hatte einen unteren Rand des Kraters, aber nicht die höchste Spitze desselben erreicht. Dies blieb Dr. Hans Meyer vorbehalten.

Dieser hatte zunächst zu diesem Zwecke im Jahre 1888 im Verein mit Dr. Oskar Baumann eine Expedition unternommen, indem er den Pangani hinauf durch die Landschaften Usambara, Pare, Ugono und Aruscha den Kilimandscharo erreichen wollte. Die Reise fiel gerade in die ungünstige Zeit der ersten Unruhen an der Küste. Die beiden Reisenden waren noch mit der Erforschung des herrlichen Usambaralandes beschäftigt, als sie von dem Wakilindikönig Sembodja an Buschiri verraten wurden. Aller Mittel beraubt und in Ketten geschlagen wurden sie vor diesen geschleppt und erst gegen Anweisung auf ein Lösegeld freigelassen.

Trotz dieses Mißgeschicks verzweifelte Meyer nicht. Er rüstete eine neue Expedition aus, wählte diesmal zu seinem Begleiter Herrn Purtscheller aus Salzburg, der bereits als ein ausgezeichneter Alpinist bekannt war und landete mit demselben im August des Jahres 1889 in Sansibar. Dort herrschte noch die Blockade und an der deutschen Küste tobte der Krieg. Der Weg den Pangani hinauf war somit verschlossen; nur in den englischen Besitzungen war alles ruhig, der Weg nach dem Kilimandscharo mußte über Mombas gewählt werden.

Die Engländer waren allen deutschen Expeditionen gegenüber sehr mißtrauisch, aber in diesem Falle handelte es sich lediglich um eine Forschungsreise, um die Besteigung einer Bergspitze, die überdies in der deutschen Interessensphäre lag. So gelang es Dr. Hans Meyer, von dem Chef des englischen Blockadegeschwaders die Erlaubnis zum Einkauf der Waffen zu erwirken, und nachdem er auch die nötigen Träger geworben, setzte er nach Mombas über.

Den Weg über die Wildnis Njika nach dem reizenden Taweta kennen wir bereits. Schon eine halbe Tagereise vor dieser Oase war der Kilimandscharo genau zu erkennen, und zwar zeigte sich der Kimawensi völlig schneefrei, der Kibo aber mit viel weniger Schnee bedeckt als 1887. Am 22. September wurde die Residenz des Häuptlings Mandara von Moschi erreicht. Nur drei Tage hielt sich Meyer bei

demselben auf und brach dann zu seinem Freunde Mareale auf, dem mutigen jungen Fürsten von Marangu. Hier wurde für die Dauer der Reise Standlager genommen.

Die umfassendsten Vorbereitungen für die Besteigung des Kibo wurden mit größter Sorgfalt getroffen. Schon bei der früheren Besteigung hatte man die Notwendigkeit einer guten Verproviantierung eingesehen und erfahren müssen, daß gerade Mangel an Lebensmitteln die Ursache der Mißerfolge war. Zu dem Zwecke wurde auf dem Sattelplateau in 2900 Meter Höhe ein größerer Lagerplatz, auf dem Sattelplateau in 4350 Meter Höhe aber das Zeltlager errichtet. Hierher mußten vier Mann jeden dritten Tag frische Lebensmittel hinaufschaffen. Oben blieb nur der Panganineger Muini Jamani zurück, der sich in der Folge außerordentlich brauchbar und zuverlässig erwiesen hat.

Von diesem Zeltlager brachen nun, laut einem Vortrage Dr. Meyers*), morgens gegen 2 1/2 Uhr, am 3. Oktober die beiden Reisenden auf, wohl ausgerüstet mit Eispickeln, Schneebrillen, Gletscherseil, und Herr Purtscheller sogar mit Steigeisen, kletterten auf der großen nach Südost auslaufenden Lavarippe in die Höhe und erreichten nach mehrstündiger mühsamer Arbeit, wobei sich die Luftdünne immer fühlbarer machte und darum Herzen und Lungen öfters eine kurze Ruhe gegönnt werden mußte, gegen 8 1/4 Uhr eine Höhe von 5200 Meter, d. h. weit über Montblanchöhe. Nach halbstündiger Rast kamen sie gegen 10 Uhr am Fuße des geschlossenen Eismantels in 5570 Meter Höhe an. Jetzt begann die schwere Arbeit des Stufenhauens, und in immer beschwerlicherem Anstieg ging es am Gletscherseil auf der steilen, spröden Eiswand über die Schründe des Gletschers, der zu Ehren des Professor Ratzel in Leipzig Ratzelgletscher benannt wurde, bis zu 5800 Meter hinauf, wo gegen 12 1/2 Uhr abermals gerastet werden mußte. Beim Weitersteigen wurde die Atemnot immer größer und die Kräfte nahmen zusehends ab, während sich der oberste Schneerand

*) Vgl. Leipziger Tageblatt, 8. Februar 1890.

noch immer nicht zeigen wollte. Endlich aber gegen 2 Uhr öffnete sich der Ausblick, der oberste Rand des Kraters war erreicht und das Geheimnis des Kibo lag entschleiert vor den Blicken der beiden Reisenden. Leider lag die höchste Stelle des Berges zu ihrer Linken, auf der Südseite, in einer Marschentfernung von etwa 1 ½ Stunden. Diese sofort noch zurückzulegen, war bei ihrer Erschöpfung entschieden nicht ratsam; vielmehr traten sie nach flüchtiger Skizzierung des Kraters gegen halb 3 Uhr den Rückmarsch an, der auf den Eiswänden zunächst zwar auch sehr langsam, später aber auf dem festen Fels mit Benutzung der ansehnlichen Schutthalden desto schneller vor sich ging, so zwar, daß sie nach 16stündigem Auf- und Abstieg gegen 7 Uhr im Lager wieder anlangten, wo ihrer ein lustiges Feuer und ein warmes Nachtmahl wartete.

Nach 1 ½ tägiger Ruhe, die zu Beobachtungen aller Art benutzt wurde, verlegten sie am Nachmittage des 5. Oktober das Biwak weiter aufwärts in eine Lavahöhle in 4620 Meter Höhe, d. h. in Höhe der Monterosaspitze, und begannen am 6. Oktober gegen 3 Uhr früh den zweiten Aufstieg, erreichten gegen Sonnenaufgang schon den Ratzelgletscher, waren um 9 Uhr an der höchsten Stelle vom 3. Oktober, 1 ½ Stunden später am Fuße der höchsten der drei Spitzen, und um 10 Uhr 30 Minuten betrat Dr. Meyer als Erster die mittlere höchste Spitze deutscher Erde (rund 6000 Meter), pflanzte auf ihr die im Rucksack mitgenommene deutsche Flagge auf und taufte sie Kaiser-Wilhelm-Spitze. Von hier aus war der Kibokrater völlig zu übersehen. Bei einem Durchmesser von 2000 Meter senkt er sich im Süden steil, im Norden stufenförmig zum Kraterboden hinab, aus welchem sich gegen Norden hin ein aus dunkelbrauner Asche bestehender, unten mit einem Eispanzer umgebener Eruptionskegel zu 150 Meter Höhe erhebt, während im Westen eine breite Kraterspalte für den Abfluß der Schmelzwasser sich öffnet. Längere Zeit ließen die Reisenden die erhebenden Eindrücke in dieser feierlich stillen Hochregion auf sich einwirken, aber endlich mußten sie sich losreißen und waren so glücklich,

gegen 3 Uhr den Biwakplatz, gegen halb 6 Uhr das Zeltlager zu erreichen.

In der Folge führten sie dann noch während eines etwa 14tägigen weiteren Aufenthalts in über 4000 Meter Höhe, wobei das Frühaufstehen und die Kälte weniger lästig waren als die tägliche Kocherei und die tagelange Enthaltung gründlicher Körperreinigung wegen Wassermangels, noch drei Besteigungen des wildzerklüfteten und zerrissenen Mawenzi, zwei weitere des Kibo, und zwar auf der Nord- und Ostseite, aus, wobei auch ein Einstieg in den Krater gelang, bis endlich die Nachricht ernstlicher Streitigkeiten unter den eigenen Leuten sie zur Rückkehr nach Marangu zwang. Nach einer längeren Rast brachen die Reisenden alsdann nach dem vier Tagemärsche entfernten Bergland Ugueno auf, dessen Erforschung ihnen ebenfalls glückte, kehrten hierauf nach Marangu zurück, wo der Eintritt der Regenzeit und tägliche Gewitter die Arbeiten im Hochgebirge aufzugeben zwangen.

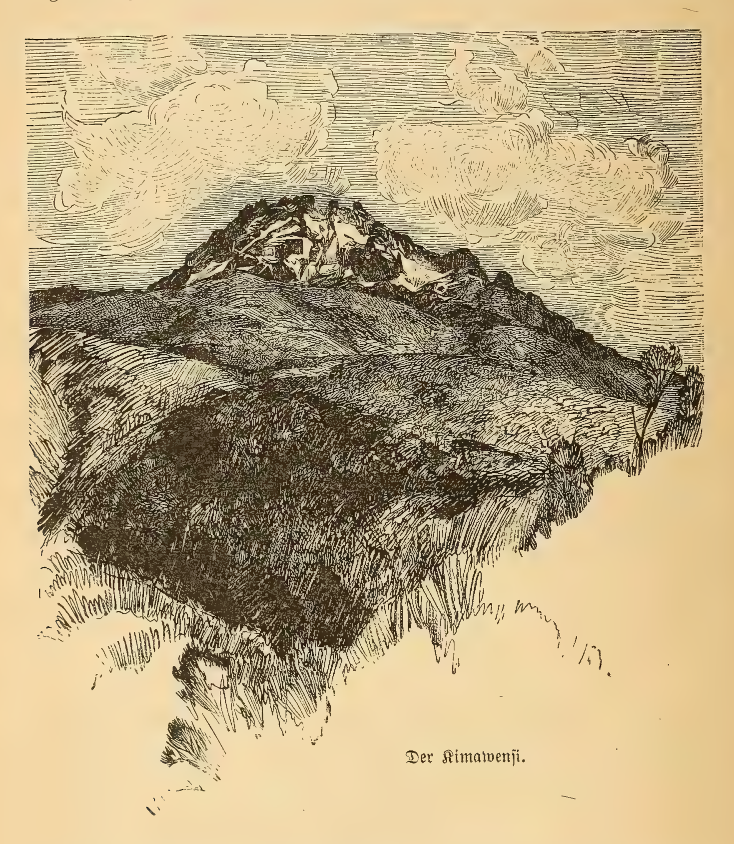
So wurde der höchste Berg Deutschlands und der höchste Berg Afrikas bestiegen und von seinen eisigen Zinnen wehte zum erstenmal eine deutsche Flagge. Und der höchste Gipfel des schwarzen Erdteils trägt nicht wie sein Bruder Kamerun einen englischen Namen, sondern den des deutschen Kaisers.

* * *

Wir haben bis jetzt von dem kleineren Gipfel Kimawensi wenig gesprochen. Er verliert zu viel im Ansehen der Menschen durch die Nähe des gewaltigen Kibo und der Eifer aller Reisenden richtet sich auf die Besteigung des höchsten Berges. Und doch dürfte der Kimawensi vielleicht schwieriger zu ersteigen sein, denn seine Spitze ist so wild zerklüftet, daß dort schwerlich ein Pfad zu einer der äußersten Zacken zu finden sein wird.

Während nun der Kibo mit seinem Schneehelm ein Symbol der Beständigkeit bildet, ist im Kimawensi die Veränderlichkeit verkörpert. Die Menge des Schnees auf ihm

ist stetem Wechsel unterworfen. Zuweilen ist der ganze Pik bedeckt bis zu dem Felsgrat am Fuß herunter, so daß bloß die scharfen Nadeln schwarz aus dem weißen Schneemantel herausragen. Zu anderen Zeiten ist der Schnee bis auf unbe-



Der Kimawensi.

deutende Spuren verschwunden, und der rötliche Sand, welcher die Spalten und Löcher zwischen den Lavafeldern ausfüllt, liegt frei vor Augen da. Dieser Uebergang von einer fast vollständigen Schneehaube bis zu fast völligem Mangel an Schnee vollzieht sich häufig innerhalb zwölf Stunden. Auch der beständige Kibo zeigt wenigstens an

seiner unteren Schneegrenze beträchtliche Schwankungen. Herrscht im Tieflande ein kühler regnerischer Tag, so rückt die Schneegrenze tiefer hinab; tritt aber darauf ein warmer und sonniger Tag ein, so rückt die Schneegrenze binnen zwölf Stunden um 300 Meter hinauf.

Auffällig ist auch das Vorkommen großer Säugetiere in bedeutenden Höhen des Kilimandscharo. Johnston sah die Losung und die Fährte der Büffel bis zur Höhe von 4200 Meter und es ist recht wohl möglich, daß sie den Verbindungsgrat zwischen den nördlichen und südlichen Abhängen des Kilimandscharo hin und her gehend übersteigen. Auch sah er, ebenso wie Dr. Meyer, die Fährte einer großen Antilope, möglicherweise einer Kudu-Antilope. Die Eingeborenen besteigen den Berg bis zur Höhe von 4000 Meter lediglich zu dem Zwecke, um Fallgruben für diese Tiere zu graben. Nach ihren Aussagen sollen dieser Büffel und Kudu identisch sein mit denen der Ebene. Johnston selbst hat sie nie gesehen. Er konnte sich aber selbst überzeugen, daß der Elefant, zu allen Zeiten ein ausgezeichneter Bergsteiger, den Kilimandscharo ebenso hoch wie der Büffel emporwandert. Er hat nicht allein seine frischen Spuren gesehen, sondern erblickte in der Höhe von 4000 Meter leibhaftig drei dieser Tiere, wie sie munteren Schrittes durch ein Quellenthal gingen und mit Leichtigkeit die steilen jenseitigen Abhänge hinaufstiegen.

Die eigentliche Wilddomäne sind aber die nordöstlichen Abhänge des Kimawensi, die, obwohl sie nicht minder fruchtbar sind, dennoch nicht bewohnt werden. Steigt man hier, nachdem der Urwald hinter uns liegt, durch die Parklandschaft bergab, so gelangt man an einen wundervollen See, der nur einige Kilometer nördlich von Taweta liegt. Es ist der Dschallosee, an den sich eine Sage knüpft. Sie lautet dahin, daß einstmals hier ein großes Massaidorf gestanden habe und in die Luft gesprengt sei. Die Eingeborenen erzählen noch jetzt, daß man zuweilen aus seinen flüssigen Tiefen das Brüllen der Rinder und das Blöken der Schafe heraufschallen höre, sowie sonstige wie aus einem Dorfe

kommende Töne. Diese Ueberlieferung der Wilden steht in gewissem Sinne im Einklang mit der Naturforschung.

Der See liegt nicht in einem Thale, sondern bildet die Mitte eines kleinen Berges; er hat die Gestalt eines unregelmäßigen Vielecks, einen Durchmesser von etwa 3 Kilometer und einen Umfang von wenig unter 10 Kilometer. Sein Entdecker New behauptet, daß er von den steilen Wänden desselben an das Ufer hinabgestiegen und sein Wasser getrunken habe, und auch die Einwohner von Taweta behaupten, daß es eine Stelle gebe, wo man hinabsteigen könne. „Ich ging rund um ihn herum," bemerkt dazu Thomson, „und obgleich es mir nicht an Unternehmungslust und Energie mangelt, so fand ich keine Stelle, an der ich gewagt hätte, hinabzusteigen, oder wo ich nur gleich einem Affen von einem Schlinggewächs zum anderen mich hätte hinunterlassen können."

Dieser See ist das letzte und jüngste Werk der vulkanischen Kräfte, welche in urgrauer Vorzeit das ganze Riesengebirge des Kilimandscharo aufgetürmt haben.

Versuchen wir in aller Kürze dieses Kapitel aus der Erdgeschichte zu schildern, wie es in den Trümmern und Felsen eingetragen steht und von dem Erdkundigen entziffert werden kann.

Unsere Leser müssen ihre Phantasie zu Hilfe nehmen; denn wir müssen uns in die Vergangenheit vieler Jahrtausende zurückversetzen. Es gab einst eine Zeit, wo der Kibo und alle die kleinen Bergkegel rings um ihn noch nicht da waren und aus der Ebene nur ein Berg sich erhob, der jetzt so arg zerzackte Kimawensi. Er war der ursprüngliche Vulkan. Er arbeitete ruhig und stetig; schreckensgewaltige Ausbrüche, durch welche ganze Berge in die Luft geblasen und ganze Länderstrecken in die geschmolzene Lavaflut getaucht werden, fanden hier nicht statt. Allmählich quoll und floß das flüssige Innere über den Rand des Vulkans und erhöhte immer mehr und mehr den Rand desselben, bis der aus Lavaschichten, Geröll- und Tuffmassen gebildete Schlund eine solche Höhe erreichte, daß

die unterirdischen Kräfte zu schwach waren, das Gewicht der Lavasäule bis zu der beständig steigenden Oeffnung zu heben. Von Zeit zu Zeit fand hier noch ein Ausbruch statt, bis der Vulkan gezwungen wurde, entweder auszulöschen oder sich eine andere Krateröffnung zu bilden. Dies geschah westlich vom Kimawensi, der jetzt seine Thätigkeit einstellte und nach und nach sein Haupt in Eis und Schnee hüllte. Der neue Krater, der heutige Kibo, wetteiferte im Verfolg der Zeit bald mit seinem Nachbar in Höhe, türmte sich dann noch höher hinauf und zermalmte das eisgraue Haupt des Kimawensi mit einem Regen von Felsblöcken und drohte ihn unter seinen vulkanischen Auswürfen zu begraben.

Inzwischen begann auch der jetzt nicht mehr unter der Herrschaft des Feuers stehende Kimawensi, nachdem seine vulkanische Thätigkeit zu Ende gegangen war, vor dem langsam vernichtenden Einfluß äußerer unscheinbarer Kräfte dahinzuschwinden. Regen, Schnee und Frost arbeiteten so tückisch wie beständig an seinem Verderben und seiner Entblößung, indem sie allmählich die lose Asche lösten und wegwuschen, welche einst den Krater bildete, und die fester gefügten Lavafelder unterwühlten und den Berg hinunterschütteten, bis endlich der solide Kern, welcher ursprünglich die Krateröffnung verstopft hatte, als ein zerfressener, vom Wetter zersauster Gipfel herausragte, dessen leichte Einsenkung lediglich die Linien des ursprünglichen Kraters verriet. Die schöne Hohlkurve, welche so charakteristisch ist für große Vulkane, ist nur noch von Osten her zu erkennen und spricht für die einst schönen Verhältnisse des Kimawensi.

Das Schicksal des Kimawensi ereilte auch bald nachher den Kibo. Eine Höhe wurde erreicht, welche allen Versuchen des Vulkans spottete, die Lava bis zur Oberfläche desselben zu heben, und so löschte auch er aus wie jener. Augenscheinlich hatten nun die eingeschlossenen Kräfte ihre ursprüngliche Stärke verloren oder sie vertändelten ihre furchtbaren Gewalten in der Hervorbringung zahlreicher parasitischer Nebenkrater, anstatt sich zur Schaffung eines dritten großen Vulkans zusammenzuschließen.

Diese Kraterkegel finden sich zahlreich längs der südlichen Abhänge des Kibo und Kimawensi verstreut, als ob sie dieselben stärken und stützen wollten. Enorme Mengen von Laven und zusammengeballten Auswurfsmassen bildeten endlich die von Thomson so genannte Terrasse oder Hochfläche von Dschagga und den langen, weit ins Massailand austretenden Bergrücken. Diese Bethätigungen vulkanischer Kräfte setzten sich weit in die neuere Zeit — geologisch gesprochen — fort, und der Geologe darf häufig die kleinen wohlerhaltenen Kegel als noch in Thätigkeit befindlich ansehen.

Der schöne Dschallosee verdankt seine Entstehung einem der letzten dieser vulkanischen Ausbrüche. Die tief unten in den Eingeweiden der Erde eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe, welche durch die gewöhnlichen Sicherheitsventile in der Nähe nicht entweichen konnten, erhielten zuletzt eine so überwältigende Gewalt, daß sie krachend in Trümmern um die Oeffnung zurückfielen und sich zu einem Kraterring anhäuften. Dann hörte jedoch ihre Thätigkeit auf, mutmaßlich mangels einer Reservekraft oder der zur Schaffung einer solchen Kraft notwendigen Verbindungen. Dann erlosch nach diesem plötzlichen Ausbruch der ganze Vulkan so rasch, wie er entstanden war, und wo einst im tiefsten Frieden das Massaidorf mit seinen brüllenden Rindern und bellenden Hunden gestanden, liegen jetzt die unbekannten Tiefen eines Geistersees, dessen Gewässer wohl nie von über den Berg wehenden Winden bewegt werden, sondern im weichen Kusse die kahlen unzerstörbaren Felsen berühren und abergläubischen Lauschern das geisterhafte Echo des zerstörten Dorfes zusenden.

So reichen sich an diesem in der Tiefe der Eingeweide der Berge ruhenden See Forschung und Dichtung die Hand. Die Entstehung des Kilimandscharo, wie wir sie nach Thomson geschildert, ist ein wahres Titanenepos, und auch den toten Vulkan haben Dichter verherrlicht. Kurz nach der Entdeckung des schneegekrönten Riesen, da noch das Innere des dunklen Weltteils nicht durchquert war, da man die Nilseen noch nicht kannte, sang Bayard Taylor unserem Berg zu Ehren:

„Heil dir, dem König von Afrikas Bergen!
Fern, unerklimmbar, tief einsam und still!
Hebst aus dem Herzen der tropischen Gluten
Himmelwärts hoch du dein schneeig Gefild.

Ob deinen Mitgipfeln sah ich als höchsten
Dich allein stehn zwischen Himmel und Erd',
Erbe des Abendstrahls, Herold des Tags.
Zon' über Zone bis oben zum Schneefeld
Jegliches Klima zeigst du wie ein Index,
Gleichsam ein Auszug vom Buche der Schöpfung.
Dort in den gähnenden Abgründen sammeln,
Niedergesendet aus Wolken und Frost,
Sommers die Fäden der eisigen Quellen
Rasch sich zu wilden krystallenen Bächen;
Schmückend die Thäler, durch welche sie tändeln,
Hold mit des Nordens beständigem Grün,
Strömen ins Land sie des Lotos und Leun.

König der Berge, dich grüßen die Brüder;
Sie, die gesalbt und gekrönet vor Zeiten,
Wachttürme der Erde, Altäre des Weltalls,
Nehmen dich auf in den mächtigen Bund;
Montblanc im Getöse der wilden Lawinen,
Rufet dir Heil; Orizaba der Stolze,
Umgürtet von Buchen und palmenbeschuhet;
Chimborazo, der Herrscher im Reiche des Mittags
Bieten im herrlichen Chore dir Willkomm.

Keinem gebühret der Ruhm der Geschichte,
Oder die stolzere Ehre des Liedes,
Keinem vor dir in Geheimnis Gehüllter —
Dir, dem Beherrscher von Afrikas Bergen,
Vater des Nils und Erzeuger Aegyptens."

Der Kilimandscharo und der Kamerunberg — die zwei gewaltigen Wachttürme an der Ost- und Westküste von Afrika — werden wohl den Ausgangspunkt wichtiger Forschungen bilden. Sie sind die äußersten Massive großer Bergzüge, welche den dunklen Weltteil durchschneiden und von denen wir noch so wenig wissen. Ob der Kilimandscharo mit dem Fortschreiten der geographischen Forschung sich als der höchste Berg Afrikas behaupten wird? Wer kann diese

Frage entscheiden? Wer kann wissen, was die noch nicht bereisten Gebiete bergen? Schon ist die Kunde von einem anderen schneebedeckten Riesen nach Europa gekommen. In der Nähe von Albert-Nyanza hat Stanley den „Ruwenzori“ entdeckt, der gleichfalls eine Schneehaube trägt und dessen Höhe er mindestens auf 5000—5500 Meter schätzt. Er ist ein Rival unseres Kilimandscharo.

Die hohen Berglandschaften Afrikas haben aber noch eine kolonialpolitische Bedeutung. Sie allein bieten dem Weißen die Möglichkeit einer direkten Besiedlung. Während die Stationen, die bis jetzt in Niederungen gegründet wurden, nur Stationen und keine Ansiedlungen sind, während in ihnen stets die weiße Bevölkerung schon nach Ablauf weniger Jahre durch frische Zuzüge ersetzt werden muß, ist die Hoffnung berechtigt, daß auf den Bergen der Weiße dauernden Wohnsitz wird nehmen können. Er wird hier, entrückt dem tropischen Klima, geschützt vor dem Fieber arbeiten und wirken können. So werden diese Berge im Inneren des Landes mit der Zeit zu Wachttürmen der Zivilisation, zu Wiegen einer besseren Kultur des dunklen Weltteils werden!

Anhang.

Der Kenia.

An den nördlichen Abhängen des Kilimandscharo verläuft die Grenzlinie von Deutsch-Ostafrika. Sollen wir an derselben Halt machen? Wir wollen lieber noch weiter nordwärts unsere Leser führen und zwar aus doppelten Gründen.

Die politischen Grenzen fallen nur in seltensten Fällen mit den geographischen zusammen und so ist auch in unserem Falle der Kilimandscharo gleichsam losgetrennt von einem Gebirge, zu dem er gehört, dessen südlichsten und erhabensten Wachtturm er bildet. Jenes Gebirge, das jetzt unter Englands Schutz steht, war nun in den letzten Jahren der Schauplatz vielfacher Züge, welche von der Küste des Indischen Ozeans nach dem Victoria-Nyanza aufbrachen. Durch diese Gebiete zogen die Engländer nach Kawirondo, wohin Stanley den Gouverneur der Aequatorprovinz locken wollte, und alle ihre Expeditionen hüllten sich in das Dunkel des Geheimnisses.

Durch diese Gebiete marschierte aber auch der Führer der deutschen Emin-Pascha-Expedition, Dr. Karl Peters. In dem deutschfreundlichen Witu hatte er zunächst Zuflucht gefunden, um seine Schar zu organisieren, ohne feindlichen Belästigungen von seiten der Engländer ausgesetzt zu sein. Von hier rückte er in das Innere des Landes vor, den Tana hinauf, in das Land der Massai, in dem er eine Zeitlang totgesagt wurde. Er zog durch jenes Gebirgsland am Kenia vorüber und rastete am Baringosee. Darum

dürfte es, wie gesagt, auch für unsere Leser von doppeltem Interesse sein, den Schauplatz jener Ereignisse und den Bruderberg des Kilimandscharo, den Kenia, kennen zu lernen.

Dringen wir von Dschagga nach Norden vor, so erreichen wir nach einigen Tagemärschen die große Ndschiriebene, welche, in einer Meereshöhe von etwa 1000 Meter liegend und rings von Bergketten eingeschlossen, unzweifelhaft ein ehemaliges Bett eines großen Sees darstellt.

Stellen wir uns mitten in der Ebene auf und lassen wir einen Blick über dieselbe schweifen! In unmittelbarer Nähe erblicken wir nicht einen Grashalm, welcher uns über den dürren Anblick des feuchten, schlammigen Sandes hinwegheben könnte, der, mit verschiedenen Salzen getränkt, das Wachsen jeder Pflanze verhindert. Hie und da erblickt man jedoch am Horizonte einige kleine, von Ringen grüner Gräser umgebene Wasserflächen, einige zerstreute Bäume und armselige Gebüsche. Andere grüne Tüpfel langen, wogenden Schilfgrases und Papyrus bezeichnen den Ort verschiedener Sümpfe. Diese Teiche und Sümpfe zeigen Süßwasserquellen an, welche hier, mit aufgelösten Salzen erfüllt, entspringen und sich nach Verdunstung des Wassers ihrer Bürde wieder entledigen. Neben ihnen breiten sich weite Strecken aus, die mit einer reinen, weißen Kruste von Natron und Salpeter bedeckt sind, die durch die Verwitterung der von den ausgetrockneten Sümpfen der Regenzeit zurückgelassenen Salze entsteht. Diese Flächen erscheinen dem Auge als Tücher von frischem weißem Schnee oder Seen von entzückend klarem Wasser. Zu anderen Zeiten erscheinen sie, getroffen von den Strahlen der Sonne, in dem blendenden Glanze polierten Silbers. Ein zauberischer Nebel verhüllt schattig und gespenstisch zugleich die Landschaft, während Luftspiegelung die seltsamen Eindrücke wesentlich vergrößert, so daß zuletzt alles wie Schein und Täuschung aussieht. Die ungewöhnliche Natur der Erscheinung wird noch gesteigert durch die staunenerregende Masse des Kilimandscharo, die pyramidale Gestalt des Meru, die Doppelspitze des Ndapduk und die schwarzen Höhen des Doenje-Erok, welche von der mattgrauen Helle

alle noch eben zu unterscheiden sind. Trotz aller Oede und Unfruchtbarkeit der Landschaft ist Wild in wunderbarem Ueberfluß vorhanden. Die Giraffe, die zu solcher Gegend so recht paßt, zeichnet sich am Horizonte ab wie ein überirdisches Ungeheuer, welches Bäume und Gebüsche abknuspert. Das Gnu, an sich teuflisch und wütig von Aussehen, springt in ungeschlachten Sätzen umher oder eilt in raschem, linkischem Galopp über die Natronfläche dahin. Zebras wandeln in langen Reihen gemächlich von einem entfernten Weidegrund herbei. Hyänen schleichen von ihrem Aasschmaus nach Hause. Löwen drücken ihre Befriedigung über den nächtlichen Raubzug durch wiederhallendes, donnerähnliches Gebrüll aus. Unwillkürlich fragt man sich, wie so zahlreiche Scharen größeren Wildes in dieser offenbaren Wüste leben können. Eine merkwürdige Täuschung bringt die feuchte, heiße, vom Sande aufsteigende Luft hervor. Sie versetzt die schwarzen und weißen Streifen des Zebras in eine wunderbar schöne, wellenförmige Bewegung, so daß sie auf und nieder zu zittern scheinen, wie die Papierschnitzel bei dem wohlbekannten elektrischen Versuch. Während wir noch die Trugbilder der Ebene anstaunen und das eindrucksvolle Schauspiel achtungsvoll bewundern, verdichtet sich der Nebel in der Ferne und verhüllt allmählich die niedrigeren Berge. Da berührt eine mit Feuchtigkeit von der See her beladene Morgenbrise die Spitze des Kimawensi, kühlt sich ab und hinterläßt eine Wolke. Weiterziehend zum Kibo hüllt sie ihn ein in ein Grabtuch von Schichtwolken. In kurzer Zeit verschwindet der ganze Berg aus unserem Gesichtskreis wie das „fundamentlose Gebilde eines Traumes“.

Hinter jener Ebene erreicht man nach einem Marsche durch bergiges Terrain eine Mulde, welche zwischen Bergzügen von Norden nach Süden streicht. Wüste Strecken, wie z. B. die Dogilaniwüste, wechseln hier mit wildreichen Gebieten ab, die namentlich um die in diese Mulde eingestreuten Seen Naiwascha, Elmeteita und Nakuru gelegen sind.

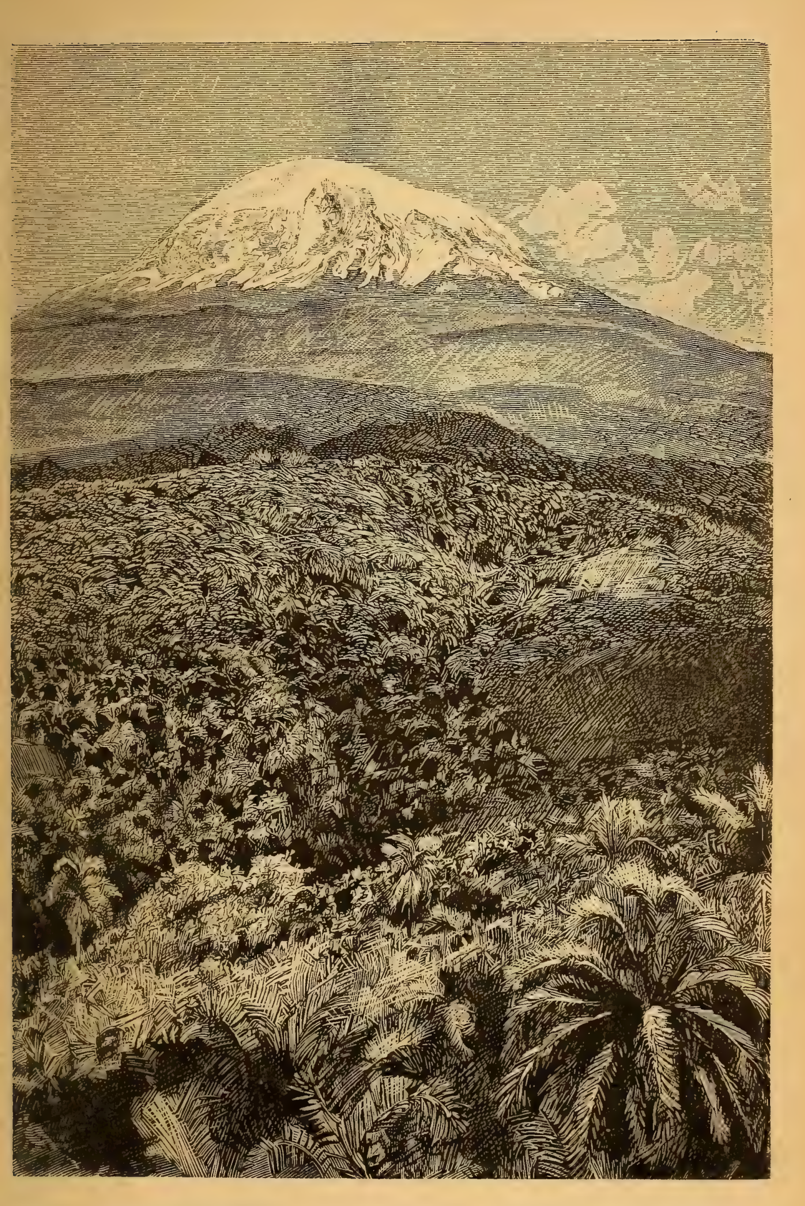
Hier begegnet man Zebras zu Tausenden, und man kann leicht die Tiere jagen, indem man Herden derselben

umzingelt. Es ist alsdann ein herrlicher Anblick, diese schönen Tiere schwadronenweise dahindonnern zu sehen, bald sich streckend wie Rennpferde, wenn sie an ihren Feinden nahe vorbei müssen, bald zuwartend sich sammelnd, mit aufgerissenen Lichtern und gehobenem Kopfe oder in prächtiger Gangart herumtrabend, als wollten sie dem Jäger zu Leibe gehen. Der Naiwaschasee ist zu gewissen Zeiten ein Sammelplatz von allerlei Wasservögeln; die ganze Oberfläche desselben ist mit wilden Enten, Ibissen und Pelikanen bedeckt — eine lebendige weiße Masse.

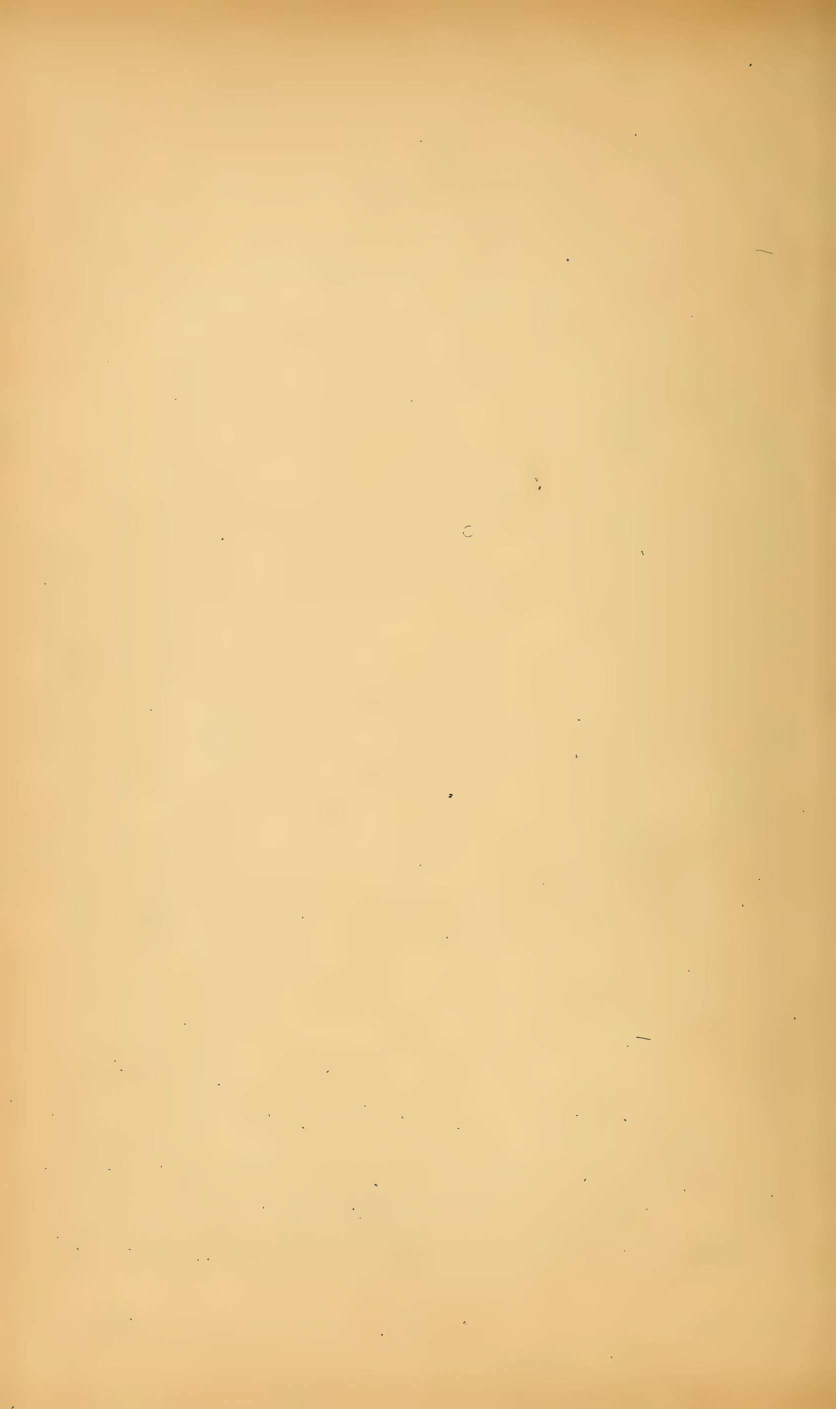
In den benachbarten Bergen finden sich noch Spuren frischer vulkanischer Thätigkeit; aus dem Erdboden, der in seinem Inneren noch glühendheiße Lavamassen zu bergen scheint, zischt durch sogenannte Dampflöcher weißer Dampf hervor mit einer Gewalt, als ob er dem Ventil einer Dampfmaschine entspränge.

Im Osten von dieser Mulde erhebt sich ein Hochplateau, auf dem sich die malerische Kette der Aberdareberge türmt, die noch durch den schneebedeckten Kenia überragt wird.

Eine entzückendere Gegend ist schwerlich in ganz Afrika, vielleicht nicht einmal in Abessinien zu finden, bemerkt Thomson. Wenn auch 1800 Meter hoch gelegen, ist sie doch nicht gebirgig, sondern zeigt wogenförmige, schwellende Flächen und enthält alles, was nur eine Landschaft angenehm machen kann. Hier erblickt man dichte Strecken blühender Gebüsche, dort herrliche Wälder, bald durchwandert man eine parkartige, von Rudeln Wild belebte Landschaft, und dort wandern wieder große Herden von Rindern, Schafen und Ziegen knietief in üppiger Weide. Im Aeußeren des Landes ist gar wenig von den volkstümlichen Vorstellungen eines Tropenlandes zu erkennen. Das Auge verweilt auf Nadelhölzern, auf Wäldern fichtenartiger Bäume, und überall kann man Heideblumen, süßriechenden Klee, Anemonen und andere bekannte Blumen sich zu Sträußen winden. Vergeblich schaut man aus nach anmutigen Palmen, die in den bilderreichen Vorstellungen des ungereisten Reisenden eine so große Rolle spielen. Das Land ist mit einem Netze geschwätziger



Palmen und Schnee.



Bäche und Flüßchen bedeckt, welche in Leikipia zu dem geheimnisvollen Guaso Njiro zusammenfließen, während sie in Kikuju den Tanafluß bilden, welcher durch das Gallaland zum Indischen Ozean fließt und weiter im Süden, in Kapte, die Wasserläufe sich zum Flusse Athi vereinigen, welcher durch Ukumbani zum Flusse Sabaki fließt.

Der Aequator läuft gerade mitten durch dieses Hochland; aber wir spüren hier nicht die sengende Schwüle der Tropen. Wohl herrscht mitunter am Tage eine gewaltige Hitze, aber die Luft ist trocken und kräftigend, die Winde bringen erfrischende Kühle und die Nächte richten den Menschen nach den anstrengenden Arbeiten des Tages wieder auf. Allerdings gibt es hier mitunter ungeheure Temperaturunterschiede. Man steht am Morgen zähneklappernd auf, findet das Gras mit Reif bedeckt, und am Nachmittage schwitzt man bei einer Hitze von etwa 32° C. In feuchten Gebirgsländern sind solche Temperaturschwankungen der Gesundheit sehr schädlich, Katarrhe der Atmungswege, Rheumatismen bleiben infolge der Erkältung nicht aus. Auf jenem afrikanischen Plateau ist die Luft trocken, und diese schroffen Aenderungen darum weniger lästig, und es ist wunderbar anzusehen, wie unter dem Aequator die Leute bei einer Temperatur von Null im Freien ohne einen Fetzen Kleidung schlafen.

Aber die feuchte Kälte bleibt auch hier bei gewissen Anlässen nicht aus. Dieses Hochplateau wird sehr häufig von heftigen Hagelwettern heimgesucht. Werden Karawanen auf dem Marsche von denselben überfallen, dann ergeht es den Leuten von der heißen Küste recht schlimm und viele von ihnen werden alsdann getötet. Die Kälte lähmt nicht allein ihre Glieder, sondern auch ihre Willenskraft, sie brechen zusammen oder hocken stumpfsinnig und sind nicht zu bewegen, vorwärts zu marschieren.

„Auf meinem Rückmarsche,“ erzählt Thomson, „überfiel uns östlich vom Naiwaschasee in Miansini einer dieser Stürme, begleitet von Donner und Blitz von erschreckender Wut und Heftigkeit. Der Hagel fiel beständig, und als er aufhörte,

war das Land völlig weiß und verblieb so die ganze Nacht. Wären wir von diesem Sturm unterwegs ohne den Schutz unserer Hütten überfallen, so fragt es sich sehr, ob zehn Mann ihn überlebt hätten. Selbst jetzt fühlten sie sich so gelähmt, daß sie selbst in ihren Hütten ihre Feuer aufgehen ließen und sie buchstäblich gezwungen werden mußten, sich zu bewegen."

So ist das Hochplateau von Leikipia beschaffen, durch welches wir auf dem Wege nach dem Kenia den englischen Reisenden Thomson begleiten wollen.

Thomson unternahm diesen Marsch mit einer kleinen Schar von nur 30 Mann, mit denen er vom Naiwaschasee aufbrach, während er das Gros seiner Karawane direkt nach dem Baringosee marschieren ließ. Allgemach ging es hinauf, bis der Höhenkamm eines trachytischen Gesteins erreicht wurde, durch den sich der Giligilifluß in einem sehr tiefen Durchschnitt den Weg gebahnt hat. Das Bett des Flusses erreicht man vermittelst einer langen, geneigten Ebene, in welcher man ein Werk von Menschenhand hätte vermuten können, wenn es nicht von den Myriaden von Vieh ausgetreten wäre, die beständig seit ungezählten Jahren darüber hingehen.

Am folgenden Tage wurde eine angenehme, mit einem silberblätterigen Busch, Leleschwa, bestandene Ebene erreicht. Leleschwa oder, wie andere Forscher es nennen, Eleleschо, ist der charakteristische Strauchbaum dieser Gegend; Blätter, Blüten und Holz sind von stark aromatischem Geruch, und das in seiner Nähe geschöpfte Wasser hat einen ebensolchen Geschmack. Die Landschaft, durch die jetzt Thomson zog, war aber dadurch auffällig, daß es in ihr eine ganze Menge abgestorbener Bäume gab, so daß die Massai in ihrer Vorliebe für beschreibende Namen dieses Land Angata-Elgek, d. h. Brennholzebene, genannt haben.

Auf diesem Marsche stieß Thomson auf einen ungeheuren Massaikraal, welcher nicht weniger als 3000 Krieger zählte, und in dessen Nähe sich ein anderer von gleicher Ausdehnung befand. Die Leute waren nicht in friedlicher Absicht in ihre gegenseitige Nähe gekommen; sie führten

Tag für Tag Kämpfe aus, bis eine der Parteien nachgeben und das Land räumen würde.

Am Bache Kekupe wurde am zweiten Tage Rast gehalten, und hier erweckte der Anblick der Landschaft in dem Reisenden eine Menge Erinnerungen an die Heimat, so europäisch war der Anblick der Felsspitzen und der Böschung, die lavabedeckten Piks und das zerrissene Aeußere der Abhänge — und auf jedem günstigen Fleck wuchsen Gruppen und kleine Haine von herrlichen Wacholdern und Podocarpus mit ihrem fichtenartigen Aussehen. Ueberhaupt macht in Leikipia die Riesengröße der Wacholderbäume einen mächtigen Eindruck auf den europäischen Reisenden, da sie häufig eine Höhe von über 30 Meter mit herrlichen Stämmen erreichen. Bartmoos (Usnea oder Haarflechte) hängt von jedem Zweige herunter und gibt den Bäumen ein höchst seltsames, gespenstisches Aussehen. „Wenn es im Winde hin und her wehte, sahen die Koniferen ehrwürdig und greisenhaft und fast überirdisch aus.“

Wir haben den ersten Anblick des Kilimandscharo beschrieben; wie derselbe überwältigend auf die meisten Reisenden einzuwirken pflegt, ist unseren Lesern bereits bekannt. Wir nähern uns jetzt dem Kenia, und plötzlich, unvermittelt tritt auch er unseren Blicken entgegen.

Thomson war in ein Hügelland auf der Hochebene gelangt; als er hier nach der ersten kalten Nacht am frühen Morgen ins Freie trat, sah er das Gras mit unverkennbarem Reif bedeckt, und so wärmte er, einige Kilometer vom Aequator entfernt, seine Füße in den Stiefeln am Feuer, während er, in Ueberzieher eingehüllt, seine Hände in den Hosentaschen vergrub. An diesem frischen Morgen ging er auf die Jagd und verfolgte einen Büffel und später einen Leoparden, der hinter einem Bergkamme verschwand.

„Als ich den Kamm des Hügels hinan lief,“ erzählt Thomson, „wurde ich plötzlich durch einen Anblick festgebannt, der mir geradezu den Atem benahm. Vor mir im Vordergrunde lag im prächtigen Wechsel von Wald und Lichtung, von Hain und Ebene ein Hügelland, welches in

wellenförmigen Strecken bis zu dem Sumpfe von Kope-Kope sich ausdehnte. Jenseit desselben erhoben sich steil und jäh die schwarzen unbewohnten Berge der Aberdare-Kette. Dies alles war es aber nicht; was mich geblendet hatte, lag weiter entfernt. Durch eine zerklüftete und malerische Einsattelung der Bergkette erhob sich ein schimmernder, schneeweißer Pik mit glitzernden Facetten, welche in der stolzen Schönheit eines riesigen Diamanten funkelten. Es war in der That das leibhaftige Bild eines einzigen großen Krystalls oder Zuckerhuts. Am Grunde dieser schönen Spitze sah man zwei kleine Auswüchse wie am Fuße eines Denkmals. Von ihnen zog sich unter sehr flachem Winkel eine lange, weiße, glitzernde Linie hin, welche, über die schwarzen Massen der Aberdare-Kette hinweggesehen, wie die silberne Grenzlinie einer dunklen Sturmwolke aussah. Dieser Pik und diese silberne Linie bildeten den mittleren leuchtenden Punkt des Berges Kenia.

„Wie ich entzückt über die Erfüllung meiner teuersten Hoffnungen dastand, stieß ich einen tiefen Freudenruf aus, und als ich meinem Begleiter Brahim zurief: ‚Siehe da!‘ und auf den blinkenden Krystall hinwies, bin ich nicht sicher, ob nicht etwas wie eine Thräne aus meinem Auge hervorquoll. Da aber, während ich noch staunend dastand, berührte ein wie mit Feuchtigkeit beladener Wind die Spitze, wob einen Flockenmantel um sie und verhüllte allmählich das himmlische Schauspiel. Binnen wenig Minuten war nichts übriggeblieben, als eine Wolkenbank über dem Walde von Settima. Ich aber hatte eine Vision gesehen, wie von dem Ungesehenen, die mich ködern sollte.“

Selbst als die Reisenden nach tagelangem Marsche durch die Hochebene von Leikipia sich bereits am Fuße des Berges befanden, wollte der vließartige Schleier, der den Berg verdeckte, sich nicht heben. „Die Sonne ging unter am westlichen Himmel und voll Kummer wollten wir uns auch schon zurückziehen,“ fährt der Reisende fort, „als plötzlich hoch oben am Himmel die Wolken sich teilten und im nächsten Augenblick eine funkelnd weiße Zinne die letzten Strahlen

der Sonne fesselte und in einer wunderbaren göttlichen Schönheit erglänzte, indem sie durch unmeßbare Entfernung von aller Verbindung mit der niedrigen Erde abgetrennt erschien. Die Sonnenstrahlen verzogen sich und dann blieb, weich wie in einer traumhaften Atmosphäre, welche so schön zur Dämmerung paßt, jene weiße Spitze zurück, als ob eine Fee in unterwürfiger keuscher Liebe auf ihr die Abendandacht verrichte. Wie das blendende Licht des Tages in die sanften Farben der mondhellen Nächte überging, so legte der himmelküssende Berg allmählich seine Gewänder ab und stand dann in seinen strengen Umrissen und seiner keuschen Schönheit vom Gipfel bis zum Fuße vor uns, entzückend und Ehrfurcht einflößend zugleich — eine süße Belohnung für Tage voll rasender Plage und Nächte schlafloser Angst."

Die Hochebene, von der Thomson den Kenia erblickte, liegt in einer Meereshöhe von 1740 Meter, aus ihr erhebt sich der majestätische Berg. Er ist unstreitbar vulkanischen Ursprungs und das Gegenstück zu der zerrissenen Spitze des Kimawensi.

Die vulkanischen Kräfte haben den Brennpunkt ihrer Thätigkeit bei diesem Vulkane nicht verlegt und darum steht der Kenia jetzt als ein einzelner Kegel da. Er ist niedriger als der Kilimandscharo; während die Höhe des letzteren auf rund 6000 Meter geschätzt wird, erhebt sich der Kenia etwa 3900 Meter über die Hochebene und erreicht eine absolute Höhe von etwa 5600 Meter.

Bis zu einer Höhe von 4600 Meter ist der Böschungswinkel außerordentlich gering, zwischen 10—12°, woraus ziemlich deutlich hervorgeht, daß die ausgeworfenen Lavamassen in einem viel flüssigeren Zustande gewesen sein müssen als die des Kilimandscharo. Der Böschungswinkel des letzteren ist viel größer und deutet an, daß die Auswurfsmassen viel zäher waren und deshalb nicht so weit von der Mündung des Kraters wegflossen.

In einer Höhe von 4600 Meter erhebt sich der Berg plötzlich unter einem starken Neigungswinkel zu einer zuckerhutartigen Spitze, welche seiner Höhe noch 1040 Meter zu-



Der Berg Kenia von der Westseite.

fügt. Am Fuße dieser Spitze bemerkt man zwei kleine Auswüchse und in einiger Entfernung nach Norden erhebt sich ein dickerer Höcker. Diese Spitze stellt, wie auch beim Kimawensi, ohne Zweifel diejenige Lavasäule vor, welche das vulkanische Leben des Berges abschloß, indem sie den unruhigen Geistern des Erdinneren den Weg verlegte und denselben wie mit einem Pfropfen verschloß. Der Krater ist dann allmählich weggewaschen, da er ohne Zweifel aus loser Asche und Lavaschichten bestand, und jetzt ragt der Kern allein heraus, eine passende Spitze für die majestätische Masse unter ihr. Wie beim Kilimandscharo, so hat auch hier die Natur für sein greises Haupt eine weiche Krone ewigen Schnees geschaffen, dessen kühler, ruhiger Schein einen wunderbaren Gegensatz und zugleich einen seltsamen Abschluß für die feurige Geschichte des Berges bildet. Die Seitenwände dieser oberen Spitze sind so jäh und steil, daß an vielen Stellen der Schnee nicht liegen bleiben kann und deshalb die Felsen hie und da als schwarze Flecken auf dem weißen Mantel erscheinen. Daher stammt sein Name bei den Massai, Doenje-Egere (der gefleckte oder graue Berg). Der Schnee bedeckt die ganze obere Spitze und dehnt sich noch eine Strecke weit nach allen Seiten hin aus, indem er die höckerige Masse im Norden auch noch erreicht und umschließt. Die Spitze gleicht höchst auffällig einem ungeheuren weißen Krystall oder Stalagmit, der auf ein rußartig schwarzes Postament gestellt ist, welches sich allmählich zu dem dunkeln Smaragdgrün der Waldregion um den Fuß des Berges herabsenkt.

Der Kenia ist fast nie, außer am frühen Morgen und des Abends zu sehen. Während des Tages bleibt er in der Regel von Wolken verhüllt; gleichwie bei seinem kolossalen Vetter, dem Kibo, sieht man die obere Spitze häufig, nachdem der untere Teil verschwunden ist, und sie bildet dann das denkbar imposanteste Schauspiel eines gewissermaßen überirdischen Gebildes am Himmel.

Am Fuße des Kenia erwartet den Reisenden noch eine andere Ueberraschung; er findet hier im Besitz der Massai

Kamele, die von den Gallas im weiten Nordosten geraubt worden sind. Die Massai kennen nicht deren Verwendung als Lasttiere; sie verspeisen dieselben, obwohl sie sonst in ihrer Nahrung sehr wählerisch sind. Auch das Pferd ist hier den Eingeborenen unter dem Namen Burta bekannt.

* * *

Der Kenia wurde, wie wir dies schon in vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, im Jahre 1846 vom Nestor der deutschen Afrikaforschung, dem Missionar Krapf, entdeckt. Später versuchten der Baron Klaus von der Decken, der Missionar New und Hildebrandt den Berg zu erreichen, aber ihre Bemühungen scheiterten an den Schwierigkeiten, welche die Route bot. Thomson konnte eine Besteigung des Berges nicht ausführen, da ihm die Massai feindlich entgegentraten und er froh war, ihnen nach dem Baringosee entschlüpfen zu können.

Erst im Jahre 1887 gelang dieses Vorhaben dem Grafen Teleki und Lieutenant Höhnel. Sie verließen im Januar 1887 Sansibar, erreichten Anfang Juni mit 250 Trägern den Kilimandscharo und zogen dann trotz aller Warnungen durch die gefürchtete Landschaft Kikuju nach dem Kenia. In der That wurde die Haltung der Eingeborenen so zudringlich, daß es zum Kampfe kam, aus dem die Europäer als Sieger hervorgingen und in dem sie eine reiche Beute machten. Die Eingeborenen baten nunmehr um Frieden.

Die Landschaft Kikuju war früher ganz bewaldet, während jetzt der Feldbau fast alles beherrscht, so daß Wald nur in der Umgebung der Dörfer und längs der Grenze geblieben. Man baut Bohnen, Mais, Bataten, Yams, Hirse, Zuckerrohr, Bananen, Tabak. Das Zuckerrohr wird teils gekaut, teils zur Bereitung der beliebten, aber stark berauschenden Pombe benutzt. Kikuju gilt als die Kornkammer für die Karawanen. An Haustieren werden Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Hühner gehalten. Die reichlich

vorhandenen Lebensmittel werden gegen Perlen, Draht und Stoffe ohne viel Handeln hergegeben.

In der Landschaft Leikipia, die unseren Lesern bereits bekannt ist, bezog Graf Teleki ein Standquartier und brach von hier am 17. Oktober zur Besteigung des Kenia auf. In einer Höhe von 4000 Meter fand er ewigen Schnee und stieg im Bette des Keniabaches weiter aufwärts. Auf dem höchsten Punkte der Kraterwand, etwa 1000 Meter unter der Spitze, zeigte das Thermometer nur 7° C. — —

Die Expedition Telekis drang noch weit nach Norden über den Baringosee vor und schloß mit der Entdeckung zweier anderer Seen, welche Kronprinz Rudolf- und Stephanie-See genannt wurden.

* * *

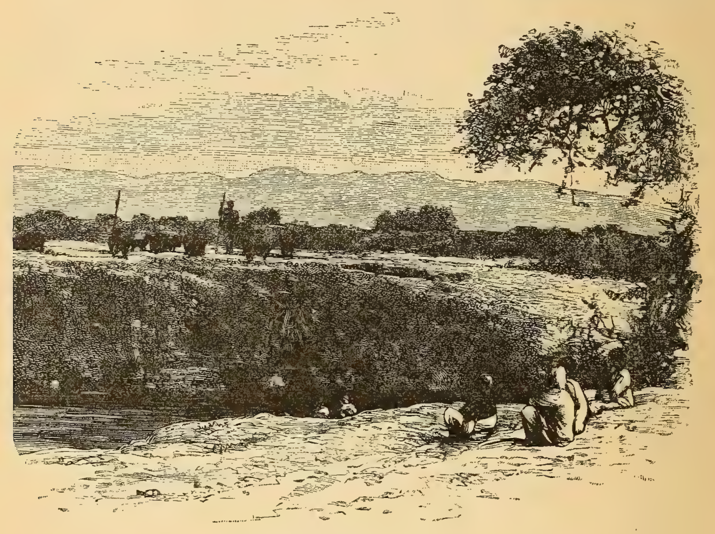
Oestlich von Kenia liegt der in letzter Zeit so viel genannte Baringosee.

Thomson schildert seinen Anblick von einem etwa 1000 Meter höher liegenden Orte mit folgenden Worten:

„Ich habe in meinem Leben auf viele wunderbare und packende Seelandschaften in Afrika heruntergesehen, aber keine dieser Ansichten kann an Schönheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit auch nur annähernd mit der Landschaft wetteifern, welche sich jetzt vor mir auf dem Rande des Hochlandes von Leikipia ausbreitete. Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 Meter Meereshöhe und 30 Kilometer Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr großer Steilheit zu einer Höhe von 2700 Meter aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische Insel, umgeben von vier kleineren Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glitzernden Schale polierten Silbers. Um den unregelmäßig geformten See blickt ein Streifen blassen Grases hervor, welches ein morastiges Ufer

verrät, und in dem äußeren sich zu den Bergen erhebenden Kreise hebt sich eine sehr dunkelgrüne Fläche ab, in welcher wir die Akazienbäume mit ihren tischartig flachen Baumkronen erkennen. Viele gerade Linien durchziehen wie Mauern und Winkelvorsprünge die Landschaft. Alles verrät in beredtester Weise den feurigen Ursprung."

So ist die Landschaft um den Kenia, den Bruderberg des Kilimandscharo, beschaffen; dieses Stück von Englisch-



Die Böschung von Leikipia.

Ostafrika ist, wie wir sehen, kein schlechtes Land. Die Natur ist herrlich, nur die Menschen sind schlecht, das ist das allgemeine Urteil aller Reisenden, die durch jene Gebiete zogen. Wir wissen jetzt alle, wie unaufhörlich Peters mit allen den Stämmen, die in jenen Bergen und Hochweiden wohnen, Schritt um Schritt kämpfen mußte, bis er endlich aus allen Schlachten als Sieger hervorging und am Victoria-Nyanza hervortauchte!

Im allgemeinen kennen wir bereits diese wilden Stämme: es sind zunächst die Massai und die Wakuafi zu erwähnen,

die wir ausführlicher in unserer Schilderung der Njika beschrieben haben. Unter diesen verstreut lebt in waldreichen Distrikten ein eigenartiges Jägervolk, die Andorobbo, von den Suaheli Wandorobbo genannt. Ihre Sprache ist mit derjenigen der Massai verwandt, und sie werden von dem ungestümen Hirtenvolke als eine niedriger stehende Menschenklasse behandelt.

Die Andorobbo, einer kleinen Menschenrasse angehörend, halten kein Vieh wie die Massai, bebauen kein Land wie die Wakuafi, sie leben ganz und gar von der Jagd wie die Zwergstämme in den Waldungen des Kongo und des Aruwimi. Darum findet man sie auch vornehmlich in den Waldungen der Berge Kenia, Elgejo u. s. w., wo das Hochwild Afrikas, der Elefant, zahlreicher vorkommt. Hier wohnen sie als Jägergemeinden in kleineren Dörfern und treiben Jagd auf die Kolosse des Tierreichs.

Ihre Jagdwaffen sind ziemlich einfach. Es sind besonders geformte Lanzen, die äußerlich wie der Ladestock einer Kanone aussehen; das schwere Ende soll dem geführten Schlage eine vermehrte Wucht geben; an demselben sitzt eine Speer- oder Pfeilspitze von 4 Centimeter Länge, die mit dem tödlichen Gifte des Murdju eingeschmiert ist. Der ganze Speer ist nahezu 2½ Meter lang.

Die Andorobbo führen den Stoß aus nächster Nähe gegen das Wild aus. Da die Spitze nur lose am Speere befestigt ist, so bleibt sie in der Wunde stecken. Dann setzt der Jäger einen neuen Pfeil auf und greift das Tier von neuem an. Nur selten überlebt der Elefant die Wirkung dieses Giftpfeiles und so gelingt es den kühnen Jägern, ganze Herden auszurotten.

Sie sind also in diesem Gebiete die eigentlichen Elfenbeinlieferanten, sie sind es, um deretwegen die Händler ins Land kommen, und darum lassen die Massai die Andorobbo in Ruhe.

Außerdem aber ist dieses Jägervolk in einer anderen Beziehung nützlich. Die Andorobbo sind auch geschickte Handwerker. Sie fertigen für die Massaikrieger die mächtigen

Büffelhautschilde und für die Massaifrauen die groben irdenen Kochtöpfe.

Was ihre Nahrung anbelangt, so leben sie hauptsächlich vom Fleisch der erlegten Elefanten, Büffel und Antilopen, aber sie wissen sich auch vegetabilische Nahrung zu verschaffen, indem sie bei ackerbauenden Stämmen dieselbe gegen Wild und Häute austauschen.

Hier und dort haben sie sich als Zwischenhändler niedergelassen, welche den Tauschverkehr zwischen den Massai und anderen ackerbautreibenden Stämmen vermitteln.

Trotz alledem ist ihre Stellung eine untergeordnete, und wenn sie mit den Händlern gute Elfenbeingeschäfte gemacht haben, so verheimlichen sie dieselben und verbergen ihren Reichtum, denn die Massai sind stets bereit, auch den Andorobbo ihren Ueberfluß abzunehmen.

In letzter Zeit sind nun alle diese urwüchsigen Stämme von den Expeditionen, die nach der Nordostküste des Victoria-Nyanza nach Kawirondo zogen, wiederholt gezüchtigt worden, und so dürfte ihr unbändiges Benehmen und ihre Lust zu Raubüberfällen nach und nach besseren Gewohnheiten weichen. Immerhin aber ist noch augenblicklich die englische Keniaroute nach Innerafrika die unsicherste von allen.

Darum werden auch die Karawanen von Uganda und Unyoro noch lange den Weg über das deutsche Gebiet über Tabora und Mpwapwa nehmen; darum wird auch der Weg über den Kilimandscharo dem über den Kenia vorgezogen werden.

Wir brauchen also, wenn wir nur die Lage im Augenblick ausnutzen, die Konkurrenz des englischen Nachbargebietes nicht zu befürchten.

Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. VI.

Durch die Wüsten und Steppen

des

dunklen Weltteils.

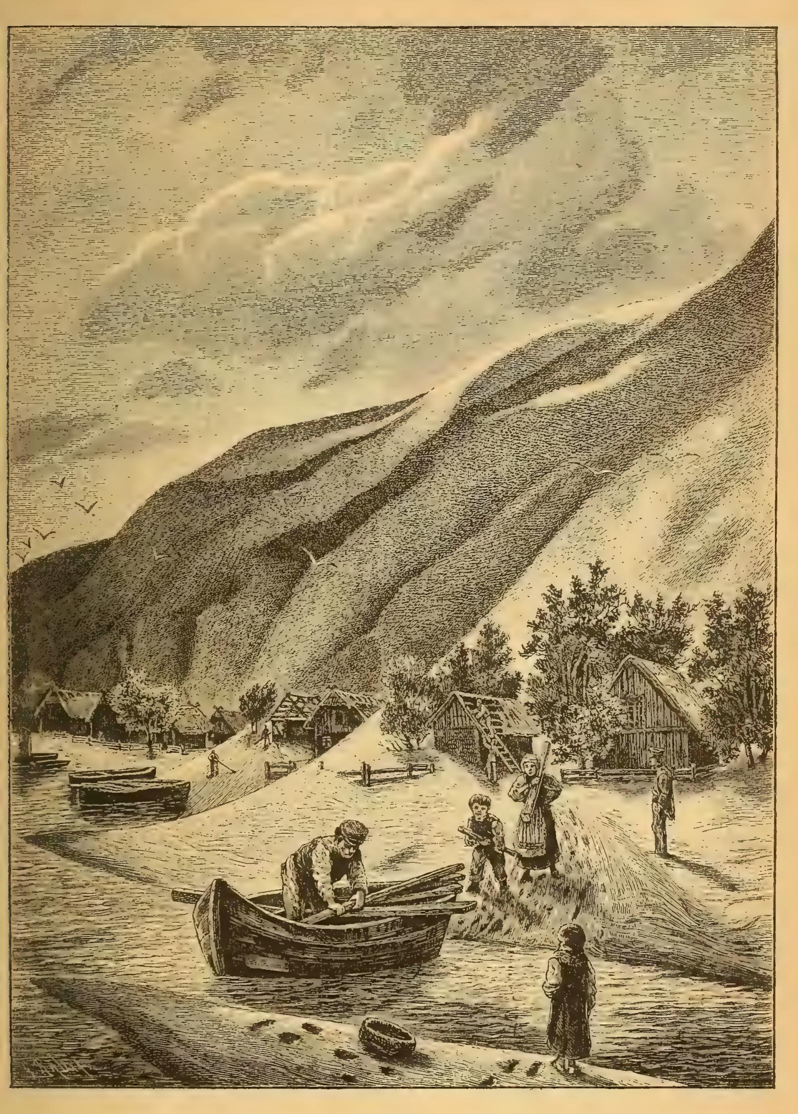
Von

C. Falkenhorst.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1890.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.



Wandernde Dünen der Kurischen Nehrung versanden das Dorf Pillkoppen.



Wie die Wüste entstand.

Einleitendes Kapitel.

Die Wirkung des Wassers auf die Gestaltung der Erde ist jedermann bekannt, schon in dem Sprichwort von dem Tropfen, der den Stein aushöhlt, ist die volle Kenntnis dieser Thatsache enthalten. Selbst der naturwissenschaftlich gar nicht geschulte Mann weiß es, daß das Wasser immerfort die Gestalt der Erde verändert, daß es hier zerstört und dort aufbaut. Er braucht nicht an den Küsten des Meeres zu wohnen, wo die gewaltige Flut verheerend einbricht, oder in den Höhen der Berge sein Heim zu haben, wo es von Wildbächen bedroht wird, wo zu Eis erstarrte Ströme, die Gletscher, langsam zu Thal fließend das Gebirge abtragen — selbst in der Ebene kann er im kleinen an Flüssen und selbst Bächen die geologische Wirkung des Wassers beobachten.

Nicht so allgemein verbreitet ist die Kenntnis von der Rolle, welche der Wind in dem Aufbau der Erdkruste spielt. Wenn auch der Sturm über unsere Felder dahinbraust, Staubmassen aufwirbelt, Dächer fortträgt und Werke der Menschenhand zerstört, wenn er auch in Wäldern Bäume knickt und in den Forsten tiefe Lücken reißt — seine Macht erscheint uns doch zu schwach, zu vorübergehend, um die Physiognomie der Landschaft zu verändern. Dieser Meinung huldigt ebensogut der Sohn unseres Tieflandes wie der Gebirgsbewohner; denn in diesen Gebieten ist in der That die bildnerische Kraft des Windes zu schwach. Anders aber verhält es sich in anderen Gebieten der Erde.

Schon unsere Seeküsten geben uns ein Beispiel davon, und dort kämpft der Mensch mit dem Winde um die fruchtbringende Scholle ebenso verzweifelt, wie er mit der Flut ringt.

Loser Sand bedeckt den Meeresstrand; bei der Ebbe werden weite Strecken desselben bloßgelegt, der Wind stürzt sich auf dieselben, er erfaßt die einzelnen Quarzkörnchen und fegt sie landeinwärts; aber er streut nicht den Sand gleichmäßig über das benachbarte Land, er bildet Hügel und Wälle — jene eigenartigen Sandgebilde, die wir Dünen nennen.

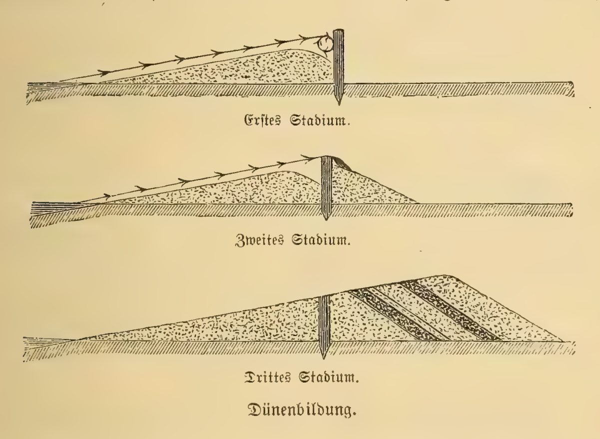
Ihre Entstehung ist einfach zu erklären. Dort, wo sich jetzt eine Düne erhebt, lag auf dem platten Sandfelde ein Stein, wuchs eine Pflanzengruppe, oder war ein Pflock eingerammt. Vor diesen kleinen Hindernissen blieb der Sand liegen und bildete eine sanft ansteigende Böschung, bald wurde das Hindernis von dem Sande ganz bedeckt, es entstand ein kleiner Wall, aus dem sich die Düne durch Heranwehen neuen Sandes entwickelte.

Sie kann aber nicht ins Unendliche wachsen; der Wind, der sie aufgebaut hat, trägt sie wieder ab. Hat sie eine gewisse Höhe erreicht, so kann der Wind keinen Sand mehr über sie hinwegtragen, die Sandkörner, die er mitbringt, bleiben vor der Düne liegen und so wird die vordere dem Winde zugekehrte Seite derselben immer weiter und flacher und zu gleicher Zeit wird der Kamm hinuntergeweht, bis etwas weiter landeinwärts sich ein neuer Kamm gebildet hat. Die Düne wandert — langsam aber unaufhaltsam.

Die drei nebenstehenden Abbildungen veranschaulichen die Entstehung der Düne an einem Pflocke.

Die Höhe, welche die Dünen erreichen, ist verschieden. Größere Dünen können sich nur an jenen Flachküsten bilden, wo eine breite Strandfläche den nötigen Sand nachhaltig liefert, wie dies in den Landes zwischen den Pyrenäen und der Gironde der Fall ist. Hier, wo das Meer im Jahre durchschnittlich fünf Millionen Kubikmeter Sand auswirft, besitzt die Dünenzone eine Länge von 250 Kilometer, eine

durchschnittliche Breite von fünf Kilometer und bedeckt 1200 Quadratkilometer Land, während die Hügel eine Höhe von 75—89 Meter erreichen. Auch in der Kurischen Nehrung steigen sie zu der gewaltigen Höhe von 70 Meter an und rücken alljährlich um etwa 5½ Meter landeinwärts vor. Die Düne bewegt sich dort quer über die 11 Meilen lange Landzunge und begräbt nicht nur Felder, sondern auch einzelne Waldbestände und Dörfer unter ihren Sandmassen. Die Bewohner müssen ihr weichen. Sie bauen sich weiter landeinwärts an, aber der unerbittliche Feind rückt ihnen


Erstes Stadium.

Zweites Stadium.

Drittes Stadium.

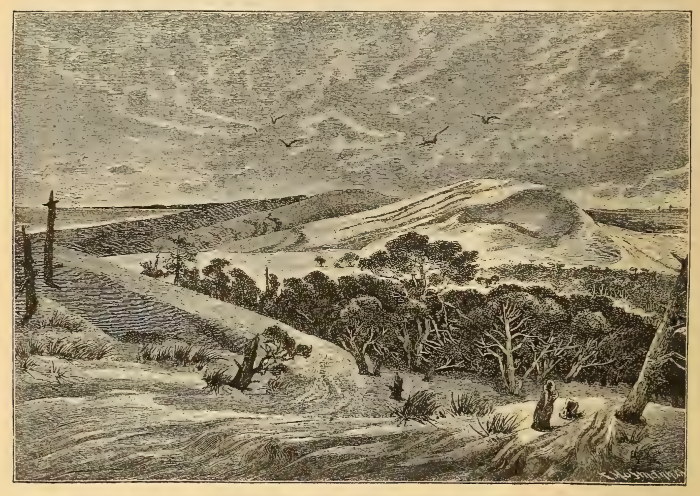
Dünenbildung.

nach. Die Dörfer Aigetta, Negeln, Karwaiten sind auf diese Weise verschwunden, Pillkoppen ist beim Herannahen des Sandes aufgegeben, an einem anderen Orte wurde ein neues Pillkoppen gegründet, das auch schon verschüttet ist, und die abermals vertriebene Einwohnerschaft bewohnt nun schon das dritte Pillkoppen, das ebenfalls schon wieder nahe daran ist, im Sande unterzugehen. Die Düne wandert, und sie begräbt nicht für immer die von ihr vernichteten Ortschaften. Nach einer Reihe von Jahren ragen aus niedrigem Sande die Ruinen der verschütteten Dörfer hervor.

An dem Schicksal des Dorfes Kunzen läßt sich dieses Vorrücken der Düne am besten beschreiben. Im Anfang dieses Jahrhunderts stand die Düne nahe bei der Kirche von

Kunzen, im Jahre 1839 war dieselbe von der Düne verschüttet; im Jahre 1869 war die Düne weiter gegen das Kurische Haff gewandert, und hinter ihr lag die Ruine der Kirche.

Die Düne wandert und sie stürzt endlich in das Haff, und wahrscheinlich in 200, höchstens in 550 Jahren wird die ganze Düne ins Haff gefallen sein und das seichte Becken desselben, wenigstens in seinem nordöstlichen Teil, ganz ver-



Versandung eines Waldes durch die wandernden Dünen der kurischen Nehrung.

landet sein: die Düne, oder der Wind, wird ein Stück Land erzeugt haben.

Es ist hier nicht der Ort, zu schildern, wie der Mensch die Dünen bekämpft, wie er durch Errichtung von Gegendünen und durch Bepflanzung der bereits bestehenden dieselben zu „binden" versucht — dies Erinnern an die allgemein bekannte Erscheinung der Düne soll nur dazu dienen, den Leser auf gewaltigere Wirkungen des Windes vorzubereiten.

Ich bitte meine Leser, einen Blick auf die Abbildung „Chinesische Lößlandschaft mit Terrassen" zu thun. Der Stoff, aus dem diese wunderbaren Terrassen geformt wurden,

ist Löß — eine gleichmäßig körnige Masse aus lehmiger gelber Erde mit etwas Sand, etwas kohlensaurem Kalk und einigen leicht löslichen alkalischen Salzen. Diese Masse zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß sie von feinen Haarröhrchen in senkrechter Richtung durchzogen wird, welche



Chinesische Lößlandschaft mit Terrassen. (Nach F. v. Richthofen.)

das Wasser begierig aufsaugen und dem Löß eine große Neigung zu vertikaler Zerklüftung geben. Die zahllosen Terrassen und Schluchten, die wir vor uns sehen, sind allerdings ein Werk der Gewässer, welche die Lößlandschaft zernagt und unterwühlt haben, der Löß selbst aber verdankt dem Winde seine Entstehung.

Der Löß, der in Europa eine untergeordnete Rolle

spielt, bildete, was seine Entstehung anbelangt, ein Rätsel für die Geologen, bis F. v. Richthofen die gewaltigen, dem Areal des Deutschen Reiches an Umfang gleichen Lößlandschaften Chinas besuchte und sie in genialer Weise als „äolische Ablagerungen“ erklärte, d. h. als Werke des Windes, „Aeolus“. Dennoch erstreckte sich einst, in grauen Vorzeiten, an der Stelle, wo wir jetzt Löß finden, eine weite Steppe; über ihrem weiten Gebiete brausten gewaltige Sand- und Staubstürme, der Sand fiel auf die mit Gras bewachsene Erde nieder, und nach und nach wurde der Boden derselben erhöht.

Im Laufe von vielen Jahrtausenden bildete sich diese eigenartige lockere Ablagerung, in welcher die feinen Haarröhrchen den Wurzeln der Steppengräser entsprechen, die nach dem Absterben diese Hohlräume zurückgelassen hatten.

Noch heute kann man in Asien die Natur gewissermaßen an dieser Lößbildung arbeiten sehen, wenn man die Staubstürme der Gobi über benachbarte Steppen hereinbrechen sieht. Der Gobi! Wir sind damit an die Stätten gelangt, an welchen der Wind in ausgesprochenster Weise an der Physiognomie der Landschaft arbeitet, an denen er die Felsen ebenso zernagen kann, wie sie sonst das Wasser aushöhlt — diese Stätten sind die Wüsten. Man könnte sie überhaupt Erzeugnisse des Windes nennen; denn ihr Vorhandensein und ihre Entstehung sind nicht an geologische, sondern an meteorologische Ursachen geknüpft. Sie treten nur dort auf, wo trockene Winde vorherrschen und Regen nur zu seltenen Erscheinungen zählen.

Die Sahara ist darum so öde und jedes Lebens bar, weil in ihr feuchtigkeitsarme Winde vorherrschen, die über ihrem heißen Boden keine Wasserdämpfe verdichten können. Rings um die Gobi zieht sich ein Gürtel von hohen Gebirgswällen, und alle Winde, die in das zentralasiatische Wüstengebiet gelangen, schlagen an diesen ihre Feuchtigkeit nieder; ähnlich verhält es sich mit den anderen Wüstenstrichen der Erde.

Das riesige Gebiet der Sahara, welches an Umfang

nahezu dem europäischen Kontinente gleichkommt, ist keineswegs eine weite Sandfläche, die den Boden eines in den jüngeren geologischen Perioden trocken gelegten Meeres darstellt. Diese Auffassung früherer Zeiten ist längst widerlegt. Wir wissen, daß die Sahara von hohen Bergzügen durchschnitten wird und zum größten Teil ein Hochplateau bildet, auf dem man vergeblich nach Ablagerungen eines diluvialen Meeres sucht. Wohl finden wir in ihr deutliche Spuren großer Wirkungen der Wasserkräfte, aber diese Spuren deuten nicht auf ein Meer hin, sondern auf fließendes Wasser, das hier in einer feuchteren Klimaperiode vorhanden sein mußte. Seine Wirkung ist heute auf ein Minimum reduziert, von den ehemaligen Bildnern der Wüste sind nur noch zwei in Thätigkeit: die Temperatur und der Wind.

Jedermann hat schon von den grellen Temperaturunterschieden in den Wüstengebieten gehört. Während des Sommers tritt in der Wüste eine tropische Hitze auf. In der Gobi hat Prschewalski selbst eine Temperatur von 45° C. im Schatten beobachtet, während der Boden sich auf 50° bis 60° C., einmal sogar bis auf 70° erhitzte. Im Winter dagegen sinkt die Temperatur bedeutend, so daß derselbe Reisende eine Temperatur von —32,7° C. in der Luft und von —26,5° C. in der Bodenoberfläche konstatieren konnte. Aehnliche Wärmeschwankungen treten auch in der Sahara ein und sie betragen oft in 24 Stunden 45° C. Auf die empfindliche Kälte, welche kurz vor Sonnenaufgang ihr Maximum erreicht, folgt die glühendste Hitze.

Solche Temperaturschwankungen gehen selbst am festen Felsgestein nicht spurlos vorüber. Durch die unaufhörliche Wechselwirkung von Zusammenziehung in der Kälte und Ausdehnung in der Wärme wird das Gestein von feinen Rissen durchzogen und diese werden noch durch die Wirkung des Nachttaues vergrößert, die Felsen zerbröckeln. Der Wüstenwanderer bleibt manchmal vor größeren Feuersteinen stehen, die ganz zerklüftet sind und bei einem Anstoße in Trümmer zerfallen. Zu dieser Wirkung der Wärme tritt noch die des Windes hinzu. Der Sandsturm, der gegen die

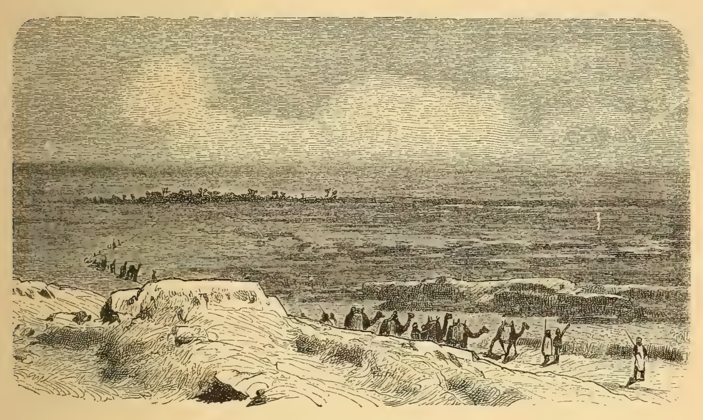
Felsen wütet, poliert zunächst deren Oberfläche, aber er ist auch im stande, dieselbe anzunagen, mit zahllosen feinen Rissen und Schrunden zu bedecken.

So ist der Wind im stande, die Physiognomie der Landschaft umzugestalten, auf weiten sandigen Flächen der Wüste wirft er aber noch wie am Meeresstrande Dünen auf, und hier werden sie nicht zu sanften Hügelreihen, sondern zu förmlichen Gebirgslinien, da sie die Höhe von 100—150, mitunter sogar bis 300 Meter erreichen.

In der Libyschen Wüste, dem Teil der Sahara, der ein wahres Sandmeer bildet, tritt die Dünenbildung am großartigsten zum Vorschein.

„In Abständen von 1—2 Kilometer," berichtet Karl Zittel, dem wir die beste Kenntnis des Aufbaues der Wüste verdanken, „erheben sich die rundlichen Köpfe, in der Profilansicht mit einem sanft und einem steil ansteigenden Gehänge. Im Querschnitte steigt die dem Winde zugekehrte Seite langsam und allmählich an, ihre Oberfläche ist am Fuße, namentlich nach einem Sturme, wellig bewegt, gegen den Gipfel wird die Neigung allmählich steiler, oben ist der Grat haarscharf abgeschnitten. Von da fällt die dem Winde abgekehrte Seite mit so steilem Winkel ab, daß man Stunden, ja halbe Tage lang längs der Dünenkette zu marschieren genötigt ist, um eine Einsenkung aufzusuchen, welche der Karawane das Ueberschreiten ermöglicht, am schauerlichsten erscheint die Dünenwüste bei heftigem Sturme; dann ist die Luft mit feinem Sande erfüllt, durch förmliche schwarze Sandwolken verdunkelt. Die Dünen rauchen, ihr Umriß verschwimmt mit der fahlen Luft; alles scheint in Bewegung zu sein. Mit entsetzlicher Gewalt werfen die Windstöße scharfe Sandkörner gegen alle erhabenen Gegenstände und der Reisende legt sich mit brennendem Gesichte und Händen, vom Staube geblendet, zu Boden und schützt sich durch Decken gegen die Unbill des Samum. Erstaunliche Massen von Sand werden während eines Sturmes von der Stelle bewegt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Dünen ihre Gestalt dem Winde verdanken. Man kann sich leicht überzeugen, wie

jede Unebenheit des Bodens, ein Felsblock, ja ein moderndes Kamelgerippe, ein einzelner Busch, Veranlassung zur Aufwerfung eines Sandhügels bieten. Und hat sich ein solcher Neuling einmal gebildet, so treibt der Wind stets frisches Material herbei. Die Sandkörnchen werden an der Windseite angetrieben, in die Höhe geschoben und zuletzt über den Grat hinabgerollt, so den Querschnitt der beginnenden Düne verbreiternd. Nur unter besonders günstigen Vorbedingungen dürften jedoch noch jetzt neuere größere Dünenketten entstehen, denn die bereits vorhandenen bilden natür-



In der Libyschen Wüste.

liche Sammler des Flugsandes und vergrößern beständig ihren Umfang. Mag sich die äußere Gestalt der Dünen im Verlaufe der Zeit etwas ändern, mögen sich kleinere von ihrer Stelle bewegen, durchgreifende Veränderungen scheinen kaum noch vorzukommen. Alle größeren, im Reisegebiet der Sahara gelegenen Dünengruppen tragen seit Menschengedenken Namen und werden vom Araber nach Verlauf von Jahren wiedererkannt. Im großen Sandmeere der Libyschen Wüste hört das vegetabilische und animalische Leben fast vollständig auf. Man kann tagelang wandern, ohne ein dürftiges Wüstengewächs zu erblicken, ohne den Ruf eines Vogels oder das Summen eines Insektes zu vernehmen."

Aber die Sahara, die sich terrassenförmig aufbaut, ist reicher an landschaftlicher Abwechselung als man ursprünglich meinte. Der Flugsand, der für die große Masse des Volkes von dem Begriffe der Wüste unzertrennlich ist, ist die jüngste Bildung derselben. Der „Areg-Region", der Sand- und Dünenwüste, ist die Hammâda, oder Steinwüste, entgegenzustellen.

Eine unermeßliche, mit Blöcken, Trümmern und Splittern von Gestein bedeckte Fläche umfängt uns; wir wandern meilenweit durch dieselbe und nähern uns einer neuen, höher gelegenen Terrasse, auf der wieder die Hammâda herrscht. Aber bei dem Uebergang von der einen Terrasse zur anderen finden wir eigenartige Inselberge, gewaltige Blöcke, die eine Höhe bis zu 30 Meter erreichen; auf einer und derselben Terrasse ist die Höhe der Inselberge sich durchaus gleich, ihre Gipfel entsprechen dem Rande der benachbarten Terrasse. „Zeugen" werden sie genannt, und sie sind in der That im geologischen Sinne Zeugen längst vergangener Epochen; sie bekunden uns, daß die Terrasse, auf der wir wandern, einst eine ebene Fläche bildete, deren oberster Rand sich mit dem der jetzt noch höher gelegenen Terrasse vereinigte. All dieser Boden ist weggeschwemmt worden, spurlos verschwunden, nur die aus härterem Gestein geformten „Zeugen" sind stehen geblieben.

Hat der Wind allein diese weiten Hochebenen abgetragen? Schwerlich, so gewaltig dürfte seine Kraft doch kaum sein; hier muß die Wirkung plötzlicher Regengüsse zu Hilfe genommen werden und wir müssen uns, um die Entstehung der Wüste zu erklären, eine Zeit denken, in welcher in ihren Gebieten ein feuchteres Klima herrschte. Und vieles, selbst die historische Ueberlieferung, spricht dafür.

Noch heute bietet die Sahara Landstriche, in denen Pflanzen gedeihen und reiches Tierleben sich entfaltet; dieselben, die Oasen, verdanken aber ihre Fruchtbarkeit nicht dem fallenden Regen, sondern den unterirdischen Gewässern. Für die Libysche Wüste ist der Lauf derselben annähernd festgestellt. Hoch oben in der regenreichen Zone von Zentralafrika sind die Quellen jener Grundströme zu suchen, die, dem menschlichen Auge unsichtbar, unter dem Wüstensand

nach dem Mittelmeer streben, aber in einem gewaltigen Reservoir unter der Sahara festgehalten werden. Noch heute aber kann man in der Sahara die großartigen Wirkungen eines vorübergehenden Regengusses beobachten. Wir möchten nur an die Mitteilung Duveyriers erinnern, der 1861/62 im zentralen Berglande der Tuaregs sah, wie die Gewässer Geröllmassen von 1000 und mehr Kubikmeter, 10—15 Kilometer weit fortschwemmten.

Wir wollen in aller Kürze die Entstehungsgeschichte der Sahara, wie sie nach dem heutigen Stande der Wissenschaft angenommen wird, mitteilen.

Wohl hatte einst an der Stelle, wo sich jetzt die Wüste erstreckt, ein Meer geflutet, und es hat in ihr marine Kalke, Wurzeln und Sandsteine abgelagert. Dies geschah zu Anfang der Tertiärzeit, jener Epoche, von der unsere Zeit durch das geologische Zeitalter des Diluviums getrennt wird. Aber schon in der ersten Hälfte der Tertiärzeit trat das Meer zurück; Umwälzungen, die uns nicht bekannt sind, haben die Lage der Kontinente verändert, seit jener Zeit ist aber die Sahara, von ganz geringfügigen Teilen unmittelbar am Mittelmeer abgesehen, nie mehr von einem Meer überflutet worden, sie ist immer ein Hochplateau geblieben, das auch heute unmöglich, wie man geplant hat, in ein Meer verwandelt werden könnte. Ihre jetzige Physiognomie verdankt sie nicht dem Wellenschlag des Meeres, sondern atmosphärischen Einflüssen; Wind und Regen haben sie zernagt und zerklüftet und die Massen des Flugsandes erzeugt.

Und wie die Sahara, so sind auch höchst wahrscheinlich alle anderen Wüsten entstanden: eigenartige Gebiete, welche die Forscher an sich locken, welche sich durch tausend Eigentümlichkeiten auszeichnen und eine Welt für sich bilden. In diese Welt, die dem Menschen feindlich entgegentritt, die ihn mit Gefahren umgibt und nicht lacht, sondern ewig ernst und düster bleibt, wollen wir jetzt eindringen. Wüstenforscher, deren Namen ruhmvoll in der Geschichte der Entdeckungen eingetragen sind, mögen unsere Führer sein.

Gustav Nachtigals Reisen in der Sahara.

Von Tripolis nach Mursuk.

Im Jahre 1862 ging Dr. Gustav Nachtigal, der bis dahin Arzt in Köln gewesen war, nach der Nordküste von Afrika. Forschungsreisen lagen ihm damals durchaus fern; er war lungenkrank und wollte in Algerien, namentlich in Konstantine, Heilung finden. Im Jahre 1863 kam er aus Neugierde nach Tunis, wo er nicht nur die gesuchte Genesung fand, sondern auch als Leibarzt des damaligen Bey sich eine angesehene Stellung erwarb. Er blieb dort bis zum Jahre 1868, in welchem die durch politische Wirren verursachte Mißwirtschaft ihm den ferneren Aufenthalt in Tunis unangenehm gemacht und in ihm den Entschluß zur Rückkehr in die Heimat hervorgerufen hatte.

Da wollte es der Zufall, daß der berühmte Afrikareisende Gerhard Rohlfs auf seiner Reise nach Tripolitanien Tunis berührte. Er war Träger der Geschenke, welche König Wilhelm, damals noch nicht deutscher Kaiser, dem Scheich Omar, Sultan von Bornu, zu senden beschlossen hatte, in dankbarer Anerkennung des treuen Schutzes und der materiellen Unterstützung, welche derselbe deutschen Reisenden, Barth und Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlfs, stets so großmütig gewährt hatte. Wenn kein geeigneter Deutscher zur Uebernahme dieser Mission gefunden würde, so sollten die Geschenke dem alten bewährten Diener Barths und Rohlfs', Mohammed aus Quatrun in Fezzan, zur Ueberführung nach Bornu anvertraut werden.

Nachtigal übernahm diese Mission. Ihm fehlte zwar Erfahrung im Reisen und er beherrschte nach seiner eigenen Aussage keines der naturwissenschaftlichen Fächer, andererseits aber versprachen sein ärztlicher Charakter und seine Kenntnis der arabischen Umgangssprache und mohammedanischer Sitten ihm die Lösung der Aufgabe zu erleichtern. Er hatte diese Mission nicht nur ausgeführt, sondern im Laufe von fünf Jahren eine der berühmtesten und geradezu epochemachende Reise ausgeführt.



Dr. Gustav Nachtigal.

Tripolis war der Ausgangspunkt der Karawane. Unter den Begleitern Nachtigals befand sich auch ein Piemontese, Giuseppe Valpreda, der früher Koch und dann Bäcker in La Goletta gewesen war. Er hatte unter der rückgängigen wirtschaftlichen Bewegung des Landes, unter der Geldlosigkeit der Beamten und der Armut der Bewohner schwer zu leiden gehabt und sehnte sich lebhaft vom Platze seiner Enttäuschungen hinweg. Nachtigal kannte ihn als einen mutigen, in allen mechanischen Fertigkeiten sehr geschickten, praktischen Mann und entschloß sich, nach wiederholten Bitten Valpredas, ihn als Diener mitzunehmen.

Das Hauptinteresse nahm aber ein anderer Begleiter Nachtigals in Anspruch, der würdige Mohammed el Quatruni, der Gefährte Barths nach Timbuktu, der auch Gerhard Rohlfs nach Bornu und Mondara begleitet hatte.

„Mit achtungsvoller Scheu,“ schreibt Nachtigal, „betrachtete ich sein schwarzes rundes Antlitz mit den zahllosen Furchen, der kleinen Stumpfnase mit den weiten Nüstern,

den vereinzelten weißen und schwarzen Barthaaren, den großen Ohren und den treuen Augen. Der alte Mohammed war kein Mann vieler Worte, wie ich noch Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte; er war ein stiller, freundlicher, alter Mann, der den Freuden des Lebens nicht abhold war, aber selten aus seinem durch Natur und reiche Erfahrung bedingten Gleichmut heraustrat."

Am 17. Februar 1869 wurden die sechs Kamele der Expedition, zu denen Nachtigal noch zwei gemietet hatte, beladen. Gern hätte er ein Pferd gehabt, aber die Kosten, welche aus dem Transport seiner Gerste und seines Wassers erwachsen mußten, erlaubten ihm diesen Luxus nicht, und er beschloß, sich mit seinen natürlichen Fortbewegungsorganen und dem „Schiffe der Wüste" zu begnügen. Das stärkste der Kamele trug den rotsamtenen, an Lehne und Füßen reichvergoldeten künftigen Thronsessel des Herrschers von Bornu in seiner unförmlichen Kiste einerseits und die lebensgroßen Bildnisse König Wilhelms, der Königin Augusta und des Kronprinzen andererseits. Ein zweites Tier trug eine Partie Zündnadelgewehre mit entsprechender, schwerwiegender Munition friedlich neben einer Anzahl heiliger Schriften in arabischer Sprache, um deren Mitnahme Herr Robert Arthington aus Leeds in England gebeten hatte; ein drittes die übrigen Geschenke, welche in einer bronzenen Pendeluhr, goldener Taschenuhr mit Kette, einem Doppelfernglas, einem halben Dutzend gewöhnlicher silberner Taschenuhren, einem doppelt versilberten Theeservice, einigen Stücken Seide und Samt, einem Pfunde echten Rosenöls und einem solchen gewöhnlicherer Geraniumessenz, Rosenkränzen, Arm- und Hals-



Mohammed el Quatruni.

bändern von echten Korallen, zwölf Burnussen aus Samt, Tuch und feinem tunesischem Wollstoffe, einem Dutzend echt tunesischer Tarbuschs und einem Harmonium bestanden. Die übrigen Kamele waren mit den nötigen Reiseeffekten beladen und neben ihnen schritt das südliche Kamel Mohammed el Quatrunis, ein altersgraues Exemplar, welches seinen Herrn bereits von Bornu zurückgetragen, jetzt aber bereits stark gelitten hatte, so daß Nachtigal von Anfang an fürchtete, daß der alte Wüstensohn, der seine plebejischen Kameraden hoch überragte, das nächste Ziel nicht erreichen, sondern sein Leben fern von der Heimat auf der Landstraße endigen werde.

Vor den Thoren der Stadt inmitten einer reizenden Gruppe von Maulbeer-, Oliven- und Orangenbäumen wurde noch ein Abschiedsfest gefeiert, an dem sich Gerhard Rohlfs, sowie die meisten gebildeten in Tripolis ansässigen Europäer beteiligten, dann am andern Morgen zog Nachtigal in die Wüste hinaus nach dem fernen Sudan, aus dem er erst nach fünf Jahren an den Ufern des Nils auftauchen sollte.

Der Weg von Tripolis nach Bornu führt über Fezzan, ein sonderbares Land, das schon im Altertum unter dem Namen Phazania bekannt war, mitten in der Wüste liegt und aus einer Reihe von Oasen besteht. Es ist etwa 30 Tagereisen von Tripolis und 60 Tagereisen von Bornu entfernt. In Mursuk, der Hauptstadt dieses Gebietes, residiert ein von der Regierung in Tripolis angestellter Beamter, und seitdem die Türken von Fezzan Besitz ergriffen haben, verkehrt zwischen Mursuk und Tripolis eine Wüstenpost. Alle acht Tage reitet ein Bote, für den unterwegs an den Hauptstationen in den Oasen Ersatzkamele bereit gehalten werden, von Tripolis nach Mursuk ab; er trägt die Briefe in einer verschlossenen Posttasche und übernimmt gegen Vergütung auch Pakete, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß man auf ein Kamel eine Last von drei bis vier Zentnern laden kann.

Schon unmittelbar hinter Tripolis eröffnet ein etwa 16 Kilometer breiter Sandgürtel die Wüste, der Weg führt weiter über trockene Flußbetten, in denen einiger Pflanzenwuchs gedeiht, hinauf zu mittelhohen Ebenen, die dicht mit

kleinen Steinsplittern bedeckt sind und Sesir genannt werden; er durchkreuzt die von uns in der Einleitung geschilderten Steinwüsten oder „Hammâden", berührt kleinere Oasen, in denen noch einige Kastellruinen als Spuren römischer Herrschaft zu sehen sind, und übersteigt die ziemlich hohe Kette der „Schwarzen Berge". Sandstürme, die gelbe Sandhosen treiben, und Dünenketten treten schon dem Reisenden entgegen. Die Wüstennatur umfängt ihn und wirkt auf sein Gemüt ein. Stundenweit zieht sich die Serirebene hin in ihrer großartigen Einförmigkeit — nichts, woran das Auge haften könnte, bietet sie, auch nicht die leiseste Spur von Leben, ein vollständiges Bild der Leere und Unendlichkeit. Da ruft der Reisende aus: Nirgends fühlt der Mensch sich so klein und verloren, und doch wieder nirgends so stark und gehoben, als im Kampfe mit dieser hilflosen Verlassenheit im leblosen, scheinbar unbegrenzten Raume. Wüstenreisen machen den Menschen ernst und nachdenklich, und die echtesten der Wüstensöhne, die Tuarik und die Tubu, welche ihr ganzes Leben in diesem einsamen Kampfe gegen den weiten, wüsten Raum verbringen, haben ein fast finsteres Aussehen, zu dem keine harmlose Heiterkeit mehr zu passen scheint.

Schon hier in den ersten Abschnitten der Wüste sehnt er sich nach dem üppigen Grün der Pflanzungen zurück, und es ist schwierig, seine Gefühle zu schildern, die ihn erfassen, wenn er, der tagelang seine müden Glieder durch die Einöden der steinigen Wüste, über die ermüdenden Dünenzüge geschleppt hat, endlich am Horizonte die ersehnte grüne Linie der Rhaba, d. h. Pflanzung der Oase, erblickt. Gierig taucht er seine Blicke in die Farbe der Hoffnung und des Lebens, die Linie wird breiter und breiter und löst sich allmählich in ihre Bestandteile auf, deren Entwicklung er mit einem Genusse ohnegleichen verfolgt. Bald unterscheidet er die anmutigen Kronen der Palmen, die sich auf dem hohen, schlanken Stamme sanft hin und her wiegen, und ihm einen freundlichen Willomm entgegenzuwinken scheinen; schon wandert sein Auge prüfend von Gruppe zu Gruppe, wie sie sich in



Karte der Wüstenreisen von Dr. Gustav Nachtigal, Gerh. Rohlfs und Dr. O. Lenz.

ihrer bezaubernden Grazie vor ihm entfalten, um in der Wahl des Lagerplatzes ja nichts von ihrer Schönheit und ihrem Schatten zu verlieren. Noch ist ihm das Leben verschlossen, das sich im Schoße und Schutze des Haines regt, noch denkt er nicht an die materiellen Genüsse, die seiner warten: alle seine Sinne und Empfindungen sind befangen von der Anmut, der reizvollen Erscheinung dieser Herrscherin in den Oasen.

Er beschleunigt den Gang der Karawanentiere, indem er den Kopf jedes Kamels an den Schwanz des vorhergehenden befestigen läßt, um dadurch jeden überflüssigen Schritt der gern vom Wege abweichenden Tiere zu vermeiden; er beeilt sich, die Oase zu erreichen, denn auch sie birgt eigenartige Erscheinungen.

Ihr Boden ist mit Wasser durchfeuchtet; in größerer oder geringerer Tiefe quillt es in den gegrabenen Brunnen, und dieses Grundwasser allein läßt die Palmen gedeihen, läßt die Gärten grünen und auf den Getreidefeldern Weizen und Gerste sprießen. Die Dattelpalme ist hier in ihrem Element, sie hat ihren Fuß im Wasser und badet ihr Haupt in der Glut der Sonnenstrahlen. Sie braucht keinen Regen und auch die Bewohner der Oase wünschen ihn nicht herbei. Denn wenn dieser seltene Gast erscheint, so bringt er ihnen keinen Segen. Er wäscht den Salzgehalt des Bodens aus, und die salzige Nahrung ist der Dattelpalme schädlich und verdirbt die Frucht, die hier hauptsächlich die Menschen ernährt und selbst den Tieren verabreicht wird. Von ihrer Bedeutung kann man sich erst eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß bevorzugte Bäume selbst gegen vier Centner Früchte liefern und ein Centner Datteln durchschnittlich mit drei Mark bezahlt wird. Datteln und Kamelmilch bilden auch die ideale Nahrung des Wüstensohnes.

Für den ausgezeichneten Einfluß der Dattelnahrung auf den menschlichen Körper wurde in Mursuk stets der Vater des Kadi citiert, der einige Jahre vor Nachtigals Ankunft in ungewöhnlich hohem Alter gestorben war. Derselbe hatte während seiner besten Mannesjahre zehn Pfund Datteln

täglich gegessen, bis zu seinem Tode aber hatte er es keinen Tag unter fünf Pfund gethan. Der Reisende in der Wüste spart mit der Dattel die Arbeit, welche Getreide und andere Nahrung für ihre Zubereitung erfordern, dem Pferde ersetzt sie zeitweise die Gerste; das Kamel wird mit ihr ernährt, wenn es keine Futterkräuter hat; Ziegen und Schafe ge-



Krone einer Dattelpalme mit Früchten.

nießen sie mit Vorliebe und selbst der Hund findet großen Geschmack an ihr. Nur in einer Beziehung ist der Dattelgenuß mit Nachteil verbunden; die Dattel zerstört die Zähne. Nirgends in der Welt, bemerkt Nachtigal, ist die Caries derselben so häufig, wie in den Ländern, in denen der Mensch auf vorwaltende Dattelnahrung angewiesen ist, und selbst ganz junge Leute erfreuen sich dort oft keines einzigen intakten Backzahnes mehr.

Aber nicht allein der Palme, ihrer Wohlthäterin wegen ist den Oasenbewohnern der Regen unerwünscht. Er bedroht auch ihre Wohnstätten, die Hütten, die aus lehmiger Erde gebaut sind, und die wegen des Salzgehaltes im Baumaterial von einem einigermaßen reichlichen Regen hinweggewaschen werden.

An der Karawanenstraße von Tripolis nach Mursuk liegt die Ortschaft Temenhint reizend in der Mitte wundervoll gruppierter Dattelpalmen. Sie umfaßte während des Aufenthaltes Nachtigals daselbst 133 Häuser mit etwa 800 Einwohnern. Doch mehr als ein Drittel der aus Lehm gebauten Häuser, wie auch das Kasr, die Citadelle, waren im vorhergegangenen Sommer durch einen wolkenbruchartigen Regen zerstört worden, der nach Sonnenuntergang bei Westwind eintrat und in anderthalb Stunden sein Werk der Zerstörung beendet hatte. Sechs Menschen und 50 Tiere verloren das Leben bei dieser Katastrophe, die gewiß ebenso unerwartet, als in solcher Stärke unbekannt, die Einwohner kopflos gemacht hatte.

So bietet schon die vielbereiste Strecke von Tripolis nach Mursuk viel des Interessanten und Eigenartigen, obwohl in ihr die eigentlichen Wüstengefahren, denen der Reisende erst beim Betreten weniger oder gar nicht bekannter Gegenden begegnet, noch nicht in Betracht kommen.

Im Jahre 1869 war Nachtigal nicht der einzige europäische Reisende, der auf dieser Straße nach dem rätselhaften Sudan wanderte. Eine Dame, deren Ruf als Entdeckungsreisende bereits begründet war, Fräulein Alexandrine Tinne, war ihm von Tripolis aus vorangezogen. Sie war am 17. Oktober 1834 im Haag als Tochter eines Engländers und einer Holländerin geboren. Getäuschte Hoffnungen trieben sie in die weite Welt hinaus. Schon im Jahre 1856 und 1858 begleitete sie ihre Mutter nach Aegypten und unternahm im Jahre 1862 mit ihrer Mutter und ihrer Tante Adriana van Capellen ihre erste größere Reise nach dem oberen Nil, auf dem sie bis Gondokoro vorgedrungen war. Im Jahre 1863 brachen die drei Frauen,

von Heuglin und Steudner begleitet, von Chartum nach dem Gazellenflusse und Dschurr auf. Hier erlagen Mutter und Tante den Einflüssen des verderblichen Klima, und Fräulein Tinne setzte ihre Reisen allein fort. Im Jahre 1868 besuchte sie Algerien und im Jahre 1869 erschien sie in Tripolis, um über Bornu Innerafrika zu durchforschen und nach dem oberen Nil vorzudringen. Sie traf hier mit Nachtigal zusammen. Die erste Begegnung fiel recht kühl aus. „Eine solche Dame," schreibt Nachtigal in seinem Werke ‚Sahara und Sudan', „erfüllte mich zunächst nur mit scheuer Ehrfurcht. Meine tripolitanische Begegnung mit ihr war nicht geeignet, dies Gefühl wesentlich zu modifizieren. Ihre edlen, scheinbar kalten Züge, ihr distinguiertes, reserviertes Wesen müßten jeden, der sich infolge ihrer abenteuerlichen Carriere, wie sie sonst nur Männern vorbehalten ist, etwa ein emancipiertes Wesen vorgestellt hätte, zwar einerseits auf das angenehmste enttäuschen, vermöchten jedoch andererseits, bei oberflächlicher Bekanntschaft wenigstens, nicht zu erwärmen. Ihre Begleitung bestand aus zwei holländischen Seeleuten, Kes Ootsmans und Ary Jacobse, einigen ihr gehörigen Negern vom oberen Nil, algerischen Frauen, Arabern aus Tunis und Algier, freigewordenen Negersklaven, die unter ihrem Schutze ihre Heimat wiederzugewinnen hofften, und Adolf Krause, einem jungen Deutschen, der in seinem Enthusiasmus für Afrikareisen das heimatliche Gymnasium verlassen und in Tripolis den verhängnisvollen Kontinent erreicht hatte. Die Stadt war erfüllt von dem Rufe ihres Reichtums, und schon damals war sie nur unter der Bezeichnung Bent el-Re, d. h. die Tochter des Königs, bekannt, die sie bis zu ihrem tragischen Untergang behalten sollte. Ihre großen Mittel und ihr zahlreiches, zusammengewürfeltes Gefolge ließen mir die gemeinschaftliche Reise nach Mursuk, unserem nächsten Ziele, nicht besonders wünschenswert erscheinen, und ich ließ sie, da sie ihre Vorbereitungen beendigt hatte, vorausreisen, zumal die vollständige Sicherheit, welche in den tripolitanischen Staaten herrschte, es gestattete, allein zu gehen."

In Mursuk trafen beide zusammen, und da sie hier eine längere Zeit verweilen mußten, wurden sie befreundet, aber die Pläne, die sie in der Wüstenstadt für die gemeinschaftliche Reise nach Bornu entworfen hatten, sollten niemals in Erfüllung gehen.

Wüstenstadt — Mursuk verdient diesen Namen; denn es zählt etwa 600 Hausstände, die eine Einwohnerschaft von 3500 Seelen beherbergen; es ist mit einer aus Lehm errichteten Ringmauer umgeben und wird von einer mächtigen Citadelle bewacht.

Am Morgen des 27. März lag die Oase Mursuk mit der Stadt und den Gärten wie eine weite Thalebene vor den Blicken Nachtigals ausgebreitet, und nicht ohne Widerstreben passierten die seit lange der Städte entwöhnten Kamele das Hauptthor, um die breite Hauptstraße Mursuks zu betreten, welche mit dem stolzen Baue der Kasba oder Citadelle abschließt. Auch hier waren die Häuser aus Erde erbaut und noch leichter vom Regen wegzuwaschen als die anderer Ortschaften, da der Boden der Umgebung sehr salzhaltig ist; aber sie machten einen ansehnlicheren Eindruck, denn viele hatten ein Stockwerk mit regelmäßigen Fensteröffnungen, die, wenn auch nicht durch Glasscheiben, doch durch Laden verschlossen werden konnten. Die Palme hatte für Laden und Thüre zumeist das Material geliefert, man sah aber hier und dort auch welche, die aus europäischem Nutzholz gearbeitet waren.

In der Mitte der Straße, an der Ecke einer Nebengasse, lag das Häuschen, das der Hadsch Brahim um den Preis von acht Mark monatlich für Nachtigal gemietet hatte. Es war die traurige Aussicht vorhanden, daß er dasselbe lange bewohnen würde, da eine Karawane nach Bornu vor einigen Monaten abgegangen war, und die allgemeinen Handelsverhältnisse in jenem Lande zur Zeit nicht so verlockend auf die nordischen Kaufleute wirkten, daß bald wieder eine Reisegesellschaft zu finden erwartet werden könnte. Das Häuschen erfreute sich ebenfalls eines Stockwerkes oder wenigstens eines Zimmers mit Vorsaal auf der Höhe der Terrasse.

Eine Treppe, die sehr primitiv und schon zerbröckelt war, führte zu einer Art Vorsaal hinauf, aus dem eine Thür auf die Terrasse, d. h. das platte Dach des Hauses, soweit dasselbe kein oberes Stockwerk trug, und eine andere in das von drei Fenstern erhellte Zimmer führte. Dies wählte Nachtigal zu seinem ständigen Aufenthalte. Der Hadsch Brahim hatte darauf gerechnet und das ganze Zimmer schon mit Strohmatten auslegen lassen. Sofort ließ Nachtigal sein Bett daselbst aufschlagen, stellte durch zwei große, in entsprechende Entfernung von einander gestellte Kisten und eine dritte niedrigere, welche den sich zugekehrten Rändern jener auflag, seinen Schreibtisch und aus einer auf die Seite gestellten Kiste seinen Stuhl her, deckte einen Teppich auf die Erdbank, welche in einer Ecke des Zimmers die Stelle des Kanapees vertrat — kurz, richtete sich alsbald so wohnlich als möglich ein.

Wie lebt es sich wohl in einer solchen Wüstenstadt? Die Umgebung bietet keine Reize und die Stadt keine Sehenswürdigkeiten von Belang. An der Hauptstraße erblickt man einige säulengetragene Hallen, in denen die Stände der Kaufleute aufgestellt sind, und wo auch der tägliche Markt abgehalten wird; jenseits dieses Bazars die Wohnung des Paschas, weiterhin die Hauptwache mit ihrer von Holzsäulen getragenen Vorhalle; dann die ärmliche Moschee mit einer Palme im Hofe — das sind keine Bauten, die unser Interesse besonders in Anspruch nehmen.

Am meisten fesselt uns noch die Citadelle — die Kasba —, die für die Fezzaner Verhältnisse in wahrhaft großartigem Maßstabe ausgeführt ist. Vor allem imponiert uns das mächtige, aus Erde gebaute Kastell in ihrer Mitte, in dem sich geräumige Wohnungen und ein Sitzungssaal für den „Großen Rat“ befinden. Oben auf dem Dache neben dem Flaggenstocke bietet sich ein weiter Rundblick auf die Dächer der Stadt und die eintönige, nichts weniger als pittoreske Landschaft.

Auf den Dächern! Wie zauberisch klingt das Wort, wenn wir uns in andere Gegenden versetzt denken. Welch

ein Leben herrscht auf den Dächern von Sansibar, wenn die Tropennacht majestätisch einbricht, dort werden sogar Liebesintriguen angeknüpft und Kaufleute entführen Prinzessinnen, und was für einen Ausblick genießt dort das Auge, das über die Unzahl von Häusern zu dem Palaste des Sultans, dem elektrischen Leuchtturm, dem menschenbelebten Hafen und dem unendlichen Meer hinüberschweift! Wie anders, einförmig ist es hier.

„Vor meinem Fenster,“ schreibt Nachtigal, „sah ich auf eine altersgraue, hohe Dattelpalme im Hofe der Moschee; sie war eine der wenigen, welche das Innere der Stadt schmückten. Sonst hatte alles eine fahle Färbung, war grau in grau gemalt. Ermüdet schweifte das Auge von der Höhe der Terrasse des Hauses über die platten Dächer; vergebens suchte es Erfrischung in dem Gegensatze einer klar-blauen Färbung des Himmels. Staub lagerte auf allem, hüllte alles in seinen grauen Schleier, und auch an klaren Tagen verlor der Himmel seine weißliche Färbung nicht. Mit der steigenden Sonne erhob sich der Wind und genügte, selbst wenn er nicht Sandtromben mit sich führte und alles mit dicken Lagen Sandes überschüttete, fast immer, den feinen Staub des Alluvialbodens von Mursuk aufzuwühlen und mit ihm die Atmosphäre zu erfüllen. Hierbei erhielt die breite Hauptstraße einen unendlich viel trüberen Charakter als die engen Gassen, in denen wenigstens die Augen auf den Häuserreihen, wenn dieselben auch gerade nichts Heiteres an sich hatten, haften konnten.

„Das menschliche Leben und Treiben konnte an und für sich auch nicht sehr mannigfaltig sein an einem Orte, der rings von Wüste umgeben ist und seine Bedeutung als Handelsplatz seit lange eingebüßt hat. Die bedeutenden, noch aus besseren Zeiten stammenden Kaufleute der Stadt waren Fremde, Berber aus Audschila und Sogna, Araber aus Tripolis oder Hun, und litten als solche von dem Sumpfklima. Erdfahl oder gallig gelb, mit bleichen Lippen und matten Augen, schlichen sie kraftlos und apathisch ihren Geschäften nach und trugen durch ihre Erscheinung noch zur

Herabstimmung des Gesamteindruckes bei. Selbst ihre Kleidung, die grauen und graubraunen Shawls, die fahlblauen Hemden harmonierten in ermüdender Weise mit der Physiognomie ihrer Träger und der Stadt."

Auch das Kaffeehaus am Eingange des Bazars, in dem ein zweifelhaftes Getränk für 2½ Pfennig die Tasse ver-



Gruppe von Frauen und Mädchen aus Mursuk.

kauft wurde, lockte nicht den Fremden, denn nur die Soldaten der Garnison waren in ihm ständige Gäste. Nur der Markt, der von Kindern glücklicherer Himmelsstriche besucht wurde, zeigte Bilder der Heiterkeit und Lebenslust.

Auch das Arbeiten zu Hause war lästig, obwohl es erst Frühling war und die Hitze noch nicht ihren höchsten Grad erreichte. Aber gerade um diese Zeit erschienen Scharen von kleinen Quälgeistern; das Treiben der Fliegen hatte seinen Höhepunkt erreicht. In der größten Winterkälte

nimmt dasselbe an Lebhaftigkeit ab und im Hochsommer erstirbt es ganz. Jetzt waren die Tiere zum Verzweifeln hartnäckig, besonders auf der Tageshöhe, wo sie, von der Hitze gelähmt, sich nicht einmal leicht verscheuchen ließen. Das Tintengefäß mußte verschlossen gehalten und bei jedem Eintauchen der Feder vorsichtig geöffnet werden; beim Genusse einer Tasse Kaffee, eines Glases Labti (Dattelwein) mußte die freie Hand ununterbrochen bestrebt sein, die massenhaft andringenden Insekten zu verjagen, und nicht selten drang bei unvorsichtigem Sprechen eine Fliege mit der Inspiration bis zum Kehlkopf.

Es sei hier gestattet, Nachtigals Mitteilungen über die Verbreitung anderer an den Menschen gebundenen Insekten einzuschalten.

Wenn die Fliegen ihn bei Tage bisweilen fast zur Verzweiflung brachten, so erfreute er sich während der Nacht einer um so ungestörteren Ruhe, da die Wüstenortschaften einer absoluten Immunität genießen gegen eine Landplage, welche den Frieden der Menschen sowohl auf der Nordküste Afrikas, als auch im Sudan erheblich beeinträchtigt, gegen die der Flöhe. Die Südgrenze des nordischen Flohs ist Bu N'dscheim. Die oft mit dem Floh gleichzeitig genannte Laus findet dagegen alle Bedingungen zu der diesem Tierchen eigentümlichen rapiden und massenhaften Vermehrung. Zwar nimmt die Kopflaus merklich ab, doch die Kleiderlaus ist so unzertrennlich vom Menschen, daß man den exorbitanten Anspruch, frei von ihr bleiben zu wollen, nur bei längerem Aufenthalte an einem Orte mit einigem Erfolge aufrecht zu erhalten vermag. Nicht selten wurde Nachtigal von Arabern gefragt, ob es wahr sei, daß die Christen frei von diesem Ungeziefer seien, wobei er zu seiner Verwunderung bemerkte, daß sie die vermeintliche Läuselosigkeit durchaus nicht für einen Vorzug, sondern eher für eine göttlicherseits beabsichtigte Vernachlässigung zu halten schienen. Auch die Wanzen fehlen nicht in den Wüstenortschaften, und die Motten entwickeln einen Grad von Zerstörungsfähigkeit und Gefräßigkeit, wie er kaum irgendwo sonst vorkommen dürfte.

Inzwischen rückte die Jahreszeit vor; die kühlenden Nordwinde hörten mehr und mehr auf, die Kraft der Sonnenstrahlen wuchs und schon Ende April konnte Nachtigal 30° C. im Schatten verzeichnen. „Ununterbrochen sendete später die Sonne ihre glühenden Strahlen von dem wolkenfreien Himmel auf die schattenlose Stadt, während der Wind nicht, wie in anderen Gegenden, Kühlung zu bringen vermochte, sondern alles in Staub und Sand hüllte. Die Sonne vermochte nur undeutlich als weißlicher Fleck mit verschwommenen Rändern ein kümmerliches Licht durch den dichten Schleier zu senden, und die ganze Natur erschien fahl, farblos, unheimlich.“

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die beiden sich geistig ebenbürtigen Menschen, Nachtigal und Fräulein Tinne, die anfängliche Kühle und Zurückgezogenheit mit freundlicherem Entgegenkommen vertauschten. Fräulein Tinne wohnte gleichfalls in der Hauptstraße, ihrem Reichtum entsprechend in einem der größten Häuser. Nachtigal besuchte sie öfters und nun genoß er auch in Mursuk herrliche Abende auf der Terrasse, die er selbst mit stimmungsvollen Worten schildert:

„Wenn gegen Sonnenuntergang der Wind schwieg und die Sonne wenigstens ihren Scheidegruß sichtbar zu uns gesendet hatte, traten die umgebenden Konturen und bestimmten Färbungen wieder hervor; der Himmel erblaute wieder für die kurze Zeit bis zur schnell hereinsinkenden Nacht; bald tauchten aus der dunkelnden, fleckenlosen Wölbung über uns die Sterne in ungewohnter Klarheit hervor und der Mond stellte nicht mehr die bleiche Scheibe meiner Heimat dar, sondern schwebte als wunderbar leuchtende Kugel durch den Weltraum. Dann war es schön auf der hohen Terrasse über der schweigenden Stadt. In wunderbarer Schärfe zeichneten die Dattelpalmen in der Umgebung bei der scheidenden Sonne nicht bloß ihre herrlichen Formen von unnachahmlicher Grazie gegen den geklärten Himmel, sondern jede Fieder des Blattes wurde sichtbar. Alles schien nähergerückt und vergrößert; die fern am Horizonte auf-

tauchenden Menschen, wie die heimkehrenden Kamele erschienen fast in gespenstischer Größe. Auf der Höhe der klarsten, wind- und staubfreiesten Tage hatte man nie eine Transparenz der Atmosphäre wie gegen Abend. Allmählich versanken die ferneren Gegenstände in die allgemeine Dunkelheit; nur die vereinzelten Palmen der Stadt warfen geisterhafte Schatten auf die im Mondlicht erglänzenden platten Dächer, und im Hintergrunde erhob sich gigantisch die massige Kasba.

„Unser lebhaftes Gespräch über unsere Pläne der Zukunft und über die erfahrungsreiche Vergangenheit meiner Freundin, über unsere Heimat und die übrige Welt unterlag dem Einflusse der zauberischen Stille und verrann allmählich. Je mehr wir äußerlich verstummten, desto mehr versanken wir in Träumereien, bis die fernher in melancholischer Weise durch die Nacht tönende Debbeda uns zur Wirklichkeit zurückrief und mich zum Aufbruch mahnte.“

Nachtigal und Fräulein Tinne hatten beschlossen, falls bis Ende des Sommers keine Händlerkarawane von Mursuk nach Bornu aufbrechen sollte, zusammen dorthin zu ziehen. Fräulein Tinne hatte inzwischen nach Europa wegen Geschenken für den Sultan von Bornu und um einen Vorrat von Maria-Theresiathalern geschrieben. Müßig konnten bis dahin die beiden unternehmenden Geister nicht bleiben, jeder wollte inzwischen eine „kleine“ Wüstenreise unternehmen: Fräulein Tinne beabsichtigte, die Tuarikstämme in der Oase Ghat aufzusuchen, Nachtigal wollte dagegen in das bis dahin noch von keinem Europäer betretene, südöstlich von Fezzan gelegene Bergland Tibesti, in dem die wilden Tubu hausen, vordringen.

Die Ausführung dieser Pläne erlitt jedoch eine unliebsame Verzögerung. Mursuk ist kein gesunder Ort. Er liegt mitten in Salzsümpfen, welche das Malariagift erzeugen und die angekommenen Weißen mußten ihrerseits dem Klima ihren Tribut entrichten.

Nachtigal, der selbst Arzt war und seine Diät zu regeln verstand, hatte sich verhältnismäßig gut durchgearbeitet und

erst im Monat Mai erreichte ihn, und zwar in sehr heftiger Weise, das Schicksal der Malariavergiftung.

Alexandrina Tinne dagegen hatte sehr bald nach ihrer Ankunft in Mursuk Fieberanfälle gehabt und sich später eine Blinddarmentzündung zugezogen, welche die Kräfte der zwar energischen, aber sehr delikaten Dame aufs äußerste erschöpfte.



Tuariks.

Erst der wochenlangen sorgfältigsten Behandlung Nachtigals war es gelungen, sie so weit zu stärken, daß sie sich zum neuen Leben aufschwang.

Nun gingen beide an die Ausführung ihrer Pläne. Während Nachtigal bei den Fezzanern ein geradezu herzliches Entgegenkommen fand, wurde Alexandrina Tinne trotz ihrer besten Empfehlungen, ihres Reichtums und des Titels „Königstochter“ doch mit kühler Zurückgezogenheit

behandelt. Der harmlose Umstand, daß sie nicht verheiratet war, bildete nach den landläufigen Begriffen einen Makel oder wenigstens ein Rätsel in den Augen der Mursuker Herren, die sich eine Frau, und dazu eine reiche, ohne Mann nicht denken konnten. Sie glaubten fest, dem ledigen Stande der Königstochter unnatürliche Gründe unterschieben zu müssen. Die unsinnigsten Gerüchte cirkulierten über diese Frage bei den Leuten, und unter diesen fand am meisten dasjenige Anklang, welches sie beschuldigte, einen verzauberten Mann in Gestalt ihres riesigen Lieblingshundes bei sich zu führen, der nur unter dem Dunkel der Nacht eine menschliche Gestalt annähme. Als dieses brave Tier im Laufe des Mai an Altersschwäche starb und seine Herrin einen dort unbegreiflichen Schmerz über seinen Tod zur Schau trug, zweifelten nur wenige Skeptiker mehr an der Richtigkeit dieser Annahme.

Ein solcher Ruf ist in einem abergläubischen Lande nicht immer günstig, und so trat Fräulein Tinne ihre Reise zu den Tuariks unter eigenartigen Umständen an, obwohl an und für sich keine Gefahr zu befürchten war, da sie sich auf Empfehlungen eines Tuarikhäuptlings stützte und diese Söhne der Wüste in dem Rufe stehen, das einmal gegebene Wort nicht zu brechen. Die Reise Nachtigals galt dagegen von Anfang an als ein gewagtes Unternehmen, denn die Tubu waren räuberische Nomaden, bei denen Raub und Mord auf der Tagesordnung standen.

In Tibesti.

Südöstlich von Fezzan erhebt sich in der Wüste ein felsiges Gebirge; die Araber nennen es Tibesti. Seit uralter Zeit kannte man die Bewohner desselben, denn die Tubu kamen mit ihren Kamelen in die benachbarten Oasen, kamen als Freunde und Händler oder erschienen plötzlich als räuberische Horden, die mit dem geraubten Gut plötzlich verschwanden und in ihrem mitten in der Wüste liegenden Gebirgslande vor jeder Verfolgung sicher waren. Gute

Eigenschaften konnte man ihnen nicht nachrühmen, und selbst die Karawanen, die in früheren Jahrhunderten über Tibesti von dem Sudanreiche Wadaï nach Fezzan zogen, verließen mit der Zeit diese Straße, da sie das Durchzugsrecht durch jenes Land zu teuer erkaufen mußten.

Die Araber nannten dies Volk Tubu-Reschade, d. h. Felsentubu, und behaupteten, daß das Land felsig, von hohen Bergen durchschnitten und außerordentlich arm sei; man erzählte sich, daß in ihm heiße Quellen und Schwefelfelder vorhanden sein sollten, aber kein Forschungsreisender hatte es besucht und beschrieben, seit Jahrtausenden war es in einen dunklen Schleier verhüllt und niemand wagte ihn zu lüften. Die Araber Fezzans widerrieten von einem solchen Vorhaben allen Vorgängern Nachtigals auf das entschiedenste, da der verräterische Charakter der Tubu berüchtigt war und diese selbst Fremden jeden Zutritt verweigerten.

Während nun Fräulein Tinne zu den Tuariks zog, unternahm Nachtigal seine Reise nach Tibesti, die, was die Größe der bestandenen Gefahren anbelangt, zu den hervorragendsten aller Wüstenreisen zählt.

In den Oasen Fezzans hielten sich damals einige Tubu auf und zwei Edle dieses Volkes, Kolokomi und Bu-Zeïd, schlossen mit Nachtigal einen Vertrag ab, laut dem sie ihn durch das ganze Tibesti führen und wieder nach Fezzan zurückbringen sollten. Kolokomi war nach Mursuk gekommen und verpflichtete sich hier vor den fezzanischen Behörden Nachtigal gegenüber. Er war ein kräftiger Mann von vierzig und einigen Jahren, von guter Mittelgröße, dunkel braunfarbiger Haut und rundem Gesichte, dessen Züge und voller Bart nichts Negerhaftes im gewöhnlichen Sinne des Wortes an sich trugen. In seiner Begleitung befand sich ein dunkler gefärbter Vetter Namens Wolla.

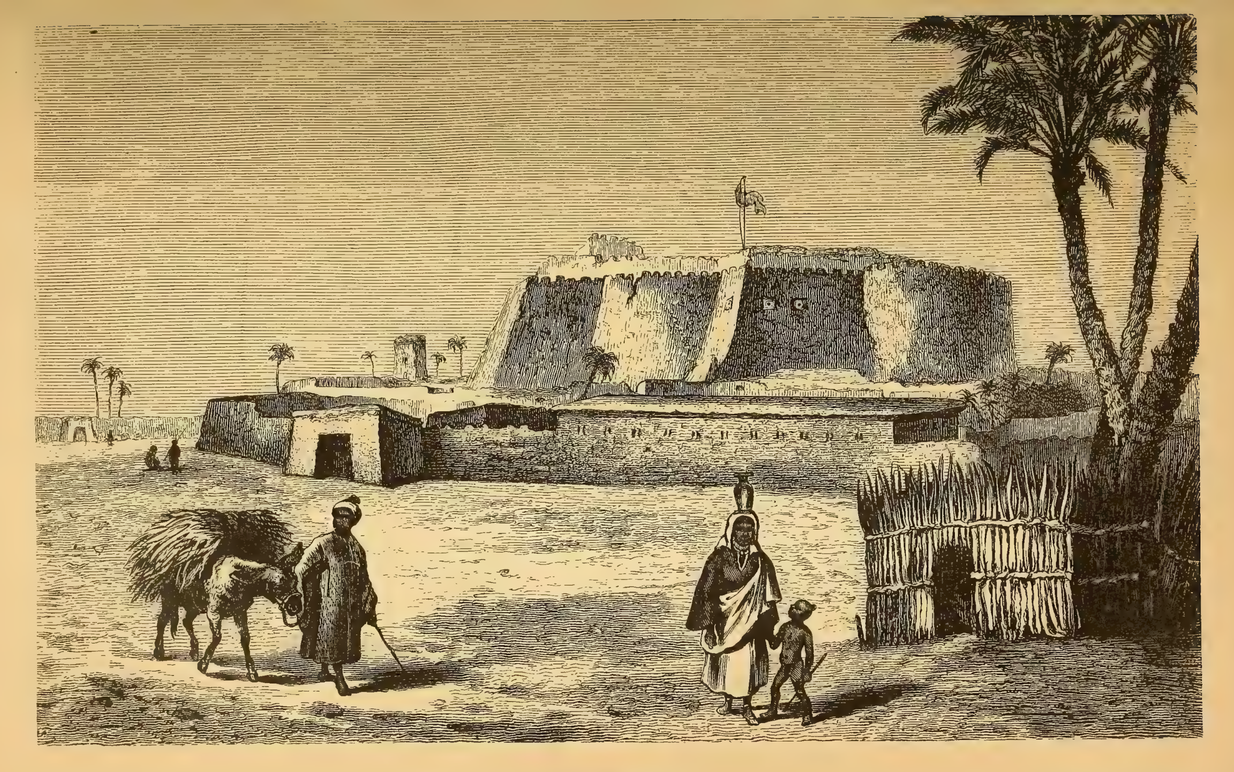
Am 24. Mai wurde der Vertrag mit Kolokomi geschlossen und diesem eine Belohnung von 80 Mahabub (ungefähr 300 Mark) zugesagt, von welcher Summe ihm die Hälfte bei Beginn der Reise, die andere Hälfte aber nach erfolgter Rückkehr ausgezahlt werden sollte.

Der zweite Führer Bu-Zeïd hielt sich in der weiter südlich gelegenen Oase von Quatrun, der Heimat des Bui Mohammed, des alten Dieners Barths, und mußte dort aufgesucht werden.

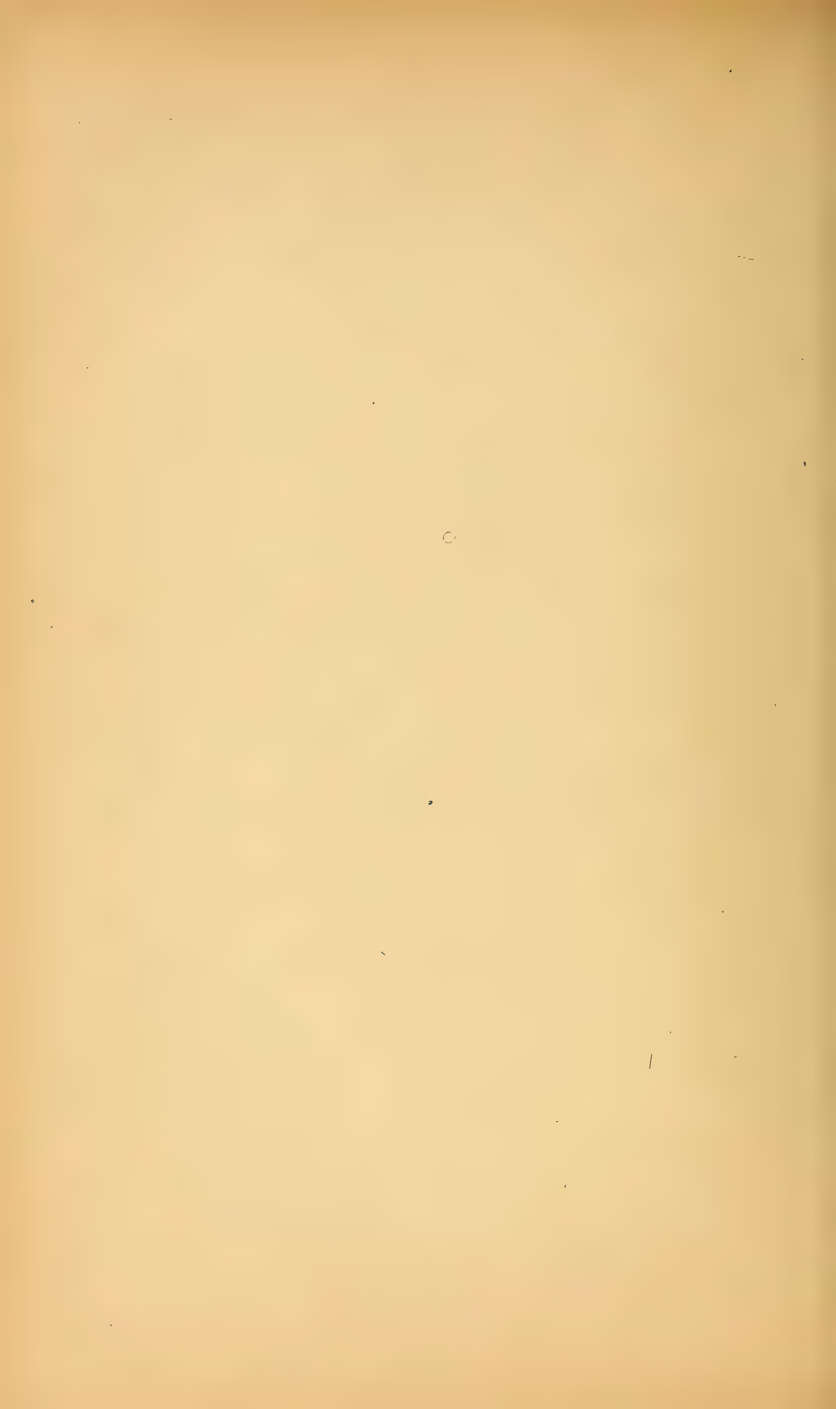
In Mursuk wurden Geschenke für die Edlen Tibestis, deren Zahl vorläufig zu sieben angenommen wurde, sowie für den Herrscher des Landes Tafertemi besorgt. Diese bestanden in einem halben Dutzend roter Tuchburnusse und drei indigogefärbten, schwarzblauen Sudangewändern. Außerdem wurden noch ein Dutzend roter tunesischer Mützen, Musselinstoff zu weißen Turbanen für etwa zwölf Personen, etwas Benzoë zum Räuchern, eine ansehnliche Menge Tabak und einige Stücke des Cham genannten, angebleichten europäischen Baumwollenstoffes mitgenommen. Die Geschenke König Wilhelms für den Sultan von Bornu wurden indessen unter Obhut der fezzanischen Behörden in Mursuk zurückgelassen.

Außer den Tubugefährten begleiteten noch Nachtigal auf diesem Zuge Giuseppe Valpreda, Bui Mohammed und zwei schwarze Diener Ali el-Fezzani und Sa'ad.

Am 6. Juni verließen die Reisenden Mursuk, um zunächst nach Quatrun zu ziehen. Schon der Beginn der Reise war nicht besonders glücklich. Am nächsten Tage rastete die Karawane in der Oase Bidan. Die schwarzen Diener hatten sich eine ansehnliche Quantität von Labki, gegorenem Palmensaft, verschafft und Ali und Sa'ad sich bald in einen unzurechnungsfähigen Zustand versetzt. Der würdige Bui Mohammed vergaß zwar seine Würde nicht so weit, heiterte sich jedoch genugsam an. Nachtigal war indessen im Schatten einer Dattelpalme sanft entschlummert und erwachte selbst dann nicht, als die fortschreitende Sonne ihre Strahlen auf seine nackten Füße und Unterschenkel herabsandte, während seine Begleiter begreiflicherweise kein Auge für seine Gefahr hatten. Nach dem Erwachen empfand er einen dumpfen Schmerz und ein eigentümliches Gefühl von Schwere in beiden Füßen, die ersten Symptome einer Entzündung, welche ihm einige qualvolle Tage bereiten sollte.



Kasba von Murſuk.



Auf den geschwollenen und heftig schmerzenden Gliedern war eine ausgedehnte Blasenbildung eingetreten, so daß jeder Gebrauch derselben unmöglich wurde. Wie glühendes Blei hingen Nachtigals Beine auf die Schultern der Kamele herab und jede zufällige Berührung derselben mit den Knochen des Tieres oder dem Holze der Kiste, auf denen er saß, verursachte Schmerzen, die ihn fast der Besinnung beraubten.

In Quatrun erschien der zweite Tubu-Edle, Bu-Zeïd, ein noch junger magerer Mann von gelblich dunkler Hautfarbe und ovalem Tubugesicht; er war sehr ernst und verständig, aber auch äußerst zähe in seinen persönlichen Ansprüchen. Daß er, der angesehener als Kolokomi sein sollte, einen höheren Lohn als dieser für sein Geleite beanspruchen würde, darauf war Nachtigal gefaßt und bewilligte ihm 100 Mahabub, von denen ebenfalls die Hälfte vor der Abreise bezahlt werden sollte. Bu-Zeïd stellte aber noch ganz andere Anforderungen. Die Geschenke, welche Nachtigal für die Edlen von Tubu aus Mursuk mitgebracht hatte, erschienen ihm viel zu geringfügig; er erhöhte gleich die Anzahl der zu beschenkenden Edlen von sieben auf dreizehn, und als Nachtigal dagegen Einwand erhob, ließ er durchblicken, daß eigentlich ein jeder Bewohner Tibestis an den Fremden Anspruch erheben dürfte. Die Leute von Quatrun, welche mit den Tubu in näheren Handelsbeziehungen standen und unter denen sich auch einige Tubu niedergelassen hatten, bekräftigten diese Anschauung und waren der Meinung, daß jedermann, der ohne besondere Familienverbindungen das Land Tibesti besuche, notwendig mit nichts wiederkehren müsse. So sah sich Nachtigal, wenn auch mit schwerem Herzen, genötigt, seine Vorräte zu vergrößern, wobei die Murabidijà von Quatrun die Notlage des Reisenden durch Stellung möglichst hoher Preise auszunützen bestrebt waren.

Endlich konnte an Aufbruch gedacht werden. Kaum aber wurden die Füße Nachtigals besser, so wurde zunächst das linke und dann das rechte Auge von einer Entzündung befallen und außerdem erfuhren seine Begleiter, daß die in den Oasen herumvagabundierenden Tubu beschlossen hätten,

an einem unterwegs gelegenen Brunnen die Reisenden zu überfallen und auszuplündern, bevor diese Tibesti erblickt hätten. Bu-Zeïd und Kolokomi wählten darum einen anderen Weg, der durch wenig begangene und zum Teil ihnen selbst nicht bekannte Wüstengegenden führte.

Die Augenentzündung Nachtigals war gerade in Heilung übergegangen, als die kleine Karawane am 27. Juni sich dem Tümmogebirge zuwandte, das den Bergen Tibestis vorgelagert ist. Durch welches Land sollten sie ziehen?

Kolokomi war Führer; er behauptete, daß zwischen dem leicht zu überwindenden Tümmogebirg und den ersten bewohnten Thälern Tibestis die Felsengegend Afafi liege. In dieser sollten sich zahlreiche Flußthäler mit ausgezeichnetem Kamelfutter und auch Brunnen befinden. Die Einwohner Tibestis sollten ihre Kamele dorthin zur Weide führen und Kolokomi selbst war durch jene Gegend einmal in seiner Jugend nach dem Tümmo gezogen, obwohl eine übliche bereiste Karawanenstraße nicht vorhanden war. Nach den Berechnungen Kolokomis mußte man den ersten Brunnen spätestens am Ende des zweiten Tages erreichen.

Der Tümmo wurde überschritten. Die Reisenden zogen über ein hügeliges sandiges Terrain, das allmählich dürrer, steiniger und ebener wurde. Es war eine jungfräuliche, wohl noch nie von Menschen betretene Wüste. Nirgends fand man Wegspuren, nirgends die A' alam, von Menschenhand aus Stein aufgetürmten Merkzeichen, vergebens spähte das Auge nach auffallend geformten Bergen, welche die Schritte des Wanderers leiteten. Es war der 28. Juni. Ein starker Sandwind blies durch die Wüste und man mußte nach einem dreistündigen Marsche rasten, da der Führer bei dem verschleierten Horizont leicht die Wegrichtung verfehlen konnte.

Gegen Abend wurde weiter marschiert; nach fünf Stunden stieß man auf eine Strecke, die mit notdürftigem Kamelfutter bewachsen war und nächtigte an derselben. Der Wind legte sich und eine Klärung der Atmosphäre bot den erwünschten Fernblick, aber vergebens spähten die Augen

Kolokomis nach dem Ziel der Reise. Anstatt der Verkündigung, daß der Brunnen nahe sei, gab er vielmehr seinen Gefährten die Warnung, sie sollten nicht verschwenderisch mit dem Wasser umgehen, da der Weg noch weit sei. Der Rat kam etwas spät, denn auf die sichere Ortskenntnis ihres Führers und nur zwei wasserlose Tage zählend, hatten die Reisenden mehr als die Hälfte ihrer sechs Schläuche geleert.

Schon vor Sonnenaufgang des 29. Juni wurde der Marsch fortgesetzt. Vorwärts ging es über wüste steinige Ebenen, durch sandige Erosionsthäler mit ihren tafelförmigen, niedrigen Erhebungen und über endlose Strecken, welche mit grauschwarzen Steinplatten bedeckt waren, denen der Fuß oder der aufstampfende Wanderstab oder Lanzenschaft einen metallischen Klang entlockte. Nach sieben Stunden wurde geruht; aber Kolokomi rief bald wieder zum Aufbruch und trieb mit einer fieberhaften Hast Tiere und Menschen an. Endlich gegen Abend erblickte er den so lange vergeblich gesuchten Bergkegel, aber auch jetzt gönnte er der Karawane keine Ruhe; im Gegenteil, seine Hast nahm noch zu. Und die Nacht brach ein und Kolokomi gestattete keine Ruhe. Da wurde Nachtigal mit banger Ahnung erfüllt. Kolokomi hatte die Entfernungen überschätzt, oder war nicht einmal der Richtung des Weges sicher! Und dann: er suchte nach einem Brunnen, den er vor vielen Jahren gesehen hatte. Konnte dieser nicht längst verschüttet sein?

Man befand sich dabei in der Mitte des Sommers. In dieser Jahreszeit bedeutet eine zweitägige Wasserentziehung fast sicheren Tod, und wie lange würde wohl noch der Vorrat in den Schläuchen reichen? Nicht nur der Durst der Menschen verschlang ihn — auch die trockene, sengende Wüstenluft verzehrte ihn. Trotz des vorzüglichen Zustandes der Schläuche verdunstete das Wasser in besorgniserregenden Mengen. Im Laufe des folgenden Tages mußte der Wasservorrat trotz der größten Sparsamkeit erschöpft sein.

Unter diesen entmutigenden Umständen türmte sich den Wüstenreisenden beim Einbruch der eigentlichen Nacht ein neues Hindernis entgegen: eine Bergmasse, die Kolokomi,

in einer Schlucht vordringend, übersteigen wollte. Nach langem fruchtlosen Ringen mußte jedoch die Schlucht als unübersteiglich verlassen werden. Eine zweite und dritte Angriffsstelle erwies sich gleichfalls unpassierbar, und die Kamele, welche seit langer Zeit keine ordentliche Nahrung eingenommen hatten, zeigten deutliche Spuren der Ermattung.

Um 3 Uhr morgens wurden weitere Versuche eingestellt und man erwartete den Anbruch des Tages, um inzwischen neue Kräfte zu sammeln. Ein erneuter Versuch, einen Paß zu finden, schlug wieder fehl und erst jetzt wurde beschlossen, die Bergmasse zu umgehen. Gegen 8 Uhr morgens den 30. Juni war diese Operation vollendet, aber der orientierende Blick in die Landschaft brachte neue Besorgnisse. Die wasserspendenden Berge von Afafi erschienen bei der Morgenbeleuchtung viel weiter entfernt als am vergangenen Abend und außerdem war in der Dunkelheit der Nacht eine falsche Richtung zu sehr nach Osten eingeschlagen worden.

An diesem Tage wagten die Reisenden nicht mehr, den Kamelen den Weitermarsch unter dem Einflusse der Sonne zuzumuten und rasteten in einer Bodensenkung. Hier wurde der Wasservorrat bis auf einen kleinen Rest für die Zeit der größten Not verzehrt.

Gerhard Rohlfs erzählt, daß er auf einem sommerlichen Wüstenmarsche 10 Liter Wasser an einem Tage getrunken habe, Nachtigal verfügte am 30. Juni über 10 Liter, die er mit fünf Gefährten zu teilen hatte, während Kolokomi und Bu-Zeïd für ihre Personen nur noch ganz geringe Mengen besaßen. In der glühenden Hitze hatte dieses Wasser kaum den Durst löschen können, aber trotzdem mußten sich die Reisenden aufraffen und vorwärts streben über Stein und Sand, über Schluchten und Felsen. Oft mußten sie umkehren, um Terrainschwierigkeiten zu umgehen. Von Zeit zu Zeit bestieg Kolokomi einen Felsen, um nach den wasserverheißenden Bergen auszuspähen, Nachtigal schaute in seine düsteren Züge, und er wußte in ihnen zu lesen, der Sohn der Wüste hatte noch nicht den ersehnten Weg gefunden.

Man zog weiter; Nase und Mund wurden durch den Turbanstoff verhüllt, um die Austrocknung der Schleimhäute und dadurch den Durst zu verringern; man blieb stumm, denn auch das Sprechen erzeugt Durst, und man wagte auch nicht den Führer zu fragen, denn seine Augen verrieten noch immer die frühere Unsicherheit. Wieder suchte Kolokomi die Höhen und auf die stumm voll Furcht und Erwartung fragenden Blicke lautete die Antwort: ma zal, noch nicht! Sonnenuntergang kam, die Zeit der größten Durchsichtigkeit der Atmosphäre war vorüber, und ma zal, noch immer nicht!

Stumm wanderte die Gesellschaft, blind dem Führer folgend, während jeder das düstere Gespenst ernstlicher Wassersnot vor seinen inneren Augen sah. Volle Finsternis brach herein und Kolokomi drängte zum Weitermarsch. Aber Nachtigal, der Irrwege in der vergangenen Nacht eingedenk, wollte wenigstens ein paar Stunden Rast haben, und man rastete. Doch schon kurz nach Mitternacht wurde der entsetzliche Kampf wieder aufgenommen.

Wie sehr waren jedoch die Kräfte aller gesunken! Der eine blieb zurück und konnte nur durch gewaltsame Aufrüttelung zur Fortsetzung des Marsches gezwungen werden; ein anderer kratzte feuchte Erde aus dem Boden, als wenn sie Aussicht auf lebendiges Wasser eröffnete, ein dritter bat flehentlich um einen kleinen Trunk Wassers, da bekannt geworden war, daß Giuseppe einen kleinen Vorrat für die äußerste Not aufbewahrt hatte, und Ali und Sa'ad flehten vergebens, beritten gemacht zu werden. Solange nicht der beginnende Tag die räumlichen Fortschritte klar gemacht hatte, solange die Hoffnung nicht wuchs, konnten die Kamele nicht noch mehr belastet, durfte der letzte Tropfen Wasser nicht gewissermaßen nutzlos verschleudert werden.

Der Morgen des 1. Juli kam. Kolokomis Hoffnung schien nicht zu wachsen; dagegen waren zwei der Tubuleute, Kolokomis Vetter Wolla und Bu-Zeïds Diener, Galma, im Dunkel der Nacht zurückgeblieben. Da traten die wüstenkundigen Männer, die Tubu Kolokomi, Bu-Zeïd und Birsa,

sowie Bui Mohammed zu einer Beratung zusammen. Sie wurden darüber einig, daß in der bisherigen Weise weder Mensch noch Tiere den gesuchten Brunnen erreichen würden. Es wurde beschlossen, das Gepäck zurückzulassen und die Leute sämtlich beritten zu machen.

Eine hochgelegene Stelle wurde für die Habe ausgesucht, da man nie wissen kann, ob nicht ein plötzlicher Regen das Thal mit einem rauschenden Wasserstrome anfüllen werde; vor Dieben waren die für die Edlen von Tibesti bestimmten Geschenke in dieser so selten von Menschen besuchten öden Wildnis durchaus sicher.

Die Kamele wurden entlastet und dann ging Giuseppe an die Verteilung des Wasserrestes. Jeder erhielt ein volles Glas von sechs bis acht Unzen des köstlichen Naß, das die Frische der Nacht und die Verdunstung von der Oberfläche des Schlauches fast eisig gekühlt hatte, und gierig sog Nachtigal, mit schmerzlichem Bedauern, daß es nicht mehr sei, den letzten Tropfen ein. Der letzte war Kolokomi. Er schob seinen Gesichtsschleier von Nase und Mund nach unten über das Kinn zurück, ergriff das Glas, nahm einen Schluck, kühlte die Schleimhaut seines Mundes mit demselben, spritzte es in langem Strahle durch eine Zahnlucke von sich, als ob es nicht heiliges Wasser, sondern der gewöhnliche Inhalt eines Tubumundes, grünlicher Tabaksaft, wäre, und reichte Nachtigal den Rest mit dem Bemerken, daß er noch keinen Durst habe, aber wohl begreife, daß Nachtigal und Valpreda als Leute des Wassers, sogar diesen erst beginnenden Mangel nicht ertragen könnten. Es ist nämlich eine allgemein verbreitete Ansicht in jenen Gegenden, daß die Christen auf sumpfigen Inseln mitten im Meere, eng zusammengedrängt, ein halb amphibisches Leben führen. „Der Mann imponierte mir," schließt Nachtigal die Schilderung dieser Scene, „wie er, ausgetrocknet gleich den öden Gefilden seiner Heimat, hart und schroff wie die Felsen seines Landes, nichts von seiner Energie eingebüßt hatte. Auch Bu-Zeïd, Birsa und der alte Quatruner hatten etwas von dieser Wüstennatur in sich, während wir beiden Christen, mit Sa'ad und Ali eine

Kategorie bildend, von jenen mit einem Mitleid, das nicht ganz frei von Verachtung war, betrachtet wurden."

Ueber die Ausdauer dieser Tubu wurden Nachtigal die wunderbarsten Sachen berichtet und nach seinen eigenen kurzen Erfahrungen konnte er es für möglich halten, daß ein Tubumann vier Tagemärsche ohne Wasser zu ertragen vermag, wenn er im Besitze eines Kamels ist, wohlverschleiert bei Nacht reist und bei Tage regungslos und schweigsam im Felsschatten liegt, ohne durch Einnahme von Nahrung oder überflüssige Bewegung den Durst zu vermehren. Erst nach dieser Zeit sollen sich seine Sinne trüben und er zum letzten Mittel greifen, sich am Sattel seines Kamels zu befestigen, jeder eigenen Initiative zu entsagen und sich rückhaltslos dem Ortssinn des Tieres anzuvertrauen. —

Nachdem der letzte Schluck Wasser getrunken worden, ging es ohne Aufenthalt vorwärts. An der Spitze ritt Kolokomi, der seinen Landsmann Birsa hinter sich auf seine noch rüstige Kamelstute genommen hatte; ihm der nächste war Bu-Zeïd auf seinem schlanken Tiere; dann folgte Nachtigal, hinter ihm kam Giuseppe Valpreda, dann Ali, der die arabische Wachthündin Feida vor sich hatte, und Bui Mohammed mit Sa'ad auf einem Kamel bildeten den Schluß des Zuges, hinter dem der zweite Karawanenhund Dudschali mit jämmerlichem Wimmern und Klagen eilte.

Ein Parforceritt der ermüdeten Tiere begann. Die Kamele der Tubu waren viel kräftiger und an die Felsennatur der Wüste besser gewöhnt als die Nachtigals, und in kurzer Zeit waren Kolokomi und Bu-Zeïd den Blicken der ihnen nachfolgenden Genossen entschwunden, die durch unmenschliche Züchtigung ihre ermüdeten Tiere antrieben, um die ersten verhältnismäßig kühlen Stunden des Morgens auszunutzen. Eine Zeitlang eilte die Karawane auf den Spuren Kolokomis durch eine felsige Landschaft, welche jeden freien Ausblick unmöglich machte. Endlich eine Stunde nach Sonnenaufgang öffnete sich vor Nachtigal ein weites Flußbett, dessen Anblick den sinkenden Mut von neuem entfachte. Am Ursprung desselben, am Fuße der in weiter Ferne auf-

ragenden schwarzen Felsen, sollte der ersehnte Brunnen liegen, und die Hoffnung, als in dem reinen Sande des trockenen Flußbettes zahlreiche Spuren von Kamelen, Eseln und Antilopen und sogar eine Straußenspur sichtbar wurden, alles wie es schien untrügliche Anzeichen, daß hier vor noch nicht langer Zeit Wasser gewesen war.

Nur der alte Mohammed ließ sich nicht zu sanguinischen Hoffnungen hinreißen, da in solchen vor Wind geschützten Flußbetten sich derartige Spuren ungemein lang zu erhalten pflegen. Jedenfalls war aber der Weg vorgezeichnet und mit Knütteln und eisernen Ladestöcken wurden unter Aufbietung aller Kräfte die armen erschöpften Kamele vorwärts getrieben — und folgten den Windungen des Flusses. Bald jedoch erhob sich der größte Feind des vom Durste Bedrohten oder Gequälten, die Sonne, zu bedenklicher Höhe. Glühend sendete sie ihre Strahlen auf die dunkelfarbigen Felsen der Ufer und auf den hellen Sand zwischen denselben, und Strahlung und Rückstrahlung versetzte bald alle in ein Meer von Feuer und Glut. In ihm erstarb die momentan aufgeflackerte Thatkraft, drohte der kaum angefachte Hoffnungsfunke schnell wieder zu erlöschen. Furchtbarer Durst stellte sich ein; die Mund-, Rachen-, Nasen- und Kehlkopfschleimhaut wurde ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt; um Schläfe und Stirn schien sich ein eiserner Ring enger und enger zu schließen. Kein erfrischender Windstoß erreichte das enge Thal; die Augen brannten schmerzhaft; die Ermattung wurde grenzenlos. Hie und da erhoben sich im Sande Wüstenbäume, die Sajalakazien, die durch ihr spärliches, aber frisches Grün das Auge erquickten und durch ihren, wenn auch noch so kümmerlichen Schatten zur Rast einluden.

Zweimal legte sich das ermattete Tier Nachtigals mit seinen müden Gliedern unter einen Baum und zweimal gelang es ihm durch Verdoppelung der Züchtigung, dasselbe zu qualvollem Weiterschwanken zu bewegen. Beim drittenmal war es aber durch nichts zu bewegen, den sauer errungenen Schatten aufzugeben und auch Nachtigals Kräfte

waren erschöpft. Nach und nach kamen die Kamele der Gefährten Nachtigals heran und alle krochen mit ihrer menschlichen Bürde unter den Baum. Die Verdurstenden beschlossen, hier bis gegen Abend zu verbleiben, wenn Kolokomi bis dahin kein Wasser senden sollte.

Durch diese Hoffnung suchte Nachtigal seine Genossen aufzumuntern. Es war jedoch eine sterbende Gesellschaft, die in dem dürftigen Schatten der Sajalakazie saß. Ali verfiel in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit; Sa'ad sprach mit entstellten Zügen nur von seinem nahen Tode, band Nachtigal im Fall seiner Rettung seine Frau und Kinder auf die Seele, und überschüttete ihn dann mit bitteren Vorwürfen, daß er ihn trotz der Warnung aller vernünftigen Leute in dieses gräßliche Land geführt habe, und bereitete sich endlich durch laute heiße Gebete zum Eintritt ins Paradies vor. Mohammed dagegen klammerte sich mit Ruhe an seine einfache, fatalistische Lebensanschauung und verwies dem thörichten Sa'ad ernstlich seine Invektiven gegen Nachtigal, indem er ihm klar machte, daß alles vom allmächtigen Gott so bestimmt sei, und daß Nachtigal doch unmöglich mehr thun könne, als mit ihnen zu sterben, wenn es so verhängt sei.

Anders ertrug Giuseppe Valpreda, ein heftiger Charakter, das Unglück; er bot schon frühzeitig ebenso wie Nachtigal, die bedenklichen Symptome einer zunehmenden Heiserkeit und eines lästigen Harnzwanges dar. Eine Zeitlang saß er stumm da und brütete vor sich hin, erhob sich dann plötzlich, steckte seinen Revolver in den Gürtel und erklärte mit heiserer Stimme, er sei nicht gewillt, so thatlos den Untergang zu erwarten, sondern werde dem Laufe des Flußbettes folgen und entweder Wasser finden, oder mit dem Urheber des Unheils, mit Kolokomi, mittels des Revolvers abzurechnen wissen. Trotz aller Vorstellungen bestand er auf seinem eigensinnigen Kopfe und ging.

Die Sonne stieg höher, der Schatten des Baumes wurde geringer und die Zurückgebliebenen schmiegten sich eng an die Kamele, um in dem Schatten ihrer mächtigen Körper zu liegen.

„Die Minuten schlichen mit aufreibender Langsamkeit dahin," schildert Nachtigal die letzten Qualen der Verdurstenden, „Furcht und Hoffnung hielten abwechselnd den Rest unserer Lebensgeister wach; doch allmählich wurden wir stiller und stiller. Kein Geräusch störte die Grabesstille der umgebenden Natur; keine Bewegung milderte das starre, tote Aussehen der düsteren Felsen; kein Windeshauch ließ die Zweige und Blätter der wenigen Bäume, dieser kümmerlichen Repräsentanten des Lebens, auch nur erzittern.

„Als der Nachmittag herankam, die Sonne sich allmählich zu senken begann und kein Wasser sich zeigte, fing meine Hoffnung an zu erblassen; wahrscheinlich hatten unsere voraufgeeilten Begleiter kein Wasser in den betreffenden Brunnen gefunden und suchten dasselbe in weiterer Ferne. Kein Schlaf wollte mich der drohenden Gegenwart für Augenblicke entrücken. Bald lehnte sich meine ganze Hoffnungskraft in momentaner Energie gegen ein so frühes Ende meiner innerafrikanischen Laufbahn auf, ehe ich noch den geringsten meiner Pläne ausgeführt zu haben die Genugthuung hatte; bald gedachte ich in schmerzlicher Rührung der zahlreichen Freunde, die mich so ungern zu der gefahrvollen Reise hatten scheiden sehen; bald suchte und fand ich einen vorübergehenden Trost in dem fatalistischen Gefühle der Ergebung in das Unvermeidliche und in dem Bewußtsein, nach bestem Wissen und Willen alle Dispositionen für diese verhängnisvolle Reise getroffen zu haben.

„Allmählich wurden diese Gedanken zu unbestimmten Empfindungen, verwischten sich in Träumereien, in denen ich meine Umgebung sah, ohne in ihr zu leben; in denen Bilder aus meiner Vergangenheit mit den Erlebnissen der Gegenwart verschmolzen, und ich mir nicht mehr klar bewußt war, ob ich in der fernen Heimat, ob am Fuße eines Felsens in der Sahara weilte. Zuweilen ward ich noch aufgerüttelt aus meinem Traumleben, wenn stechende Sonnenstrahlen mein Gesicht trafen oder Sa'ad in neu erwachender Glaubensglut seine Gebete inniger murmelte. Doch bald schwand alles, Gegenwart und Vergangenheit, die drohende

Todesgefahr und die nie ganz ersterbende Hoffnung und ein Zustand umfing mich, von dem ich nicht weiß, ob er ein unvollkommener Schlummer oder die beginnende Bewußtlosigkeit eines nahen Unterganges war. Ich weiß nicht, wie lange dieser, ich kann nicht sagen qualvolle Zustand dauerte, in dem meine Sinnesorgane Eindrücke von außen aufnahmen, ohne daß diese zu richtigem Bewußtsein gelangten.

„Da, war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krankhaft erregten Sinne? Eilte dort nicht mit schnellen seltsamen Sprüngen eine mächtige Ziege gerade auf unsere Akazie los und trug sie nicht gar einen Menschen auf ihrem Rücken? Ich hätte nachher darauf schwören mögen, Hörner und Bart gesehen zu haben. Freilich war es ein Mensch, ein heißersehnter Mensch, doch die Ziege verwandelte sich in ein Kamel, auf dem uns Birsa in zwei Schläuchen Wasser zutrug, dessen Anblick uns bei unserer Schwäche und Reizbarkeit Thränen der Rührung auspreßte. Im Nu war Ali wieder zum Leben erwacht, Sa'ad versparte den Rest seiner Gebete auf eine passendere Gelegenheit, und ich war im Augenblicke voll und ganz zur Gegenwart zurückgekehrt. Der nicht aus dem Gleichgewicht zu bringende Bui Mohammed allein ließ sich zu keiner unwürdigen Lebhaftigkeit der Gefühlsäußerung hinreißen, sondern kramte aus mehreren Proviantsäckchen ein Dutzend Zwiebacke, brockte sie in unser Trinkgefäß und meinte, es sei zuträglicher, nach längerem Durste vor der Stillung desselben feste Nahrung zu sich zu nehmen. Erst dann sogen wir uns voll des köstlichsten aller Getränke. Unter anderen Verhältnissen würde dasselbe freilich schwerlich von vielen angerührt, so schmutzig und voll fremder Bestandteile war es. Uns schien es ein Göttertrank, und unsere Lippen bebten keineswegs vor den verwesten Materien in ihm zurück.

„Nach dem ersten ausgiebigen Trunke hatte die Schleimhaut ihre normale Feuchtigkeit wieder erlangt, der heisere Choleraton der natürlichen Stimme Platz gemacht, und der lästige Harnzwang verschwand wie durch Zauberschlag. Mohammed schob zur Feier des Momentes eine ausgiebigere

Prise Tabak in seinen Mund, biß ein entsprechendes Stück Natron mit seinem einsamen Eckzahne ab und alles war Glück und Freude und Hoffnung. Auch die beiden Hunde wurden nicht vergessen und zu neuem Leben gekräftigt, und den fehlenden Giuseppe hatte Birsa unter einen Felsen hingesunken gefunden, hatte ihm Kopf und Schläfe gewaschen und seinen ganzen Tarbusch mit Wasser gefüllt. Als auch nicht ein Tropfen des kostbaren Inhaltes mehr in den Schläuchen war, kam der vorher vergebens als Tröster herbeigesehnte Schlaf, der gesundeste, tiefste, erquickendste, den ich je im Leben schlief, so tief, daß ich beim Erwachen lange Zeit nötig hatte, um mich in Zeit, Ort und Umständen zurecht zu finden."

Bald darauf erschienen Kolokomi und Bui-Zeïd mit neuem Wasservorrat; die Kamele wurden notdürftig getränkt, die zurückgebliebenen Galma und Wolla, die schon bewußtlos am Wege lagen, wiedergefunden und gerettet, das zurückgelassene Gepäck holte Mohammed wieder ab und die Besucher von Tibesti schlugen an dem allerdings sehr spärlich fließenden Brunnen ihr Lager auf.

Hier war Nachtigal Zeuge der zeremoniösen Art und Weise, in der sich die Tubu in der Wüste zu begrüßen pflegen, da ein nomadisierender Tubu an dem Brunnen angetroffen wurde. Wie die Gestalten auf der Abbildung, hockten Kolokomi und der Fremde, Speer und Wurfeisen in der Hand, beide vermummt, eine halbe Stunde lang und riefen sich in allen möglichen Tonarten, die ganze Tonleiter auf und ab gehend, Begrüßungsformeln zu, bis sie nach und nach eine regelrechte Unterhaltung anknüpften.

Der Marsch wurde hierauf in der Wüste fortgesetzt; es waren vielmehr Eilmärsche durch öde felsige Gegenden, in denen Wassermangel noch manchmal drohte, aber glücklich abgewendet wurde, bis am 13. Juli Tâo, eins der Hauptthäler Tibestis, in denen früher viele edle Familien wohnten, erreicht wurde.

Mit der Annäherung an das Gebirgszentrum waren nicht nur Spuren der Vegetation häufiger geworden, son-

dern neben einzelnen Dattelbäumen zeigten sich auch große Paviane, die Hyäne, verschiedene Antilopen, der Wüstenfuchs und der Strauß. Endlich erblickte man auch die frischen Fußspuren eines Menschen, aber diese wurden von den Tubu selbst keineswegs mit Zeichen der Freude, sondern mit sichtlicher Unruhe begrüßt.

Alsbald erschien der wahrscheinliche Urheber dieser Fuß-



Zwei Tubu, sich begrüßend.

spuren und näherte sich, hoch zu Kamel, langsam und vorsichtig Nachtigal und seinen Genossen.

Bei der endlosen Zeremonie der Begrüßung stellte sich nunmehr heraus, daß der Kamelreiter Galma, Sohn Selemmas hieß, auch ein Edler und ein naher Verwandter Bu-Zeïds war. Auch mit dem alten Mohammed war dieser Galma von seinen früheren Besuchen in Fezzan her bekannt und konnte arabisch sprechen. Er war gerade im Begriff, wieder nach Fezzan zu reisen, als er aber erfuhr, daß sein

Vetter mit einem so ungewöhnlichen und hochstehenden Fremdling in das Land gekommen sei, konnte er sich nicht entsagen, doch lieber mit Nachtigal zu reisen und ihm als weiterer Beschützer zu dienen. Er wußte ja im voraus, daß er auf diese Weise viel bessere Geschäfte machen würde, und ließ sich nicht abweisen.

Galma war über Mittelgröße, schlank und mager wie die meisten seiner Landsleute, aber schon sein lauernder Blick und sein widerwärtiges Gesicht hatten wenig Vertrauenerweckendes.

Er war begleitet von einer Tante, Namens Kintafo, einer Frau von etwa 50 Jahren und intelligentem Aussehen, die auch von edler Herkunft war und selbst nach Mohammeds Aussage verhältnismäßig wohlhabend sein sollte. Am Aeußeren der Dame Kintafo hätte man weder das eine noch das andere erkennen mögen. Sie besaß zwar ein wirkliches Hemd aus blaugefärbtem Cham, doch dasselbe war äußerst zerfetzt und schmutzig und ihr Schultershawl aus demselben Stoff war in keinem besseren Zustande. Damenmäßig waren an ihr nur die wunderbar zierlich geformten Hände und Füße, sonst hatte sie nichts Weibliches an sich; sie ging zwar mit stolzer freier Haltung, aber erinnerte in allen ihren Bewegungen an ein männliches Wesen und kaute auch Tabak wie ein alter Matrose.

Außer ihr war noch eine andere Frau da und diese drei Menschen mit ihren wenigen Sklaven waren vorläufig die einzigen Bewohner des weit und breit bekannten Thales, bei denen Nachtigal „gastfreundliche“ Aufnahme finden sollte.

Es gab Hütten in Tâo, Mattenhütten, die aus möglichst geraden Aesten der Akazie gebaut und mit einem Dach aus Matten bedeckt waren; es gab auch andere Wohnungen dort, Höhlen in den Felsen des zerklüfteten Gebirgs — aber fast alle standen leer. Dies hing mit der Jahreszeit zusammen.

Der westliche Teil des Tibestilandes ist von der Natur besonders stiefmütterlich ausgestattet und bringt nicht so viel hervor, um die dürftigste Bevölkerung zu ernähren. Von

einer Kultur des Bodens wie in den Oasen kann hier keine Rede sein, denn in den Thälern des Gebirges fehlt es an Grundwasser. Nur im Sommer und Herbst, wenn Regen fallen, sprießen und grünen in den Thälern und den Flußbetten Futterkräuter und schmücken sich Bäume, wenn auch nur auf kurze Zeit, mit frischem Grün. Dann fühlen sich die Kamele und Ziegen der Felsentubu wohl und spenden reichlich Milch, die eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel bildet. Zu gleicher Zeit reifen die Samenkörner des wildwachsenden Knotengrases und die ärmliche Frucht wird als Getreidekörner behandelt und verwertet. Wenn aber die Regen ausbleiben, wenn weder Kamele noch Ziegen Milch geben, das Mehl des Knotengrases verzehrt ist, dann beginnt für den Felsentubu die Zeit der bitteren Not. Nur die harten Früchte der Dumpalme gewähren in südwestlichen Abhängen noch Nahrung; aber diese harten Früchte, die erst mit Steinen mürbe geklopft werden müssen, bevor sie genießbar werden, verdienen kaum der Nahrung Namen, und selbst die an Hunger gewöhnten Tubu gestehen, daß der Mensch nur eine kurze Zeit im stande sei, das Leben vom Genusse der Dumfrucht zu fristen.

Dann ziehen die Bewohner der südwestlichen Thäler nach dem Osten in das Bardaïthal, wo einige Gartenkultur getrieben wird und wo auch die Dattelpalme gedeiht. Sie ziehen, um dort für Ziegen und Kamele Nahrungsmittel zu kaufen und auch um nach afrikanischer Sitte zu nassauern; denn auch in Tibesti hat wie in anderen Ländern der Gebrauch Kraft des Gesetzes, daß solange die Datteln nicht schnittreif sind, jeder das Recht habe, reife Früchte zum Genusse an Ort und Stelle zu pflücken und aufzulesen. Nach Hause tragen darf er dieselben freilich nicht.

Die meisten Bewohner des Tâothales hatten aus diesen Gründen dasselbe verlassen und auch Galma, der edle Sohn Selemmas, bereitete nunmehr seine Uebersiedelung vor. So zog auch Nachtigal fort, begleitet von seinen „Tubufreunden“, nach dem Thale Zuar, in dem sich der Fürst des Landes Tafertemi aufhalten sollte. Vergebliche Mühe, auch der Fürst

folgte dem mächtigen Zuge des Selbsterhaltungstriebes; er war gleichfalls nach Bardaï gezogen. Unterwegs ließ indessen Galma nicht ab, in Nachtigal zu drängen, daß er ihm



Die Dumpalme.

Geschenke gebe, und erpreßte auch eine Sudantobe unter dem Vorwand, daß er der Sprößling eines illustren Geschlechtes der Gunda sei.

Dieser Tobe sollten in Zuar bald andere folgen. Das Thal selbst war für den Forschungsreisenden gewiß sehenswert, üppige Vegetation prangte an den Rändern des mächtigen Flußbettes, Vogelstimmen ließen sich sogar vernehmen, Webervögel bauten hier ihre Nester und wenn der Strom augenblicklich nicht floß, wenn sein Bett trocken lag, so konnte die Phantasie wenigstens schwelgen in dem großartigen Anblick durch einen plötzlichen Regenguß hervorgezauberter Wassermassen, die rauschend dahinfluten mußten, Menschen wie Tieren Gefahr bringend.

Auch die Bewohner des Thales waren sehenswert, wenn auch im Augenblicke lästig, unangenehm und noch gefährlicher wie die rasch verrinnende Wasserflut.

Kaum hatte Nachtigal in diesem Thale sein Lager aufgeschlagen, so beeilten sich die Edlen desselben mit ihrem Gefolge, zusammen etwa 20 Menschen, ihm einen Besuch abzustatten. Im weiten Halbkreise ließen sie sich vor dem Zelte nieder, Speer und Wurfeisen in der Hand, und begannen ihre lange zeremonielle Begrüßung; dann gingen sie zu den Leuten Nachtigals und luden sich ohne weiteres zu einem warmen Abendessen ein. Was würde da eine Widerrede helfen? Die spärlichen Mehlvorräte, welche die Kamele unter so viel Mühe und Entbehrungen in dieses Hungerland getragen hatten, mußten herhalten, und die Edlen von Tibesti hauten eine bedenkliche Bresche in dieselben hinein.

Die Hungrigen würden wohl dankbar für diese Bewirtung sein und gute Freunde werden, mit diesen Gedanken schloß Nachtigal die Augen zum Schlaf, und in der That, die guten Freunde kamen schon vor Sonnenaufgang am nächsten Tage wieder und bestellten sich ein warmes Frühstück, das ihnen schwerlich abgeschlagen werden konnte, und als sie sich gesättigt hatten und in der angenehmen Stimmung waren, welche die Verdauung hervorruft, was thaten sie dann? Sie fragten einfach nach ihrem „Recht“, nach dem „Recht ihres Thales“, oder mit anderen Worten, sie wollten erfahren, was ihnen der Christ für den Durchzug durch ihr Thal wohl geben würde.

Der Handel mit den für die Verhältnisse Tibestis so splendid Bewirteten mußte ohne Zweifel leicht erledigt werden. Mit nichten! Die Edlen waren harte Köpfe und auf ihren Vorteil bedacht. Von Sonnenaufgang bis anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang feilschten sie um ihr „Recht“, und als Nachtigal ihren unverschämten Wünschen nicht nachgeben wollte und erklärte, er werde nun lieber nach Fezzan umkehren, so erwiderten sie lächelnd, er möge es ja thun, dann würden sie ja ihm gegenüber von den Pflichten der Gastfreundschaft entbunden sein und von der Wüstensitte, d. h. von Raub und Totschlag, freien Gebrauch machen können. Sie wollten nicht billig ihr Recht verkaufen. Was wollte der Fremde in ihrem Lande? Er wollte doch gewiß dessen „Reichtum“ ergründen, womöglich die gegen eine Schar von Krankheiten so heilsamen heißen Quellen „Jerike“ aufsuchen und erforschen, und dann an der Spitze einer bewaffneten Macht wiederkehren und die Tubu aus ihrem Paradies verdrängen! Es war ihnen unverständlich, welchen Wert für Nachtigal ihr Felsenland hatte. Ihn hatte der Anblick des Zuarthales gereizt, er sah mit Interesse die Brunnen Tibestis, jene natürlichen, mitten zwischen Felsen verborgenen Zisternen, die nie austrocknen, über denen Vögel regelmäßig kreisen und dem fremden, mit der Gegend nicht vertrauten Reisenden die Wasserquellen verraten. Er wollte mehr sehen, das Land, das er als erster Forschungsreisender betreten hatte, ganz durchforschen, die „Hauptstadt“ Bardaï und die berühmte „Jerike“ sehen, und so mußte er die Edlen von Zuar befriedigen, die ziemlich tief in seine Kisten zu greifen wußten.

Seine „Freunde“ führten ihn nach Tâo zurück; es mußte zuerst eine Gesandtschaft zu Tafertemi geschickt werden und der Rat der Edlen entscheiden, ob der Fremde, der Christ, unter dem sich die fanatischen mohammedanischen Tubu ein Ungeheuer von einem Heiden vorstellen, das Land bereisen dürfe. Bu-Zeïd ging als Gesandter nach Bardaï; er sandte Briefe mit allerlei Ausflüchten, und Nachtigal und seine Gefährten waren dem Verhungern nahe und sahen sich nach und nach von den Freunden, die mit ihnen in

dieses Felsengebirge gekommen waren, verlassen. Galma, der Sohn Selemmas, wollte sogar bei seiner Abreise den alten Mohammed als Sklaven fortführen und hatte ihn wirklich gebunden und eine Strecke weit fortgeschleppt, bis Nachtigal ihn eingeholt und den treuen Diener so vieler berühmter deutscher Reisenden befreit hatte.

Die Kunde von der Ankunft des Christen hatte sich indessen durch ganz Tibesti verbreitet, und viele Neugierige strömten herbei, um den Fremden zu sehen und an ihm Erpressungen zu versuchen. Unter diesen befand sich auch ein Mann Namens Arami, ein Onkel Birsas, der entschieden zu den angesehensten Leuten Tibestis zählte und mehr als der Scheinfürst Tafertemi vermochte. In die Hände dieses Mannes lieferte sich Nachtigal aus, und man muß sagen, daß dabei beide ihre Rechnung gefunden hatten. Arami hatte Nachtigal ausgeplündert, Nachtigal aber den Fürsten Tafertemi gesehen und viel länger, als er gewollt, in Bardaï geweilt und vor allem lebend Fezzan wieder erreicht.

Am 25. Juli abends war dieser wichtige Mann auf dem Schauplatze der Bedrängnisse Nachtigals erschienen. Anscheinend stand er in den vierziger Jahren, hatte einen intelligenten Gesichtsausdruck und ein etwas mehr zivilisiertes Wesen als seine übrigen Landsleute. Sein Aeußeres trug nur wenige Spuren von Wohlstand und Macht. Seine weiße Tobe aus Bornu war von derselben fraglichen schmutzig grauen Färbung, welche in Tibesti vorherrschte, und seine Mütze war zwar rot gewesen, hatte jedoch im Laufe der Jahre eine unbestimmte Färbung angenommen. Er war auch mit einer großen Anzahl von Ledertäschchen und -kapseln mit religiösen Zauberformeln gegen Krankheit, Verwundung und böse Geister behangen und dies charakterisierte ihn als einen gläubigen Mann. Er gab auch wiederholt Nachtigal zu verstehen, daß die Beziehungen der Einwohner Tibestis zu Sidi Senusi*) oder seinem Nachfolger durch ihn unterhalten würden.

---

*) Sidi Senusi ist der Stifter einer religiösen Genossenschaft, die man nach unseren Begriffen am treffendsten eine Gesellschaft für innere

Wie er der Vornehmste unter den Tubu war, so verstand er auch am trefflichsten deren Erpressungsmethode. Gefiel ihm ein Gegenstand, so jagte er förmlich nach ihm tage-, wochen-, ja monatelang. Zunächst bat er um ihn in einfacher Weise. Die Ablehnung der Bitte schreckte ihn nicht ab und er quälte höchst belästigend durch allerlei Redekünste. Hatte er auch damit das Herz des Besitzers nicht erweicht, so fügte er seinen Bitten ganz eigentümliche Redewendungen hinzu, wie z. B. „der Kopf ist kostbarer als Geld und Gut“ oder „viel Besitz tötet seinen Herrn“; wurden auch diese Andeutungen nicht verstanden oder nicht beachtet, so ging er zu ganz speziellen Drohungen über unter nacktem Hinweis auf seine Macht und seinen Waffenapparat: den Speer, das Wurfeisen oder das lange Dolchmesser.

Dieser seltene Mann ließ sich bestimmen, den Christen durch Tibesti bis nach Bardaï zu Tafertemi, selbst ohne die Entscheidung der Edlen abzuwarten, zu geleiten.

Dem Marsche Nachtigals nach Bardaï verdankt die Karte von Sahara sehr wichtige Thatsachen. Nachtigal überstieg die Bergkette des Tarso, konstatierte, daß dieselbe sich bis zu der Höhe von 2500 Meter über dem Meeresspiegel erhebt, und wenn er auch den Stolz des Landes, die heißen Quellen von Jerike, niemals gesehen hatte, so entdeckte er dafür einen erloschenen Krater und konnte somit die vulkanische Natur der Tibestiberge feststellen. Er selbst mußte allerdings dieses Ergebnis teuer, mit Lebensgefahr und den größten Entbehrungen bezahlen.

Kurz vor dem Einzug in Bardaï spielte sich noch eine

---

und äußere Mission nennen könnte, da sie die Neubelebung des mohammedanischen Glaubens zum Zwecke hat. Sidi Senusi gründete das erste Zentrum für seine Propaganda in der Nähe der Oase Siwa an der Grenze zwischen Tripolitanien und Aegypten. Seine Nachfolger gründeten auch in anderen Oasen religiöse Institute — Zavia — und ihr Einfluß hat sich nicht nur im Osten und Westen von Sahara verbreitet, sondern es ist ihnen auch gelungen, Anhänger für ihre fanatischen Lehren in sudanischen Staaten, wie z. B. in Wadaï, zu gewinnen. Der König Ali von Wadaï galt seiner Zeit für den glühendsten Anhänger der Senusija.

originelle, wenn auch ernste Scene ab. Für den Fürsten Tafertemi hatte schon Bu-Zeïd einige Geschenke mitgenommen, den Rest der Burnusse und Stoffe hatten indessen die Edlen und auch Arami Nachtigal erpreßt. Trotzdem erweckten die Kisten des Doktors in den Augen Aramis den Schein eines verborgenen Reichtums. Augenblicklich befand sich noch Nachtigal in Aramis Gewalt und dieser beschloß, davon allein Nutzen zu ziehen, bevor sich der Fürst und die Edlen in die Habe des Reisenden teilen würden.

Er drang so heftig in Nachtigal und Mohammed ein, daß weiter nichts übrig blieb, als dem Freunde und Beschützer die Revision des sämtlichen Gepäckes zu gestatten. In der That fand Arami nichts, was für einen Tubumann von Wert sein könnte, weder Burnusse, noch Toben, noch Baumwollenstoff. Nachtigal besaß nur noch einen einzigen weißen tunesischen Burnus zu seinem eigenen Gebrauch, den er vorsichtig in seine letzte wollene Decke gewickelt hatte. Das Falkenauge Aramis entdeckte ihn und er ließ nicht eher ab, bis der Burnus in seinen Händen war; bei der Weigerung Nachtigals hatte er einfach die Andeutung fallen lassen, dieser möge doch allein seinen Einzug in Bardaï halten. Einmal in den Besitz des Burnus gelangt, versprach er Nachtigal wiederholt, daß er ihn nicht nur in Bardaï beschützen und ernähren, sondern auch unbeschädigt an seinem Leben nach Fezzan bringen werde.

Eines Abends wurde endlich der Einzug in die vielbesprochene Hauptortschaft gehalten, die keineswegs aus festgegliederten Häusermassen und Straßen, sondern aus einer Gruppe im Thale und auf den Höhen weit auseinander liegender Wohnungen bestand.

Schon aus der Ferne vernahm man einen dumpfen, unheimlichen Lärm, die Einwohner Bardaïs zogen auch ihrerseits den Fremden entgegen. Die Bande war von Labki berauscht, und als sie näher herankam, konnte Bui Mohammed einzelne Redewendungen, die in dem wüsten Geschrei zu unterscheiden waren, verdolmetschen: es waren Verwünschungen gegen die Christen und blutige Drohungen. Der

alte Mohammed hielt mit stoischer Ruhe kampfbereit sein Gewehr; Giuseppe Valpreda benahm sich wie ein Mann; Sa'ad erging sich in Klagen wie bei der Verdurstungsscene, während Ali, von Furcht gepackt, kaum die Kraft hatte, die Worte auszustoßen: „Verflucht sei das Geld, um dessentwillen ich hierherkam."

In diesem Augenblicke hatte sich Arami mit seinen Freunden von den Fremden zurückgezogen und die Tubu-Edlen hielten abseits am Wege einen Rat ab. Es handelte sich darum, ob sie Nachtigal beschützen oder ihn ihren ergrimmten Landsleuten ausliefern sollten. Die Eitelkeit Aramis, den Beweis zu geben, wie groß sein Ansehen im Vergleich zu dem des altersschwachen Tafertemi sei, gab den Ausschlag. Schon hatte sich der dunkle feindliche Haufen Nachtigal genähert und einige Speere flogen hinüber, als Arami den Leuten von Bardaï entgegenschritt und Ruhe zu stiften suchte. Auch seine Freunde folgten seinem Beispiel, auch sie erhoben ein wüstes Geschrei und schwangen wild ihre Waffen und drohten jeden niederzuschlagen, der den Fremden ein Haar krümmen würde. Dabei rühmten sich die einen der bereits von ihnen begangenen Mordthaten, die anderen dagegen behaupteten, daß derjenige, welcher noch keinen Menschen getötet habe, überhaupt kein Mann sei. Eine wüste Bande und ein unerquicklicher Schutz!

Die aufgeregte Volksmasse zog sich allmählich zurück, und zwischen Gärten, Häusern und Baumgruppen hindurch gelangten die Fremden unbelästigt nach der Wohnung Aramis, die auf der nordöstlichen Seite des Thales lag. Nun zeigte sich auch der frühere Freund Nachtigals, sein Bote an Tafertemi, Bu-Zeïd. Er hatte sich bis dahin irgendwo versteckt gehalten und wartete ruhig ab, wie Nachtigal und Arami mit dem aufgeregten Volke fertig würden. Auch der alte Fürst Tafertemi hatte sich irgendwo verkrochen, um den Ereignissen freien Lauf zu lassen und sie durch seine obrigkeitliche Autorität nicht zu beeinflussen zu brauchen und im gegebenen Fall sich vor den Behörden in Fezzan von einer Blutschuld freizusprechen.

Vor der Thür des Hauses von Arami schlug Nachtigal sein Zelt auf, und hier besuchten ihn die neugierigen Edlen und schauten auf die Kisten, in denen sie ungeheure Schätze vermuteten. Diese Kisten verursachten auch dem Fürsten Tafertemi schlaflose Nächte. Er war gegen Arami erzürnt, daß dieser Nachtigal in seinen Schutz genommen hatte und ihn nicht bei Tafertemi wohnen ließ. Dem Zorne des Fürsten schloß sich auch die Arami feindliche Partei an, die mit Recht vermutete, daß die Edlen von Zuar und Arami die Freigebigkeit des Gastes über Gebühr in Anspruch genommen hatten. Arami teilte diese Vermutungen Nachtigal mit und gab ihm dabei zu verstehen, daß die geringste Indiskretion das freundschaftliche Verhältnis sofort aufheben würde; dann stellte er auch dem Ausgeplünderten anheim, entweder bei ihm zu bleiben oder zu Tafertemi zu ziehen.

Nachtigal hatte indessen die Macht des Fürsten genugsam kennen gelernt; er wußte wohl, daß der alte Mann nichts ohne den Rat der Edlen unternehmen konnte, der Rat dagegen alles, was ihm beliebte, that, ohne den Fürsten zu fragen, und da Arami in diesem Rate das gewichtigste Wort sprach, so blieb er bei seinem Plünderer.

Inzwischen trat der Rat der Edlen zusammen, um über den seltenen Fall „Christ im Lande" zu entscheiden. Zunächst handelte es sich lediglich um das „Recht", es sollte bestimmt werden, was der Fremdling Tafertemi und was er den einzelnen Edlen geben sollte. Wie groß war aber ihre Enttäuschung und ihre Entrüstung, als sie erfuhren, daß der Fremde nichts mehr zu geben hatte! Einige Maria-Theresiathaler, über die er noch verfügte, wurden vorsichtshalber in dem Boden des Zeltes vergraben.

Da zog sich Tafertemi, als selbst geheime Botschaften um Geschenke nichts fruchteten, grollend zurück und wurde noch dazu krank. Arami, der inzwischen müde wurde, fünf Personen, wenn auch auf das notdürftigste, zu ernähren, und auch erfahren hatte, daß ein Regen das Flußbett seines Thales in Gabon in einen reißenden Strom plötzlich ver-

wandelt hatte und daß dabei acht Esel fortgeschwemmt wurden, vermittelte eifriger zwischen dem Dardaï Tafertemi und Nachtigal, bis der erstere sich endlich fast nach 14 Tagen entschloß, den Christen zu besuchen.

Der Mann hatte nichts Königliches an sich. Er war ein kleiner, vom Alter gekrümmter Greis, in eine blaue Tobe aus Bornu gekleidet, die durch Schmutz und defekte Stellen ein ansehnliches Alter verriet, und stützte sich auf einen langen Stab, der ihn selbst an Größe übertraf.

Für Nachtigal handelte es sich in erster Linie darum, von Tafertemi die Erlaubnis der Rückkehr nach Fezzan zu erhalten, aber dieser ging auf diese Fragen nicht ein, sondern forschte danach, wer Nachtigals Eigentum bei seiner Ankunft in Tibesti so sehr verringert habe. Nachtigal durfte jedoch, der Warnung Aramis eingedenk, seine Plünderer nicht verraten, und zum Schluß blieb ihm weiter nichts übrig, als Tafertemi einzuladen, sich selbst von dem Inhalt der mysteriösen Kisten zu überzeugen.

Der Fürst revidierte in der That. Die Tubu sind praktische Leute, und als Tafertemi nur Bücher und meteorologische Instrumente darin fand, maß er diese wertlosen Dinge mit verachtungsvollen Blicken und verließ das Zelt. Vor diesem waren viele Edlen mit Arami versammelt und diese drängten nun in Tafertemi, er möge über das fernere Schicksal des Fremden seine Entscheidung treffen. Aber dieser verließ den Kreis mit den einfachen vernichtenden Worten: „Ich habe das leere Holz gesehen und gehe nach Hause!“ Vergebens rief man ihm nach; der Greis drehte sich noch einmal um und wiederholte: „Der Mann hat das leere Holz gebracht; ich habe hier nichts mehr zu thun!“ Sprach's und ward nicht mehr gesehen.

So blieb Nachtigal fernerhin als Gefangener in seinem Zelte vor dem Hause Aramis; an Ausflüge konnte er nicht denken, denn wenn er sich von dem Hause entfernte, so fiel die Jugend Tibestis über ihn her mit dem Ruf: „Auf den Heiden! Auf den Heiden!“ und überschüttete ihn mit einem Steinhagel, und die jungen Mägdlein von etwa zwölf Jahren

wußten mittelgroße Steine mit so großer Geschicklichkeit zu werfen, daß Nachtigal tagelang die Beulen fühlte.

Er war Arzt; konnte er nicht auf diesem Gebiete der Krankenbehandlung wirken und sich so dankbare Freunde erwerben? Er versuchte es zu thun, aber die dürren Tubu, in ihrer Wüsten- und Bergluft lebend, sind ein gesunder Menschenschlag, und unter den 12000 Einwohnern, welche in dem ganzen Lande wohnten, gab es leider sehr wenige Kranke und noch weniger dankbare Leute. Sie zahlten ein sonderbares ärztliches Honorar. Eines Tages kam eine Tubuprinzessin, eine Schwester Tafertemis, zu ihm und konsultierte ihn wegen eines chronischen Lungenkatarrhs. Er belud sie förmlich mit Mitteln aus seiner schwindenden Apotheke — schon ihrer hohen Verwandtschaft wegen. Und wie revanchierte sich die hohe Dame? Unmittelbar nach der Konsultation organisierte sie eine Bande von 15 bis 20 Jungen zu einem Angriffe auf Nachtigals Zelt und blieb in der Nähe, um sich an dem Schauspiel zu weiden. Die Steine flogen und das Zelt konnte schwerlich auf die Dauer Widerstand leisten, während die Würde Nachtigal es nicht gestattete, mit Kindern zu kämpfen. Glücklicherweise ging Bu-Zeïd gerade vorüber und vertrieb die jugendliche Flegelbande, bevor sie ein schlimmes Unheil anrichten konnte.

Mitunter kam auch ein Edler und überhäufte Nachtigal mit Vorwürfen, daß er ihm sein „Recht“ vorenthalten habe, und erklärte, daß er nach Tâo gehen würde, um sich dort an Nachtigals Kamelen, welche unter der Obhut der Tante Kintafo weideten, schadlos zu halten.

Eines Tages kam auch ein Sklavenhändler aus Borku und besichtigte Nachtigal und seinen piemontesischen Diener. Er war nicht übel geneigt, beide als „Merkwürdigkeit“ zu acquirieren, behauptete aber, er könne, da sie doch als Arbeitssklaven eigentlich wertlos seien, keinen hohen Preis bieten, wolle aber ein gutes starkes Kamel opfern.

In dieser Weise floß beinahe ein ganzer Monat dahin, und die Mahlzeiten, die nur aus Datteln bestanden und die Arami lieferte, wurden immer spärlicher, blieben sogar manch-

mal ganz aus. Immer aber wußten die Felsentubu noch nicht, was sie mit dem Fremden beginnen sollten, ob sie ihn töten oder nach Fezzan ziehen lassen sollten.

Nachtigal wollte fliehen, aber dem widersetzte sich Arami; sein Ehrgeiz ließ es nicht zu; er wollte es durchsetzen, daß er den Fremden offen vor aller Augen, kraft seines Ansehens, aus Bardaï fortgeleiten durfte. Bis dahin war Nachtigals Leben noch einigermaßen gesichert durch den Umstand, daß eine ziemlich große Anzahl von Tubu in den Oasen Fezzans wohnte. Diese Auswanderer und Händler bildeten sozusagen Geisel für Nachtigals Sicherheit, denn es unterlag keinem Zweifel, daß die Behörden in Fezzan die Ermordung des unter ihrem Schutz stehenden Reisenden an diesen Tubu rächen würden, und diese Voraussicht hielt die Einwohner Bardaïs von ernsten Thätlichkeiten gegen den „christlichen Spion“ ab.

Eines Tages aber kamen zwei Hiobsbotschaften nach Bardoï. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die „Königstochter“, Fräulein Tinne, von der man übrigens in Tibesti behauptete, daß sie Nachtigals Frau sei, von den Tuariks ermordet und ausgeplündert worden sei, und dieses Beispiel der Nomaden reizte die Tubu zu einem ähnlichen Vorgehen. Ferner aber waren auch die sämtlichen Tubu aus den Oasen Fezzans wieder in Tibesti erschienen; wegen Händel und Räubereien, die eigentlich von den Arabern begangen worden waren, mußten sie das Land räumen. Es gab somit in Fezzan keine Tubugeiseln mehr. Die Situation wurde kritisch und jetzt stimmte auch Arami dem Fluchtplane bei.

In einer Nacht brachen die Flüchtlinge von Bardaï in Aramis Begleitung auf. Alle Befürchtung einer etwaigen Verfolgung schlug Arami mit den Worten nieder: „Ich habe früher Uordomi geheißen!“ was nach den Tubusitten bedeutete, daß er einen Menschen getötet und nach dieser That seinen Namen gewechselt habe. Er war ein gefürchteter Raufbold, was in diesem Lande, wo fast ein jeder Mann Zeichen der Prügeleien und Kämpfe an sich trägt und selbst Frauen mit Knüppel und Messer ihre Streitigkeiten schlichten, gewiß viel zu bedeuten hatte.

Tâo wurde glücklich erreicht, aber Tante Kintafo ließ sich nicht sehen, dagegen kam ein Bote von ihr mit der Meldung, daß die Kamele gefallen seien, und als Beweis dafür übergab er Nachtigal einen Sack getrockneten Kamelfleisches. Glücklicherweise wollte der Bote ein Kamel vermieten, und mit ihm erschien eine Schwester Kintafos, die gleichfalls Tiere zu vermieten hatte. Aber der Rest der vor der Flucht wieder ausgescharrten Maria-Theresiathaler reichte nicht für den exorbitanten Preis, den die Frau stellte, und diese wollte schließlich Sa'ad als Sklaven für die Kamele haben.

Der arme Sa'ad zitterte. Er hatte ja das Los der Sklaven in Tibesti mit angesehen, die oft von ihren Herren zu Nachtigal als Kranke geführt wurden, während sie in der That nur auf dem Wege des langsamen Verhungerns infolge unzureichender und ungeeigneter Nahrung zu sein schienen.

Ein denkender Sklave, bemerkt hierzu Nachtigal, muß in Tibesti zur Verzweiflung getrieben werden. Hat er in andern Ländern einen bösen Herrn, so hält ihn die Hoffnung aufrecht, in die Hände eines wohlwollenderen überzugehen oder im Notfalle davon zu laufen. Aus Tibesti gibt es keine Rettung; dort endet seine Hoffnung und sein Leben. Entlaufen ist sicherer und baldiger Tod in der pfadlosen Wüste; Bleiben eine endlose Reihe von Leiden, ein oft nur langsames Sterben. Es sind Fälle bekannt, wo von Bornu kommende Sklaven, wenn sie in Kawar von Tubu Reschade gegen Kamele eingetauscht wurden, sich das Leben nahmen, obgleich sich dieselben sonst mit einer uns unverständlichen Ergebung und Leichtigkeit in jede Gestaltung ihres Schicksals fügen. So allgemein ist die Furcht vor der Sklaverei bei den Tubu; und wer sie in der Nähe beobachtet hat, versteht die Todeswahl der bemitleidenswerten Opfer.

Als sich Nachtigal weigerte, den armen häßlichen Sa'ad diesem Schicksal preiszugeben, wurde die Frau so ärgerlich, daß sie überhaupt keine Kamele vermieten wollte, sondern fortzog mit der höhnischen Bemerkung, ihretwegen könnten die Fremden für immer auf den Felsen sitzen bleiben.

Die Tubufreunde schafften endlich Rat; sie teilten sich in den Rest der Habe Nachtigals, ließen ihm nur das Unentbehrlichste zurück, ließen sich für Kamelmiete und ihre anderweitigen Dienste Schuldscheine auf Mursuk ausstellen und übergaben diese Bu-Zeïd, damit er für die Bezahlung derselben in Mursuk Sorge trage.

Dann schritten sie zur Bepackung der Kamele. Wie sehr sie auch Nachtigal erleichtert hatten, sein „Gepäck“ war ihnen für ihre Tiere doch noch zu schwer und sie revidierten es von neuem und fanden eine Masse unnützen Zeuges, das nur zum Wegwerfen gut war. Und sie thaten es. „Dahin flogen,“ ruft Nachtigal aus, „die zahlreichen Steinproben, welche ich gesammelt hatte, und die mir desto wertvoller sein mußten, je unzulänglicher meine eigenen Kenntnisse in dieser Richtung waren, und die Bücher, welche als unnütze Last erkannt wurden!“

Endlich war Arami mit seinen Freunden verschwunden und Nachtigal konnte, nachdem er förmlich aufgeatmet, mit seinen Begleitern unter Bu-Zeïds und Kolokomis Führung den Wüstenmarsch nach Fezzan antreten. Es war am 12. September 1869.

Die Rückkehr von Tibesti gestaltete sich noch schlimmer als der Marsch dorthin. Der Vorrat an Nahrungsmitteln, Datteln und getrocknetem Kamelfleisch, war nur gering, da Arami noch in letzter Stunde einen tiefen Griff in den Sack gethan hatte, und der lange Aufenthalt in dem Hungerlande hatte die Kräfte Nachtigals und seiner Genossen sehr erschöpft. Dazu kam die Aufregung, deren Folgen erst nach überstandener Gefahr deutlich fühlbar werden. Die ersten Tage verbrachte Nachtigal in einem Fieber und mußte, von innerem Feuer verzehrt, höhere Wasserrationen für sich in Anspruch nehmen. Dieser Marsch wurde um so schwieriger, als den Kamelen die Kräfte versagten und die Tiere nach und nach im Stiche gelassen werden mußten. Die Menschen selbst ernährten sich nur kümmerlich von dem kargen Vorrat an Datteln und verwerteten ihre in Tibesti gesammelten Erfahrungen, indem sie die Knochen und

Sehnen der Kamele mit Steinen mürbe pochten und so genießbar machten.

Sie mußten manchmal in einen Zustand unzurechnungsfähiger Aufregung geraten sein, denn als das letzte Kamel im Stiche gelassen werden mußte, erschien der zurückgebliebene Giuseppe Valpreda in einem seltenen Kostüm, in einer Flanelljacke, die er wie einen Schurz um die Lenden gebunden hatte, und — in hohen Wasserstiefeln. Er vermochte nicht anzugeben, was aus seinen Kleidern geworden war. Nachtigal selbst kleidete sich aus und preßte den glühenden Leib an die durch Verdunstung eisig kalten Schläuche, um den inneren Brand zu löschen.

Dann schleppten sie sich vorwärts, indem sie den Wasservorrat selbst tragen mußten, auf dem Wege zu der Oase Tedscherri, der mit Menschengerippen, Ueberresten zu Grunde gegangener Sklaven besäet war!

Die Wachthündin Feida war längst in der Wüste umgekommen; ihr armer Gefährte Dudschali hatte mit anerkennenswerter Zähigkeit Hunger und Durst und alle Anstrengungen ertragen, aber auch ihm drohte gegen das Ende der Reise das letzte Stündlein zu schlagen. Die hungrigen Menschen saßen über ihn zu Gericht; die Majorität der Stimmen sollte entscheiden. Die Christen hätten ihn wohl verspeist, aber Bu-Zeïd und Bui Mohammed waren der Ansicht, daß es bei der kurzen noch zurückzulegenden Strecke bis Tedscherri eine unverantwortliche Schande sein würde, sich mit dem Genusse eines unreinen Tieres zu versündigen, und muselmännisches Vorurteil rettete den gefährdeten Hund.

Am 28. September wurde die Oase Tedscherri erreicht und mit Anstrengung der letzten Kräfte stürzten sich die Verhungerten auf den ersten Dattelbaum, der ihnen aufstieß und reife Früchte trug. Sie verweilten bis zum späten Abend im Schatten der Pflanzung und zogen dann in das Städtchen ein, wo ihre Ankunft eine große Aufregung und Freude hervorrief, da man sie längst als verloren aufgegeben hatte. —

Wenn man in der Reihe der großen Thaten, aus denen sich eine epochemachende Reise zusammensetzt, von Glanz-

punkten reden kann, so ist in den Saharareisen Nachtigals die Erforschung Tibestis entschieden ein solcher.

Schon der Vater der Geschichte, der alte Herodot, berichtete von den schnellfüßigen Troglodyten, die in jener Gegend der Sahara wohnen sollten. Jahrtausendelang blieb ihr Land dennoch in den Schleier des Geheimnisses verhüllt. Nachtigal war der erste, der mit Lebensgefahr diesen Schleier zu lüften wußte, denn die Nachkommen der Troglodyten Herodots sind eben die von ihm geschilderten wilden Felsentubu.

Die Ermordung der „Königstochter“.

Die Freude, welche der Anfänger auf dem Gebiete der Afrikaforschung durch das Gelingen seines Zuges nach Tibesti empfinden mußte, wurde gleich nach seiner Ankunft in Tedscherri getrübt, denn hier erfuhr er, daß der Tod seiner Freundin kein leeres Gerücht, sondern eine beklagenswerte Thatsache war. Er empfand den Schmerz über diesen Verlust um so mehr, als der Genuß reichlicherer Nahrung nach der so langen Hungerkur bei den Tubu und in der Wüste eine lästige Darmerkrankung zur Folge hatte, mit der er viel zu kämpfen hatte.

Nach seiner Rückkehr nach Mursuk wurde er naturgemäß mit der Ordnung der Hinterlassenschaft Fräulein Tinnes beauftragt und es gelang ihm dabei, alle Einzelheiten der Katastrophe, welche seiner Zeit die Gemüter so tief erschütterte, in Erfahrung zu bringen.

Es sei uns gestattet, an dieser Stelle die Schilderung jener tragischen Episode einzuflechten, die ja in der Geschichte der Wüstenreisen Nachtigals nicht zu umgehen ist.

Alexandrina Tinne hatte von Tripolis Empfehlungen an den berühmten Tuarikhäuptling Ichnuchen mitgebracht und hatte von diesem die Zusage erhalten, daß er sie nach der Oase Ghat begleiten werde. Da dieser Häuptling sich Geschäfte halber in dem fezzanischen Wadi-Gharbi aufhielt, so reiste sie zunächst dorthin, um mit ihm wegen ihrer Aus-

rüstung für die Reise nach Ghat Rücksprache zu nehmen. Ichnuchen hatte indessen seine Geschäfte rascher, als man erwartet hatte, abgewickelt, und da er sofort nach Ghat zurückkehren wollte oder mußte, übergab er seine Schutzbefohlene dem Murabid Hadsch Ahmed Bu Slah, der zwar in Wadi-Gharbi seinen Wohnsitz hatte, doch aus dem Tuariklande stammte, mit dem Auftrage, sie nach Mursuk und darauf nach Ghat zu begleiten. Indem er Alexandrina Tinne noch versicherte, daß sie in den Händen jenes frommen Mannes gerade so sicher sein würde wie in seinen eigenen, reiste der alte Häuptling ab.

Während Alexandrina Tinne in der fezzanischen Hauptstadt ihre Vorbereitungen zur Reise betrieb, erschienen dort acht Tuariks aus dem Gefolge Ichnuchens, darunter der Hadsch esch Scheïch, ein Schwestersohn Ichnuchens. Dieselben behaupteten, daß sie nur zur Besorgung persönlicher Geschäfte zurückgeblieben wären, benahmen sich keineswegs aufdringlich, machten jedoch der Dame einen Anstandsbesuch und stellten sich ihr für den Fall einer gleichzeitigen Reise in jeder Hinsicht zu ihrer Verfügung.

Fräulein Tinne war über diesen Vorschlag nur erfreut, schenkte den Leuten Ehrengewänder und verabredete, gleichzeitig mit ihnen zu reisen. Zu ihren aus Tripolis mitgebrachten Kamelen hatte sie noch 27 andere von den Arabern der Umgegend gemietet, und da jedes von diesen von einem Treiber begleitet wurde, so erhielt ihre Reisegesellschaft einen unerfreulichen Zuwachs. Abgesehen von dem Troß ihrer schwarzen Diener und Dienerinnen wurde sie auf dieser Reise noch von den beiden bereits früher erwähnten holländischen Seeleuten begleitet.

Aus allen diesen Gründen reiste ihre Karawane außerordentlich langsam, und so gelangte sie an die Grenze der bewohnten Ortschaften, in das Aberdschudschthal, das man sonst in zwei Tagen von Mursuk aus zu erreichen pflegt, erst in der dreifachen Zeit. Die acht Tuariks reisten mit ihr, nächtigten in der Nähe ihres Lagers und blieben auch am Tage stets in Sicht.

Nichts ließ den Verdacht erwecken, daß zwischen den Tuariks und den gemieteten Arabern eine Verschwörung zum Verderben der Expedition angezettelt worden wäre.

Nachtigal, dessen an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen man mehr Glauben schenken darf als den Ergebnissen der tripolitanischen Gerichtsuntersuchung, stellt die Katastrophe wie folgt dar:

„Es war am 1. August, als man von Aberdschudsch aufzubrechen beabsichtigte. In der Morgenfrühe hatte man



Tuariks, einen Ueberfall planend.

begonnen, das Lager abzubrechen; ein Teil der Kamele war bereits beladen; doch noch standen die Zelte der Frauen. Die leicht beweglichen gepäcklosen Tuariks standen, auf ihre Lanzen gestützt und ihrer Sitte gemäß mit verschleierten Antlitzen, in der Nähe und warteten des allgemeinen Aufbruchs. Da begannen, wohl verabredetermaßen, zwei der mit ihren Kamelen gemieteten Araber einen Streit über das ihren Tieren aufzulegende Gepäck. Sie entwickelten dabei jene Lebhaftigkeit, welche den nicht mit den Sitten ungebildeter Araber Vertrauten als ein Ausfluß hochgradigster Leidenschaft erscheint und der harmlosesten Angelegenheit

Lager in Boëma.



einen gefahrdrohenden Anschein gibt. Die beiden holländischen Diener waren reisefertig; ihre Reitkamele waren bepackt, ihre Feuerwaffen hingen an den Sätteln und sie selbst bethätigten sich hie und da helfend und ordnend. Kees Oostmans war in der Nähe der streitenden Araber, mischte sich in ihren Wortwechsel und suchte vermittelnd, schlichtend, zur Ruhe verweisend, einzugreifen. Dieser Umstand mußte den Verschwörern als Veranlassung zur Ausführung ihrer schändlichen Pläne dienen. Die Streitenden wendeten sich gegen den holländischen Diener und verbaten sich seine Einmischung. Scheltworte flogen hin und her, die Leidenschaftlichkeit wuchs sichtlich und Thätlichkeiten schienen nahe. Da plötzlich sprang der Tariki Hadsch esch Scheïch mit erhobener Lanze unter die Streitenden und durchbohrte den jungen Holländer mit den Worten: ‚Warum mischest du dich in den Streit der Muselmannen?‘ Derselbe stürzte tot zu Boden und damit war die Scene der Verwirrung, welche den Zweck des verabredeten oder doch künstlich in Scene gesetzten Vorgangs bildete, herbeigeführt. Kees' Gefährte, Ary Jacobse, stürzte beim Anblick seines ermordeten Kameraden auf sein Kamel zu, um sein Gewehr zu ergreifen; doch ehe er dasselbe erreichte, streckte ihn ein Schwerthieb des Mörders zu Boden und ein Lanzenstich vollendete die That. Alles war das Werk weniger Augenblicke gewesen, und im Nu war das ganze Lager der Schauplatz der größten Verwirrung und Kopflosigkeit. Die Frauen stürzten heulend und händeringend aus ihren Zelten; die befreiten Sklaven glaubten ihr letztes Stündlein gekommen; Schuldige und Unschuldige schrieen und tobten und drängten durcheinander. Der wüste Tumult rief natürlich Fräulein Tinne aus ihrem Zelte herbei, doch ihre befehlende Stimme verhallte ohnmächtig, und bald befand sich die arme Dame, auf deren Leben es abgesehen war, im dichten Getümmel, umgeben von verräterischen Arabern, von feigen oder mitschuldigen Dienern und gewaltthätigen Tuariks.

„Ein Araber, Otman, aus dem Stamme der Be Sef, war es, der zuerst die Hand aufhob gegen das wehrlose

Weib. Sein Hieb mit scharfer Waffe über Hals und Schulter streckte sie noch nicht zu Boden; erst nach einem zweiten über den Vorderarm, den ein Sklave des Hadsch esch Scheïch geführt haben soll, und nach dem schweren Blutverluste sank die zarte Dame zusammen. Ihr Bewußtsein schwand glücklicherweise bald, doch erst als die Sonne die Mitte ihrer Bahn überschritten hatte, hauchte die Arme das Leben aus.

„Nachdem Alexandrine Tinne zusammengebrochen war, wurde ihr gesamtes Negerpersonal, sowie die Frauen in die noch aufrecht stehenden Zelte verwiesen mit der tröstenden und ermutigenden Versicherung, daß man ihnen kein Haar krümmen werde, denn es sei nur auf die Christen abgesehen gewesen.

„Hierauf öffnete ein tunesischer Diener der Ermordeten die Kisten und Kasten und verteilte das bare Geld unter die Tuariks und die Araber. Dann wurden die übrigen Sachen versteigert, wobei das soeben verteilte Geld als Kaufmittel diente. Sogar während dieser Zeit war das Schlachtopfer nicht vor den Roheiten ihrer Henker sicher. Noch aus ihren Wunden blutend und leise stöhnend wurde sie ihrer Kleider beraubt.

„Der Markt nahm bald ein Ende, und vieles von dem Gepäck, das den Wüstenbewohnern unnütz oder nicht kostbar genug erschien, war unverkauft und lag zerstreut auf dem Boden. Die Diener hatten von den Räubern ein Kamel und einige Wasserschläuche zur Rückkehr nach Fezzan erhalten und flohen eiligst dorthin.

„Gegen 2 Uhr nachmittags," schließt Nachtigal diesen Teil seines Berichtes, „hatte Alexandrine Tinne ihr heldenmütiges, glückarmes Leben, das sie aus der glänzenden Welt ihrer Jugend in die Wüsten Afrikas geführt hatte, ausgehaucht. Einst an Königshöfen bewundert in der Entfaltung ihres Geistes und ihrer Schönheit, hatte sie die Wunden eines unbefriedigten Herzens durch überweibliche Anspannung physischer und geistiger Kräfte zu heilen oder zu vergessen gesucht und ihr Wohlwollen an diejenigen verschwendet, die sie jetzt verraten hatten." — —

Bald lagerte wieder heilige Stille der Wüste über dem Schauplatze des blutigen Verbrechens und nur die Aasgeier bewahrten ihre sichere Beute. —

Bis der letzte Mann der Dienerschaft und das letzte Stück Gepäck Alexandrine Tinnes nach Tripolis zurückgesandt wurde, war der Winter eingetreten, dessen Kälte Nachtigal in Afrika empfindlicher als in Europa fühlte; denn die Morgentemperatur betrug manchmal nur 5—6° C. im Zimmer und dabei stand der Herr desselben vor einem leeren Kohlenbecken, da die Araber oft wochenlang keine Kohlen auf den Markt brachten.

Mit dem Winter rückte auch eine andere Gefahr näher, die seltene Gefahr des Regens, bei dem man in diesen Gegenden besorgt zu dem schützenden Dach über dem Haupt hinaufsieht, und sie stellte sich in der That ein — dazu noch am Weihnachtsabend. Der italienische Konsul in Tripolis hatte Nachtigal einige Flaschen schottischen Whiskys verehrt, die sorgfältig aufgespart wurden, um mit dessen Hilfe im Verein mit dem Diener Giuseppe die festliche Stimmung zu erzeugen, die am Weihnachtsabend und in der Sylvesternacht im fernen Norden zu herrschen pflegen. Der Weihnachtsabend kam heran; die Cigarre wurde angezündet; das Glas Grog stand vor Nachtigal, aber auch der Regen hatte sich eingestellt. Das Dach hielt nicht lange stand. In seinem Zimmer hörte Nachtigal schwere Tropfen auf den Erdboden und das Bett fallen. Das Tempo derselben wurde schneller und besorgt die Lagerstatt zusammengerollt. Da bröckelten Stückchen vom kunstlosen Plafond auf Papiere und Bücher, bald lagen in einer Ecke des Zimmers Palmenbalken skelettiert da. Da mußte die Habe in Kisten und Kasten zusammengepackt werden und in den Parterreräumen bei Giuseppe Unterkunft gesucht werden. Die Stelle der Scheiben vertrat hier eine Nummer der Londoner Times, durch die sich der Regen bald den Weg gebahnt hatte. Doch mit Humor wurde geraucht und getrunken, bis ein Stückchen Erde in das Glas polterte — endlich gegen 3 Uhr morgens hörte der Regen auf, ohne das Haus ganz weggeschwemmt zu haben.

Es bot sich um diese Zeit Nachtigal Gelegenheit, mit einem Gesandten des tripolitanischen Gouverneurs Ali Riza Pascha zu reisen; denn auch dieser sandte Geschenke an den Sultan von Bornu, um mit dessen Hilfe Löwen und ähnliche Bestien zu erlangen, an welchen der damals in Konstantinopel residierende Sultan Abdul Aziz ein großes Interesse hatte; aber es schien, und mit Recht, dem Gesandten des Königs von Preußen nicht angemessen, mit dem Gesandten



Marokkanische Gaukler.

eines Gouverneurs zu reisen; besser wäre es gewesen, sich einer Händlerkarawane anzuschließen, aber da keine gerüstet wurde und Mursuk endlich verlassen werden mußte, so reiste Nachtigal doch mit Bu Aischa, der für den Sultan von Bornu nur zwei Pferde, einen Säbel und einen Koran mit sich führte.

Die Reise Nachtigals nach Bornu verlief sozusagen programmmäßig. Der Karawane schloß sich noch eine Truppe marokkanischer Gaukler an, die über Bornu eine Pilgerfahrt nach Mekka ausführen wollten und durch ihre Kunststücke weniger erheiterten, durch ihre Zänkerei dagegen mehr lästig wurden.

Nachtigal sah wieder grünende Steppen, Urwälder mit Elefanten und ruhte am Ufer des großen Tsadesees, in dem die Nilpferde tummelten, und erreichte glücklich die Hauptstadt Kuka, in der er sich seiner Mission entledigte. Hier



Arabischer Scheich.

wurde ihm Giuseppe Valpreda untreu, der sich, nach der langen Hungerkur der Wüste in den Fleischtöpfen Bornus schwelgend, zum Islam bekehren ließ.

Von Bornu aus unternahm Nachtigal noch eine Wüstenreise, bevor er sich nach den Nilländern wandte; mit dem kriegerischen Stamme der Aulad Soliman, die gering an

Zahl, kaum tausend Mann zählend, von Tripolis bis Bornu die Wüste beherrschen, suchte er das Bergland Borku auf.

Auf dieser Reise hatte er Gelegenheit gehabt, in den Aulad Soliman echte Wüstensöhne, ein Pendant zu den Tubu kennen zu lernen, und er, der soeben die Sahara durchkreuzt hatte, konnte am besten ihre Leistungen schätzen, konnte wissen, was das bedeutet, in dieser Wüste zu herrschen, und konnte ausrufen:

„Was ist Zeit und Raum für einen Sohn der Wüste? Ein Jahr ist für ihn wie ein Monat, wie eine Woche, wie ein Tag. Wo es Kamele gibt, da fühlt er sich zu Hause; wo ihre Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er Zelt und Hütte aufschlägt, da ist seine Heimat. Man betrachte das ungeheure Gebiet, welches diese Araber ruhelos von Süd nach Nord, von West nach Ost durchstreichen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem Treue und Glauben, Friede und Sicherheit gewichen sind, und das der friedliche Reisende nur in Begleitung dieser gesetzlosen Freibeuter durchwandern kann, und staune!“

Aus weiter Ferne betrachten auch wir im Geiste die weiten Sand- und Felsengefilde der Sahara — denken an die wilden Berge Tibestis und ihre noch wilderen Söhne, und denken an den Afrikaforscher, der jetzt still ruht unter den Palmen von Kamerun, denken an den lungenkranken Mann, für den es keine Gefahr, keine unüberwindlichen Hindernisse gab, wo es galt, der Wissenschaft zu dienen; unübertrefflich erscheint uns seine Energie und sein Mut — wir können ihn nur bewundern und bei diesem Rückblick müssen wir noch mehr staunen.

Rohlfs' Reise nach der Oase Kufra.

Ein Jahrzehnt war verflossen, seitdem Gustav Nachtigal seine denkwürdige Saharareise angetreten hatte — ein Jahrzehnt, welches in der Geschichte der Entdeckungen unvergeßlich bleiben wird. Wurde doch in dieser Zeit der Lauf des Kongo festgestellt und über die hydrographischen Verhältnisse des Inneren Afrikas mit einemmal neues Licht verbreitet. Damit erwuchsen der Forschung neue Aufgaben und eine der wichtigsten bildete die Erforschung des nördlichen Kongobeckens, die Feststellung der Wasserscheide des Benue, Schari und Ogowe, sowie beider letztgenannten Flüsse gegen den Kongo hin. Auch die Kenntnis der Sahara wurde im wissenschaftlichen Sinne erweitert. Die Libysche Wüste wurde von der deutschen Expedition unter Rohlfs' Führung nach verschiedenen Richtungen durchkreuzt und in ihrem geologischen Aufbau erkannt. Endlich wurde dieses Gebiet von einem ausgezeichneten Geologen, Karl Zittel, bereist, dem es gelungen war, den Schleier, welcher die Wüstenbildung verhüllte, zu lüften. Nur noch die östlichste Ecke dieses wahren Sandmeeres der Sahara, die Oase Kufra, harrte des gebildeten Besuches, da unüberwindliche Sanddünen die Expedition zur Umkehr gezwungen hatten.

Kein Geringerer als Gerhard Rohlfs, ein Veteran im Wüstenreisen und bereits der glückliche Durchquerer Afrikas vom Mittelmeer bis zu der Guineaküste, sollte im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft diese Aufgabe lösen, sollte vom Mittelmeer über die Oase Kufra nach dem von Nachtigal

besuchten Wadaï vordringen und von dort aus die Wasserscheiden der oben genannten Flüsse feststellen.

Tripolis bildete wiederum den Ausgangspunkt dieser Expedition. Ein junger Gelehrter, Dr. Anton Stecker aus Jungbunzlau in Böhmen, wurde von Rohlfs mitgenommen, damit er ihn in wissenschaftlichen Beobachtungen unterstütze, und außerdem wurden zur persönlichen Bedienung zwei junge Deutsche, Franz Eckart aus Apolda, ein Schlosser, und der Uhrmacher Karl Hubmer aus Graz gewählt. Die Begeiste-



Ansicht von Tripolis.

rung für Afrikaforschung hatte damals gerade die weitesten Kreise ergriffen und Hunderte von Begleitern boten sich Rohlfs an. Er konnte vor seiner Abreise 600 Anmeldebriefe durchblättern und fand darunter nicht weniger als 50 Musiker, denen das Wanderblut in Adern lag; auch eine vollständige Musikbande wollte Rohlfs durch Afrika begleiten, „um durch schöne Musik die grausamen Herzen der schwarzen Könige weich zu stimmen“. Als auch diese Bitte dankend abgelehnt werden mußte, glaubte der Musiker durch das Ins-Treffen-Führen des Ewigweiblichen Rohlfs selbst „weich“ machen zu können: seine stattliche Schwester sollte als Köchin mitgehen.

Wie einst dem Sultan von Bornu, sollte jetzt dem Sultan von Wadaï für die freundliche Aufnahme eines deutschen Reisenden, Gustav Nachtigals, gedankt werden, und Rohlfs war auch Träger nicht mehr königlicher, sondern kaiserlicher Geschenke an den braunen Fürsten. Die Geschenke bestanden meist aus deutschem Fabrikat: zunächst befand sich darunter ein prachtvoller grünseidener Sonnenschirm mit weißseidenem Atlasfutter, von außen reich mit Goldarabesken gestickt und mit langen goldenen Fransen versehen. Der mit Goldblech ausgeschmückte Stab hatte 2 Meter Höhe, der Schirm selbst 1 Meter 50 Centimeter Durchmesser. Ein dem Schirm durchaus gleich würdiges Geschenk war das große, in Solingen aus feinstem Stahl gefertigte und reich damaszierte Schwert, eigentlich ein Riesenrichtschwert in rotsamtener goldumsponnener Scheide. Auch zwei Mausergewehre in kunstvoll gearbeiteten Nußbaumkästen mit 6000 Metallpatronen waren da; prachtvolle Burnusse aus Samt und rotem Tuch vervollständigten die Gaben. Diesen fügte Rohlfs aus den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln noch einige andere Geschenke hinzu, darunter eine Genfer Spieluhr und ein kleines tragfähiges Klavierharmonium. Er kannte ja die Vorliebe der Neger für Musik und wollte durch diese Wahl auch den Wünschen der Jünger der edlen Musika, die daheim bleiben mußten, einigermaßen Rechnung tragen.

Er hatte auch einen Brief an den Sultan von Wadaï mitgenommen, einen Brief von Edris el Nachtigali el Brussiani*), in welchem dieser den Sultan begrüßte und Seiner Majestät anzeigte, „daß der erwähnte Mustafa Bei (Rohlfs) von Eurem Lande aus eine Reise in die südlichen Länder zu machen gedenkt, um jene fremden Völker zu sehen und jene unbekannten Sitten und Zustände kennen zu lernen, damit

*) Edris Efendi war der afrikanische Name Nachtigals. Der Deutsche und Deutschland ist bei fast allen Völkern in Afrika unter dem Namen „Borus, Borussia" bekannt. „Nemsa" ist Oesterreich. An der Ostküste werden jetzt die Deutschen „Gadeitschi" oder „Wadeitschi" genannt.

er in der Heimat davon erzähle und dadurch unter den Zeitgenossen Ehren erlange. Auch ist", heißt es ferner in dem Briefe, „Eurer Majestät der Ausspruch des Weisen nicht unbekannt, daß der Waller (Pilger), welcher die Wunder der Schöpfung enthüllt, sich den Lohn des Schöpfers erwerbe." Mit der Bitte um Schutz für Mustafa Bei el Rohlfsi schließt das Schreiben, das von dem berühmten Orientalisten Dr. Wetzstein zu Berlin ins Arabische übertragen wurde und zwar so gut, dem Geiste des Koran-Arabischen entsprechend, daß der Brief überall, wo ihn Rohlfs arabischen Schriftgelehrten vorzeigte, die höchste Bewunderung erregte. Sie gaben neidlos zu, daß heutzutage kein Mensch in Tripolitanien im stande wäre, ein solches Schriftstück zu verfassen.



Gerhard Rohlfs.

Außerdem hatte Gerhard Rohlfs noch ein anderes Schreiben bei sich, einen Firman Ali des Sultans in Konstantinopel, der folgendermaßen lautete:

„Die Botschaft Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen bei meiner Pforte der Glückseligkeit hat mittels amtlicher Note uns benachrichtigt, daß Mustafa Bei, einer der angesehensten deutschen Unterthanen, eine Reise durch Afrika anzutreten gedenkt, und uns gebeten, ihm einen kaiserlichen Firman auszustellen.

„Ich fordere Dich, Generalgouverneur von Tripolitanien, daher auf, den genannten Mustafa Bei bei seiner Ankunft in Afrika, sobald er auf seiner Reise die unter Deiner Verwaltung stehenden Länder betritt, gastfreundlich aufzunehmen und ihm die gehörigen Ehrenbezeigungen zu erweisen. Du sollst ihm Speise und Trank verschaffen und

gegen Entgelt die erforderlichen Reittiere zur Stelle bringen. Wenn er es verlangt, sollst du ihm eine genügende Anzahl von Bewaffneten beigeben und derart acht geben, daß er wohlbehalten und sicher reist. Zu diesem Zwecke habe ich vorstehenden kaiserlichen Firman ergehen lassen. Handle seinem erhabenen Inhalte gemäß.

Geschrieben am 8. Tage des Silkademonats 1295*)

Unterschrift des Sultans."

Einem solchen Empfehlungsschreiben kann man im Orient nicht immer trauen, denn die arabischen, persischen und türkischen Schriftstücke tragen oft besondere geheime Zeichen, durch die man dem Adressaten zu verstehen gibt, das Gegenteil von dem zu thun, worum er angegangen wird.

Rohlfs' Firman trug keine derartigen Zeichen und so schien der Erfolg der Expedition durch ihn wenigstens auf den von der Hohen Pforte abhängigen Gebieten gesichert.

Am 22. Januar 1878 brach die, dank den reichen Erfahrungen Rohlfs' auf das trefflichste ausgerüstete Karawane von Ain Sarah bei Tripolis auf, um auf dem früher von Nachtigal betretenen Wege zuerst Sokna in der Oase Dschofra zu erreichen.

Bis dahin schloß sich Rohlfs auch der Reisende von Csillagh an, der später nach Mursuk abschwenkte und frühzeitig den Strapazen der Reise unterlag. Man zog durch das Gebiet der Orfella, und schon in den ersten Tagen wurde der Reisende durch einen merkwürdigen offenen Brief überrascht, der ihm von einem Boten überreicht wurde und „An unseren vielgeliebten Freund Edris Efendi el Brussiani", also an Nachtigal, adressiert war. Der Absender desselben war derselbe Mohammed Bu Aischa, der mit Nachtigal nach Bornu gezogen war. Der Mann war der Meinung, der Europäer sei Nachtigal und warnte ihn, durch das Gebiet der Orfella zu ziehen, da diese ihn ausplündern wollten.

Wie rührend mußten nicht solche Freundschaftsbezei-

---

*) Entspricht dem 3. November 1878.

gungen den deutschen Reisenden gegenüber erscheinen? Die schwarzen Begleiter Rohlfs' wurden von Furcht ergriffen und es schien geboten, nunmehr schon auf der viel begangenen Karawanenstraße die Hilfe der Behörden in Anspruch zu nehmen und eine bewaffnete Bedeckung bis Sokna auf Grund des Firmans zu verlangen.

Später allerdings stellte sich die Warnung Bu Aischas als blinder Lärm heraus, und erst nach längerem Besinnen fand Rohlfs den Schlüssel zur Deutung dieses Benehmens.

Bu Aischa wohnte unter den Orfella in Beni Ulid auf dem Wege nach Sokna und wollte Nachtigal nicht wiedersehen. Als er nämlich mit diesem am Hofe des Sultans von Bornu weilte, hatte er Nachtigal, der sich in Verlegenheit befand, etwas Geld geliehen und zwar gegen die Kleinigkeit von 150 Prozent Zinsen. Diese Zinsen erschienen aber selbst den arabischen Kaufleuten zu hoch, die alle meinten, Bu Aischa hätte sich mit den in Innerafrika üblichen 100 Prozent begnügen sollen, und die Angelegenheit war Bu Aischa unangenehm geworden. Er hatte unter diesen Umständen keine Lust, mit seinem vielgeliebten Freunde zusammenzutreffen, und wollte durch Aussprengen des Gerüchtes von einem geplanten Ueberfall Nachtigal bestimmen, daß dieser Sokna umgehe und so mit ihm nicht zusammentreffe.

Indessen marschierte Rohlfs mit der eingetroffenen Bedeckung nach Sokna. Die Truppe nahm sich von weitem, da sie am Horizonte auftauchte, recht schön aus: die Reiter auf den kleinen beweglichen Rossen mit ihren wallenden Burnussen und langen mit Bajonetten versehenen Flinten boten anscheinend einen hübschen Anblick. Als aber die Baschibozuks näher herankamen, zeigte es sich, daß die Rosse elende abgemagerte Klepper und die Reiter entweder Greise von 60 bis 70 Jahren oder Jungen unter 15 Jahren waren. Im Ernstfall hätte Rohlfs wohl eher diese Truppe selbst beschützen müssen, aber der Oberst hatte von sich und seiner Reiterei eine sehr hohe Meinung und verlangte, daß die Expedition mitten unter seinen Soldaten lagere. Als aber

Rohlfs dabei blieb, daß die beiderseitigen Lager stets 1000 Meter voneinander aufgeschlagen werden sollten, umstellte er die Expedition mit Wachen. Da diese nun die Gewohnheit hatten, einzuschlafen, so inspizierte der Oberst sie ziemlich häufig und fiel über die Schlafenden mit seiner Rhinocerospeitsche her, denn er glaubte an die Wegelagerer und kämpfte ernstlich mit den eingebildeten Gefahren.

Bekanntschaften aus früherer Zeit und zwar besserer Art wurden in Sokna erneuert. Unsere Leser kennen bereits den alten Mohammed el Quatruni, der Nachtigal nach Bornu geleitet hatte und früher schon mit Barth, Duveyrier und Rohlfs gereist war.

Derselbe hatte einen Sohn, der in seiner frühesten Jugend bei Nachtigal als Kameltreiber angestellt war.

Eines Tages nun, als Rohlfs seine Wohnung verließ, um in die Palmenwälder zu gehen und zwar in Begleitung verschiedener Diener, welche das oft sehr lästig fallende Volk abhalten sollten, drängte sich ein junger, sehr ärmlich gekleideter Bursche heran und fragte schüchtern: „Kannst du mir nicht sagen, wie es Edris Efendi geht?"

„Ganz gut, mein Sohn!" erwiderte Rohlfs.

„Weißt du nicht, ob er in Tripolis ist? Ich möchte ihn gern aufsuchen."

„Das geht nicht, er ist weit weg, in Berlin, im Lande Brussia, mitten unter den Christen."

„Ach wie schade, ich bin eigens deshalb von Fezzan hierhergekommen."

Eine Zeitlang ging er schweigend neben Rohlfs her und einer der Diener fing an ihn zu schelten und wollte ihn gerade von Rohlfs' Seite wegziehen, als er wieder zu fragen begann:

„Und kannst du mir nicht sagen, wo Mustafa Bei sich aufhält?"

Da sah ihn Rohlfs schärfer an, und wie ein Blitz kam ihm der Gedanke: das muß ein Sohn des Gatroni sein, denn ebenso häßlich wie der Alte sah er aus, nur jung war er.

„Das bin ich selbst," erwiderte Rohlfs rasch, „aber bei Gott, du mußt der Sohn von Mohammed Quatruni sein!"

„Ja, das bin ich!" rief der Bursche, „und schon seit drei Tagen warte ich vor deiner Thür; deine Diener wiesen mich aber immer ab, und auf meine Fragen, ob du nicht Mustafa Bei seiest, erwiderten sie stets nein. Ich hatte schon die Absicht, wieder fortzugehen, um dem Vater zu sagen, unter den neuen Fremden sei weder Edris Efendi noch Mustafa Bei, aber jetzt bleibe ich bei dir, und wohin du gehst, geh' ich auch!"



Ali ben Mohammed el Quatruni.

Rohlfs behielt den jungen Gatroni bei sich und brauchte es nicht zu bereuen; denn in Not und Gefahr war er seinem Herrn stets zur Seite und von den 30 Dienern der Expedition hielt er als einzigster bis zum letzten Augenblicke treu aus.

In Sokna erlebten die Reisenden einen Samum, der von sonderbaren elektrischen Erscheinungen begleitet war.

Dr. Stecker befand sich mit Hubmer auf einer kleinen Exkursion zum Dschebel Ferdschim, als sie gegen Abend von dem Sandsturm überrascht wurden. Die Luft war derart mit Elektrizität geladen, daß die ein Decimeter langen Haare Steckers wie Borsten zu Berge standen, daß sein Begleiter Hubmer ihm mehrere centimeterlange Funken durch Berührung aus dem Körper lockte, ja, daß Stecker an der dem Sandsturm ausgesetzten Wand des Zeltes durch Darübergleiten mit dem Finger feurige Schriftzüge hervorbrachte.

Aehnliche Erscheinungen während der Samumstürme und auch nach denselben sind in der Sahara nicht selten und wurden auch in anderen Gegenden beobachtet. Rohlfs erinnert bei dieser Gelegenheit an folgende Fälle:

„Am 14. Januar 1824 bemerkte Maxadorff auf einem Felde nahe bei Köthen, daß auf einem mit Stroh beladenen Wagen, welcher unter einer großen schwarzen Wolke stand, die Spitzen der Strohhalme sich aufrichteten und mit einem Lichtschimmer umgeben waren, selbst die Peitsche des Fuhrmanns strahlte in lebhaftem Lichte. Die Erscheinung verschwand, sobald der Wind die Gewitterwolke hinweggeführt hatte; sie hatte etwa 10 Minuten gedauert.

„Am 8. Mai 1831 gingen auf der Terrasse des Forts Bab Azoun in Algier Offiziere während eines Gewitters spazieren. Jeder bemerkte, als er seinen Nachbar beobachtete, daß sich dessen Haare sträubten und einen hellen Lichtschimmer ausstrahlten. Als sie die Hände erhoben, bildeten sich an den Fingern Lichtbüschel.

„Im Jahre 1855 ließ sich ein Reiter auf einem Kahne mit seinem Pferde bei Aschaffenburg über den Fluß setzen und beobachtete dabei ein Leuchten der Mähne und der Ohrenspitzen seines Pferdes, sowie der Spitze seiner Reitpeitsche."

Dieselben Erscheinungen werden sehr oft auf den in den letzten Jahren errichteten meteorologischen Warten im Hochgebirge beobachtet. Vor einem Gewitter hat man z. B. auf der Wetterwarte auf dem Sonnblick oft um das Haupt der Besucher einen Heiligenschein beobachtet.

Die Ueberladung aller Gegenstände während eines Samumsturmes mit Elektrizität läßt sich wohl durch die Reibung erklären, welche durch das Dahinschleifen zahlloser kleiner Steinchen durch den Orkan erzeugt wird, wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß die äußerst trockene Luft beinahe als Isolator dienen dürfte.

Ueber die Samum, Giftwinde, herrschen in dem großen Publikum noch sehr übertriebene Anschauungen; namentlich die Meinung, daß durch einen solchen Sandsturm ganze Karawanen verschüttet werden, ist in das Bereich der Wüstenfabeln zu verweisen.

Schon einige Zeit vor dem Ausbruch des Sturmes sieht man am Horizont die schweren gelben Wolken heranziehen;

die Luft wird schwüler, die Menschen fühlen sich beängstigt und selbst die Kamele werden unruhig.

Man muß nun die heiße Windsbraut über sich hinwegsausen lassen. Man läßt die Tiere sich niederlegen und zwar mit dem Rücken gegen den heranziehenden Sturm; die Menschen hüllen sich fest in ihre Kleider ein und verdecken möglichst dicht das Gesicht. Der feine Sandstaub, der selbst manchmal in die Uhren eindringt, gelangt natürlich trotz dieser Vorsichtsmaßregeln in Nase und Mund, jedoch nicht in solchen Mengen, daß man ihn nicht mit Leichtigkeit entfernen könnte. Der eigentliche Ausbruch des Sturmes dauert außerdem nicht lange, in der Regel 10 Minuten bis eine halbe Stunde.

Sandstürme werden wohl den Karawanen gefährlich, aber nicht dadurch, daß sie Menschen und Tiere verschütten, denn ein noch so mächtiger Windstoß kann in so kurzer Zeit nicht solche Sandhaufen aufwerfen, daß man sich aus denselben nicht herausarbeiten könnte.

Sandstürme bringen andere Gefahren mit sich; abgesehen von der Ermüdung, welche der Kampf gegen den heißen Wind verursacht, ist dieser namentlich dadurch gefährlich, daß er Brunnen austrocknen oder verwehen kann, so daß die Karawane kein Wasser findet oder sich auf der Suche nach demselben verirrt. Ferner dringt der feine Sand auch in die Wasserschläuche und beschleunigt das Verdunsten des Wassers in hohem Grade.

Auf diese Weise kann dann eine Karawane infolge des Wassermangels, aber nicht infolge der Verschüttung durch Sand zu Grunde gehen. Trotz alledem sind die Samum eine furchtbare Wüstenplage und werden selbst in den Oasen gefürchtet, wo sie in den Palmenpflanzungen oft erheblichen Schaden anrichten.

Auf der Reise nach der Oase Kufra wurde Rohlfs namentlich in Audschila von entsetzlichen Samumwinden geplagt, von denen einer sogar von einem Sturzregen begleitet war.

„Einer der stärksten,“ schreibt Rohlfs, „fand am Oster-

sonntag den 12. April statt, kündete sich schon morgens durch die bleierne Luftfarbe an und entwickelte sich im Laufe des Tages zu einem widerstandslosen Orkan. Aus Süd und Südsüdwest blasend, fegte er mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und rasierend über den Boden dahin; denn es ist viel schlimmer, wenn ein Orkan im geneigten Winkel



Samum in der Sahara.

gegen die Erdoberfläche antost, als wenn er in nicht so schräger Richtung wütet. Vorsorglich hatte ich mein Zelt niederschlagen lassen, weil es größer als das meines Reisegefährten war und überhaupt weniger Widerstandsfähigkeit besaß. Ich verkroch mich unter einen Palmenbusch und wartete der Dinge, die nun kommen sollten. Die entfesselten Windsfurien tobten immer mehr, dicke Wolken — war es Sand oder waren es Wasserdämpfe? — wirbelten mit jagdzugmäßiger Geschwindigkeit über unseren Köpfen dahin, donnerähnliches Getöse erdröhnte zuweilen, und dann

und wann hörte man das Krachen einer geknickten Palme. Da auf einmal ertönte ein lautes Geschrei meines Gefährten: sein ganzes Zelt mit einem Teil der darin befindlichen Gegenstände riß sich los und flog davon, und viel hätte nicht gefehlt, so wäre er selbst mit durch die Lüfte getragen worden.

„Die Sache war komisch und ernsthaft zugleich: komisch der Anblick Dr. Steckers, dem wir in diesem Augenblick gar keine Hilfe leisten konnten; ernsthaft die Besorgnis, daß unersetzbare Gegenstände, z. B. Schriften, Instrumente u. s. w. möchten verloren gehen. Glücklicherweise fing sich das Zelt an einem Palmenbusch und übrigens ging auch nichts verloren. Um aber die Verwirrung voll zu machen, ergoß sich, als der Orkan den höchsten Punkt erreicht hatte, plötzlich ein Sturzregen über uns, der zwar nur einige Sekunden anhielt, aber vollkommen hinreichte, uns bis auf die Haut naß zu machen. Es war, als ob man einen ungeheuren Eimer Wasser über uns ausgeleert hätte oder eine Wasserwoge über uns weggerollt sei, und ich weiß jetzt noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob die Flut von oben oder seitwärts in Gestalt einer Wasserwoge kam. Dann aber plötzlich, wie durch Zaubermacht, war es still, und die jetzt glänzend aus klarster und heiterster Höhe hervortretende Sonne hatte im Augenblick unsere durchnäßten Kleidungsstücke und übrigen Gegenstände getrocknet.“ In der Oase hatte dieser Samum gegen 300 hochstämmige Palmen geknickt!

Gleich bei seiner Ankunft in Sokna fand Rohlfs wieder einen mysteriösen Brief vor, der ihn warnte, nach Sella zu kommen, da ihn die Araber ausplündern wollten. Der Brief war in einem schauderhaft fehlerhaften Italienisch geschrieben und Rohlfs zerbrach sich vergebens den Kopf, wer wohl der Absender sein könnte. Dieser stellte sich ihm selbst vor, als er die nahegelegene älteste Stadt Dschofras Wadan besuchte.

Er war Mohammedaner und hieß Abdallah, früher aber führte er den Namen Francesco Guida, denn er war Neapolitaner von Geburt und vor Jahren wegen Totschlags

zum Tode verurteilt worden. Er war vor mehr als 20 Jahren mit Empfehlungsbriefen von Frederic Warrington, der mit ihm Mitleid hatte, in das Innere geflohen und hier vor der neapolitanischen Gerechtigkeit sicher. Goldschmied von Geschäft, konnte er sich ernähren, indem er von einer Oase zur anderen zog und für Frauen und Jungfrauen Gold- und Silberringe anfertigte. Er wohnte seit einigen Jahren in Sella und war mit einer Sellenserin verheiratet. Er hatte wie Bu Aischa den Europäer fern von seinem Hause wissen wollen, aber mit der Zeit doch Vertrauen zu dem wissenschaftlichen Reisenden gefaßt.

Das Leben in Sokna floß nicht so monoton dahin wie in Mursuk zu Nachtigals Zeiten. Es gab hier Spuren jüngst bestandener Kämpfe zwischen den Einwohnern Soknas und Hons: unbestellte Felder, verlassene Häuser und Hütten, niedergerissene Einfriedigungen, zerstampfte Gemüsebeete. Es waren auch Truppen aus Fezzan erschienen, die den Streit beilegen sollten.

Zunächst wurden beiden Städten ziemlich hohe Strafgelder auferlegt und dann die Sühnegelder bestimmt. Als Sühne wurden 1000 Mahabub (Maria-Theresiathaler), also 4000 Mark, für jeden Toten festgesetzt, da nun bei den Honensern 16, bei den Soknensern aber nur zwei Tote zur Verrechnung kamen, so standen sich erstere sehr gut, sie hatten 14 000 Mahabub von den Soknensern zu erhalten. Die Anwesenheit der bewaffneten Macht wurde von den Offizieren auch dazu benutzt, dem Volke eine „Jana“, d. h. freiwillige Zwangsanleihe, aufzuerlegen, um den Beherrscher der Gläubigen im Kampfe gegen die „Musku“, d. h. Russen, zu unterstützen. Ob wohl diese „Jana“ jemals nach Konstantinopel geschickt wurde? Schwerlich, denn die Soldaten baten Rohlfs, er möchte sich bei den Behörden verwenden, daß ihnen der rückständige Sold bezahlt werde, und die Offiziere wollten ihn „anpumpen“, indem sie honetterweise ihre gleichfalls rückständige Gage ihm zu verpfänden geneigt waren.

Rohlfs blieb verhältnismäßig lange in Sokna, weil die

kaiserlichen Geschenke für den Sultan von Wadaï noch nicht eingetroffen waren und erst in Audschila die Karawane des Reisenden erreichten.

Auf dem Wege nach Audschila feierten die Deutschen in der Wüste den Geburtstag Kaiser Wilhelms; die mit großer Präzision abgegebenen 101 Schüsse hallten von den Kalkwänden des Wadi zurück; aber die Gesundheit des Kaisers konnten die Reisenden nur in Kaffee und Limonade ausbringen, da alle Spirituosen fehlten.

In den unterwegs gelegenen Oasen begegnete man auch Schwalben und Störchen, die hier auf ihrem Zuge nach Norden ausruhten; die letzteren suchten gravitätisch alle Büsche auf Schlangen und anderes Gewürm ab.

In diesen bis dahin von keinem Reisenden betretenen Gebieten begann die Kraft des Firmans allmählich zu versagen. Die Behörden verhielten sich noch zuvorkommend, während bei der Bevölkerung der fanatische Haß gegen die Christen immer deutlicher zum Vorschein trat. Der Sitz der türkischen Behörde befand sich damals in der unmittelbar an der Oase Audschila gelegenen Oase Dschalo und Rohlfs wandte sich bald dorthin.

Beim Durchschreiten des Ortes wurde den Reisenden von der Straßenjugend ein nichts weniger als freundlicher Empfang bereitet. Durch Johlen, Heulen und Schimpfen gaben die Burschen ihr Mißfallen zu erkennen, daß die Christen ihre elende Stadt zu betreten gewagt hatten. „Christenhund", „ungläubiges Schwein", „Heide" waren die Ehrentitel, die man dem Reisenden beilegte.

Er führte ein kleines Hündchen, das ihm aus Weimar gefolgt war, mit, und die Flegelbande machte sich an die Verfolgung und Aengstigung des unreinen Tieres, das einem Christen gehörte. Um es vor den rohen Mißhandlungen zu schützen, nahm es Rohlfs auf den Arm und nun fing die Jugend an, ihn selbst mit Thonstücken und kleinen Steinen zu bewerfen. Wandte er sich um, so stoben die Angreifer auseinander, ging er aber wieder vorwärts, so war ihm die Meute wieder auf den Fersen. So ging es

eine Zeitlang, bis ein faustgroßer Stein Rohlfs derart am Hinterkopf traf, daß aus seinen Augen Funken sprühten. Nun riß ihm die Geduld, er zog den Revolver und drohte zu schießen, falls noch ein Steinwurf fiele. Alle stoben davon.

Das arme Hündchen hatte jedoch lebend die Oase nicht verlassen. Das gutmütige Tier hatte die Sitte, Männchen zu machen, sobald es einigen Menschen begegnete. Für diese harmlosen Kunststücke hatten die Bewohner von Dschalo kein Verständnis; sie waren vielmehr der Meinung, daß der „Christenhund" diesen Hund absichtlich so abgerichtet habe, damit er durch seine Männchen ihre Gebetsgymnastik verhöhne. Sie haßten ihn darum, und eines Tages starb das Hündchen unter Symptomen, die eine Vergiftung vermuten ließen.

Eine weite Wüstenstrecke trennte noch die Reisenden von dem ersten Ziel ihrer Reise, der Oase Kufra. Trotz des Firmans wollte sich jedoch niemand finden, der die Reisenden dorthin und von dort nach Wadaï geleiten würde.

Eines Tages ließ zwar ein 80 Jahre alter Kaufmann Rohlfs zu sich kommen und erklärte ihm, daß er ihm einen Sklaven schenken wolle, der ihn nach Wadaï bringen würde, verlangte aber als Gegenleistung — ein Verjüngungsmittel. Der Mann wollte im vollen Ernst das Mittel haben, ob er aber selbst nach Empfang desselben den Sklaven stellen würde, erschien sehr fraglich. Rohlfs erwiderte ihm deshalb, da er so nahe den von Mohammed verheißenen Freuden des Paradieses stände, sei es doch sündhaft, den Aufenthalt hier im irdischen Jammerthal verlängern zu wollen; er solle sich doch freuen auf die in Aussicht gestellten ewigen Genüsse im Jenseits. Der Alte sah Rohlfs sehr zweifelhaft an und meinte, er wolle ihn foppen.

Da nun auch in Dschalo nichts zu erreichen war, kehrten die Reisenden nach Audschila zurück und Rohlfs schickte Dr. Stecker nach der am Mittelmeer gelegenen Stadt Bengasi, damit er dort von den türkischen Behörden, von denen diese Oasen abhängig waren, die nötige Pression erwirke.

Als Rohlfs hier allein war, begann schon am zweiten

Tage ein neues Steinbombardement auf sein Haus, an dem sich allerdings wiederum die Straßenjugend beteiligte — doch aus dem Benehmen der Kleinen erkennt man ja am besten die Gesinnungen der Großen. Der Haß gegen den Christen war sehr groß. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Bewohner von Audschila ganz unter dem Einfluß der Senusi stehen, und daß in dem Orte, der höchstens 2500 Seelen zählt, sich 13 Moscheen befinden.

Die kaiserlichen Geschenke waren indessen angekommen,



Hauptmoschee in Audschila.

aber von Stecker traf keine frohe Botschaft ein. Die Zeit schlich langsam dahin und längst waren die Zugvögel nach dem Norden gezogen. Ein Storch und eine Schwalbe fielen eines Tages vor Erschöpfung in das Heim von Rohlfs; alle Bemühungen, das Leben der lieben heimatlichen Tiere zu erhalten, blieben erfolglos. „Die letzten Schwalben," schreibt Rohlfs, „nachdem sie wochenlang in Audschila geruht und eine große Niederlage unter den Fliegen und Mücken angerichtet hatten, mußten schon in Europa sein, nur für uns war kein Fortkommen."

Gegen Ende Mai mußte Rohlfs selbst nach Bengasi, da Stecker seine Gegenwart dort für unentbehrlich hielt.

Die kaiserlichen Geschenke wurden dem Scheich Ibrahim el Fadhil zum Aufbewahren anvertraut und dieser ließ sie in Rohlfs' Gegenwart in ein fensterloses Gemach mitten in seiner Wohnung tragen und dieses zumauern, so daß sie in der That vor Gelegenheitsdieben sicher waren.

Stecker hatte Rohlfs mitgeteilt, daß ihn eine Eskorte der Regierung von Bengasi abholen werde. Am 25. Mai erschien dieselbe in Audschila. Das Geknatter der Flinten, das Getrappel der Pferde versetzte die Einwohner in Aufregung, und nun erschienen auch der Bürgermeister von Bengasi, der Polizeidirektor, ein Lieutenant in glänzenden Uniformen und zehn Schiuch der Morharba, jenes mächtigen Stammes, welcher mit Stolz sagt, die Suya sind unsere Sklaven. Alle waren beritten und vor der Stadt hielten noch 20 Reiter und Kamele und Diener.

Da waren die Wüstenbewohner betäubt, daß dem „Christenhund“ von der mächtigen Behörde solche Ehren erwiesen wurden, und wußten nicht, was sie von Rohlfs halten sollten.

Mit dieser Eskorte brach Rohlfs am 29. Mai nach Bengasi auf und erreichte am 5. Juni das alte Berenike.

* * *

Wir müssen jetzt den Leser mit den Elementen der Bevölkerung vertraut machen, mit denen die Reisenden unterhandeln sollten.

Die Oase Kufra ist das Besitztum der Suya, eines Araberstammes, der etwa 5—6000 Individuen zählen dürfte. Ihr Hauptsitz ist die Oase Schchörre, von der sie sich über einige benachbarte Oasen, wie Dschalo und Audschila verbreitet haben.

Spuren des Negerblutes sind bei ihnen wohl bemerkbar, da sie sich hier und dort mit Negerinnen vermischt haben, im großen und ganzen aber bieten sie den semitischen Typus. Die gebogene Nase, das stechende schwarze Auge, zurückweichende Stirn, hervortretende Backenknochen, fleischige Lip-

pen, langes, schwarzes Haar, langer Hals, langer Körper, geringe Entwicklung der Muskeln, Abwesenheit runder Formen, kleine Hände und Füße sind nach Rohlfs die äußeren Merkmale der männlichen Suya, während die Frauen, klein von Statur, sich nur in der Jugend durch mehr Fülle auszeichnen.

Die Suya sind, obwohl von dem Stamme der Morharba bedrängt, doch freie Araber geblieben und als echte Wüstensöhne auch wirkliche Nomaden, die weniger in Häusern als in Palmhütten wohnen. Ihr Charakter ist der allen Arabern Afrikas eigentümliche. Dabei müssen wir alle die Tugenden der Treue und Redlichkeit, mit welchen sonst die Geschichtschreiber die Persönlichkeit eines Arabers auszustatten pflegen, uns einfach wegdenken. Treue gilt den Suya nur, wenn es mit ihrem Vorteil übereinstimmt, ein gegebenes Wort halten sie nur dann, wenn sie davon Nutzen haben; Lüge ist ihnen so zur zweiten Natur geworden, daß sie auch aus Vergnügen und ohne Vorteil Unwahrheit sagen. Eitel, hinterlistig, prahlerisch, grausam, geizig, geldgierig, ideenarm, ohne Sinn für Kunst, arbeitsscheu, abergläubisch — das sind ihre Haupteigenschaften. Eine Tugend besitzen sie allerdings, die der Gastfreiheit, aber sie können diese nur selten ausüben, weil sie arm sind.

Diese Suya stehen nun unter dem Einfluß der Sekte Sidi Senussi, von der wir bereits im vorhergehenden Kapitel gesprochen haben, und infolgedessen sind sie gegen alles, was nicht mohammedanisch ist, von dem entsetzlichsten Fanatismus beseelt, der um so scheußlicher ist, als die Unwissenheit der Suya keine Grenzen zu haben scheint.

In Bengasi sollte inzwischen ein Regierungswechsel stattfinden. Der bisherige Gouverneur Raif Bei sollte durch einen neuen, Ali Kemali Pascha, ersetzt werden. Dieser war schon einmal Gouverneur von Bengasi gewesen und mußte seinen Posten wegen Mißwirtschaft verlassen. Dadurch verlor er keineswegs an Ansehen, denn die Hohe Pforte hatte ihn auf den viel wichtigeren Posten des Gouverneurs von Tripolitanien gestellt. Ali Kemali Pascha beging hier

jedoch derartige Erpressungen, daß ein Aufstand der bedrängten Bevölkerung zu befürchten war, und so wurde er schon nach zwei Monaten von Tripolis abberufen. Nun kehrte er wieder nach Bengasi als Gouverneur zurück, und jetzt erst hatte auch Rohlfs wahrgenommen, warum ihn der Bürgermeister und der Polizeidirektor in einer so unterthänigen Weise in Audschila begrüßt hatten: sie hofften, daß Rohlfs für sie ein gutes Wort bei Ali Kemali Pascha einlegen würde, damit sie auf ihren Posten verbleiben konnten.

Der Polizeidirektor war auch geblieben, weil er mehr Geld Ali Kemali zahlen konnte. Die Stelle des Bürgermeisters war indessen schon vergeben; denn ein reicher Kaufmann von Bengasi bewarb sich um dieselbe und hatte schon eine Anzahlung von etwa 4000 Mark Ali Kemali nach Konstantinopel gesandt.

Diese Regierung vermittelte nun zwischen den Schiuch der Suya und Rohlfs wegen der Reise nach Kufra. Als die Verhandlungen sich immer wieder in die Länge zogen, ließ Ali Kemali drei Suya, die gerade in Bengasi waren, einkerkern, weil die Suya noch 15000 Piaster an Steuer schuldeten, und behielt sie als Geisel. Dadurch machte er aber auch die übrigen Suya seinen Wünschen gefügiger.

Die Einkerkerung der Schiuch der Suya hatte sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Land verbreitet, und neue Schiuch kamen erst dann nach Bengasi zur weiteren Verhandlung, als Rohlfs sich besonders verpflichtete, daß der Gouverneur sie nicht einsperre; für einen derselben Namens Bu Bekr Bu Guetin mußte noch speziell Bürgschaft gestellt werden, da dieser Räuberhauptmann fürchtete, wegen Privatschulden von den Kaufleuten Bengasis eingesperrt zu werden.

Mit diesem und einem andern Scheich, Krim Bu Rba, gelang es endlich, einen Vertrag abzuschließen.

Am 4. Juli 1879 wurde dieser Vertrag in Bengasi von der Regierung, welche offiziell die Garantie für die Ausführung sämtlicher Bedingungen übernahm, von Rohlfs und 13 Suya unterzeichnet; von diesen Kerlen konnte nur einer seinen Namen schreiben, die übrigen drückten dem

Siegel ihren in Tinte getauchten Finger bei. Die Suya verpflichteten sich, Rohlfs und sein Gepäck in Sicherheit bis Kufra zu bringen.

Nach seiner Ankunft in Kufra sollte er ihnen einen Brief geben, den dieselben an die Regierung zu senden haben würden, in welchem er anzeigte, daß er wohl und sicher die Grenze der Provinz erreicht hätte. Als Lohn wurden den Suya 18000 Piaster bewilligt. Die drei vorerst erwähnten Suya wurden indessen als Geiseln in Bengasi zurückbehalten und sollten erst dann freigelassen werden, wenn Ali Kemali Pascha den bewußten Brief von Rohlfs erhalten hätte. Da aber voraussichtlich schon in Audschila die nächsten Angehörigen einen moralischen Zwang auf Rohlfs ausüben würden, dem Pascha zu schreiben, er möge die Gefangenen freigeben, so wurde zwischen Rohlfs und Ali Kemali Pascha noch eine besondere Verabredung getroffen. Ali Kemali sollte einem arabisch geschriebenen Briefe keine Bedeutung beilegen und die wahren Absichten Rohlfs' nur aus einem in italienischer oder französischer Sprache geschriebenen erfahren.

Nachdem die Suya noch an demselben Tage ihr Geld erhalten hatten, wurde am 5. Juli 1879 die Reise angetreten. Die Suya waren die Liebenswürdigkeit selbst, namentlich Bu Guetin wußte sich näher an die Reisenden heranzuschleichen. Der Empfang in Audschila und Dschalo war diesmal viel besser, und nur durch den Streit um die Bepackung der Kamele wurde der Aufbruch nach Kufra verzögert. Während die Tubu und Tuarik ihre Kamele mit einer Last von etwa drei Zentnern beladen, lassen die Suya nur einen Zentner zu und zwar mit Recht, wenn man die Terrainschwierigkeiten auf dem Wege nach Kufra in Betracht zieht.

Am 27. Juli wurde Battifal, die letzte Oase der Audschilagruppe, erreicht. Oase! Wenn die Gegend diesen Namen verdient, so ist diese Oase gewiß die traurigste der Welt; denn sie besteht nur in einer Bodeneinsenkung mit ein paar elenden Wasserlöchern, um die Binsen zu wachsen

versuchen, aber kaum zollhoch aus der Erde hervorkommen, da die ausgehungerten Kamele dieselben abweiden.

Diese Oase bot den Reisenden den Vorgeschmack zu der fürchterlichen Einöde, die sie durchziehen sollten, bevor sie Taiserbo, den nächsten Ort der Kufraoase, erreichten. 350 Kilometer weit führt jetzt der Weg durch einen ebenen Sserir; der Boden desselben besteht oft aus feinem, ebenmäßigem Kies, daß man glaubt, auf versteinerten Erbsen oder Linsen zu marschieren. Oft hat man auch Strecken, wo die Kieselchen größer, aber nie umfangreicher als eine Walnuß sind. Vollständiger Wassermangel herrscht hier; Dünenhügel, die man anfangs fern im Osten am Horizont erblickt, verschwinden bald, keine Felsen, keine Zeugen erheben sich hier als Wegweiser, keine Berge tauchen am Horizonte auf — nur die öde, ebenmäßige Ebene dehnt sich vor den Blicken des Reisenden aus, der wohl von Battifal bis Kufra sehen könnte, wenn nicht der Blick durch den von der natürlichen Wölbung begrenzten Horizont begrenzt würde. So sieht man nach allen Seiten nur etwa 7 Kilometer weit.

Rasch durchzieht der Sohn der Wüste diesen unwirtlichen Sserir, hier fürchtet er den Samum, der seine Wasserschläuche austrocknet und die Gefahr des Verdurstens über sein Haupt verhängt; Tag und Nacht eilt er und schließt sich gern zu größeren Gesellschaften zusammen.

So war auch die Karawane, mit der Rohlfs durch diese ödeste Strecke in der ganzen Sahara zog, recht zahlreich und bot einen imposanten Eindruck. Da standen über hundert Kamele, manche darunter mit den breiten, bedachten Frauensätteln, Karmut; und im langen Zuge ritten die Suya-Schiuch auf ihren mageren Pferden, aber in ihrem vollen Staate.

Ihr Gewand (Hemd und weiße Baumwollhose) ist immer schmutzig, denn es wird nie gewaschen; aber die Suya sind stolz; sie gehen selten zu Fuß; der Suya-Scheich reitet immer zum Zeichen seiner Vornehmheit; er hält in seiner Linken den aufgespannten Sonnenschirm, aber er ist darum nicht verweichlicht; er weiß seine Waffen zu handhaben, die lange Steinschloßflinte, die über seinem Rücken hängt, die Pistolen,

die im Gürtel stecken, und den Dolch. Und hinter ihm, auf einem kleinen Lederkissen, sitzt sein Jagdgenoß, der Falke, und hinter dem Pferde trabt sein Slugi, der Windhund.

In solcher Einöde sinnt der Nomade und lernt die verräterischen Pläne spinnen, die erst in den Oasen ausgeführt werden; in diesem unwirtlichen Sserir entwarf auch Bu Guetin, der „freundliche“ Führer der Expedition, seine finsteren Pläne.

Vier Tage und zehn Stunden dauerte der Marsch durch dieses Kiesfeld, auf dem sich nur ein paar maulwurfsgroße Erhabenheiten zeigten.

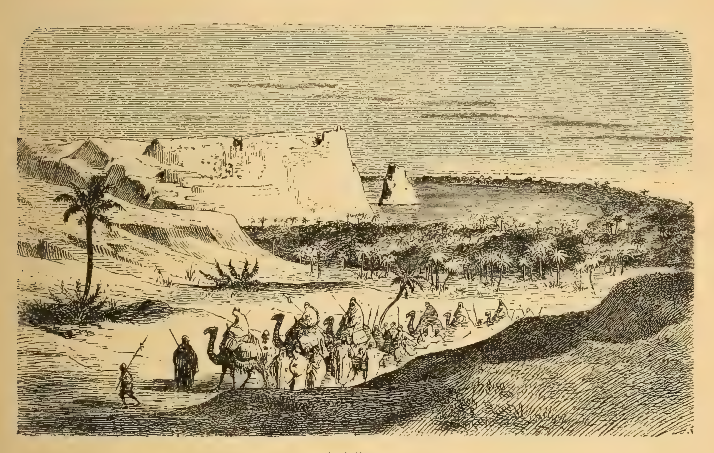
Nur zweimal am Tage wurde gehalten. Eine Stunde nach Sonnenaufgang wurde der Morgenimbiß eingenommen, und die zweite Rast, um die Hauptmahlzeit einzunehmen, kurz nach Sonnenuntergang gemacht. Sonst hieß es vorwärts — Tag und Nacht. Anfangs widerstanden alle gut den Anstrengungen der Märsche, aber zuletzt bemächtigte sich aller eine unwiderstehliche Schlafsucht. Vier Nächte waren Menschen und Tiere ohne Schlaf und stets unterwegs gewesen.

„Endlich,“ schreibt Rohlfs, „der letzte Tag und der entsetzlichste Tag. Kufra schien ganz abhanden gekommen. Man sprach gar nicht mehr, sondern taumelte vorwärts. Mensch und Tier bewegten sich wie Maschinen. Dieser schlief im Gehen, jener auf dem Kamel. Hier hatte sich einer wie ein Sack quer über ein beladenes Tier geworfen, der Kopf baumelte nach der einen, die Füße nach der anderen Seite herab; dort wackelte einer mit seinem Oberkörper auf seinem Gaule hin und her, welches selbst bedenklich schwankte und nur noch mit Mühe sich aufrecht erhielt.

„Einem unserer Neger gab ich am letzten Tage mein Pferd zu reiten — wir mußten natürlich alle unsere Leute abwechselnd reiten lassen, damit sie nicht liegen blieben — plötzlich fielen beide zur Erde, beide waren fest eingeschlafen gewesen, das Pferd kippte förmlich seitwärts. Aber rasch

sprangen doch beide wieder empor. Ein anderer Neger, der am letzten Abend, unmittelbar nach der Mahlzeit, zu Boden fiel, blieb liegen und schlief ein. Zum Glück merkte ich seine Abwesenheit; es wurde zurückgeschickt und der junge Mann von einem sicheren Tode gerettet."

Endlich am späten Abend entdeckten einige Suya, die sich, um weiter sehen zu können, auf ihre Kamele stellten, in der Entfernung Sandhügel, und nachts 2 Uhr erreichte die Karawane wirklich die Oase Taiserbo, die vorgeschobenste



Buseïma.

Insel der geheimnisvollen Oase Kufra; aber bis 11 Uhr morgens dauerte noch der Marsch, bis der nächste Brunnen Dschromgedi erreicht wurde, an dem das Lager aufgeschlagen wurde. —

Vom Hörensagen war die Oase Taiserbo europäischen Reisenden längst bekannt und man wußte, daß sie früher von den Tebu (Tubu Nachtigals) bewohnt war. Aber von ihrer Größe hatte man keine Vorstellung. Jetzt war Rohlfs in derselben und konnte auf seinen Wanderungen feststellen, daß ihre mit Vegetation bedeckte Fläche über 6000 Quadratkilometer beträgt, also ungefähr so groß ist wie das Großherzogtum Oldenburg; er konnte Ruinen der Tebudörfer

besuchen, selbst ihre alten Friedhöfe hatte er wieder gefunden und durch ein Loch in die alten, aus Salzerde gebauten Gräber hineinsehen können, wo die Toten mit Matten bedeckt in sitzender Stellung beigesetzt waren. Und in den Salzpfützen fand er wilde Enten und wilde Gänse — gewiß eine seltene Erscheinung mitten in der Sahara.

Aber noch andere Ueberraschungen sollten den Reisenden zu teil werden; von Taiserbo ging es nach der Oase Buseïma.

Buseïma! Das war ein neuer Name, den bis jetzt kein Reisender gehört hatte. War die Oase groß, klein? Rohlfs erfuhr nichts Bestimmtes. Die Suya sagten ihm nur, daß die Oase am Fuße eines Berges und an der Seite eines Sees liegen sollte. Ein See mitten in der Libyschen Wüste! Das war noch wunderbarer. Wie leicht wurde die kiesige Ebene durchschnitten und die harten Sanddünen überwunden! Da, auf den höchsten Sandwegen eröffnet sich das versprochene Panorama. Berge! Der Berg ist allerdings nur klein; bei seiner absoluten Höhe von 388 Meter erhebt er sich nur gegen 100 Meter über die benachbarte Ebene, aber wenn man tagelang über die flachsten monotonsten Sserirflächen gewandelt ist, dann wirkt schon ein solcher Berg, zumal wenn er sich in zackigen Formen, in geschwärzten Farben dem Auge darbietet. Und was war das? Am Fuße des Berges ein blauer See mit starker Brandung. War es nur optische Täuschung, nur eine Fata Morgana?

Der See existierte in der That und zog sich etwa 10 Kilometer weit, aber der Wellenschlag wurde hervorgezaubert durch das Wüstengespenst, die Fata Morgana. „Ein breiter Saum weißen Salzes an der nördlichen Seite des Sees gewann infolge der starken Vibration der erhitzten Luft in täuschendster Nachahmung das Ansehen einer Seebrandung, wo denn freilich nicht das Wasser, wohl aber die heiße Luft ihre Wellen schlug, die auf silbernem Salzgrund gegen die schwarzen Berge und Palmen tosten."

Die nur etwa 300 Quadratkilometer umfassende Oase war im eigentlichen Sinne des Wortes nicht bewohnt, ob-

wohl hier und dort einige Dattelpflanzungen angelegt worden waren. Aber der Berg an dem See, der äußerst konzentriertes Salzwasser enthält, bot neue Ueberraschungen. Schon am Fuße desselben fand man das Ruinenfeld eines Dorfes, in welchem die runden und viereckigen Häuser mit gutem Mörtel gemauert gewesen waren, und zwar so fest und widerstandsfähig, daß jeder Versuch, eine Mauer zu zerstören, äußerst schwer hielt. Es lockte nun den Reisenden, hinaufzusteigen zu der Spitze oder vielmehr dem Plateau des Berges und von dort einen Rundblick auf diese wunderbare Oase zu gewinnen und auch die Höhe des Berges zu bestimmen. Aber wie staunte er, als er auf der südlichsten Ecke ein großes und so gut erhaltenes Dorf fand, daß man nur die ehemaligen Strohdächer auf die runden Steinhütten zu setzen brauchte, um sie sofort beziehen zu können. Und nicht allein das Dorf, sondern die ganze vom übrigen Gebirgsstock durch die Einsattelung getrennte Bergecke, die Zugänge, die etwaigen Pfade, die hinaufführten, Wachtplätze u. s. w., alles war befestigt und zu einer energischen Verteidigung eingerichtet. Auch dies waren Ruinen eines Tebudorfes, und die Vergangenheit stieg lebendig vor den Augen des Reisenden auf. Hier verteidigten sich die Tebu vor den Angriffen der Araber, bis sie endlich der Uebermacht, namentlich der Feuerwaffe, erlagen und sich in die wilden Berge Tibestis zurückzogen.

Während nun an Menschen in dieser Oase in erster Linie nur die verlassenen Ruinen erinnerten, so war das tierische Leben um so reichhaltiger.

Buseïma scheint der Aufenthaltsort vieler Falken zu sein und die Suya pflegen sie hier zu fangen. Auf ihren Wanderzügen rasten auch hier Störche und Schwalben, und es ist dann interessant, zuzuschauen, wie die Falken auf diese Jagd machen. Spuren von Gazellen wurden hier in großer Anzahl gefunden, hier haust auch der Wüstenfuchs, Fennek, hier leben Springratten, wühlen Mäuse und Ratten mit großen Füßen und dazu gesellen sich Eidechsen, Spinnen und Ameisen verschiedener Art.

Hier hält sich auch in den Feigenbüschen eine gelbbraune, nicht giftige Schlange auf, die auf kleine Vögel Jagd macht. Sie pflegt sich um die Zweige eines Feigenbusches oder einen Palmstamm zu ringeln und wartet mit erhobenem Haupte auf die Vögelchen, welche ohne Arg sich auf die Schlange setzen, die sie für ein Palmblatt oder einen Feigenzweig halten.

Von hier zog die Karawane weiter nach der Hauptoase Kebabo, die in der nordöstlichsten Ecke von Kufra liegt, und lagerte in einem schönen Palmenwalde, der Scheich Krim Bu Abd el Rba gehörte, von dessen Leuten die Reisenden auf das freundlichste aufgenommen wurden. In der Nähe desselben lag nun die Sawia (Kloster, Schule) der Senussi.

Die Kunde von der Ankunft der Christen verbreitete sich rasch nach allen Richtungen hin, und gegen Abend kam eine Menge Suya aus den benachbarten Ortschaften unter Anführung von Chuan*) der Senussi herbei. Unweit von dem Lager hielt die Menge eine mehrstündige Versammlung ab, die sich zuweilen zu einem wahren Höllenlärm steigerte. Rohlfs beachtete sie wenig, da er der Meinung war, die Leute verhandelten über ihre internen Angelegenheiten; in Wahrheit aber wurde hier über sein und seiner Gefährten Schicksal beraten. Die Klosterbrüder verlangten, die Christen sollten ausgeliefert werden, damit sie getötet würden; ihr Hab und Gut sollte geteilt werden. Aber die Schiuch, namentlich der freundlich gesinnte Scheich Krim Bu Abd el Rba, behielten diesmal Oberhand. Man wollte die Christen nicht ausliefern, beschloß dagegen, sie nach dem südöstlichsten, abgelegensten Orte von Kebabo, nach Boëma, zu führen, wo keine Karawanen durchzogen und die Fremden Reibereien mit blinden Fanatikern weniger ausgesetzt zu sein schienen.

Bu Guetin, der sich in die Gunst Rohlfs' einzuschleichen wußte, wurde sozusagen zum Schutzherrn der Christen erkoren. Demgemäß zog die Karawane nach Boëma und richtete sich hier häuslich ein.

---

*) Klosterbrüder.



Kabyle.



Der Lagerplatz war überaus schön. Ringsherum wuchsen mächtige Palmbüsche mit Feigen untermischt. Den nördlichen Horizont begrenzten Berge und im Süden zog sich eine üppige Kamelweide bis fast an die südlichen Gebirgszüge.

Rohlfs ließ die Zelte der Europäer mit einer Einfriedigung von Palmen umgeben und ging daran, die eingetroffenen Vorräte aufzuspeichern. Nicht allein die große Ermüdung der Kamele machte ein längeres Verbleiben am Platze wünschenswert, sondern Rohlfs gedachte auch von diesem Standlager aus den östlichsten Teil der Oase zu erforschen und zu sehen, ob es hier Wege nach den ägyptischen Oasen gebe, sowie nach einer im Westen gelegenen Insel, Erbehna, vorzudringen.

Indessen änderte sich bald die Situation. Schon am folgenden Tage erschien ein gewisser Ssala, Schwiegersohn des Räuberhauptmanns Bu Guetin, mit einer großen Zahl bis an die Zähne bewaffneter Suya in dem Zeltlager und verlangte auf der Stelle Weggeld. Dank der Kaltblütigkeit und Besonnenheit Rohlfs' wurde an diesem Tage eine Plünderung verhindert, aber bei dieser Gelegenheit konnte der Reisende die wahren Absichten des zu seinem Schutz erkorenen Bu Guetin erfahren; denn dieser saß auf einer der Kisten vor Rohlfs' Zelte und rief mit bedeutungsvollen Blicken: „Ich sitze hier auf den Schätzen, in dieser Kiste ist das Geld!“ Die Chuan agitierten indessen weiter gegen die Christen. Rohlfs wollte Berichte nach Bengasi senden und hatte endlich einen Mann gefunden, der die Briefe und eine Kiste mit wertvollen Naturaliensammlungen befördern wollte. Dieser hatte aber Kufra nicht verlassen. Bu Guetin, der Beschützer, hielt ihn auf, nahm die Briefe an sich und zerriß sie, die Kiste dagegen erbrach er. Natürlich hatte er die Pflanzen und Tiere fortgeworfen, die Steine aber zeigte er seinen Landsleuten und rief:

„Seht die Christen, sie sind in unser schönes Land gekommen, um es auszukundschaften; seht da die Steine, in denen Gold enthalten ist, und welche sie nach ihrer Heimat schicken, um andere Leute hierherzulocken. Bei Gott, das

soll nicht geschehen, ungläubige Hunde sollen nicht zum zweitenmal das Land besudeln!“

Die Lage der Reisenden wurde noch durch einen Brief an den Scheich der Suya aus Bengasi verschlimmert, in dem mitgeteilt wurde, daß Rohlfs allein an der Einkerkerung der Geiseln schuld sei, und daß diese in Ketten geschlagen wurden. Rohlfs wollte gern den verabredeten Brief an Ali Kemali Pascha schreiben und erklärte den Suya freimütig, daß der Gouverneur auf einen arabischen Brief hin die Geiseln nicht befreien werde; aber vorderhand wollten die Araber davon nichts wissen; sie verfolgten andere Pläne.

Wiederum wurden stürmische Versammlungen abgehalten und am 24. August Rohlfs erklärt, daß er von nun an sich als Gefangener der Suya zu betrachten habe. Nur einer der Schiuch, Scheich Krim Bu Abd el Rba, schien gegen die Christen freundlich gesinnt zu sein.

Wiederum vergingen bange Tage, bis am 4. September ein fanatischer Chuan Sidi Agil aus Audschila gekommen war, der mit neuer Kraft gegen Rohlfs und seine Begleiter schürte. Nun mußten auch die Begleiter Rohlfs' von der Gefährlichkeit der Lage unterrichtet werden, denn die Sachen waren bereits so weit gediehen, daß Rohlfs von seiner Ermordung offen mit Bu Guetin sprach! Machte er ihn darauf aufmerksam, daß die Regierung im Fall der Ermordung Repressalien üben und die Oase Schchörre zerstören werde, so erhielt er die kalte Antwort: „Wir brauchen gar nicht zurückzukehren; unsere Angehörigen benachrichtigen wir rechtzeitig, zu uns zu stoßen, und dann gehen wir nach dem Sudan, wo wir unabhängig wie die Uled Soliman leben werden.“ Inzwischen wurde Rohlfs veranlaßt, einen Brief um Freilassung der gefangenen Suya arabisch, aber nicht an Ali Kemali, sondern an den Konsul Rossoni zu schreiben.

Endlich kam es zu Thätlichkeiten. Der fromme Mann Sidi Agil sammelte eine Bande von 30 bewaffneten Suya und überfiel mit dieser am 11. September das Lager. Es war 9 Uhr abends. Die Reisenden hatten soeben ihr fru=

gales Abendbrot beendet und berieten, was wohl zu thun sei, als sie sich plötzlich von einer Menge Banditen mit ihren langen Flinten umringt sahen.

Sidi Agil verlangte in fieberhafter Aufregung 1000 Thaler, um mit diesem Gelde den Pascha Ali Kemali zu bestechen, die Gefangenen frei zu geben. Alles Widerreden half nichts; die Räuber machten wirklich Ernst. Da das Leben seiner drei Landsleute auf dem Spiele stand, so rief Rohlfs Hubmer und Eckart zu, einen Sack mit 400 und einen mit 300 Thalern zu bringen und erklärte den Räubern, mehr Geld nicht zu haben. Von einem dieser Säcke wurden bereits 10 Thaler verbraucht, so daß an jenem Abend 690 Thaler in die Hände der Suya fielen.

Die Scene, die darauf folgte, ist kaum zu schildern.

Da lag die ganze Bande auf der Erde und zählte fieberhaft bei Fackel- und Kerzenbeleuchtung die neuen blanken Thaler, die aus den Säcken hervorrollten; Bu Bekr Bu Guetin, der Beschützer, war natürlich dabei und machte den Versuch, während des Zählens 10 Thaler für sich beiseite zu bringen, woran ihn jedoch Steckers Aufmerksamkeit verhinderte. Der fromme Sidi Agil nannte den Raub eine Anleihe; Bu Guetin aber entfernte sich mit den Worten: „Für diesmal haben wir genug!“

Von nun an ging es bergabwärts. Hatte man schon früher die Diener der Expedition geprügelt, so schien jetzt bei den umlagernden Arabern jeder Begriff von mein und dein verschwunden zu sein; es wurden Sachen aus dem Lager gestohlen und über Vorräte, wie z. B. Gerste, nach Belieben verfügt.

Schon in der Nacht sollte der Hauptschlag ausgeführt werden, und die Häupter der Verschwörung luden den Rohlfs freundlich gesinnten Krim el Rba ein, sich ihrem Bündnisse anzuschließen. Aber dieser war doch zu rechtlich; er kam vielmehr zu Rohlfs und warnte ihn:

„Diese Nacht,“ sagte er, „wollen sie dein Lager überfallen. Schläfst du, wird man dich während des Schlafes abstechen. Bu Guetin und Sidi Agil haben mindestens

70 Mann. Falls du Widerstand leistest, bist du verloren. Ja, tötest du nur einen Suya, dann hast du auch alle anderen Stämme gegen dich; selbst meine Leute würden sich dann gegen dich wenden, denn dann wird es nicht heißen: du habest dich zur Wehre gesetzt, sondern als Christ einen Moslem getötet, und du weißt, was das bedeutet!"

Krim el Rba erbot sich dagegen, Rohlfs und seine deutschen Gefährten in sein Lager aufzunehmen, in dem sie sicher sein dürften. Ihr Lager mußten sie allerdings preisgeben und durften nur etwas Geld mitnehmen. Krim el Rba versicherte, daß die Räuber nur nach dem Gelde suchen, die übrigen Gegenstände aber unberührt lassen würden. Ein Schwiegersohn Krim el Rbas, Namens Smeïda, sollte im Lager verbleiben und bei Anbruch der Nacht die Deutschen zu dem Palmenbusch seines Schwiegervaters führen.

In dem Lager Rohlfs' befand sich aber unter seinen eigenen Dienern ein Schuft, der Neger Klili, der, von Bu Guetin bestochen, diesem über alle Vorgänge im Lager genauen Bericht erstattete. Dieser Verräter mußte entfernt werden, und darum gab Rohlfs seinen Hengst Krim el Rba, damit er auf diesem zurückreite; Klili sollte mitgehen, um das Pferd zurückzubringen, wie ihm gesagt wurde, in Wirklichkeit aber sollte Krim el Rba sowohl das Pferd als den untreuen Diener zurückbehalten. Als der befreundete Scheich im Begriff stand, fortzureiten, erschien Bu Guetin im Lager.

„Du bleibst nicht?" fragte er Krim el Rba.

„Ich will nicht," erwiderte jener.

Da wandte sich Bu Guetin an Rohlfs und fragte:

„Aber warum gibst du dem Scheich dein Pferd und warum geht Klili mit?"

„Ich leihe ihm mein Pferd, weil es sehr heiß ist zum Gehen, und Klili geht mit, damit er mir noch heute das Pferd zurückbringt," erwiderte Rohlfs.

Das schien dem Bu Guetin sehr einleuchtend und er entfernte sich nach seinem Palmenbusch, indem er noch höhnisch zurückrief: „Ja, das ist gut, laß dir dein Pferd nur bald zurückbringen!"

Nun wurden die deutschen Begleiter Rohlfs' in den Fluchtplan eingeweiht. Man hatte zunächst schon am Tage genau mit dem Kompaß sich eine südliche Linie bezeichnet. Abends nach dem Dunkelwerden sollten sie einzeln das Lager verlassen, 500 Schritt abzählen und zwischen den Büschen des Hadgrases auf Rohlfs warten, der ihnen mit Smeïda nachfolgen wollte. Von den eingeborenen Dienern wurde nur dem treuen Ali Gatroni gesagt, er solle einem etwaigen Ueberfall keinen Widerstand entgegensetzen und die übrigen Eingeborenen irgendwie beschäftigen, damit der Abmarsch der Deutschen verborgen bliebe.

Den Rest des Tages verbrachten die Reisenden wie immer, und nachdem sie zu Abend gegessen und es Nacht geworden, ging zuerst Hubmer, dann Eckart, endlich Stecker aus dem Lager. Unmittelbar darauf erschien Smeïda bei Rohlfs und forderte ihn auf, mitzugehen, da es die höchste Zeit sei.

Es dauerte jedoch ziemlich lange, bis Rohlfs seine im Had versteckten Gefährten auffand, da er unterlassen hatte, die Schritte zu zählen. Er hustete, dadurch das Zeichen gebend, und endlich antwortete ihm ein leises Husten und die vier Deutschen waren beisammen.

Ausnahmsweise war der Himmel umwölkt und die Nacht so finster, daß man kaum einen Schritt vor sich sehen konnte.

Smeïda übernahm nun die Führung und die übrigen folgten ihm so lautlos wie möglich. Der Marsch war nicht leicht, denn Smeïda hatte die Richtung verfehlt; man geriet in ausgetrocknete Salzsümpfe und mußte sich zwischen Had und Binsen hindurcharbeiten. Außerdem platzte der Sack, in dem Hubmer einige hundert Thaler trug. Endlich wurden die großen Palmbüsche von Surk erreicht, aber Smeïda erklärte, daß er den seines Schwiegervaters nicht finden könne, ersuchte die Reisenden, an Ort und Stelle zu bleiben und begab sich selbst auf die Suche. In diesem Augenblicke glaubten alle, sie seien verraten und hielten ihre Revolver bereit, um wenigstens ihr Leben teuer zu verkaufen; denn

daß bei einem ernstlichen Angriff jeder Widerstand doch mit einer Niederlage enden mußte, war jedem klar.

Plötzlich ließen sich in einiger Entfernung Rufe vernehmen. Die Reisenden saßen lautlos da. Nach einigen Augenblicken riefen mehrere Stimmen in nächster Nähe:

„Mustafa Bei, willkommen, willkommen! Du bist im Schutze Gottes, dein Besuch bringt Segen!“

Bald darauf standen zwei große Gestalten an Rohlfs' Seite. An ihrem linken Arm hingen allerdings zwei großmündige Karabiner, auf dem Rücken hatten sie die lange Flinte mit geöffnetem Leder*), aber ein warmer Händedruck bestätigte ihre Worte. Die Reisenden waren gerettet.

Aber sie waren weit aus der Richtung gekommen und mußten noch einen Kilometer marschieren, bis sie gegen Mitternacht den Palmbusch Krim el Rbas erreichten. Der Neger Klili war nicht wenig erstaunt, als er seinen Herrn mit den übrigen Christen ankommen sah, um so mehr aber freute sich der gute Scheich und ließ sofort ein großes Feuer anzünden, um Brot zu backen.

Am andern Morgen erfuhr Rohlfs Näheres darüber, was sich inzwischen in seinem Lager ereignet hatte. Etwa zwei Stunden nach der Flucht der Christen erschien Bu Guetin mit seinen Spießgesellen.

„Wo ist Mustafa Bei?“ fragte er.

„Der schläft,“ erwiderte Ali.

„Wecke ihn!“ befahl der Scheich.

„Das darf ich nicht,“ erwiderte der treue Diener.

„Dann will ich es selbst thun,“ rief Bu Guetin, zog seine Pistole und betrat das Zelt. Gleich darauf erschien er wieder und schrie: „Er ist entflohen; er ist nicht drinnen!“

Seine Spießgesellen hatten inzwischen die anderen Zelte durchsucht und sich überzeugt, daß auch die anderen Deutschen geflohen waren. Vor Wut schäumend, traten sie zu

---

*) Um das Schloß der Gewehre vor Sand und Staub zu schützen, verschließen die Suya dasselbe mit Leder. Das Leder wird geöffnet, d. h. abgenommen, wenn man die Flinte schußbereit halten will.

einer kurzen Beratung zusammen und forderten Ali auf, er solle ihnen die Kisten zeigen, in denen das Geld aufbewahrt wurde. Ali wußte es nicht und konnte es ihnen auch nicht sagen. Nun machte sich die Räuberbande daran, die Kisten zu erbrechen. Aber das Schloßaufbrechen und Oeffnen der Kisten mit Stemmeisen dauerte ihnen viel zu lange; sie ergriffen einen schweren Hammer, der mehrere Pfund wog, und zerschmetterten damit Kisten und Koffer, während andere die Lebensmittel plünderten.

Eine wüste Scene begann nun. Gerste und Reis wurden zerstreut; die Butter (die in Kufra fast immer, wenigstens am Tage, sich im flüssigen Zustande befindet) auf der Stelle ausgetrunken; Kerzen und Tabakpakete wurden gefunden, und da jeder davon haben wollte, entstand eine tüchtige Prügelei. Andere schlachteten wiederum Hühner, um ein Mahl abzuhalten, Bu Guetin dagegen setzte sich in den Besitz des Restes der Barschaft, der noch in 300 Thalern bestand; er rief seinen Genossen zu, sie möchten tüchtig Labki trinken, während er selbst mit seinem Schwiegersohn Ssala dem Cognak und — Spiritus zusprach.

300 Thaler, das war wenig, und die Räuber, die auf 7000 Thaler rechneten, waren sehr enttäuscht.

Sie ließen ihre Wut an den Instrumenten aus; ein schönes Harmonium und eine Spieluhr wurden zerschlagen, die Instrumente bis auf die Aneroide und silbernen Taschenuhren zerstampft. Dann zertrümmerte man die Kisten mit den kaiserlichen Geschenken. Von dem Nußbaumholz der Gewehrkisten trennten die Räuber die fein eingelegten Messingstreifen heraus in der Meinung, sie wären aus Gold; von dem Sonnenschirm rissen sie die goldenen Fransen ab; Bücher, Aufzeichnungen, die mühevollen Resultate der langen Reise, wurden zertreten und zerrissen; Bu Guetin gab das Lager seiner Horde preis, er selbst nahm nur das bare Geld und die kaiserlichen Geschenke für sich, verfuhr aber sehr roh damit, denn ein prachtvolles Stück Samt, welches etwa 40 Meter lang war, packte er mit einem Butterschlauch zusammen.

Dabei knallten immerfort die Gewehre, denn 1000 Patronen und fast alle Blechbüchsen mit Pulver waren in die Hände der Räuber gefallen, und das helllodernde Feuer und der Lärm lockten viele Neugierige herbei, so daß es ein Wunder war, daß bei dieser Knallerei nur ein Unglücksfall zu verzeichnen war. Einer der Räuber, der einen schön vernickelten Revolver gefunden hatte, wollte denselben laden und schoß sich dabei einen Finger ab.

Die Zelte wurden zerrissen und selbst die Büchsen mit Konserven zerstampft. Die Suya wagten den Inhalt nicht zu verzehren, da sie befürchteten, es sei Schweinefleisch darin.

Alles war aufgebrochen, aber bares Geld außer den bereits erwähnten 300 Thalern nicht gefunden, da glaubte die Bande, die Christen hätten es vergraben und wühlte den Lagerplatz mehrere Fuß tief auf.

Erst gegen Morgen war das Werk der Zerstörung vollendet und die Bande zog ab.

In dieser Nacht war das Schicksal der Expedition besiegelt, wenn auch die Reisenden das Leben gerettet hatten und die wackeren Mannen Krim el Rbas auf Wache standen, um einen etwaigen Ueberfall Bu Guetins abzuschlagen, so waren alle Mittel zur Weiterreise vernichtet. —

Alle Suya waren jedoch mit dem Vorgehen Bu Guetins nicht einverstanden. Vielen war es doch klar, daß ein derartiges Vorgehen gegen einen mit dem Firman ali ausgerüsteten Reisenden ihnen Schwierigkeiten mit der Regierung in Bengasi bereiten mußte, und da ihre sämtlichen Beziehungen sich doch auf Barka konzentrierten, so suchten sie jetzt zu vermitteln.

Zunächst begannen einige die im Lager zerstreut liegenden Gegenstände, Waren u. dergl. zu sammeln, um sie für Rohlfs aufzuheben. Vor allem aber erklärte sich der Scheich des Stammes Uled Amera für Rohlfs und kam mit 100 Bewaffneten, um die Deutschen zu beschützen. Er verlangte in erster Linie eine schriftliche Bescheinigung von Rohlfs, daß weder der Scheich noch sein Stamm bei dem Ueberfall beteiligt gewesen wären — eine Bescheinigung, die Rohlfs

gern ausstellte, nachdem ein Blatt Papier, Tinte und Feder nach stundenlangem Suchen aufgetrieben wurden.

Rohlfs wollte diese günstige Gelegenheit benutzen, um wenigstens die wissenschaftlichen Arbeiten im Lager zu retten, und sandte Hubmer und Eckart dorthin. Diese kamen jedoch unverrichteter Dinge zurück mit der Nachricht, daß Bu Guetin wieder das Lager besucht habe und auf dem verwüsteten Platze nach Geld grabe; auch wurde es bekannt, daß Bu Guetin eine Belohnung von 100 Thalern demjenigen versprochen habe, der Rohlfs meucheln würde.

Unter diesen Umständen hatten die befreundeten Suya beschlossen, Rohlfs mit seinen Gefährten in einen sichereren Ort zu bringen und führten ihn in das Suyadorf Dschof, das inmitten einer wunderschönen Vegetation liegt.

Hier wurde den Christen eine Hütte als Wohnung angewiesen; ihr neuer Hauswirt war ein steinalter Mann, früher war er eingestandenermaßen Landräuber gewesen, jetzt aber der reichste Mann im Dorfe.

Bu Guetin ließ indessen von seinem Vorhaben, Rohlfs zu verderben, nicht ab. Sein Stamm und die mit den Bu Guetin befreundeten Ait Garderroha, die sich an der Plünderung des Lagers mitbeteiligt hatten, baten um Gehör, und so wurde für den 15. September eine allgemeine Ratsversammlung aller Stämme ausgeschrieben. Die Teilnehmer mußten jedoch ohne Waffen erscheinen und die Gegner in Pistolenschußweite von Rohlfs entfernt bleiben.

„Man hielt,“ schreibt Rohlfs, „die heftigsten Reden, vor allen Scheich Bu Bekr Bu Guetin; er schrie und brüllte: ‚Hört nicht auf den Christenhund, und du, Schich Dschib el Lah, traue ihm nicht, er wird euch alle in Bengasi verraten. Tötet ihn, den ungläubigen Hund, den ich allerdings hier mit herbrachte, aber dessen ich mich schäme. Die Christen sind Feinde des Sultans, und dieser Brussiani ist einer der ärgsten; wir werden ihn foltern, damit er uns sagt, wo er sein Geld vergraben hat!‘ — Seine Reden machten Eindruck, zumal er immer an den Fanatismus und die Habsucht seiner Landsleute appellierte und die Kraft seiner

Stimme alles übertönte. Damit konnte ich mich allerdings messen, da ich meine Lunge nicht schonte, und im Grunde genommen errang ich ebensoviel Beifall als Bu Guetin. Zuletzt verwandelte sich die Ratsversammlung in ein Redeturnier zwischen uns beiden. Sidi Agil war der Beistand Bu Bekrs, Schich Krim der meine. Hier stand ich, dort er, 200 Schritt von mir entfernt. Dazu auf beiden Seiten Hunderte von Leuten. Dieses Turnier dauerte zwei Tage und es hatte sich noch nichts entschieden."

Da geschah ein förmliches Wunder. Am 16. September abends verbreitete sich die Nachricht, daß aus Dscharabub, dem Hauptsitze der Senussi-Sekte, ein sehr angesehener Chuan, Sidi Senussi, angekommen sei mit den gemessensten Befehlen für die Sawia in Kufra, Rohlfs nicht nur gut aufzunehmen, sondern ihm sogar Gastfreundschaft zu erweisen. Wahrscheinlicherweise hatte Sidi Abd er Rahim aus Bengasi, ein gelehrter Mann, der eine gute Bücherei besaß und alle arabischen Geographen kannte, an den obersten Chef der Senussi, der gleichfalls ein gelehrter Mann sein soll, einen Bericht geschickt und das rein Wissenschaftliche der Expedition betont. Diesem Umstande dürfte wohl die freundliche Haltung des Oberhauptes der Sekte zugeschrieben werden. Leider aber war diese Botschaft aus Dscharabub einige Tage zu spät gekommen, um das Gelingen der Expedition zu sichern; sie traf jedoch gerade zur rechten Zeit ein, um den Reisenden das Leben zu retten; denn Bu Guetin verlor von nun an seine Hauptstütze, den Appell an den Fanatismus seiner Landsleute. Unter wütenden Drohungen verließ er die Versammlung, er wollte nach Wadaï gehen, die Geschenke Kaiser Wilhelms dem Sultan übergeben und sich dafür 500 Sklaven geben lassen.

Jetzt begannen wenigstens die Ait Garderroha einen Teil des geraubten Gutes herauszurücken, und der fromme Mann Sidi Agil sandte die „Anleihe" von 690 Thalern, wie er behauptete, zum Teil nach Bengasi, um damit die gefangenen Suya zu befreien, den Rest von 208 Thalern gab er dagegen Rohlfs zurück. Bu Guetin aber ließ seinen

Gedanken, nach Wadaï zu ziehen, fallen, und suchte die kaiserlichen Geschenke und andere Gegenstände bei einer vorüberziehenden Karawane zu versilbern. Er konnte jedoch nur die silbernen Taschenuhren und die Aneroiden, die er gleichfalls als „Uhren“ losschlug, verkaufen. Die kostbaren Burnusse wollte niemand selbst für Spottpreis erstehen, denn jeder fürchtete, daß selbst der Sultan von Wadaï darauf kommen müßte, auf welche Weise diese teueren Gegenstände erworben wurden.

Um die Intriguen Bu Guetins lahm zu legen, hatten die Chuan ihn und seine Genossen exkommuniziert, d. h. ihnen den Zutritt zu der Sawia verboten, weiter aber konnten sie nicht gehen; denn als Sidi el Husseïn Rohlfs die hohe Ehre eines Besuches erwies, erwiderte er auf dessen Beschwerden: „O Bei, höre auf meine Worte und präge sie tief in dein Herz! Wir Chuan der Senussi sind ganz arme Leute*), wir leben nur von der göttlichen Gnade; mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigen wir uns gar nicht, wir beten und unterrichten die Kinder im Worte Gottes. Deshalb haben wir hier auch gar keinen Einfluß. Wir können daher auch Bu Bekr Bu Guetin nicht anders strafen, als daß wir ihm den Zutritt zu unserer Sawia verbieten. Was aber Agil anbetrifft, so bist du nicht recht unterrichtet; er ist keiner der Chuan, noch weniger war er je Schich einer Sawia**), behüte uns Gott vor dem verfluchten Satan!“

Er sorgte aber so gut er konnte für die Sicherheit Rohlfs', indem er ihm sagte:

„Du stehst jetzt im Schutze aller Suya, die, Gott sei gelobt! Gläubige sind, und besonders die Ait Amera und Ait Khir werden dich bewachen; aber gib acht, Bu Bekr trachtet nach deinem Leben, und wenn ein Suya auch wohl nicht die 100 Thaler verdienen möchte, so könnte sich nachts

---

*) Rohlfs bemerkt hierzu: In Kufra besitzen sie etwa 300 000 Palmen und nehmen an Geschenken und Abgaben bloß in dieser Oase mindestens 20 000 Thaler ein.

**) Hier log der fromme Mann offenkundig.

ein Tebu einschleichen." — „Sidi Embark," fuhr er dann fort, an den ihn begleitenden Chuan sich wendend, „du wirst von jetzt an mitwachen des Nachts, damit unser Gast ruhig schlafen kann, und du, o Schich Krim, achtest darauf, daß jede Nacht der Kopf unseres Gastes anderswo zu liegen kommt, denn eine Kugel findet sonst leicht den Weg, und nachts müssen stets 100 Mann Wache halten."

Bu Guetin wollte nun einen Vergleich machen und erklärte, er sei bereit, die geraubten Sachen wiederzugeben, wenn ihm Rohlfs eine Bescheinigung ausstelle, daß nichts vorgefallen sei! Rohlfs konnte natürlich auf dieses Ansinnen nicht eingehen.

Noch naiver war ein anderer gut gemeinter Vorschlag, den ein in dieser Oase wohnender, angeblicher Abkomme des Propheten machte:

„Die Suya sollten sich solidarisch erklären, den Schaden Rohlfs' in Geld oder Datteln und Kamelen zu ersetzen, wogegen Rohlfs sich verpflichten würde, gegen ihre Brüder, die an der Plünderung beteiligt waren, nicht zu klagen."

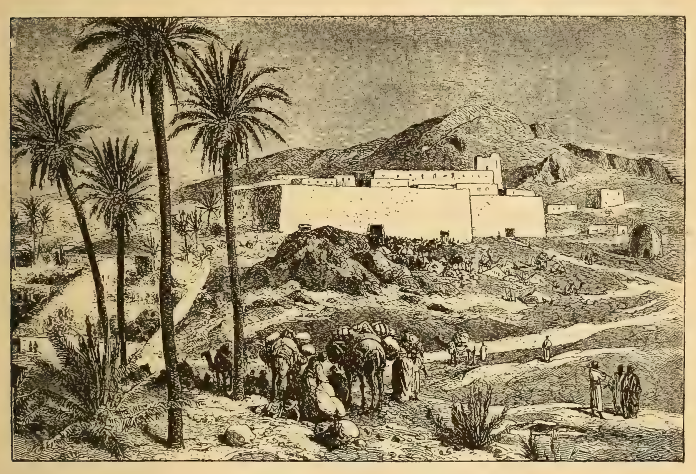
Die Suya unterstützten diesen Vorschlag, denn, da sie den Wert der zerstörten Sachen nicht kannten, — was bedeuteten ihnen z. B. die Instrumente! — so glaubten sie, daß der ganze Krempel vielleicht 100 Thaler wert wäre, Rohlfs mit sich handeln ließe und die Sache mit 50 Thaler abgemacht werden könnte.

Während dieser Verhandlungen wurde Rohlfs aufgefordert, einen seiner Diener in den Garten der Sawia zu senden, damit er aus diesem mitnähme, was er fände. Rohlfs und Stecker sollten nicht kommen; die Sawia ist ja „Harem", d. h. für die Ungläubigen verschlossen, und auch der Diener durfte nur den Garten betreten.

Eckart, dem diese Mission anvertraut wurde, konnte bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die berühmte Sawia el Istat (Sawia Seiner Heiligkeit) werfen, welche auf einem kahlen felsigen Hügel liegt.

Der von hohen Mauern umgebene Ort sieht aus wie eine Festung, und er mußte wohl so angelegt sein, da in

der ersten Zeit seines Bestehens das Dorf Dschof noch nicht existierte, auch die dort sich aufhaltenden Chuan nicht so zahlreich waren wie jetzt. Zogen dann aber die Suya nordwärts, so mußten die in Kebabo verbleibenden Chuan Schutz vor etwaigen räuberischen Einfällen der Tebu hinter den Mauern suchen. Zur Zeit der Anwesenheit Rohlfs' waren sie bereits so stark, daß sie im Verein mit den Dschofensern nichts mehr zu fürchten brauchten. Freie Bewohner dürften sich in der Sawia el Istat etwa 250 Seelen aufhalten, mit



Die Sawia el Istat in Kufra.

den Sklaven aber beläuft sich die Zahl wohl auf 500. Im Inneren sind eine große Moschee, eine große Wohnung des Scheich, eine Medressa (Schule) und auch einige Kaufläden.

Der Garten ist wohlgepflegt, einige Hektar groß und mit einer über mannshohen Mauer umgeben. Mitten durch denselben führten, nach Eckarts Angaben, breite, von Weinreben überwölbte Gänge in Kreuzesform. Außer herrlichen Palmen sah er Olivenbäume, Orangen- und Zitronenbäume, Granatäpfel, Pfirsiche, Mandeln und Aprikosen, von Gemüsen Eierfrüchte, Tomaten, Pfeffer, Zwiebeln, Knoblauch, also alles das, was sonst die nördlichsten Oasen an Pflanzen

hervorbringen. Die hohe Lage von Kebabo, etwa 400 Meter über dem Meere, scheint somit den Gartenbau zu begünstigen.

Die gefüllten Körbe, die Eckart mitbrachte, wurden mit Jubel empfangen, aber noch eine andere Ueberraschung, eine seltene Bescherung sollte den Reisenden an demselben Tage zu teil werden.

Nachmittags kam ein Modschabra (Einwohner aus der Oase Dschofra) und wünschte Rohlfs allein zu sprechen. Er überreichte Rohlfs geheimnisvoll ein Paket mit Zeitungen und Briefen. Das waren, seitdem die Reisenden Cyrenaïka verlassen hatten, die ersten Nachrichten aus der zivilisierten Welt, wobei wir gleich bemerken wollen, daß die Gemahlin Rohlfs' sich in Tripolis aufhielt.

„Ich habe," fügte der Modschabra hinzu, „noch eine Kiste für dich, aber da ‚vino' darin ist, konnte ich sie nicht bringen, damit die Leute es nicht bemerkten; du weißt, die Chuan lieben das Trinken von ‚vino' und ‚araki' nicht."

„Fürchte dich nicht, lieber Freund," erwiderte Rohlfs, „die Suya sind alle Säufer, höchstens würden sie mich beneiden um die Sendung; sag mir nur, wo du lagerst, ich werde gleich die Kiste holen lassen."

Und noch am Abend desselben Tages konnten die vier Deutschen in der Oase Kufra — Bier trinken; denn die Kiste enthielt zwölf Flaschen Puntinghammer Lagerbier aus Graz, das Rohlfs' Frau geschickt hatte. So folgt das deutsche Bier emsig dem Siegeszug deutscher Entdecker!

Nachdem nach langem Debattieren alles dem Reisenden wiedergegeben wurde, was Bu Guetin nicht persönlich an sich genommen, oder was nicht zerschlagen und in alle Winde zerstreut worden war, brachen die Deutschen auf, aber nicht nach Wadaï, sondern zurück nach Bengasi.

Die Uled Amera, die mit dem Wirte Rohlfs', dem alten Landräuber, ihnen Geleite gaben, marschierten mit herabhängendem Leder, da Bu Guetin sich mit 50 Mann in die Berge geworfen hatte und die Reisenden überfallen wollte. Er wich jedoch der Uebermacht, und in Hauari holte er Rohlfs ein und gab noch neben anderen Sachen,

die er geraubt, auch die übel zugerichteten kaiserlichen Geschenke zurück. Das Geld aber gab er nicht wieder; er wollte darüber persönlich mit Rohlfs verhandeln, welches Ansinnen jedoch von den Beschützern des Reisenden sofort abgelehnt wurde.

Am 9. Oktober verließen die Trümmer der Expedition die Oase Kufra.

In Dschalo waren diesmal die Bewohner äußerst liebenswürdig, denn Ali Kemali Pascha hatte sie wegen des schlechten Benehmens gegen Rohlfs hart gestraft und ihnen 100000 Piaster erpreßt.

Inzwischen eilten Stecker und Krim el Rba voraus nach Bengasi, um die Freilassung der gefangenen Suya zu verhindern und so eine Handhabe zur Heranziehung des Stammes zum Schadenersatz zu erlangen.

Aber sie kamen zu spät; die Geiseln waren längst freigelassen und davon! Man kann sich nicht wundern, denn der Brief, den Rohlfs an den italienischen Konsul Rossoni gerichtet hatte, lautete ja:

„Gruß von Mustafa Bei. Die Suya lassen mich nicht in italienischer Sprache schreiben. Sie bedrohen mich mit dem Tode, wenn der Pascha nicht ihre von ihm gefangen gehaltenen Schiuch aus dem Gefängnis befreit. Ich bin ihr Gefangener und darf weder nach Norden noch nach Süden gehen. Ich ersuche Euch daher, mit den andern Konsuln zum Pascha zu gehen und die sofortige Freilassung der Schiuch zu erwirken. Wenn dieselbe auf diesen Brief hin nicht erfolgt, so werde ich von den Suya, in deren Gewalt ich bin, ermordet."

Auf diesen Brief mußte Rossoni für die Freilassung wirken, denn es war ja nur verabredet, daß ein arabisch geschriebener Brief an Ali Kemali Pascha nicht als ein Zeichen der wahren Absichten Rohlfs' aufzufassen sei.

Von Ali Kemali Pascha, der die Garantie für die Ausführung des Vertrages übernommen hatte, war keine Genugthuung zu erlangen; er soll ja selbst ein Chuan gewesen sein, und bemerkenswert ist die Thatsache, daß der

Retter Rohlfs', Krim Bu Abd el Rba, plötzlich zu Bengasi starb, nachdem er bei Ali Kemali eine Tasse Kaffee getrunken.

Die Satisfaktion verschaffte jedoch der deutsche Reichskanzler. Nachdem er sich von Rohlfs einen mündlichen Vortrag über die Expedition und die Katastrophe von Kufra hatte halten lassen, erwirkte Bismarck einen sofortigen Ersatz von der türkischen Regierung, welcher der Afrikanischen Gesellschaft in der Summe von 16000 Mark übermittelt wurde — die Suya hatten allerdings geglaubt, daß 50 Maria-Theresiathaler oder 200 Mark ein genügender Schadenersatz wären!

Vom Atlas bis zum Niger.

Wir haben jetzt von Tripolis aus die Routen berühmter Reisenden verfolgt und sind bis in die Libysche Wüste vorgedrungen. In diesem Kapitel wollen wir einen anderen Weg verfolgen: das Atlasgebirge von Marokko bildet den Ausgangspunkt der Reise, die wir zu schildern gedenken. Die westliche Sahara ist das weite Gebiet, das wir durchwandern werden, Timbuktu, die „Königin der Wüste", das Ziel, nach dem wir streben. Unser Führer ist der berühmte Reisende Dr. Oskar Lenz.

Er ging im Jahre 1879 im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft nach Marokko, um hier das Atlasgebirge zu erforschen; aber die weite Wüste und das so schwer zu erreichende Timbuktu lockten ihn; er unternahm das Wagnis und bereicherte die Wissenschaft durch viele neue Entdeckungen.

Der Haß der Bekenner des Propheten gegen die Christen ist auch durch ganz Marokko verbreitet; ja man kann sagen, daß er hier vielleicht am stärksten wütet, und diese Gefahr, welche schlimmer ist als Wassermangel und Samumwinde, mußte auch Lenz überwinden. Schon in Tanger hatte Lenz den Entschluß gefaßt, nach Timbuktu zu ziehen, und hier fand er auch seine Hauptbegleiter auf der Reise.

Durch Vermittelung des dortigen deutschen Ministerresidenten lernte er zunächst den Araber Sidi Hadsch Ali Butaleb kennen, der erst vor kurzem nach Tanger gekommen war. Seine Familie hatte Besitzungen in der algerianischen

Provinz Oran, er selbst aber konnte sich mit den französischen Behörden nicht vertragen und wurde wegen politischer Umtriebe ausgewiesen; es wurde ihm freigestellt, nach Tunis oder Marokko zu gehen, und er zog das letztere vor. Dieser Hadsch Ali war ein vielgereister Mann; er war mit dem bekannten, zuletzt in Damaskus lebenden Emir Abd el Kader verwandt, und der deutsche Ministerresident Weber in Tanger, der mehr als 20 Jahre in Beirut gelebt, hatte Hadsch Ali öfters bei Abd el Kader getroffen. Hadsch Ali war mit dem Emir wiederholt nach Frankreich gereist, war also mit europäischen Verhältnissen ziemlich vertraut; er behauptete sogar, einst eine große Reise durch Syrien, Persien und Indien bis nach Japan gemacht zu haben.



Dr. Oskar Lenz.

Lenz hatte schon in Paris, als er den berühmten Saharareisenden Duveyrier besuchte, einen marokkanischen Juden Namens Mardochaï ben Serur kennen gelernt, welcher schon einmal die Reise nach Timbuktu gemacht hatte, und zum Teil auf Grund der Mitteilungen desselben einen Reiseplan entworfen, den er jetzt Hadsch Ali Butaleb vorlegte. Dieser erklärte den Plan für ausführbar, wenn Lenz sich gewissen Anordnungen Alis fügen wollte. Es betraf dies vor allem das Verhalten den strengen Mohammedanern gegenüber, deren Sitten und Gebräuche Lenz nicht kannte. In Gegenwart des deutschen Ministerresidenten wurde hierauf ein Vertrag geschlossen. Hadsch Ali wurde, falls Timbuktu erreicht werden würde, eine Belohnung von 4000 Frank, zahlbar nach der Rückkehr in Tanger, sowie freie Verpflegung während der Reise zugesagt. Sollte man dagegen aus irgend einem

Grunde, ohne Timbuktu erreicht zu haben, umkehren, so erhielt Hadsch Ali Butaleb gar nichts. Lenz verpflichtete sich seinerseits, sich, wo es notwendig sein würde, den Anordnungen Alis zu fügen. Da letzterer ohne alle Mittel nach Tanger gekommen war, so erklärte er sich mit allem einverstanden, sehr froh, überhaupt diese Reise unternehmen zu können.

Außer Hadsch Ali nahm Lenz noch einen andern Mann in seine Dienste, einen Spanier, Cristobal Benitez. Dieser war schon als Kind nach Marokko gekommen und war hier Korkschneider von Beruf. Er übertraf aber an Intelligenz seine übrigen Landsleute in Marokko, die in einem ähnlichen Beruf leben. Er hatte lange Jahre in Tetuan gewohnt, sprach und schrieb ganz fertig arabisch. Vor allem aber hatte er große Lust zu reisen und sich ganz gut auf einer kleinen Expedition, die Lenz von Tanger aus in die Gegend von Tetuan unternahm, bewährt. Er zeigte Sinn und Verständnis für die Bestrebungen des Reisenden und sollte, sozusagen, die Rolle des Proviantmeisters spielen: über die Diener Aufsicht führen, die Reit- und Gepäcktiere versorgen, über das Gepäck wachen, Zelte aufschlagen u. s. w. Sein Sold sollte ihm nach der Rückkehr ausgezahlt werden und wurde auf einen spanischen Duro*) für den Tag festgesetzt.

Diesen Begleitern schloß sich später in der ehemaligen Hauptstadt des Reiches Marrakesch ein junger Scherif (Nachkomme des Propheten) an, der mit der Familie des Sultans von Marokko in Verwandtschaft stand und zu dem Gefolge des Onkels des Sultans, Muley Ali, gehörte. Er stammte aus Tafilalet und hieß Muley Achmid — bloße Reiselust veranlaßte ihn, ein großes Stück der Tour mitzumachen. Seine Begleitung konnte Lenz nur erwünscht sein, denn der junge Mann war ein gutmütiger und nützlicher Mensch und als Scherif mußte er der Karawane zum Ansehen verhelfen. Die Reisenden sollten ja überhaupt als Mohammedaner auftreten. Benitez war schon in Marrakesch

*) 1 Duro = 4 Mark.

als Araber unter dem Namen Abdallah aufgetreten, und da er das maghrebinische Arabisch fertig sprach und auch mit allen Sitten der Marokkaner wohl vertraut war, so konnte man ihn leicht mit einem echten Gläubigen verwechseln und er wurde auch im allgemeinen für einen solchen gehalten. Lenz änderte erst hier seinen Namen. Ihm wurde eine besondere Rolle zugedacht; sein Aeußeres war nichts weniger als orientalisch und so wurde er als ein türkischer Arzt aus Konstantinopel verkleidet; da man wußte, daß in der Türkei Leute aus aller Herren Länder in Regierungsdiensten stehen, so hatte diese Wahl der Vermummung viel Wahrscheinlichkeit für sich und dem entsprechend hieß auch Lenz von nun an Hakim Omar ben Ali. Hakim wird im allgemeinen jeder Gelehrte genannt, speziell versteht man aber darunter einen Arzt. Lenz' Leute durften ihn von nun an nur bei diesem Namen nennen.

Die eigentliche Vorbereitung zu der Wüstenreise wurde erst in Ilerh, der Hauptstadt eines kleinen Sultanats, getroffen, das auf den Karten gewöhnlich als das Land des Sidi Hoscham bezeichnet wird. Der damalige Beherrscher des Landes hieß Sidi Husseïn und stand in dem schlimmen Rufe eines leidenschaftlichen Fanatikers. Nach allem, was man über ihn und die Sitten der Bevölkerung bis dahin gehört hatte, war im Ernst zu befürchten, daß die Expedition schon hier ihr Ende erreichen werde. In Ilerh wird dreimal im Jahre ein großer Markt (Mugar) abgehalten, auf dem nicht nur allerlei Waren, sondern auch Kamele feilgeboten werden; in letzterer Hinsicht dürfte der Mugar von Ilerh der bedeutendste unter allen der Umgegend sein, da die Zahl der Kamele, die zumeist Wüstenkamele sind, auf jedem Markt 4000 bis 5000 Stück beträgt.

Lenz hielt sich hier möglichst zurück, damit man ihn nicht demaskierte, und Hadsch Ali setzte sich mit dem Delegierten des Sidi Husseïn in Verbindung, um über Durchzug durch das Land, Eskorte u. s. w. zu verhandeln, und besuchte auch den Markt, um die nötigen Einkäufe zu besorgen.

Trotzdem wurde Lenz vielfach durch die Neugierde der

Bevölkerung belästigt. Dicht neben seinem Lager hatte eine Karawane der Wüstenbeduinen ihre Zelte aufgeschlagen und die Frauen der Beduinen statteten Lenz wiederholt Besuche ab, um besonders um Korallen und Silberschmuck zu betteln, — dann galt ja Lenz auch als Hakim und konnte die zahlreichen Leute nicht abweisen, die ihn konsultieren wollten; auch in dieser Hinsicht bildeten die Frauen die Mehrzahl der Besucher.

Sidi Husseïn selbst schickte einen marokkanischen Juden mit dem Auftrage, Lenz auszuforschen und den eigentlichen Zweck seines Kommens zu erfahren. Der Jude verstand einige Worte Spanisch und Englisch. Lenz aber blieb dabei, daß er ein Türke aus Stambul sei, und der Spion mußte nach mehrmaligem Besuch unverrichteter Dinge abziehen.

Sidi Husseïn beschränkte sich in der Folge nur auf kleinere Chikanen des Reisenden, die geduldig ertragen werden mußten, und ließ die Karawane, nachdem die nötigen Kamele gekauft worden, abziehen.

In Ilerh wurde noch ein weiterer Wechsel der Kleidung vorgenommen. Lenz ließ für alle mit Ausnahme Hadsch Alis Kleider herstellen aus dem hier und weiter südlich überall üblichen blauen Baumwollstoff, der meistens aus England und Belgien kommt. Sie bestanden in sehr weiten Hemden (Toben), kurzen Hosen und einem langen blauen Tuch als Turban, womit Kopf und das Gesicht zum größten Teil eingehüllt werden. Die Frauen aus dem benachbarten Beduinenzelt wurden mit dieser Näherei beauftragt und führten dieselbe schnell und billig aus. Hadsch Ali behielt dagegen die lichte marokkanische Kleidung, da er sich in besonders gefährlichen Gegenden als Chef der Expedition auszugeben hatte.

Am 4. April 1880 verließ die Karawane des Reisenden den gefährlichen Ort. Nur Hadsch Ali war noch in unserem Sinne beritten, d. h. hatte sein Pferd bis auf weiteres beibehalten; Lenz übte sich nun in der Kunst des Kamelreitens. Es gab in dieser Gegend nur einhöckerige Lastkamele; die schnellfüßigen Mehari, die weiter im Osten

der Sahara gezüchtet werden, wurden hier nicht benutzt. Darum kamen auch hier keine Sättel zur Verwendung. Die Lasten wurden dem Tiere in möglichst gleich schweren Hälften, die durch Stricke miteinander verbunden waren, über den Rücken gehängt, nachdem vorher eine Strohmatte, die auch die beiden Seiten bedeckte, darüber gelegt worden war, um eine Verletzung des Tiers durch die Reibung zu vermeiden. Man legte dann Teppiche, Polster u. s. w. quer über die auf beiden Seiten verteilte Last, so daß ein ziemlich breiter Raum entstand, auf welchem man bequem sitzen konnte. Lenz fand die Bewegung des Kamels beim Gehen nicht unangenehm, dagegen konnte er sich lange nicht an das vollständig freie Sitzen auf dem hohen Tiere gewöhnen ohne Zügel und Steigbügel, ohne irgend einen Halt für Hände und Füße. Er verlor sehr lange nicht das Gefühl der Unsicherheit beim Balancieren und konnte sich anfangs gar nicht mit dieser Art des Reisens befreunden. In Ilerh werden die Kamele bestiegen, während sie liegen, und beim Aufstehen des ungestalten Tieres muß man nun sehr genau aufpassen, daß man den Körper in genaue Lage bringt; ebenso ist es, wenn das Tier sich legt und man absteigen will. Bei diesem Prozeß kam Lenz in den ersten Tagen regelmäßig viel schneller auf den Erdboden, als er beabsichtigte.

Von Ilerh ging es bergaufwärts; die letzte Gebirgskette, der Antiatlas, mußte überschritten werden und von der Höhe des Kammes schweifte der Blick nach dem Süden über mit Gerstenfeldern bedeckte Abhänge bis zu einer Reihe von Hügeln, hinter denen der Uebergang zur Wüste erfolgen sollte. Immer menschenleerer wurde die Gegend, der Führer, den Sidi Husseïn Lenz mitgegeben hatte, war ein wenig vertrauenerweckender Bursche, ein neuer Führer wurde genommen, aber auch dieser, ein Bekannter des ersten, schien eher mit Räubern als mit friedlichen Reisenden zu harmonieren. Die Expedition zog mißtrauisch weiter, denn man wußte wohl, daß in diesen Gegenden Wegelagerer sich in Schluchten verbargen und Karawanen zu plündern pflegten.

Endlich um 2 Uhr am 5. April begegnete man einer

kleinen Karawane, die aus lauter Negern bestand, welche einige Kamele und einige Herden von Schafen und Ziegen führten. Der Führer derselben teilte Lenz mit, daß die Leute dem Scheich Ali der Kabyle Maribda in Tizgi gehörten, und als er erfuhr, daß die Reisenden Timbuktu erreichen wollten, riet er ihnen, seinen Herrn aufzusuchen, da dieser ein sehr guter und einflußreicher Mann wäre und sicherer und eher Lenz Gelegenheit schaffen könnte, nach Timbuktu zu kommen, als irgend ein anderer. Da nun Hadsch Ali auch an diesen Scheich ein Empfehlungsschreiben hatte, so wurde beschlossen, nach Tizgi zu ziehen. Dieser Entschluß war von der größten Bedeutung und ihm ausschließlich verdankt Lenz, daß er sein Ziel, Timbuktu, erreicht hatte.

Bald darauf bemerkten plötzlich die Reisenden in dieser sonst so menschenleeren Gegend eine Anzahl von Menschen beim Abstieg an einer etwas steileren Stelle. Es waren vier bis fünf wilde Gestalten — echte Wegelagerer, die sich dicht an der Straße mit ihren Pferden aufhielten und auf den Augenblick zu warten schienen, in dem sie die Reisenden überfallen könnten. Die inzwischen durch Scheich Alis Leute verstärkte Karawane flößte ihnen jedoch Respekt ein und sie ließen dieselbe unbehindert passieren.

Diese Begegnung wurde von allen als ein Warnungszeichen aufgefaßt; als man abends lagerte, wurden keine Zelte aufgeschlagen, und schon in der Nacht um 2 Uhr marschierte man weiter, um die unsichere Gegend möglichst bald zu verlassen, da auch Amhamid befürchtete, daß die Wegelagerer sich mit andern vereinigen und doch die Karawane überfallen könnten.

Erst gegen 5 Uhr abends wurde nach einem anstrengenden Marsche die Stadt Tizgi Ida Selam — auch Fum el Hossan genannt — erreicht. Dieselbe war mit hübschen, von Mauern eingeschlossenen Gärten umgeben, und Lenz wollte schon in der Nähe derselben seine Zelte aufschlagen, aber seine Begleiter bestimmten, daß er der größeren Sicherheit wegen in der Stadt selbst, in einem Hause des Scheich Ali wohnen müsse.

Die Reisenden bezogen nun ein kleines Haus; in der unteren Partie desselben wurden die Pferde und das Gepäck untergebracht, während die Reisenden selbst sich in dem oberen Stockwerk einrichteten. Von Komfort war hier natürlich keine Rede, die Zimmer waren nur kleine Löcher, die es verständlich erscheinen ließen, daß die Bewohner die meiste Zeit auf der nach dem Hof gehenden Veranda zubrachten, ja sogar hier schliefen. Unbestimmte Gerüchte von der Ankunft eines Christen verbreiteten sich in der Stadt und bald nach der Ankunft Lenz' sammelte sich eine Menge Volks vor dem Thore; aber dasselbe wurde geschlossen und die Menge zerstreute sich.

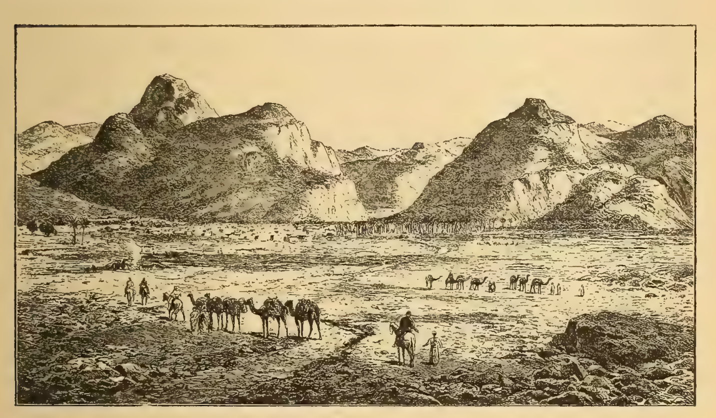
Der Scheich Ali war nicht anwesend, sondern befand sich in seinen weiter südlich gelegenen Gerstenfeldern, um dort die Ernte zu beaufsichtigen. Dagegen kamen die Söhne und Verwandten des Scheichs, sowie die Honoratioren der Stadt, um sich über die Pläne der Reisenden zu informieren. Natürlich wurde Lenz für einen türkischen Arzt ausgegeben und im übrigen erklärte Hadsch Ali, daß er Empfehlungsbriefe an den Scheich Ali habe und dessen Ankunft abwarten müsse. Inzwischen ließ Hadsch Ali ein Schaf kaufen und dasselbe in der Moschee schlachten; das verbreitete sofort eine gute Meinung von den Fremden unter der Einwohnerschaft.

Die Stadt ist schon an der Grenze der Wüste, am Fuße des Gebirgs gelegen und bietet einen malerischen Anblick.

In den Bergen, an deren Fuße Tizgi liegt, finden sich interessante geschichtliche Ruinen. In einer Seehöhe von 500 Meter sieht man alte Mauerreste, die nur römischen Ursprungs sein können; schon der Umstand, daß man hier kleine irdene Lampen findet, spricht für diese Annahme, da solche Lampen sehr häufig in römischen Ansiedelungen vorgefunden werden. Die Bewohner des Landes konnten aber schwerlich diese Bauten aufgeführt haben und Portugiesen und Spanier waren in diese Gegend niemals vorgedrungen. So waren jene Mauern einst vielleicht das südlichste Kastell

des alten orbis terrarum, in dem Roma herrschte, deren Ansiedelungen in vielen Oasen der Sahara blühten.

Eine andere Merkwürdigkeit bildeten Zeichnungen, die in Felswänden des Gebirgs eingegraben waren. Der jüdische Reisende Mardochaï hatte solche Zeichnungen, Petroglyphen, auch in anderen Gegenden gefunden und Papierabdrücke davon nach Paris gebracht. Die Eingeborenen legen auf dieselben keinen Wert und halten sie für Spielereien der Hirtenknaben. Wenn man auch in der That diesen Petroglyphen keine besondere archäologische Bedeutung zuschreiben darf, so sind



Anblick von Tizgi Ida Selam.

sie doch in einer Hinsicht bemerkenswert; es befinden sich darunter Zeichnungen von Tieren, die in der Wüste und in der Gegend nicht mehr leben, wie Elefant, Rhinoceros u. s. w., und dieser Umstand könnte für die Annahme der früheren Bewohnbarkeit der Sahara sprechen und die Hypothese unterstützen, nach der dieses Wüstengebiet noch in der geschichtlichen Zeit ein fruchtbares Klima gehabt haben soll.

Während Lenz die Rückkehr des Scheichs Ali abwartete, mehrten sich die Besuche und alle stellten die Reise nach Timbuktu als etwas Schreckliches dar, so daß selbst Hadsch Ali von Furcht ergriffen wurde und zur Umkehr mahnte.

Inzwischen kam der 9. April, ein Freitag, heran und

alle Welt in Tizgi erwartete, daß Lenz in der Moschee erscheinen würde. Er konnte jedoch nicht wagen, vor so vielem Volke die Gebräuche beim Gebet mitzumachen, da der geringste Fehler bemerkt worden wäre und dies seine Lage nur verschlechtern könnte. Vor der Masse des Volkes mußte er immer als der türkische Arzt erscheinen; nur Scheich Ali, der von allen Seiten als ein durchaus verständiger Mann geschildert wurde, wollte er sich rückhaltlos anvertrauen. Darum schützte er, obwohl er nur an Appetitlosigkeit und Kopfweh litt, eine tiefere Erkrankung vor und ließ sich den ganzen Tag in das dunkle Zimmer einsperren. Hadsch Ali, Benitez und alle anderen Begleiter gingen dagegen in die Moschee und erzählten den Neugierigen von der Krankheit des Hakim Omar.

Am 11. April kam endlich Scheich Ali an. Sein Aeußeres entsprach durchaus den früher von ihm gegebenen Schilderungen. Er war eine sympathische, echt patriarchalische Erscheinung, stand im Anfang der fünfziger Jahre, trug einen grauen Bart, war äußerst ruhig in seinem Benehmen und fast wortkarg, gewann aber durch seinen offenen ehrlichen Blick leicht das Vertrauen aller.

Dieser Mann, der bei allen Einwohnern im höchsten Respekt stand, erklärte die Reise nach Timbuktu für ausführbar und nahm sich sehr liebenswürdig des Reisenden an; er prüfte dessen Ausrüstung und suchte sie nach seinen besseren Erfahrungen zu vervollständigen. Vor allem wurde hier eine größere Anzahl gut genähter, ausgeteerter Ziegenfelle gekauft, die als Wasserbehälter dienen sollten, und ferner wurden die Kamele noch einmal einer gründlichen Prüfung unterworfen, unbrauchbare gegen solche, die sich für die Wüstenreise eigneten, umgetauscht und ein neues Tier mußte noch hinzugekauft werden.

In Tizgi trennten sich die bisherigen Begleiter des Reisenden, der junge Scherif mit seiner Karawane, von ihm, und Lenz folgte seinem neuen Freunde Scheich Ali aufs Land, d. h. in das Thal Draa, in dem Ali seine Gerstenfelder und Weiden für Schafe und Ziegen hatte.

Zu einer offenen Aussprache zwischen Lenz und Scheich Ali war es nicht gekommen. Als Lenz diesem als türkischer Arzt vorgestellt wurde, forschte er nicht weiter. Man konnte zwar deutlich bemerken, daß er der Botschaft keinen Glauben schenkte, aber er ignorierte völlig die Herkunftsfrage und kümmerte sich lediglich um die Reise.

Auf dem Marsche nach Wad Draa, der etwa acht Stunden dauerte, betraten die Reisenden die eigentliche Sahara, sie zogen über eine kleine Partie von Sserir, an einigen mit etwas Flugsand bedeckten Hügeln vorüber und weiterhin durch ein mit größeren Geröllen bedecktes Gebiet, durch die Hammada.

Der „Landaufenthalt“ in diesen Gegenden ist nicht gerade gemütlich. Die Ziegenherden, die in dem weiten Flußbette weiden, liefern zwar einen reichlichen Vorrat an Milch, die den Reisenden erquickt, aber zwischen den Hirten kommt es oft zum Raufen, da Viehdiebstähle auf der Tagesordnung stehen. Darum werden bei Tag und Nacht auf höher gelegenen Punkten Wachen ausgestellt, welche das Herannahen jedes menschlichen Wesens mit Signalschüssen bekannt geben.

Namentlich die Leute von der benachbarten Berberkabyle Ait Tatta stehen in sehr schlimmem Rufe und Lenz hatte am 19. April die Gelegenheit, Repräsentanten dieses Stammes kennen zu lernen.

An diesem Tage erschienen nämlich zwei banditenhafte Kerle im Lager. Sie wurden mit Thee bewirtet und erhielten noch einige Geschenke, Thee, Zucker und Kerzen, so daß sie sehr befriedigt waren und erklärten, die Karawane nicht überfallen und ausplündern zu wollen. Sie erzählten ganz freimütig, sie hätten gehört, daß ein Scherif und ein Christ auf der Reise nach Tenduf begriffen wären und Massen von Gold mit sich führten, nun aber hätten sie sich überzeugt, daß es mit dem Goldreichtum nicht weit her sei, und da die Fremden auch Gastfreunde von Scheich Ali wären, so wollte man sie ruhig des Weges ziehen lassen.

Am 23. April kamen unerwartet Boten von Sidi Husseïn, der Lenz sein Reich passieren und sich von ihm eine

schriftliche Bescheinigung ausstellen ließ, daß er den Reisenden innerhalb seiner Staaten beschützt habe. Sie brachten Briefe an Scheich Ali und darin war ein netter Vorschlag enthalten. Scheich Ali sollte Lenz ein Stück in die Wüste führen und dann — verschwinden lassen; die Beute sollte geteilt werden. Sidi Husseïn war aber nicht an den rechten Mann geraten; denn Scheich Ali schickte die Boten einfach fort, ohne ihnen irgend eine Antwort mitzugeben, teilte den Inhalt des Briefes Lenz mit und versicherte ihn, daß, soweit sein Einfluß reichte, weder Lenz noch seinen Leuten etwas geschehen würde.

Lenz und dessen Begleiter wußten wohl, daß diese Mitteilungen durchaus nicht auf Uebertreibungen beruhten, denn in diesen Gegenden werden selbst größere Karawanen ziemlich oft ausgeplündert. Hadsch Ali, der vielgewanderte Mann, verlor dabei immer mehr Mut und es kostete Lenz viel Mühe, bis der Araber sich entschloß, weiter zu reisen und sich die 4000 Frank zu verdienen.

Scheich Ali begleitete indessen die Reisenden bis zu der Oase Tenduf, von der die eigentliche Wüstenreise beginnen sollte. Von hier an muß man wochenlang marschieren, bis man wieder bewohnte Stätten erreicht.

Tenduf war erst vor 30 Jahren entstanden und sozusagen eine Gründung des Scheichs Ali. Die Stadt ist, wie aus unserer Abbildung ersichtlich, nicht befestigt, sondern offen. Getreide kann hier nicht gebaut werden; die Bewohner treiben nur ein wenig Gartenbau und pflegen die Dattelpalmen; im übrigen sind sie auf die Zufuhr aus dem Wad Draa angewiesen. Die Bedeutung Tendufs beruht darin, daß der Ort den Sammelplatz für die nach Timbuktu ziehenden Karawanen bildet. Wie bedeutend sich dieser Handel zeitweise gestaltet, mag daraus erhellen, daß mitunter eine Karawane Waren im Werte von 750 000 Frank transportiert.

Lenz war der erste Europäer, der überhaupt Tenduf besucht hatte.

Hier wurde nun, bevor Scheich Ali sich von Lenz trennte, die letzte Hand an die Ausrüstung gelegt.

Zunächst wurde noch ein Diener engagiert. Es war ein Tunese Namens Hadsch Hassan. Auch er war, wie Hadsch Ali, ein vielgereister Mann. Er hatte lange Zeit auf Schiffen der französischen Messagerie gedient und war sogar einmal ans Kap der guten Hoffnung gekommen. Während des russisch-türkischen Krieges half er als Baschi-Busuk die Russen zu bekämpfen und stand in Armenien; nach Friedensschluß wurde er entlohnt und wanderte weiter. Hassan sprach arabisch und türkisch, recht gut französisch und etwas italienisch und englisch; er war auf seinen Wanderungen



Die Oase Tenduf.

sehr viel mit Europäern zusammengekommen, war aber trotzdem ein strenggläubiger, ja fanatischer Araber geblieben. Er erbot sich, Lenz nicht nur bis Timbuktu, sondern von dort nach dem Senegal zu begleiten. Er beabsichtigte, sich dort entweder als französischer Soldat oder als Händler niederzulassen. Hassan war ein sehr geschickter brauchbarer Mensch, besonders auch trefflicher Koch, aber von außerordentlich großer Heftigkeit. An ihm haben wir ein Beispiel, wie die Orientalen ohne Eisenbahnen zu wandern verstehen — von Tunis nach dem Kap der guten Hoffnung, von dort nach Armenien und dann wieder nach dem Senegal; der Mann hat in der That ein Stück Welt kennen gelernt.

In Tenduf mußte auch ein Führer bis Timbuktu gemietet werden. Die Freunde Lenz' stöberten einen steinalten Mann auf, der als der beste und erfahrenste Führer galt. Die Reise von Tenduf nach Timbuktu hatte er gewiß schon fünfzigmal gemacht, manchmal ganz allein als Briefbote. Es erschien jedoch bedenklich, den alten Mohammed mitzunehmen, da er leicht auf der Reise sterben konnte, aber Scheich Ali beruhigte Lenz und empfahl ihm dringend den Mann, der sich auch trefflich bewährte. Er einigte sich mit Lenz dahin, daß er die Karawane für den Lohn von 47 Mitkal Gold (1 Mitkal = 12 Frank) nach Aruan, einem nicht mehr weit von Timbuktu gelegenen Orte, bringen werde. In letzterer Stadt mußten neue Führer genommen und auch die Kamele gewechselt werden.

Scheich Ali hatte sich mit großer Sorgfalt der Versorgung der Karawane mit Wasser angenommen. Lenz mußte 18 große Schläuche und zwei Eimer von Ziegenfellen mitnehmen. Jeder von den Schläuchen wog gefüllt gegen 30 Pfund und mit diesem Wasservorrat konnte die Karawane selbst mit Berücksichtigung einer fünfzigprozentigen Verdunstung acht bis zehn Tage auskommen; sie bestand allerdings nur aus acht Personen und neun Kamelen.

In seinem Werke „Timbuktu“ berichtet Lenz folgendes über das Tränken der Kamele:

„Die Kamele wurden natürlich nur getränkt, wenn wir an einen Brunnen kamen; zehn, ja wohl auch zwölf Tage müssen diese Tiere ohne Wasser aushalten; freilich geht es dann die letzte Zeit recht langsam vorwärts. Ich muß hier auf die noch immer unter sonst ganz vernünftigen Leuten verbreitete, ja sogar in manchen Lehrbüchern für Schulen gedruckt zu findende Ansicht kommen, wonach das Kamel im Magen ein Wasserreservoir habe und im nötigen Falle von den Arabern getötet würde, um dieses Wasser zu benutzen! Es widerspricht zunächst eine derartige Ansammlung von Wasser allen Lehren der Physiologie und des ganzen Lebensprozesses, dann muß man sich doch klarmachen, wie ein solches Wasser beschaffen sein würde und muß den

Wert eines Kamels für den Araber berücksichtigen. Aber vor alter Zeit haben Schulmeister gepredigt, daß das Kamel, weil es längere Zeit kein Bedürfnis nach Wasser hat, ein Reservoir mit sich herumtrage, und folglich wird es noch heute geglaubt; gewisse von Jugend auf gehörte Sachen lassen sich selbst die verständigen Leute nicht ausreden; mit einer Zähigkeit wird da am alten Ammenmärchen gehangen, die einer besseren Sache würdig wäre. Weniger gewissenhafte Reisende, die nur das Bestreben haben, interessante und unerhörte Erlebnisse mitteilen zu können, haben freilich viel dazu beigetragen, daß über gewisse Gegenden und deren Bewohner die konfusesten Ansichten verbreitet sind — dazu gehört auch die Sage von dem nicht auszurottenden Wüstenlöwen."

Die kleine Karawane reiste nicht ohne einen gewissen Wüstenkomfort. Der alte Führer Mohammed behauptete wenigstens, früher noch niemals solchen Luxus auf seinen Reisen erlebt zu haben. Wir wollen, um diesen Luxus kennen zu lernen, die Vorräte näher prüfen.

Es gab natürlich darunter zunächst Datteln und zwar Dattelwurst. Man preßt hier nämlich die frischen reifen Datteln in dicke Lederschläuche, so daß eine Art riesige Dattelwurst entsteht, die man dann mit Messern in Streifen schneidet. Obgleich die Datteln vorzüglich waren, so aß Lenz selbst wenig davon, da dieselben nach seiner Erfahrung zu leicht Durst erzeugen. Ferner hatte Lenz große Quantitäten Kuskus und Reis, sowie etwas Mehl gekauft und noch von Marrakesch Hartbrot mitgebracht. Da in der Wüste an Jagd nicht zu denken war, so wurden auch Fleischvorräte mitgeführt. Zu diesem Zwecke hatte man in Tenduf einige Schafe gekauft, geschlachtet und das gesalzene Fleisch an der Sonne getrocknet. Ein Ledersack voll Butter, Thee, Kaffee und Zucker vervollständigten den Proviant. Als Delikatesse kamen noch einige wenige Büchsen Konserven hinzu und als anregendes Mittel etwas Fleischextrakt. Außer dem Wasser wurden noch an Trinkbarem einige Flaschen Wein und Cognac mitgeführt, aber diese sollten nur als Medizin

benutzt werden und man mußte sie sorgsam verstecken, da die Araber in diesen Gegenden in dieser Richtung sehr streng sind.

Die Feldbetten, welche Lenz durch die Güte des deutschen Ministerresidenten Weber in Tanger erhalten hatte, wurden hier zurückgelassen und durch landesübliche mit Watte ausgefüllte Matratzen ersetzt. Lenz konnte sich nicht



Brunnen in einer Oase.

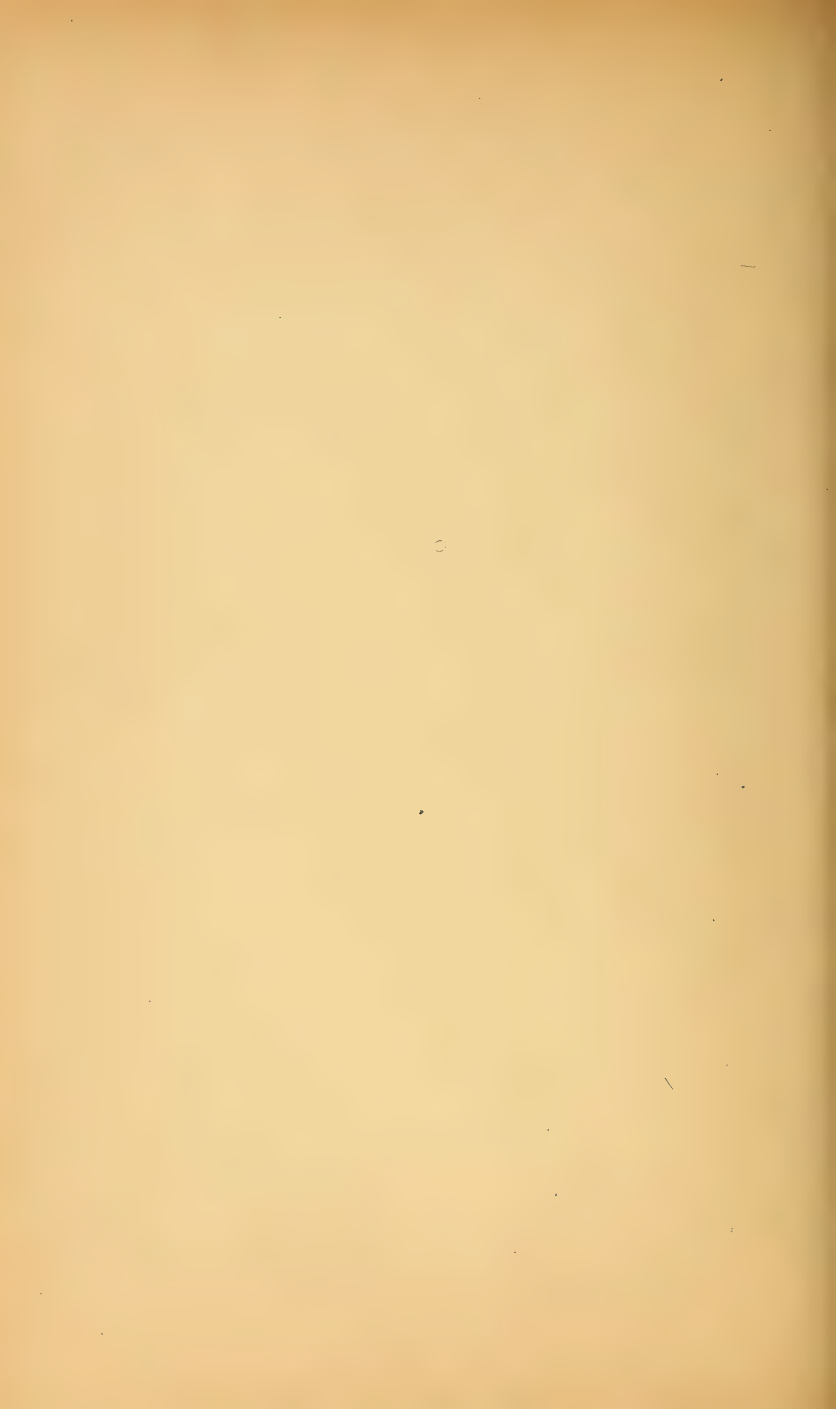
versagen, während der Reise weiße Bettwäsche zu benutzen, und hat es auch beständig durchgeführt.

Außerdem hatte er aber, dank der Wasserfürsorge des Scheichs Ali, noch einen anderen kaum zu rechtfertigenden Luxus getrieben: er wusch sich in der Wüste nicht nur am Brunnen, sondern zum großen Aerger seiner Begleiter auch während des Marsches fast täglich.

In dieser Beziehung ist seine Reise ein interessanter Gegensatz zu dem Ausfluge Nachtigals nach Tibesti; sie verlief programmmäßig, ohne besondere Gefahren, da dieselben in kluger und vorsichtiger Weise umgangen wurden.



Savanne mit Wolkengebilde in Nordlichtform.



„Während wir,“ schreibt Lenz, „die Tour von Tizgi nach Tenduf in Tagereisen zurückgelegt hatten, wurde später bis Arauan nur während der Nacht gereist. Wir brachen abends gegen 6 Uhr auf und ritten meist ununterbrochen bis zum andern Morgen um 6 oder 7 Uhr, je nachdem sich ein Futterplatz für die Kamele bot. Die Tiere wurden ihrer Last entledigt und auf die Weide getrieben, meist ohne Aufsicht, da sie sich nie weit entfernen. Wir selbst schlugen die Zelte auf, richteten die Betten her und ließen Thee oder Kaffee kochen; dann wurde etwas geruht; gegen 11 Uhr wurde ein Mahl eingenommen, bestehend aus Reis oder Kuskus, mit Butter angemacht, und etwas getrocknetem Brot; danach Thee oder Kaffee. Darauf legte sich alles schlafen. Das war die beste und meistens sogar einzige Zeit, in der ich meine Tagebücher schreiben und das Beobachtete und Erlebte notieren konnte. Gegen 5 Uhr erhob sich alles; es wurde schnell noch einmal Reis oder Kuskus gekocht und dann wurden die Kamele eingetrieben und beladen.

So spielte sich gleichförmig jedes Biwak volle dreißig Tage hindurch ab, während welcher Zeit wir keinen Menschen gesehen haben.“

Als Feuerungsmaterial dienten die niedrigen holzigen Kräuter, welche die Kamele fraßen; auch fand sich oft ein Akazienbaum; dann wurden aber auch die trockenen und steinharten Exkremente der Kamele sorgfältig gesammelt, um als Brennstoff zu dienen.

Am 10. Mai 1880 brach Lenz von Tenduf auf. Der alte Mohammed, dem Scheich Ali die Sicherheit der Karawane ans Herz gebunden, war äußerst vorsichtig. Er verbot die ersten Tage hindurch ausdrücklich, Zelte aufzuschlagen, da diese aus der Ferne erblickt werden könnten, ebenso durfte in der Nacht weder Feuer noch Licht angezündet werden. Die Marschordnung der Karawane auf dieser langen Strecke haben wir schon oben geschildert. Wir heben darum nur einige wichtigere Beobachtungen und Ereignisse hervor.

Beim Ueberschreiten der Sandwüste Igidi lernte Lenz

das interessante Phänomen des tönenden Sandes aus eigener Anschauung kennen. „Inmitten der Einöde,“ schreibt er, „hört man plötzlich aus dem Innern eines Sandberges herauskommend einen langen dumpfen Ton, wie von einer Trompete, der einige Sekunden anhält, dann aufhört, um nach kurzer Zeit aus einer andern Gegend wieder zu ertönen. Es macht dies in der totenstillen, menschenleeren Wüste einen unheimlichen Eindruck. Es muß hier gleich bemerkt werden, daß es sich durchaus nicht um eine akustische Täuschung, wie man etwa auch optischen Täuschungen unterworfen ist, handelt; nicht nur ich, sondern alle meine Leute hörten diese dumpfen Töne, und der Führer Mohammed hatte uns schon am Tage vorher auf dieses Phänomen aufmerksam gemacht.“

Aehnliche akustische Erscheinungen findet man auch in anderen Gegenden der Erde; es gibt eine „Musik der Wüsten, Berge, Thäler und Wälder“. Einige Forscher behaupten, daß in dem Rauschen der Wasserfälle der C-Dur-Dreiklang (C E G) zu hören ist, in dem Thale von Thronecken hört man bei günstigem Winde laute Töne wie Hornsignale; am oberen Nil wächst in Waldbeständen die Acacia fistula, deren Dornen durch ein Insekt ausgehöhlt werden, so daß der Wind durch dieselben pfeift und G. Schweinfurth von den singenden Wäldern im Schilluklande berichten konnte; bekannt ist auch das „Glockengeläut“ an der Koralpe an der steirischen Grenze.

Am besten bekannt ist jedoch der Glockenberg, Dschebel Nakut auf der Sinaihalbinsel. Es ist dies ein nur wenig vom Meeresufer entfernter, kaum 300 Fuß hoher, steiler Sandsteinkegel, der auf seinen beiden Seiten Abhänge von 150 Fuß Höhe und eine derartige starke Neigung besitzt, daß der durch Verwitterung des Sandsteins entstehende Quarzsand sich eben noch auf demselben im Gleichgewicht erhalten kann, so lange er nicht durch äußere Veranlassung in seiner Ruhelage gestört wird.

Erklettert man diesen Felsen, so vernimmt man sehr häufig einen Ton, der demjenigen ähnlich ist, welcher ent-

steht, wenn man mit einem hölzernen Schlegel auf eine Metallscheibe schlägt. In den Sinaiklöstern benützt man aus Mangel an Glocken solche Metallscheiben, um die Gebetstunden zu verkünden. Die umwohnenden Araber haben nun sogleich die Erklärung bei der Hand: in dem Berge ist ein verzaubertes christliches Kloster und die Glockentöne rühren von den Mönchen her, welche da unterirdisch hausen.

Lenz gibt in seinem Werke eine Zusammenstellung der Erklärungen, welche von wissenschaftlicher Seite für dieses Phänomen gegeben wurde. Die erste ausreichende hat der deutsche Reisende Ulrich Jasper Seetzen geschrieben, der im Anfang dieses Jahrhunderts jene Gegend besuchte. Demnach bemerkte die Reisegesellschaft schon beim Hinaufsteigen einen eigentümlichen säuselnden Ton, der offenbar nicht aus dem harten Felsen kam, sondern von dem bewegten lockeren Quarzsand herrührte. Später, als die Sonne schon hoch stand, hörte man einen starken Ton, anfangs ähnlich dem eines Brummkreisels, der allmählich in ein starkes Dröhnen überging. Seetzen konstatierte nun auf sehr einfache Weise, daß das Geräusch allein von dem in Bewegung befindlichen Sande herrührt, ohne Mitwirkung des Windes: er kletterte bis zur Spitze des Berges, rutschte dann den steilen Abhang herab, indem er mit Händen und Füßen den Sand in Bewegung setzte und erzeugte dadurch ein solches Getöse, daß der ganze Berg in einem schreckenerregenden Grade zu beben und bis in seine Grundtiefen erschüttert zu werden schien. Seetzen verglich die bewegte Sandmasse mit einem mächtigen Violinbogen, der über die rauhe Unterlage herabstreicht und in tönende Schwingungen versetzt wird.

Ehrenberg bestieg den Berg im Jahre 1823 und hörte bei jedem Schritt eine kleine Verstärkung des Tones, welcher in dem Maße anschwoll, als die Menge des bewegten Sandes zunahm und endlich so stark wurde wie ein ferner Kanonendonner.

Ehrenberg erklärt nun die Mächtigkeit der Schlußwirkung durch Anhäufung kleiner Wirkungen, ähnlich wie bei einem Lawinensturz. „Die ungefähr 150 Fuß hohe und

unten ebenso breite Sandfläche erhebt sich unter einem Neigungswinkel von 50 Grad und ruht daher mehr auf sich selbst als auf dem Felsen. Der Sand ist grobkörnig und aus sehr reinen, gleichmäßigen Quarzkörnchen von 1/6 bis 1/2 Linie Durchmesser gebildet. Die große Hitze dörrt den Sand am Tage bis auf eine gewisse Tiefe aus, während derselbe allnächtlich vom Tau durchfeuchtet wird, und macht ihn dann ebenso trocken wie klangfähig. Wird nun durch das tiefe Einsenken eines menschlichen Fußes ein leerer Raum gebildet, so wird dadurch die ganze über diesem Punkte befindliche hohe Sandschicht ihres Stützpunktes beraubt und beginnt langsam in ihrer ganzen Länge sich in Bewegung zu setzen. Durch das seitliche Zufließen des Sandes und die wiederholten Tritte gelangt endlich ein großer Teil der gesamten Sandschicht des Abhanges in Bewegung und bewirkt durch die Reibung auf den darunterliegenden ruhenden Teilen ein Geräusch, welches mit einem Summen beginnt, in ein Murmeln und endlich in ein Dröhnen übergeht und um so überraschender ist, als man von dem Rieseln und der allgemeinen Bewegung der oberflächlichen Sandschicht nicht viel sieht. Nach dem Aufhören der Störungen nimmt allmählich auch das Rauschen ab, je nachdem sich die Lücken wieder geschlossen, die Sandsäule unten eine stärkere Basis erhalten und wieder in eine Ruhelage zurückgekehrt ist."

Diese Erklärung ist völlig begründet und paßt auch nach Lenz' Meinung vollständig auf die Verhältnisse in der Igidiregion der Sahara.

Die langgestreckten Sanddünen von Igidi, welche ganze Bergreihen mit scharfen Kanten und Spitzen bilden, haben, wie alle Dünen, eine flachansteigende, dem Winde zugewendete Fläche und einen stärker geneigten, zum Teil sogar sehr steilen Absturz auf der entgegengesetzten Seite. Auch hier bestehen dieselben aus einem lockeren, sehr reinen lichtweingelben Quarzsand, der durch die Sonne völlig ausgeglüht ist. Werden nun diese Sandberge von einer Karawane überschritten, so tritt eine Bewegung der locker aufgehäuften klangfähigen Quarzkörnchen ein, welche Bewegung

anfangs nur auf einen kleinen Raum beschränkt, immer größere Kreise in Mitleidenschaft zieht und sich lawinenartig über den ganzen Abhang eines solchen Sandberges verbreitet. Die Bewegung der lockeren Sandkörner hat ein schwaches Aufeinanderstoßen derselben zur Folge, wodurch ein wenn auch noch so geringer Ton erzeugt wird; durch die ungeheure Masse der bewegten Sandkörner und die Summierung der einzelnen äußerst schwachen Töne resultiert ein Geräusch, das, wie eben in Igidi und auf der Sinaihalbinsel, eine ganz außerordentliche Stärke erreichen kann. Es mag, bemerkt Lenz, unverständlich erscheinen, wie das schwache Geräusch fallender Quarzkörner imstande sei, zu einem Trompetenton, ja zu Donnertönen anzuschwellen; aber mit Recht ist auf ein analoges Phänomen hingewiesen, bei dem aus der kleinsten Anfangsursache eine kolossale Schlußwirkung stattfindet: die Lawinen. So wie das rollende Schneekörnchen zu einer alles verheerenden Lawine anschwellen kann, ebenso schwillt der schwache Ton einiger aneinanderstoßenden Quarzkörner zu einem mächtigen Geräusch an, welches den europäischen Reisenden mit Staunen, Eingeborene und Tiere mit Schreck und Entsetzen erfüllt. —

Auf dem Wege von Tenduf nach Arauan liegt die Wüstenstadt Taudeni, die namentlich durch die in ihrer Nähe gelegenen Ruinen einer alten Stadt interessant ist. In ihrer Nähe werden zahlreiche Steinwerkzeuge gefunden und selbst heute noch nach Timbuktu gebracht. Lenz konnte weder die Stadt noch die Ruinen sehen, da der vorsichtige Mohammed die Karawane im weiten Bogen um die Stadt herumführte, um nicht mit Menschen zusammenzutreffen und irgend welche Verzögerung oder Unannehmlichkeiten zu erleiden.

Auf dieser Route beobachtete Lenz noch eine in der Wüste sehr seltene Erscheinung. Am 18. Mai war der Himmel bedeckt, um 4 Uhr regnete es sogar und es zeigte sich ein Regenbogen.

Trotz aller Vorsicht Mohammeds war doch der Verlust eines Menschenlebens zu beklagen.

Hadsch Hassan, der in Tenduf aufgenommene tunesische Diener, war während der Nacht verschwunden. Es war gegen 3 Uhr, als Lenz wegen heftigen Durstes Wasser verlangte und nach Hadsch Hassan rief. Derselbe hatte das letzte der neun Kamele bestiegen; Sidi Mohammed ging zu Fuß und trieb die Tiere an und die andern saßen im Halbschlummer auf den Kamelen. Jetzt erst wurde die Abwesenheit Hadsch Hassans konstatiert. Zum Glück befand sich die Karawane in der Nähe einer Aregpartie mit Kamelfutter. Man hielt an, um auf den Verschwundenen zu warten. Gewehre wurden abgeschossen, ein Feuer angezündet — aber Hadsch Hassan kam nicht.

Bis Nachmittag 4 Uhr blieb die Karawane an Ort und Stelle, der Führer ging ein großes Stück in die Dünenregion, um den Vermißten vielleicht da zu finden, aber alles blieb vergeblich.

Es wurde behauptet, daß Hadsch Hassan einen Stock verloren habe und um ihn zu finden, ein Stück Weges zurückgegangen sei; der dies sagte, war eben der Diener Sidi Mohammed, der mit Hadsch Hassan in Feindschaft lebte. Lenz konnte kaum annehmen, daß der vielgereiste, an das Wüstenleben gewöhnte Mann sich verirrt und dann infolge der Verdurstung den Tod gefunden haben sollte. Ein Verdacht stieg in ihm auf, daß Sidi Mohammed seinen Feind erdolcht habe, aber er konnte nichts beweisen; Hassan blieb verschwunden und der Fall unaufgeklärt.

Am 6. Juni ritt Lenz von 5 Uhr abends bis 8 Uhr früh durch die große, mit Halfagras bedeckte Ebene El-Meraia, der Spiegel, wahrscheinlich so genannt wegen der silberweißen Färbung, welche das vom Wind bewegte Halfa annimmt. Erst am 8. Juni nach beinahe dreitägigem Marsche wurde das Ende dieser Ebene erreicht; es waren ermüdende Märsche, bei denen das Auge nur das Halfagras sah und sonst sich nichts aus dem weiten Spiegel erhob, nirgends ein Berg, ein Stein, eine Düne, ein Baum. Oede erscheint die Landschaft auch darum, weil Halfa keine geeignete Nahrung für die Tiere bildet.

Am 10. Juni wurde endlich die kolossale Dünenregion, in deren Mitte Arauan liegt, erreicht und damit hatte auch die eigentliche Wüstenreise in ihrem schwierigsten Teil ihren Abschluß gefunden.

„Es ist eine überaus ärmliche Tierwelt, die man bei einer solchen Reise durch die Sahara zu Gesicht bekommt,“ schreibt Lenz, „und wer etwa hier zu jagen hofft, dürfte bitter enttäuscht werden. Wilde Rinder, Gazellen und Antilopen finden sich in der Nähe großer Aregregionen, wo Futter wächst, und wir sahen auch öfters Herden dieser Tiere flüchtig vorübereilen. Daß der sogenannte Wüstenkönig hier nicht vorkommt, habe ich schon einmal erwähnt, sein Gebiet beginnt erst jenseit der Meraia, in dem großen Akazien- oder Mimosenwald El-Azauad, wo schon eine reichlichere Vegetation und reichlicheres Wasser existiert.“ Das Vorkommen von Schlangen, Schakalen und großen Eidechsen ist dagegen nicht selten und in einzelnen Areggegenden halten sich auch Singvögel auf; die Wüstenlerche erhebt dann ihren schmetternden Gesang und trägt viel zur Erheiterung des Reisenden bei. Von Insekten erwähnt Lenz große schwarze Laufkäfer, schwarze Ameisen, sowie eine wunderschöne silberglänzende Ameise mit metallischem Glanz, ferner unsere gemeine Fliege und eine zweite sehr große Art. Von gefährlichen Tieren ist der Skorpion nicht selten und wird von den Arabern mit Recht gefürchtet.

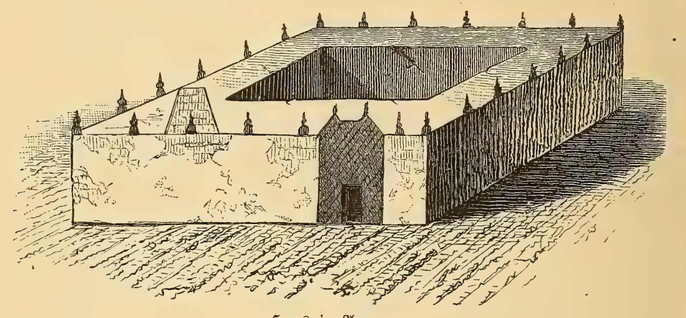
Es ist in der Wüste eine außerordentlich reine und gesunde Luft; mit Ausnahme von Augenleiden sind hier Krankheiten selten. Lenz rühmt die heißen Sandbäder in den Dünen, andere Reisende haben die Sahara als Kurort für Lungen- und Nierenleiden empfohlen.

Das gilt natürlich nicht von den Oasen, die mitunter sehr ungesund sind. Aus Nachtigals Beschreibung kennen wir bereits das Fiebernest Mursuk und ungesund war auch die Stadt Arauan, die jetzt Lenz aufsuchte.

Einen eigenartigen Anblick bietet uns das Bild der Stadt. Die Lage von Arauan ist eine überaus trostlose. Inmitten einer kolossalen Dünenregion stehen etwas über

100 Häuser regellos zerstreut, umgeben von Sandmassen, auf denen nicht ein Grashalm zu finden ist. Wohin das Auge blickt, überall sieht man die mattgelben Dünen, Sand erfüllt die Luft, Sand ist in den Häusern, in den Zimmern. Man müßte es unbegreiflich finden, wie hier Menschen wohnen können, wenn man nicht wüßte, daß in einer Einsenkung dicht bei der Stadt ein außerordentlich großer Wasservorrat sich findet.

Arauan ist nach Lenz der wasserreichste Ort der westlichen Sahara; eine Oase kann man es trotzdem nicht nennen, da man sich darunter eine Ortschaft mit Vegetation vorstellt,

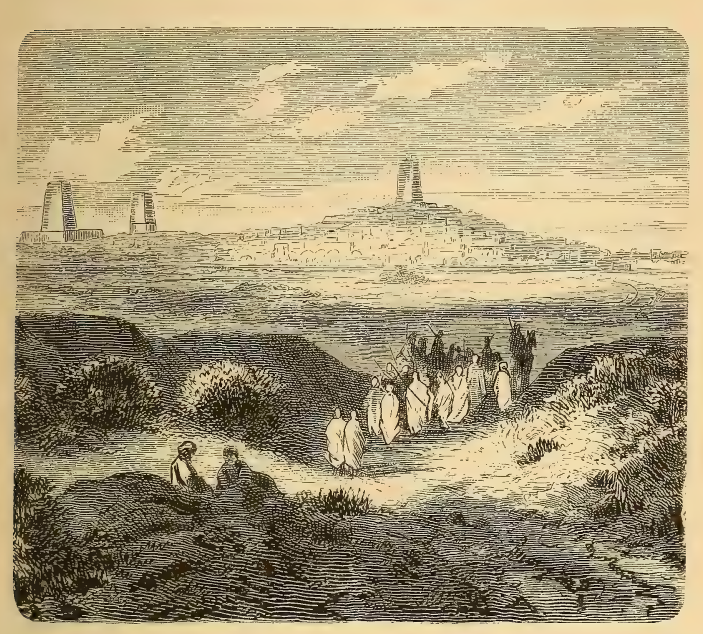


Haus in Arauan.

hier aber kommt trotz des Wasserreichtums kein Grashalm fort; nicht einmal die anspruchslosen Kamelkräuter, welche doch sonst in jeder Aregregion zu finden sind, trifft man hier.

Straßen gibt es in Arauan nicht; die großen viereckigen, aus lichtblauem sandigen Thon, den man beim Graben der Brunnen gewinnt, gebauten Häuser stehen unregelmäßig zwischen den Sandbergen. Die Bewohner schmücken sie mit Spitzen und Zacken von getrocknetem Thon. Sie sind nur ebenerdig und man gelangt in ihre dunklen Wohnräume vom Hofe aus. Vergeblich sucht man nach Fenstern; man schließt von der Wohnung Licht und Luft ab; hermetisch muß alles abgeschlossen werden, damit die Sandwinde nicht in die „Zimmer“ eindringen und alles mit einer dicken Sandschicht bedecken, und man meidet das Licht, um vor

einer der furchtbarsten Plagen, den Milliarden von zudringlichen Fliegen, doch etwas geschützt zu sein. „Hitze, Sandstürme, schlechte Nahrung, überhaupt ungesunde Lage des Ortes,“ schreibt Lenz, „haben mir den Aufenthalt in Arauan zu einer wahren Hölle gemacht, und ich war ernstlich krank, als ich endlich den Ort verlassen konnte.“



Timbuktu.

Den Namen Samum kennt man hier nicht; die heißen, aus Süden kommenden Stürme nennt man Dschaui. „In der Nacht vom 14. zum 15. Juni,“ erzählt der Reisende, „hatten wir einen der schlimmsten und furchtbarsten dieser Dschaui, und spürte ich schon mehrere Stunden vorher den Eintritt eines solchen. Ich bekam Kopfschmerz, wurde furchtbar nervös und konnte über die geringste Kleinigkeit in die größte Aufregung geraten, fühlte mich überhaupt in jeder Beziehung unbehaglich. Schon abends gegen 10 Uhr war

die Luft außerordentlich schwül. Ich versuchte einzuschlafen, hatte aber schwere Träume und Beängstigungen; gegen 1 Uhr wurde ich durch einen furchtbaren Sturm aufgeweckt und von allen Seiten drangen die Sandmassen in das Haus ein. Bald war alles mit einer Schicht fahlen Sandes gleichförmig überzogen; nichts ist hiervor sicher. Gutverschlossene Kisten zeigen beim Oeffnen eine Sandschicht; man mag das Gesicht noch so gut verhüllen, der Sand dringt in die Augen, Ohren, Mund und Nase, selbst in die Taschenuhren! Während des Phänomens, welches kaum eine halbe Stunde dauert, fallen auch zuweilen Regentropfen."

Arauan ist in der Geschichte der Entdeckungsreisen darum bekannt, weil in der Nähe des Ortes der Reisende Major Laing, von Timbuktu kommend, ermordet wurde. Dies geschah im Jahre 1828 und noch heute sollen sich seine Reiseeffekten im Besitze des Scheichs der Berabisch befinden.

Am 20. Juni empfahl sich der alte Führer Mohammed, um nach Tenduf zurückzukehren. Lenz gab ihm eine Anzahl von Briefen nach Europa mit und zur Ehre des grauen Wüstenreisenden muß hier gesagt werden, daß alle diese Briefe ihren Bestimmungsort erreicht haben.

Am 25. Juni verließ Lenz Arauan und auf der verhältnismäßig kurzen Wüstenstrecke bis Timbuktu war wieder ein Mann, der oben erwähnte Sidi Mohammed, auf dieselbe Weise wie Hadsch Hassan abhanden gekommen.

Nach und nach hörte die Wüste auf; Gewitterwolken zogen öfters am Himmel auf; der Boden wurde fester und die Vegetation mannigfaltiger, Tamariskengebüsch und Mimosen wurden zahlreicher, selbst kleine blühende Blumen erfreuten das Auge und anmutig erschollen die Stimmen zahlreicher kleiner Singvögel. Nun zeigt sich auch das Zebra neben den Antilopen und endlich beginnt der große Mimosenwald El-Azauad, in dem der Reisende die ersten Spuren des Löwen fand.

Da plötzlich hört diese reiche Vegetation auf; eine Stunde weit zieht sich wieder sandiges unfruchtbares Terrain; aber das Auge ruht auf ihm befriedigt und das Herz des

Reisenden pocht höher: aus diesem Sande steigt das Häuser-
meer Timbuktus, überragt von den Moscheentürmen: ein
Bild, das vor 27 Jahren der berühmte Reisende Barth
uns gegeben. Es ist der 1. Juli 1880. Das schwierige
Ziel ist erreicht — die Wüstenreise beendet, hinter den
Mauern von Timbuktu rauscht der Nigerstrom.

Die afrikanische Steppe.

Grasflur und Savanne.

Der Urwald, der in der gewöhnlichen Anschauung des Europäers von den Tropen unzertrennlich ist und ein charakteristisches Merkmal der tropischen Natur bildet, fehlt nicht dem dunklen Weltteil. Er umschließt mit seinem Gürtel viele Seen, er wölbt sich domartig über kleinere Flüsse, umsäumt gewaltige Ströme und thront auf Bergeshöhen. Nirgends aber erlangt er auf weite Strecken die Mächtigkeit des Urwaldes, welcher die Thäler des Amazonenstromes und des Orinoco so lange in ein undurchdringliches Dunkel hüllte. Afrika ist kein Waldland; abgesehen von Wüsten, die es im Norden und Süden durchziehen, bietet es in seinem mittleren fruchtbaren Gebiete vorwiegend den Charakter einer steppenartigen Landschaft.

Die afrikanische Steppe wird wohl Jahrzehnte hindurch die allgemeine Aufmerksamkeit der deutschen Leser auf sich ziehen, denn sie wird der Schauplatz der kolonialen Entwickelung werden, und so verdient sie an dieser Stelle eine besondere Würdigung.

Diese Steppe ist eigenartig, verschieden von den Steppen, die wir in Osteuropa und Asien kennen, verschieden von den Prairien Nordamerikas und auch anders beschaffen als die Llanos und Pampas Südamerikas. Bald ist dieselbe eine weite Grasflur, bald ist in ihr das Gras mit Buschwerk untermengt, sie heißt alsdann Buschsavanne; bald erheben sich auf ihr stehende Bäume, welche der Landschaft ein parkartiges Ansehen verleihen, und endlich wird neben dem

Grase der Baumwuchs so stark, daß man von einem Savannenwalde sprechen kann.

Wenn wir uns von der Küste entfernen, das Mangrovedickicht der Ufersümpfe oder die Urwaldregionen der Flußmündungen durchbrechen, dann gelangen wir fast auf allen Hochebenen in das Savannengebiet, welches von Waldstreifen unterbrochen wird, die sich längs der Flußläufe ziehen und wegen ihrer Schmalheit den Namen Galeriewälder erhalten haben. Betreten wir zunächst die Grassavanne oder die Kampine! Der tropischen Grasflur fehlt der wunderbare Reiz der nordischen Wiesen. Kein grüner Teppich, mit bunten Blumen gestickt, erfreut hier unser Auge. Die Gräser bilden keinen weichen Rasen und prangen nicht in dem frischen, lebensvollen Grün. Betrachten wir die Grassavanne aus der Ferne, so gleicht sie eher einem dicht geschlossenen üppigen Weizenfelde, und kommen wir näher, so sehen wir, daß auf dieser Flur nur harte, steife Halmgräser gedeihen. Im Vergleich zu unseren Gräsern sind es wahre Riesen, in denen mitunter Roß und Reiter verschwinden. Die Gräser stehen jedoch nicht dicht aneinander. Aus den etwas erhöhten Wurzelstöcken sprießen die Halme garbenartig empor und breiten sich büschelförmig nach oben aus. So sind diese Grasbestände oben lückenlos; es stehen hier Halm an Halm, noch dichter gedrängt als auf unseren fruchtbarsten Getreidefeldern; unten aber ist der Boden keineswegs gleichmäßig durchwachsen. Zwischen den einzelnen Wurzelstöcken liegen freie Stellen, so daß gut ein Viertel und selbst die Hälfte des Bodens unbedeckt bleibt. Diese Lücken bilden ein Netzwerk spannenbreiter glatter Pfade, durch die kleinere Tiere bequem durchschlüpfen, auf denen selbst Antilopen mittlerer Größe behend des Weges dahinziehen und auch Kinder mögen in diesem Gewirr der Halme ohne Anstrengung umherkriechen.

Die Höhe dieser Pfade im Grasmeere wechselt mit der Höhe der Gräser. Diese schwankt von einem Meter bis zu fünf Meter, ja man hat sogar Halme von 5¾ Meter Länge gemessen. In solchen Beständen verschwinden natürlich auch

die längsten Flügelgrenadiere und selbst ein Reiter wird über die Halmkrone sein Haupt nicht zu erheben vermögen.

Darum ist ein Marsch durch eine afrikanische Grasflur mit einem Gang durch unsere Wiesen nimmer zu vergleichen. Es kostet eine ungeheure Anstrengung, wenn man sich den Weg durch die Savanne bahnen will, und selbst wenn man auf vielbetretenen Pfaden der Neger wandert, ist der Marsch ein mühseliges Stück Arbeit.



Schilfgras der Savanne.

Oft muß man die Halme mit den Armen auseinanderbiegen, geknickte, die im Wege liegen, forträumen, und dann kommt man mit den schilfartigen harten und scharfen Blättern in Berührung und trägt wahre Schnittwunden davon. So wird man von den Seiten bedroht, und andere lästige Ueberraschungen kommen von oben.

In den frühen Morgenstunden, der Zeit, in der man in Afrika am zweckmäßigsten marschiert, hängt der Tau an den Gräsern und seine Tropfen fallen auf die Dahinziehenden wie ein förmlicher Regen hinab. Selbst wenn man die Vorsicht anwendet, die Neger vorauszuschicken, damit sie den ersten Guß empfangen und am Ende der Karawane marschiert, entgeht man nicht dem Tauregen; es hängen noch Tropfen genug, um einen in der kurzen Zeit von einer halben Stunde bis auf die Haut zu durchnässen.

Ist es aber trocken, dann fällt von den Halmen ein anderer Regen hinab; bei jedem Anstoßen an die harten Halme fallen spitzige Grannen und stachlige Samen auf den Wanderer hinab, dringen zwischen Wäsche und Haut, bohren sich in die letztere hinein und erzeugen das lästigste Gefühl und in schlimmeren Fällen selbst leichte Hautentzündungen.

Auch am Boden sind dem Reisenden wahre Schlingen gestellt; wie unsere Winden an Wegrainen oder Getreidefeldern an den Halmen emporklettern, so streben auch hier Schlingpflanzen an den starren Gräsern in die Höhe. Dieses Windengeschlecht, dessen Ranken fest wie Schnüre sind, breitet sich auch auf den Boden des schmalen Pfades aus, und oft verstricken sich darin Mensch und Tier.

So sieht die Grassavanne zur Zeit ihrer höchsten Entwickelung aus und so zieht man durch sie dahin. Die Poesie, die über Heiden webt, fehlt ihr gänzlich, das Bild weidender Herden paßt nicht in diesen Rahmen hinein und undenkbar ist hier die Erscheinung des flotten Reiters, der hinter der Koppel feuriger Rosse wie der Sohn der ungarischen Pußta dahinjagt! Die starren Schilfgräser sind von mattem Grün und stets von einer Anzahl verdorrter Halme durchsetzt und so hat auch das Ganze einen gelblichen oder bräunlichen Farbenton. Nur in offenen Kampinen, d. h. auf Grasfluren, deren Höhe nur einen Meter erreicht, wird das Auge hier und dort durch eine farbige Blume erfreut. Hier treten vereinzelt matt rot oder gelb blühende Indigostauden neben einigen Kassia- und Wernonienarten. Zahlreicher finden sich diese Blumen nur dort ein, wo die Savanne noch jung ist, wo sie verlassene Wohnstätten des Menschen oder ausgerodete Waldflächen überzieht. An solchen Stellen wachsen viele Pflanzen, die wir in der Heimat als Lieblinge pflegen, wie Unkraut, während an feuchten Orten Erdorchideen als Königinnen der Blumen auftreten: sie treiben ihre seltsam geformten und großen, purpurrote oder gelbliche, violett gefleckte Blüten tragenden Schäfte bis zur Mannshöhe empor und überragen die untenstehenden Gräser. Diese stolzen und in echt tropischer Pracht strahlenden Blumen sind indessen zu selten, die übrigen sind zu bescheiden, als daß sie in den Grasbeständen bemerkbar würden. Einen lieblichen Wiesenstrauß wie in der Heimat vermag man nirgendswo zu pflücken; nur Parksavannen auf Hochebenen, wie z. B. die im Massailand, machen hiervon eine Ausnahme.

Mit dem Beginn der trockenen Jahreszeit pflegt der

Neger die Savanne abzubrennen. Die schwarzen Flächen liegen nun verödet da, aber sie sind nur scheinbar tot, denn überall zwischen den abgestorbenen oder teilweise verbrannt aufragenden Halmen wie zwischen dem Gewirr niedergebrochener Pflanzenteile entwickeln sich spärliche junge Triebe. Sogar auf der offenen Flur, wo der Sonnenbrand mit vollster Kraft einwirkt, wo das Feuer vielleicht alles Brennbare bis auf die Wurzelstöcke verzehrt hat, kommt das Wachstum nicht völlig zum Stillstand. Entweder enthält, allenthalben erreichbar für die unterirdischen Organe, der poröse Boden noch Feuchtigkeit genug, um ihnen die Ernährung junger Blättchen und Sprossen zu ermöglichen, oder der allnächtlich fallende Tau bringt diesen hinreichende Erfrischung. So harren die Gräser, wie im Halbschlummer sich leise vorbereitend, ihrer wiederkehrenden Vegetationsperiode, um dann in kürzester Zeit zur vollen Höhe emporzuwuchern*).

Vier Monate dauert diese Ruhepause, die auch durch fleißiges Begießen nicht unterbrochen wird; beginnt nach Ablauf derselben die Savanne zu sprießen, so gewährt sie in der kurzen Zwischenzeit den erfreulichen Anblick unserer grünenden Saatfelder.

Ist das Gras mit Buschwerk untermischt, so nennen wir die Flur Buschsavanne. Ihr charakteristisches Gewächs ist Anona senegalensis, welche in den Savannen der Loangoküste, des Kongogebietes und des Hinterlandes von Togo gefunden wurde, also ein weites Ausbreitungsgebiet besitzt. Dieselbe erreicht selten eine Höhe von 2 ½ bis 3 Meter; die Blätter sind groß, von zugespitzter, eiförmiger Gestalt, auf der Oberseite blaugrün, unten weißlich. Sein Stamm ist armdick. Das ganze Jahr hindurch, obwohl reichlicher zur Regenzeit, entwickelt er seine fleischigen, gelben Blüten und reift seine orangefarbenen eiergroßen Früchte. Andere Anonen zählen mit Recht zu den köstlichsten Früchten der Tropen. Die Frucht dieses Savannenbusches schmeckt fade, süßlich und wurde von den Leuten der Wißmannschen Kassai-

---

*) Pechuel-Lösche, Loango-Expedition. III.

Expedition nur in Hungergegenden verzehrt. Bewundernswert ist die Widerstandsfähigkeit des Strauchs; alljährlich wird er durch die Savannenbrände seiner jüngster Triebe beraubt, alljährlich wird seine Rinde bis auf den Splint von dem Feuer vernichtet oder beschädigt; doch in kürzester Zeit heilt er die empfangenen Wunden und grünt fröhlich weiter.

Der Anblick ist kein schöner zu nennen; die winkelig



Anona senegalensis.

abstehenden Aeste mit ihrer in Fetzen herabhängenden Rinde geben ihm ein trostloses Aussehen. Luft und Licht scheint er vor allem zu bedürfen. Man findet ihn niemals zu Gruppen vereinigt, auch nicht in der Nähe anderer Bäume, geschweige denn im Savannenwalde, ebensowenig zwischen dichten Hochgräsern. Die geringste Beschattung ist ihm verderblich. Der sonst so zähe, selbst wiederholten Angriffen des Feuers nicht unterliegende Strauch erstickt rettungslos im Schlusse ihn überragender Gewächse.

In trockeneren Gründen mehren sich die Sträucher.

Dorniges Gestrüpp, Oleander- und Lorbeerarten treten auf, aber sie sind nur auf eine Höhe von drei bis höchstens fünf Meter beschränkt. Dieser Busch bildet den Uebergang zur Baumsavanne, in welcher Eschen und Mimosen vorherrschen. Auf feuchten Gründen gedeiht hier eine große Anzahl blumentragender Gewächse. Ein aromatischer Duft empfängt oft den Besucher und neben Maranten und Ingwerpflanzen tritt hier besonders das stattliche Amomum granum paradisi auf, dessen weiße oder warm rosa bis leicht violett gefärbte Blüten dicht über Boden stehen, dessen feuerrote Früchte die Guinea- oder Paradieskörner (Malaguettapfeffer) in einem säuerlich-süßen Fleisch eingebettet enthalten, welches besonders für Schimpansen ein Leckerbissen ist.

Dieselben Gewächse treten auch im Savannenwald auf, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Bäume dichter gedrängt stehen und den Graswuchs beeinträchtigen. Hier begegnen wir auch dem Wollbaum (Bombax oder Eriodendron), dessen eigentlicher Standort im Urwalde zu suchen ist. Er gehört zu den Riesen unter den afrikanischen Bäumen und ist interessant durch die Verschiedenheit seines Aussehens in der Jugend und im vorgerückten Alter.

In seiner Jugendform steht er steif hoch aufgeschossen und seine quirlständigen horizontal ausgelegten Aeste sind überraschend regelmäßig in Stockwerken angeordnet. Diese Gestalt behält er aber höchstens bei, bis sein Stamm mannsstark geworden ist, dann schwindet erstaunlich schnell jede Gleichmäßigkeit in seinem Aufbau und er wird bald unsern Weißbuchen, bald unsern Eichen ähnlich. In grandioser Urwüchsigkeit ragt er empor, ein herrlicher Baum, an dessen Fuße gewaltige, grotesk geformte Flügelwände und Wurzelstützen ausstrahlen, dessen mächtig entwickelter Wipfel eine überaus volle weiche Belaubung trägt. Von Zeit zu Zeit, aber nicht immer während der gewitterlosen Monate wirft er diese ab und steht dann hellrindig gleich der Adansonie wie ein gigantisches Skelett zwischen immergrünen Holzgewächsen. In Waldungen aufgewachsene Individuen erreichen oftmals mehr als 50 Meter Höhe, und ihre kolossalen

Stämme steigen mit nur schwacher Verjüngung turmartig aus den Pfeilern aufwärts; wo sie sich vollständig runden, mag ihr Umfang bis acht Meter betragen. So wetteifern sie an Größe mit den gewaltigsten Baumriesen und ragen über das Laubdach der gewöhnlichen Waldbäume hinaus.

Einen hübschen Anblick gewährt der Wollbaum, wenn seine zahllosen Früchte, an 12 bis 17 Centimeter lange, fünfstrahlig gewachsene Kapseln, springen und die nun fahl weißgelbe seidenglänzende Samenwolle, welche kleine dunkelfarbige Körner umhüllt, in Bauschen und Ballen herausquillt. Manche besonders reichfrüchtige Bäume sehen dann aus wie mit Schnee behangen, oder als trügen sie eine gepuderte Perücke.

Die bereits erwähnten seinen Stamm strebenartig schützenden Seitenwurzeln sind stets brettartig, nur wenige Centimeter dick, haben aber oft eine Breite von drei bis vier Meter und folgen dem Stamm zu einer gleichen Höhe. Zwischen ihren Wänden können kleinere Karawanen vollständig geschützten Raum zum Lagern finden.

Das leichte und geschmeidige Holz des Wollbaumes wird von den Eingeborenen gern zu allerlei Arbeiten namentlich zum Kanoebau verwendet. Interessant ist es, wie nach Berichten der Loango-Expedition die Eingeborenen diese Bäume fällen. Indem sie zwei bis fünf Meter über dem Boden in Schlingen sitzen, hauen sie mit ihren säbelähnlichen Buschmessern Span um Span von dem Stamme oberhalb der Wurzelstützen und bringen so auch Waldriesen ersten Ranges, obwohl erst nach wochenlanger geduldiger Arbeit zum Stürzen. Mit der Samenwolle werden mitunter Kissen gestopft.

Ein Charakterbaum der offenen Landschaft ist auch, wenigstens in bestimmten Gegenden Afrikas, der viel geschilderte Affenbrotbaum oder Baobab (Adansonia digitata). In ihrer ungeheuren, massenhaftigen Entwickelung gleicht die Adansonie einem Ueberreste aus grauer Vorzeit und nimmt im Pflanzenreiche mit dem Drachenbaume eine ähnliche Stelle ein, wie Elefant und Wal im Tierreiche. Von

Mitte Juni bis Ende September steht sie an der Loangoküste laublos wie ein Riesengerippe da und kommt, da sie eine glatte hellgraue Rinde besitzt und frei steht, im Landschaftsbilde zu besonderer Geltung.

Der Baobab trägt seine Blüten und Früchte an 50 bis 70 Centimeter langen Stielen, die wie Stricke vom Gezweig herabhängen. Die anfänglich weiße, später mit gelblichen Tüpfeln gesprenkelte Blüte verbreitet einen schwachen, aber namentlich des Abends stärker werdenden Geruch, der an verwesendes Fleisch erinnert. Die Früchte sehen bald melonenähnlich, bald langgestreckt wie Gurken aus. In einer dünnen, holzigen Schale befindet sich ein lockeres Mark, in welchem die schwarzen, bis haselnußgroßen Samen fest eingebettet ruhen. Weder Menschen noch Tiere genießen diese Frucht. Das Mark wird aber im getrockneten Zustande als Zunder benutzt, und da es viel Rauch erzeugt, so wird es zum Unterhalten der Moskitofeuer verwendet.

Das feste Fasergewebe unter der Rinde wird von der westafrikanischen Küste für Papierfabriken ausgeführt, die Eingeborenen stellen daraus Beutel und Säcke her. So ist der Nutzen dieses Baumes im allgemeinen sehr gering.

In dem ersten Bande dieser Bibliothek haben wir gelegentlich der Schilderung der Steppen von Darfor berichtet, daß die Eingeborenen die Bäume aushöhlen und sie als Brunnen benutzen.

Da die Adansonie niemals im Hochwalde wächst, da Luft und Licht ihr zum Leben unbedingt nötig sind, da sie ein Kind der Steppe ist, so ist sie ein wichtiges Merkmal für die Erkenntnis der Natur der Landschaft. Wo Adansonien vorherrschen und in Riesenexemplaren, die Jahrhunderte zu ihrem Wachstum gebrauchten, vorkommen, dort hat auch die Steppe schon vor Jahrhunderten bestanden und das Klima der Landschaft hat sich im Laufe der Zeit nicht geändert.

In den Savannen Westafrikas begegnet man auch zerstreut stehenden Oelpalmen, sie sind hierher durch Tiere, die ihren Samen herumtragen, verschleppt worden. Manchmal stehen sie jedoch zu Gruppen vereint da, und dann legen sie oft

dafür Zeugnis ab, daß an dieser Stelle vor Generationen menschliche Wohnsitze sich befanden. Sie sind längst verlassen und jede Spur der leichten Hütten ist verschwunden, aber die Bäume, die der Mensch gepflanzt hat, grünen noch, und wie andere Länder steinerne Ruinen besitzen, so hat Afrika seine grünenden Ruinen. Wo nun früher Wald gestanden und später bebaute Felder lagen, erstreckt sich jetzt die Savanne; man erkennt diese Wirkung der menschlichen Hand auch an den vielfach geraden und eckigen Linien der Waldgrenzen.

Ueberhaupt hat der Neger viel zur Entstehung der Savanne beigetragen. Ein Stück Wald wird ausgerodet und urbar gemacht, aber nach kurzer Zeit ist der Boden erschöpft und wird verlassen, nachdem man eine neue Waldstrecke niedergelegt.

Alljährlich werden von den Eingeborenen die ganzen Grasbestände dem Feuer preisgegeben. Die Gründe hierzu sind verschieden. Teils geschieht dies zu Zwecken der Jagd, teils um rascher eine frische Weide für das Vieh zu erhalten, teils sind die Neger kindische Brandstifter, die am Verbrennen und Zerstören Freude empfinden und ohne ersichtlichen Grund das trockene Gras in Brand stecken.

Die Savannenbrände zählen zu den Schauergeschichten, die seit alten Zeiten forterzählt werden. Aus der Jugendzeit stehen noch jedermann die Bilder in Erinnerung, wo Reiter mit knapper Not den vorwärtseilenden Flammen entrinnen, wo die Tiere, entsetzt und alle Feindschaft vergessend, in wildem Durcheinander dahinstürmen und in Tümpeln Rettung suchen. Nach solchen Scenen wird der Forschungsreisende in Afrika vergebens ausschauen. Die trockenen Grasfluren brennen nur langsam; denn das Gras ist nicht so ganz dürr, sein Feuchtigkeitsgehalt ist ein verhältnismäßig noch sehr großer und er tritt auch in den weißen Dampfwolken, die über den schwarzen Rauchmassen der brennenden Savanne schweben, deutlich zum Vorschein. Das Grasfeuer schreitet nur langsam vorwärts und es müssen schon sehr unvorsichtige Menschen und Tiere sein,

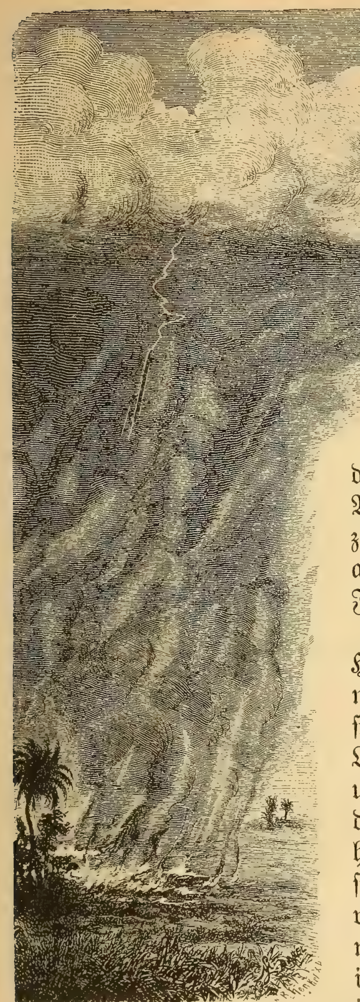
welche sich von ihm einschließen lassen. Das Gras zündet auch nicht leicht und die Neger haben oft Mühe, das Feuer im Gang zu erhalten, während es andererseits gelingt, schon mit ein paar Laubzweigen dasselbe auszuschlagen.

Gerät eine mit niedrigerem Grase bestandene Kampine in Brand, so rückt das Feuer in schmalen Zungen vorwärts und die Hitze ist nicht sehr bedeutend, so daß man im äußersten Notfall die Flammenlinien mit ein paar Sprüngen passieren kann.

Einen großartigeren Anblick bietet der Brand einer geschlossenen Savanne. Rauch und Qualm steigen empor, darüber schweben die weißen Dampfwolken; in der sengenden Glut brechen und bersten die Stengel und erzeugen ein Getöse, welches an ein heftiges fernes Gewehrfeuer lebhaft erinnert. Ist ein günstiger Wind da, so entstehen Flugfeuer, die vorauslaufend die leichter entzündlichen Pflanzenteile versengen. Von überraschender Schönheit sind die Savannenbrände zur Nachtzeit. Die nächste Umgebung gleicht dann einem meilenweiten roten Flammenmeere, in welchem sich nur kleine Waldparzellen als dunkle Inseln abheben.

Der Mensch kann unbesorgt vor diesem Feuer gehen und ihm seitwärts ausweichen. Auch größere Tiere verraten keinen Schrecken, sondern ziehen sich, in gewohnter Weise äsend, nach dem nächsten größeren Gehölz zurück. Insekten schwirren erst auf, wenn es ihnen zu warm wird und sie fallen hier anderen Feinden zum Opfer. „Einen hübschen Anblick gewährt es,“ lesen wir in dem Berichte der Wißmannschen Kassai-Expedition, „die große Anzahl kleiner Vögel, welche in den den Flammen entfliehenden Insekten eine willkommene Beute finden, in ihrer rastlosen Jagdthätigkeit zu beobachten. Im dichtesten Qualm, mit den Flügeln oft die Flammen streifend, tummeln sie sich, um ihrer Nahrung nachzugehen. Häufig erlegten wir bei solchen Gelegenheiten Exemplare, deren Gefieder unverkennbare Spuren der prasselnden Glut an sich trug und für Sammelzwecke unbrauchbar war.“

So ist das Grasfeuer höchstens Schnecken, Schildkröten



Savannenbrand.

und Schlangen verderblich, obwohl Pechuel-Lösche selbst die sehr langsame, durch Schönheit der Färbung wie durch schnelle Wirkung ihres Giftes ausgezeichnete Vipera rhinoceros auch an windigen Tagen dem Feuer geschickt entrinnen sah.

In geschlossene Gruppen von Holzgewächsen dringen die Flammen nie ein und versengen höchstens deren Ränder. Schon eine Linie belaubter Büsche genügt, um dem Fortschreiten des Brandes Einhalt zu gebieten und hinter einem Kranz solcher Büsche sind auch die Negerdörfer sicher vor allen Gefahren der Savannenbrände geborgen. Unglücke infolge der Grasbrände können jedoch infolge des Zusammentreffens ungünstiger Umstände wohl eintreffen, wie dies der Brand der Station Weidmannsheil, welche der Afrikareisende Dr. Böhm sich am Ugallaflusse angelegt hatte, beweist. In einem seiner Briefe schildert er das Unglück wie folgt:

„Einige unserer Leute hatten das Gras in der Nähe des Lagers in Brand gesteckt, das Feuer war unterhalb desselben längs des Flusses vorbeigegangen, plötzlich prasselte es auf; Wind, Rauchwolken stiegen empor; als ich, unser Araber Said und die im Lager befindlichen Askari hinausstürzten, war es schon zu spät. Wir versuchten noch die von einem heftigen Wind herangewehte Feuerlinie, die sich gerade auf unser großes, ganz aus Holz und Gras gebautes Haus zu bewegte, mit Zweigen auszuschlagen — es war vergebens. Das Feuer sprang über den schmalen Fußsteig längs des Lagers; die aus durcheinander geworfenem Gebüsch und Bäumen gebildete Boma (Zaun) hatte gefangen; ein trockener Baum, der dort stand, lohte auf und im nächsten Moment schlug eine ungeheure Flamme brausend über das Dach hin. Ich konnte nur noch zum Thor stürzen in das Haus zurück, die an der Wand hängenden fünf Gewehre Reichards herabreißen und wieder durch die Hüttenreihen hinauseilen, über welche das Feuer in großen Flocken von Dach zu Dach sprang — dann war Weidmannsheil ein Flammenmeer. Zugleich begann es sich in unserem Hause furchtbar zu regen. Da lagerte die Hälfte der Munition für die Mauserkarabiner und so gut wie sämtliche für unsere Jagdgewehre. Das brennende Lager sang sich selbst sein Lied — unter dem Krachen und Knallen von Tausenden geladener Patronen, dem Knattern und Prasseln Tausender von Kartuschen und Zündhütchen, dem Sausen und Pfeifen der nach allen Seiten auseinander fliegenden Geschosse, dem Aufblitzen von Pulverfässern und Büchsen ging Weidmannsheil zu Grunde."

Die Savanne ist niedergebrannt. Wer nun meinen würde, daß nunmehr alle Pflanzen bis auf die Wurzel von der Lohe zerstört sind, der irrt sich sehr. Nur die feineren Gräser sind bis auf die Wurzel verbrannt, aber die kräftigeren Halme sind nur zum Teil versengt; angekohlt, geknickt und gebogen bilden sie mit den übrigen Stoppeln ein Gewirr, das bis zur halben Mannshöhe reicht und dem Vorwärtsschreitenden äußerst hinderlich ist. Klirrend knacken

bei jedem Schritt die dürren Stengel ab und der Fuß wirbelt einen Staub von Kohle und Asche auf, der sehr lästig ist.

Der Anblick einer solchen schwarzen oder graubraunen Fläche ist äußerst eintönig und öde. Der geringste Windstoß erhebt Aschenwolken, welche über trostlose Einöde einen noch düstereren Schleier breiten. Manchmal erzeugen wirbelnde Winde auch regelrechte Aschentromben, die wie Gespenster über die schwarzen Felder dahinhuschen. Die Savanne ist jetzt verödet. Alle Tiere und Vögel, selbst die Insekten sind verschwunden; nur die Ameisen und Termiten sind mit ihren unterirdischen Wohnungen wie in ihren feuerbeständigen pilzförmigen Bauten der verwüsteten Heimstätte treu geblieben. Bald aber sprosst aus den verkohlten Graswurzeln frisches Grün empor; nach dem ersten Regen bedeckt üppige junge Vegetation die kahle Fläche und auf ihr entwickelt sich von neuem ein bewegtes Leben. Selbst die einzeln in der Savanne stehenden Bäume, wie die Palmen, die noch vor kurzem versengt wie kahle Telegraphenstangen auf der schwarzen Ebene dastanden, schmücken sich wieder mit Laub. Der Brand vermochte sie nicht zu töten, wenn er auch ihren Wuchs bedeutend einschränkt.

Und wie rasch vollzieht sich nach dem ersten Gewitter, das die Regengüsse einleitet, der Wechsel der Landschaft. Wozu bei uns Tage nötig sind, das geschieht hier in Stunden, und was unser Lenz in Monaten vollbringt, das gelingt seinem tropischen Bruder in einer kurzen Woche. Das Gras der Steppe ist noch niedrig und vielfach kommen in ihm herrliche Zwiebelgewächse zur Geltung, deren rubinrote Blumen von dem smaragdgrünen Grase abstechen. Herrlicher ist noch alsdann die Parksavanne, in welcher alle Bäume blühen und die den Eindruck eines herrlichen Obstgartens gewährt. In diesen Augenblicken fühlt sich der Forscher veranlaßt, die afrikanische Steppe mit den heimischen Grasfluren zu vergleichen. Aber kurz, kaum ein paar Wochen dauert dieser Frühling. Das Gras schießt empor und die wogenden Halme ersticken den Blumenflor, bald schwindet

das frische Grün und noch während der Regenzeit reifen die Samen und blühen die Gräser.

Nach Brehms Schilderungen beschränkt sich in Ostafrika der Herbst auf einige Tage. Er bewirkt kein Verwelken und Absterben der Blätter, kein Erglühen in Gelb und Rot wie bei uns zu Lande, sondern übt durch glühende Winde eine so vernichtende Gewalt, daß jene vertrocknen wie gemähtes Gras im Strahle der Sonne und teils noch grün zu Boden fallen, teils am Stiele zerstieben, daß die Bäume, mit sehr wenigen Ausnahmen, binnen kürzester Frist ihr winterliches Aussehen erhalten.

In Westafrika dagegen gewinnt nach Pechuel-Lösche der parkartige, in seiner Verschiedenheit der Formen so anmutende Charakter der Savanne durch die feine Farbenschönheit der Gräser, die in ihren besonderen Arten mehr oder weniger große Strecken beherrschen und im Wechsel der Jahreszeiten die Stimmung der Landschaft bedingen. Wie hingehaucht ruht während der Blütenperiode ein wunderbar duftiges Kolorit über den wogenden Flächen, die während des Absterbens, gleich unseren Wäldern, sich wiederum mit allen Farbenreizen des Herbstes schmücken, ein beständiger Wechsel von bläulich grünen, zart roten und goldigen, sowie warm braunen und fahlgelben Tönen, welche im violetten Duft der Ferne zusammenfließen und tief dunkle Stellen beigemischt erhalten, wo die verheerenden Flammen ihren Weg genommen haben.

Wir sehen aus den soeben mitgeteilten Thatsachen, daß der Charakter der afrikanischen Steppe wechselt je nach dem Vorwiegen der einen oder anderen Pflanzenart. Die anschaulichste Schilderung und eine kritische Untersuchung der afrikanischen Savanne finden wir in Dr. Pechuel-Lösches „Kongoland“. Dort sind auch die zutreffendsten Schilderungen anderer Afrikaforscher zusammengestellt.

Dr. Büchner entwirft von der Savanne zwischen dem 10.° und 7.° südl. Breite folgendes Bild: „Will man nun dieses Modell in natürlicher Größe bis zur möglichst getreuen Nachbildung ausschmücken, so streue man zuerst, überall so

weit die Oberfläche ziegelrot ist, einige Millionen gleichfalls ziegelroter Termitenhügel, unregelmäßige Pyramiden von zwei bis drei Meter Höhe, so dicht, daß auf jedes Hektar mindestens fünf kommen. Dann nehme man die vierfache Quantität Bäume und pflanze sie so auseinander, daß ihrer auf ein Hektar bald mehr bald weniger als 20 kommen.



Termitenhügel.

Desgleichen verfahre man mit einer ähnlichen Anzahl Gebüschindividuen. Schließlich fülle man alle Zwischenräume mit hohem derbhalmigen Gras aus, doch so daß rings um die mächtigen Büsche immer noch etwas nackte rote Erde unbedeckt bleibt und die Savanne Innerafrikas, jener ewige lichte Wald ohne Schatten, noch nicht allzusehr beeinträchtigt von der zerstörenden Thätigkeit des Menschen, ist fertig."

Aehnlich schildert die Gegenden Schütt: „Die Vegetation der ganzen innerafrikanischen Hochebene, soweit ich sie

kennen gelernt, ist eine recht spärliche, sicher nirgends eine tropisch üppige, und hieran ist einzig und allein der Wassermangel schuld. Der allgemeine Charakter der Hochebene ist der der Steppe. Die Lehnen der Thäler, die Thalgründe, sogar meistens auch die höheren wasserlosen Flächen, sind von dem undurchdringlichen in seiner vollen Höhe weit über den Kopf des Wanderers hinausragenden Grase bestanden. Meistenteils nun sind zwischen das Gras spärliche Büsche und einzelne kümmerliche Bäume verstreut, oft auch stehen diese kümmerlichen Bäume dichter gesäet und dann bleibt einem ja nichts anderes übrig als die Bezeichnung Wald dafür gelten zu lassen; aber von einem wirklichen echten Walde oder Forst nach unsern deutschen Begriffen, oder gar von einem tropischen Urwalde ist auf der ganzen Hochebene nicht die Spur zu finden. Den Flußläufen folgend, ziehen sich aber manchmal, besonders in den nördlicheren Teilen des Landes dichte Gehölze hin. — Diese Gehölze dehnen sich jedoch selten mehr als 30 bis 50 Fuß von jeder Seite des Flusses aus und wechseln auch, besonders in den oberen Läufen der Gewässer, sehr häufig mit vollkommen kahlem Sumpfe ab.

Der Boden der Steppe ist vorwiegend Laterit, ein poröses Gestein, welches aus den Erosionsprodukten der ursprünglichen Gesteinsschichten besteht. Die Laterite sind nicht imstande Feuchtigkeit längere Zeit festzuhalten, das Regenwasser sinkt bald in tiefere Schichten und darum kann auf ihnen die Vegetation nur während der Regenzeit gedeihen. Wo die Regen während des ganzen Jahres häufig sind, da entstehen auch auf dem Lateritboden Wälder, aber diese Striche sind in Afrika verhältnismäßig selten. Der Wald tritt auch dort auf, wo das Grundwasser, wie in der Nähe der Flüsse, nahe an die Oberfläche reicht, diese Wälder sind dann Galerie- oder Grundwasserwälder. Wo es aber kein Grundwasser gibt, wo die Trockenzeit ausgesprochen ist und längere Zeit dauert, dort herrscht die Savanne vor.

Für die Landwirtschaft ist sie kein genügender Boden. Es bleibt noch festzustellen, ob der Savannenboden durch

Düngung urbar gemacht werden kann. Dies aber wird auf alle Fälle nur dort zu erreichen sein, wo es möglich ist, künstliche Bewässerung einzuführen. Gegenwärtig zieht man



Afrikanische Büffel.

es im allgemeinen vor, die Pflanzungen auf frisch ausgerodeten Waldstellen anzulegen, wo der Boden fruchtbarer ist.

Was nun die Tierwelt der Savanne anbelangt, so ist diese verschieden wie die afrikanische Steppe selbst. Die Parksavanne bietet größeren Tieren die günstigsten Be-

dingungen und sie ist auch die eigentliche Wildgegend Afrikas, namentlich dort, wo sie von Galeriewäldern durchschnitten wird. In ihr begegnen wir auch fast allen größeren Tieren des afrikanischen Kontinents. Sie ist die Heimat der Antilopen, der Giraffen, der Zebras, und angelockt durch diese kommen auch die Raubtiere hierher, wie der Löwe, vor allem aber das größte Raubtier Afrikas, der Leopard. Der Büffel findet hier seine Weideplätze, das Nashorn hält sich der Savanne nah und auch der Elefant ist nicht allein im Urwald anzutreffen, sondern erscheint auch oft in der parkartigen Landschaft.

Aehnlich der zentralafrikanischen ist auch die nordostafrikanische Steppe der Nilländer. „Unfreundlich, eintönig und trostlos erscheint sie dem, welcher sie zum erstenmal betritt. Eine weite, oft unabsehbare Ebene liegt vor dem Auge; nur ausnahmsweise erheben sich aus ihr hie und da einzelne Bergkegel, noch seltener einigen letztere sich zu Gebirgszügen. Oefter reihen sich wellenförmig niedere Hügel an flach eingesenkte Thäler; zuweilen verschlingen sie sich zu wundersamen, netz- und maschenartig verlaufenden Höhenzügen, welche zwischen ihnen eingetiefte Kessel einschließen oder umgeben, in denen während des Winters der lettige Boden durch Tausende von Spalten zerklüftet wird. In den tiefsten und längsten Niederungen findet sich an Stelle seiner stehenden Gewässer ein Chôr oder Regenfluß, das ist ein Wasserbett, welches ebenfalls nur während des Frühlings teilweise, unter besonders günstigen Umständen auch wohl und dann binnen wenigen Stunden bis zum Rande gefüllt wird und nunmehr nicht allein strömt, sondern wie eine bewegliche Mauer rauschend und donnernd zur Tiefe braust, keineswegs immer aber in einen wirklichen Fluß mündet. Mit alleiniger Ausnahme solcher Wasserbecken deckt überall eine verhältnismäßig reiche Pflanzenwelt den Boden."

Diese Steppen zeigen übrigens denselben Charakter wie die bereits geschilderten, auch hier treten Sträucher und Bäume auf, auch hier wird die monotone Grasfläche, in die nur die Jahreszeiten Abwechslung bringen, je nachdem

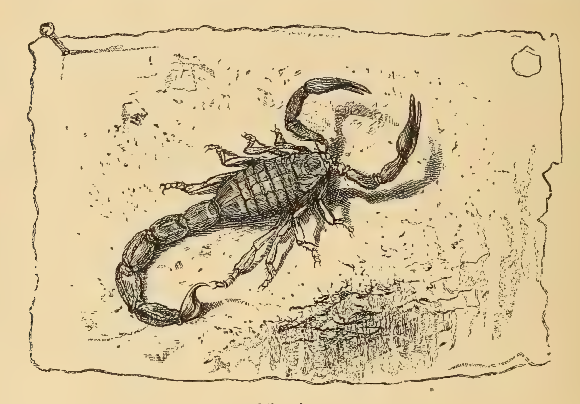
von Hainen oder Galeriewäldern durchbrochen. Das Reisen in diesen Gebieten ist aber insofern ungemein bequemer, als man sich hier der Kamele oder auch Pferde bedienen kann.

Anziehend, wenn auch mit etwas absichtlicher Häufung von Effekten, schildert Brehm in seinem Vortrage „Die innerafrikanische Steppe und ihre Plagen“ ein Nachtlager in derselben.

„Auch die Nacht,“ heißt es darin, „muß man oft zum Reisen benutzen, wenn kein Dorf zu erreichen ist, und dann im Freien lagern und nächtigen. Ein hierzu geeigneter sandiger, von jenen quälenden Pflanzen freier Platz am Wege, den man zieht, ist endlich aufgefunden, das Reittier entbürdet und gefesselt, eine einfache Lagerstatt errichtet, das heißt der Teppich über den Boden gebreitet und ein mächtiges Feuer zum Schutze gegen Raubtiere angezündet worden. Die Sonne geht unter, die Nacht lagert wenige Minuten später über der Ebene; das Feuer beleuchtet das Lager und seine Umgebung. Da wird es hier wie im Lager selbst lebendig und rege. Angezogen durch die Strahlen der Flammen rennt und kriecht es heran, einzeln, selbander, zu zehn, zu hundert. Zunächst erscheinen riesige Spinnen, welche mit ihren acht Beinen fast ebensoviel Raum überdecken wie ein Mann mit seiner gespreizten Hand; unmittelbar darauf, unter Umständen gleichzeitig mit ihnen, finden Skorpione sich ein. Die einen wie die andern laufen beinahe unheimlich rasch auf das Feuer zu über Lagerteppiche und Decken hinweg, zwischen den zur einfachen Abendmahlzeit aufgestellten Tellern durch, kehren, sobald die strahlende Wärme des Feuers sie zurücktreibt, wieder um, lassen sich nochmals von der Flamme anlocken und vermehren dadurch das bedrohliche Gewimmel; denn diese Spinnen sind ihres gefährlichen oder doch schmerzhaften Bisses halber kaum weniger gefürchtet als die Skorpione, auch wie diese zum Stechen, jederzeit zum Beißen bereit.

„Unmutig greift man zu einer langschenkeligen Feuerzange, packt so viele der ungebetenen Gäste, als man er-

langen kann, und wirft sie ohne Gnade in das knisternde Feuer. Dank den vereinigten Anstrengungen aller Reisegenossen hat binnen kurzer Frist der größte Teil des höllischen Gezüchtes seinen Tod in den Flammen gefunden; der Zuzug wird schwächer, und so viel als möglich ebenfalls und in gleicher Weise überwältigt; man atmet auf, aber zu früh! Wiederum neue und noch viel unheimlichere Gäste nahen dem Feuer: Giftschlangen, welche ebenso wie jene Spinnentiere von dem Scheine der Flammen herbeigezogen werden. Der Naturforscher erkennt in ihnen, mindestens in



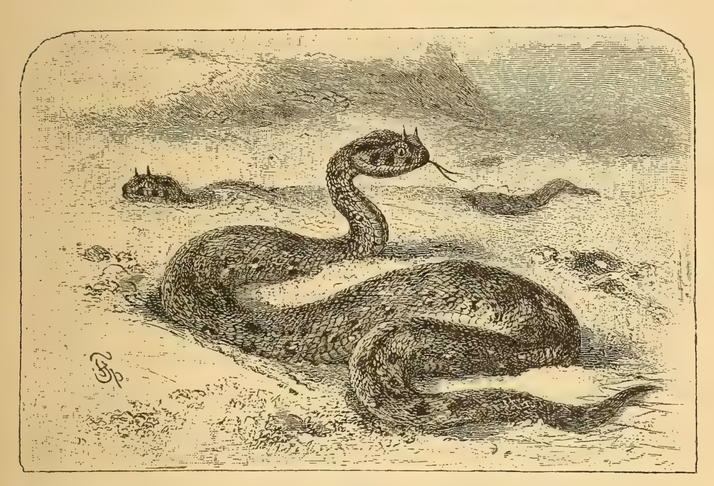
Skorpion.

der am zahlreichsten sich einstellenden Art, höchst beachtens- und teilnahmswerte Tiere, denn es ist die sandgelbe Hornviper, die berühmte oder berüchtigte Levastes der Alten, die auf vielen ägyptischen Denkmälern abgebildete Fi, dieselbe Giftschlange, durch deren Giftzähne Kleopatra sich den Tod gab; der ermüdete Reisende verwünscht sie aber in den Abgrund der Hölle. Das ganze Lager wird lebendig, sobald ihr Name von einem der Reisenden genannt wird, jeder greift, bei weitem rascher und ängstlicher als früher zur Zange, schreitet, wenn er des Giftwurmes ansichtig wird, vorsichtig an diesen heran, packt ihn hinten am Genicke, kneipt die Zange fest zusammen, damit er nicht entrinne,

Tipojazug am Strande.



wirft ihn mitten in das lodernde Feuer und verfolgt mit boshafter Freude seinen Untergang. An manchen Stellen der Steppe können diese Schlangen einen in gelinde Verzweiflung versetzen. Dank ihrem dem Sande bis auf jedes Körnchen gleichenden Schuppenkleide und ihrer Gewohnheit, bei Tage oder während ihrer Ruhestunden bis auf die kurzen als Fühler dienenden Hörner in den Sand sich einzuwühlen, sieht man in den Tagesstunden meist vergeblich nach ihnen; sobald aber die Nacht hereinbricht und das Lagerfeuer strahlt,



Hornviper.

sind sie zur Stelle und schlängeln und züngeln um einen herum.

„Zu den Plagen der afrikanischen Savanne zählt endlich die Termite, deren kegelförmige Bauten sich überall über den Graswald der Steppe erheben. Nur Stein und Eisen sind vor ihr sicher. Der achtlose Reisende legt, von der herrschenden Schwüle bedrückt, eines seiner Kleidungsstücke neben sich auf den ihm als Lagerstätte dienenden Boden und findet am andern Morgen, daß es siebartig durchlöchert, unbrauchbar gemacht, mit einem Worte vernichtet ist. Die Vorräte und Sammlungen des Naturforschers, der Gewehr-

kolben des Jägers sind von ihr gefährdet. Die Häuser der Eingeborenen fallen ihr zum Opfer, an den Erdwohnungen oder dem Pfahlwerke der Eigeborenen steigt sie empor, durchlöchert alles Holzwerk und bewirkt binnen kurzem den Einsturz der Behausung; unter dem gestampften Fußboden oder Estrich der besseren Häuser gräbt sie sich tausendfach verzweigte Gänge und bricht aus ihnen gelegentlich zu Millionen hervor, um nunmehr oben verderbenbringend zu wirken.

So ist die afrikanische Steppe beschaffen und der größte Teil von Afrika ist Savannenland. Fruchtbare Striche, üppige Weiden sind nur oasenartig auf dem großen Raume zerstreut. Selten nur trifft der Reisende Landstriche, wie den um den Berg Kenia, den Thomson mit folgenden beredten Worten schildert:

„Eine entzückendere Gegend ist schwerlich in ganz Afrika, vielleicht nicht einmal in Abessinien zu finden. Wenn auch durchschnittlich 1800 Meter hoch gelegen, ist sie doch nicht gebirgig, sondern zeigt wogenförmige, schwellende Flächen und enthält alles, was nur eine Landschaft angenehm machen kann. Hier erblickt man dichte Strecken blühender Gebüsche, dort herrliche Wälder, bald durchwandert man eine parkartige, von Rudeln Wild belebte Landschaft; und dort wandern wieder große Herden von Rindern, Schafen und Ziegen knietief in üppiger Weide. Im Aeußern des Landes ist gar wenig von den volkstümlichen Vorstellungen eines Tropenlandes zu erkennen. Das Auge verweilt auf Nadelhölzern, auf Wäldern fichtenartiger Bäume, und überall kann man Heideblumen, süßriechenden Klee, Anemonen und andere bekannte Blumen sich zu Sträußen winden. Vergeblich schaut man aus nach anmutigen Palmen, die in den bilderreichen Vorstellungen des ungereisten Reisenden eine so große Rolle spielen. Das Land ist mit einem Netze geschwätziger Bäche und Flüßchen bedeckt, welche in Leikipia zu dem geheimnisvollen Guaso-Njiro zusammenfließen, während sie in Kikuju den Tanafluß bilden, welcher durch das Gallasland zum Indischen Ozean fließt, und weiter im Süden, in Kapte,

die Wasserläufe sich zum Flusse Athi vereinigen, welcher durch Ukumbani zum Flusse Sabaki fließt."

Das sind eben Ausnahmen, und Afrika ist an und für sich ein armes Land. Braucht es ein solches zu bleiben? Die Geschichte lehrt uns, daß es dem menschlichen Fleiße vielfach gelungen ist, selbst die Wüste urbar zu machen. Aus öden Gefilden wußten die alten Peruaner durch künstliche Bewässerung lachende Fluren zu schaffen; wir haben gesehen, wie ein Teil der amerikanischen Prairien in Ackerland umgewandelt wurde. Wird dies auch in Afrika möglich sein? Die Antwort auf diese Frage hängt mit der Arbeiterfrage zusammen. Wird es gelingen, den Neger in seiner Heimat zu einem fleißigen Arbeiter zu erziehen, so wird auch der undankbare Boden des dunklen Weltteiles Früchte tragen.

Wenn wir im nachstehenden unsern Leser quer durch die Steppen Afrikas führen, so bieten wir ihm dadurch einen Einblick in die afrikanische Natur, der für das Ganze zutreffender ist, als die Schilderungen von prachtvollen Urwäldern, die nur den geringeren Teil des Bodens bedecken.

* * *

Von eigentlichen Steppenreisen, wie solche in der Mongolei oder den Tundren Sibiriens ausgeführt werden, kann im Inneren Afrikas nicht die Rede sein, denn zu rasch wechselt hier der Charakter der Landschaft und bald umfängt den Reisenden der Wald oder türmt sich vor ihm das Gebirge auf, wenn er kaum einige Tage durch die Savannen gezogen ist. Das Reisen in Centralafrika läßt sich auch mit dem in anderen Weltteilen schwerlich vergleichen; denn im Herzen des dunklen Weltteils findet man weder Pferde noch Kamele, weder Karren noch Wagen.

So müssen wir, um dem Leser Reisen durch die innerafrikanische Steppe zu veranschaulichen, zu dem Mittel einer Zusammenstellung greifen, indem wir aus den Reisen verschiedener Forscher die diesbezüglichen hervorragendsten Momente hervorheben. Die Westküste in der Loangogegend sei dabei unser Ausgangspunkt.

Reisen in der Hängematte.

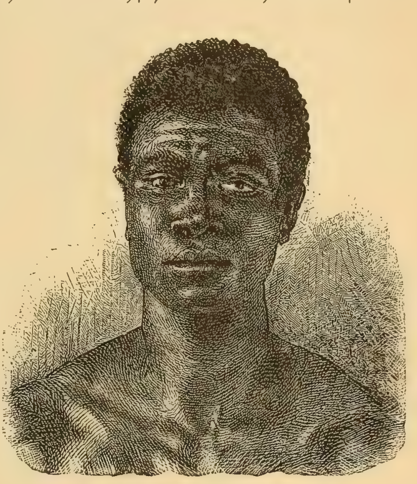
Während in anderen Gegenden Afrikas der Europäer sich den landesüblichen Beförderungsmitteln anbequemt, pflegt er an der portugiesischen Küste in der „Tipoja“, d. h. Hängematte, zu reisen. Dr. Paul Gußfeldt, der Leiter der deutschen Loangoexpedition, schildert ausführlich seine erste Reise in der Hängematte von Banana nach Kabinda, der wir folgendes entnehmen:

„Ich hatte mir ohne Schwierigkeiten zwölf Neger verschafft, von denen die eine Hälfte das in kleine Lasten geordnete Gepäck trug, die andere den Dienst für die Hängematte zu versehen hatte. Last- und Reittiere sind nämlich ganz unbekannt, selbstverständlich auch Karren und Wagen, und das ausschließliche Mittel der Fortbewegung für den Weißen ist die Hängematte (portugiesisch ‚Tipoja‘). Sie besteht aus einem länglich viereckigen Stück starker Leinwand, das mit dünnen Seilen an den beiden Enden einer armstarken Rippe der Weinpalme befestigt ist; je zwei Neger fassen die leichte, federnde Stange an ihren Enden, nehmen sie auf die Schulter, der Weiße legt sich durch eine geschickte Bewegung hinein, streckt sich lang aus und fort geht es unter dem lauten Geschrei der Tipojaträger, der Ablösungsmannschaften und der Gepäckträger. Im kurzen Trabe fühlt man sich schnell über den festen Ebbestrand fortgetragen, hart am Saum der ersterbenden Brandung hin, die den Fuß der dahineilenden Neger bespült. Zum erstenmal sah ich mich allein unter Eingeborenen, deren Sitten mir fremdartig waren, in einem Lande,



Dr. Paul Güßfeldt.

von dem ich nichts wußte als einige Ortsnamen, ohne irgend eine Vorstellung damit verbinden zu können. Während der Boden unter mir meinen Blicken entzogen blieb, schweifte das Auge auf der einen Seite über die weite, von keinem Segel belebte See; hart zu meiner Rechten aber erhoben sich rot und gelb gefärbte kahle Steilufer, und nichts ließ ahnen, wie das dahinter gelegene Land beschaffen sein mochte. Es war ein Blick großartiger Einförmigkeit, das sich auf dieser schmalen, von der Natur vorgezeichneten Straße entwickelte. Die kümmerlichen Gewächse, die kriechend auf dem Strande vegetierten, erhöhten nur den Eindruck der großen Sterilität; das Meer brandete in gleichförmigem Takte über dem flach untertauchenden Lande; nichts deutete auf die Nähe von Menschen. Ausgeworfene Schiffstrümmer meldeten von geschehenem Unglück, über das nun die brennende Sonne und die wasserlose Küste zu spotten schienen. Meine Phantasie war um so lebhafter angeregt, je hilfloser ich in der Hängematte dalag, je weniger ich im stande war, selbständig eine Bewegung auszuführen.



Mann von der Loangoküste.

„Mit dem Rauschen des Meeres vermischte sich nicht selten der Gesang meiner Neger, nicht melodiöser Gesang in unserem Sinne, sondern eine Art mehr geschrieenen als gesungenen Recitatives. Die Träger feuern sich dadurch gegenseitig an, was unter Umständen auch sehr nötig ist. Denn das Tipojatragen ist eine große Kunst, die dem geübten Schwächeren der Vorteil über den ungeübten Stärkeren gibt. Die Schnelligkeit des Fortkommens hängt daher

sehr von der Güte der Träger ab und in zweiter Linie von der Beschaffenheit des Strandes. Bei Ebbestand ist dieselbe am günstigsten, weil der breite Saum durchtränkten Sandes eine glatte, feste Ebene bietet; um die Zeit der Flut aber wird diese von neuem unter Wasser gesetzt, und es bleibt nur der lockere Sand frei, in dem die Träger kaum von der Stelle kommen und sich schweißgebadet vorwärts schleppen. Die Tipojastange wird abwechselnd auf die eine oder andere Schulter und auf den Kopf gelegt; durch kurzen Zuruf avertiert der stärkere Hintermann den schwächeren Vorderträger zum Wechseln. Mit sechs Leuten kann man nicht wohl mehr als sechs Wegestunden machen; will man schnell vorwärts kommen, so muß man durch vorausgesandte Boten in den Faktoreien Relais bestellen. Immerhin darf man per Stunde auf nicht mehr als drei bis vier Seemeilen rechnen, bei kurzen Reisen aber kann man deren fünf bis sechs machen.

„Ich hatte vortreffliche Leute, so daß die Reise schnell von statten ging. Aber ich mußte mir doch schon nach kurzer Zeit sagen, daß es für den Reisenden, der beobachten will, kein ungünstigeres Beförderungsmittel gibt als die Tipoja. Man liegt darin wie in einem offenen Sarge, ist weder im stande zu schreiben noch die Kompaßnadel abzulesen, weil die stoßende Bewegung den Körper unausgesetzt auf und nieder schüttelt; man kann nicht rückwärts blicken, die zunächstliegenden Dinge bleiben versteckt, das Sammeln naturhistorischer Gegenstände ist ebenso unmöglich wie das Entwerfen eines Itinerars. Ich verließ daher bei dieser ersten Reise, sowie bei allen folgenden, bei denen ich mich einer Tipoja bedienen mußte, dieselbe sehr bald und legte den größeren Teil des Weges zu Fuß zurück.

„Ein Thaleinschnitt, der sich gegen das Meer öffnet, änderte nach wenigen Stunden die monotone Scenerie. Die kahlen, von heftigen Regen ausgewaschenen, vielfach zerklüfteten Steilabfälle hörten auf und mit dem Verlassen des Strandes betreten wir eine parkartige Landschaft. Von einer erdrückenden Fülle tropischer Vegetation ließ sich zunächst auch hier nichts wahrnehmen. Aus dunkelgrünem Ge-

büsch sah ich das gebleichte Geäst der blätterlosen Adansonia digitata (Affenbrotbaum, Baobab) hervorragen; zwischen den Waldinseln des welligen Terrains dehnten sich Flächen aus, die mit den geknickten Halmen vertrockneten Grases bestanden waren, und deren braungraue Töne das ernste Bild der Landschaft nicht heiterer machten. Wieder andere Flächen



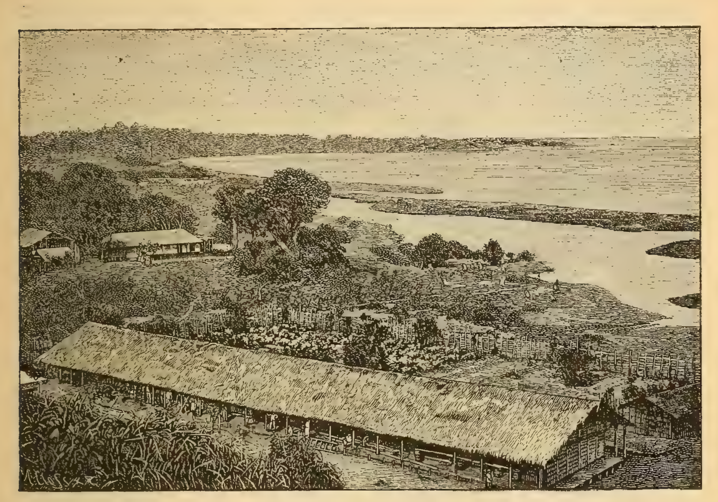
Mädchen von der Loangoküste.

sahen schwärzlich aus und zeigten die Wirkungen einer Feuersbrunst. Wer hätte bei diesem Anblick ahnen können, daß in wenigen Monaten Fülle und Leben herrschen würde, wo jetzt der winterliche Tod die Kräfte der Vegetation gebannt hielt; daß helles Grün den Baobab schmücken, seine großen, herabhängenden weißen Blüten sich graziös im Winde wiegen, daß die saftigen Gräser üppig aufschießen, bunte Blumen im Halbdunkel des Buschwaldes erglänzen würden? Vor=

läufig standen wir noch inmitten des südafrikanischen Winters, der sich durch Regenlosigkeit, große Feuchtigkeit der Luft, Nebel und kalte Nächte auszeichnet, und was ich zunächst sah, war schwer mit den aus der Heimat herübergenommenen Vorstellungen von tropischer Landschaft zu versöhnen.

„Die Fortsetzung der Reise führte mich am folgenden Tage in zwei Stunden am Strande hin nach Yaba, einer in der Nähe des Meeres gelegenen Faktorei. Auf dem Wege beobachtete ich zum erstenmal das Auftreten der für die Loangoküste charakteristischen Hyphaene guineensis; diese graziöse Fächerpalme tritt entweder vereinzelt auf oder noch häufiger bildet sie lichte Haine, die sich in geringer Breite parallel dem Strande hinziehen. Von hier aus ging ich, die Küste verlassend, landeinwärts durch Savannen mit ihren wechselnden Beständen von Oelpalmen, Adansonien, verfilzten Gebüschen und Grasdickungen nach Kabinda, das an der schönen Bucht gleichen Namens liegt. Da die sechsstündige Reise erst um 10 Uhr nachts ihr Ende erreichte, so mußte ein großer Teil derselben in der Dunkelheit ausgeführt werden, und die ersten kleinen Reisebeschwerden, freilich der unschuldigsten Art, stellten sich ein. Wo der schmale Pfad dichtes Buschwerk oder saftiges hohes Schilfgras durchschnitt, legte die Tipoja die grünen Wogen auseinander wie ein Schiff, welches die See teilt, während die mit dem durchdringenden Schweiße der angestrengten Träger sich benetzenden Zweige auf meinem Gesichte zusammenschlugen. Mehrfach mußten Bäche und stehende Gewässer passiert werden, eine umständliche und dem Neuling gefährlich erscheinende Operation. Einer der Leute geht voran und sucht die Furt, dann folgt die Hängematte unter ängstlichem Hin- und Herreden ihrer beiden Träger. Fällt das Ufer, wie dies häufig geschieht, einige Fuß steil ab, so ist der erste Schritt, den der Vorderträger thut, ein kleines Ereignis. Nun liegt die Tipoja stark geneigt, und der Reisende, dessen Füße sich über dem Wasser befinden, dessen Kopf noch über dem Steilufer schwebt, hat Mühe, sich zu halten; erst wenn der hintere Träger denselben gefährlichen

Schritt ins Wasser gethan hat, wird die horizontale Lage wieder erreicht. Der Wasserspiegel streift fast die Hängematte; die beiden Träger tasten vorsichtig auf dem schlüpfrigen oder schlammigen Grund weiter, bis das gegenüberliegende Steilufer erreicht ist. Der vordere Mann erklimmt dasselbe mühsam, der hintere steht noch im Sumpf, meine Füße schweben hoch oben in der Luft, der Kopf berührt fast das Wasser und mit Fassung sehe ich noch im letzten Mo-



Faktorei in Kabinda.

ment einem unfreiwilligen Bade entgegen. Besonders hilflos erschien ich mir da, wo das Wasser den Trägern bis an die Brust reichte. Sie legten alsdann die Tipojastange auf den Kopf, während ich mich mit Beinen und Armen daran festklammerte und gleichzeitig von einem der Reserveleute im Rücken unterstützt wurde. Eine unvorsichtige Bewegung meinerseits konnte die Träger zu Fall bringen, die kaum von der Stelle kamen und in der dunkeln Nacht nichts sehen konnten. Moskitos kamen in hellsummenden Scharen herbei und benutzten meine Wehrlosigkeit, mich ungestört und ungestraft zu zerstechen. Die sumpfigen Wasser hauchten

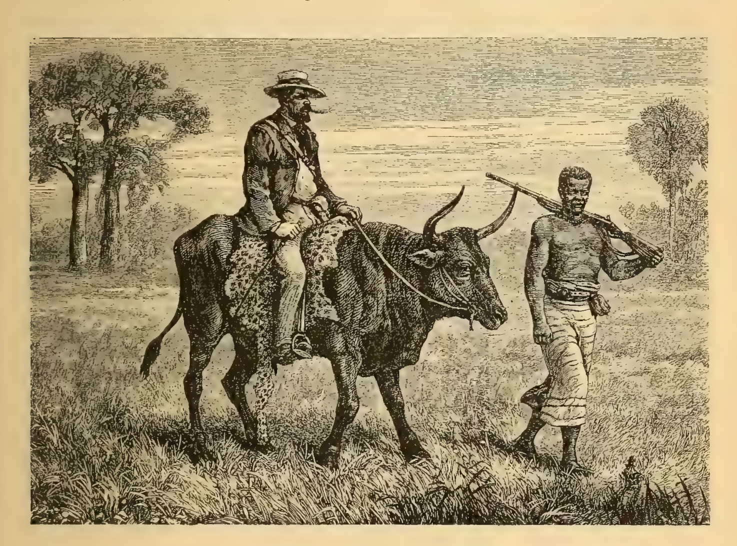
ihre gefährlichen Miasmen aus, die feuchte Atmosphäre durchtränkte die Kleider mit Tau und alle Bedingungen für ein Fieber schienen erfüllt. Doch blieb ich vorläufig noch verschont davon, erreichte heiteren Sinnes die Bai von Kabinda und schlug mein Quartier bei einem jovialen, alten Sklavenhändler auf, der alles that, was er mir an den Augen absehen konnte. Von dieser berüchtigten Klasse von Leuten ist nur noch eine kleine Zahl an der Küste vorhanden; sie treiben jetzt ausschließlich legitimen Handel und erscheinen häufig so gutmütig und wohlwollend, daß man Mühe hat, sie mit ihrer Vergangenheit in Einklang zu bringen."

Auf dem Reitstier.

Ein anderes Beförderungsmittel, welches in Angola angewandt wird, ist der Stier. Das angolensische Rind ist viel schlanker gebaut als das unsrige. Für die Wildnis, in der ein Pferd nur mühselig vorwärts kommen würde, ist der Reitstier unschätzbar. Freilich hat er einen viel kürzeren Atem als das Pferd, und kann darum Galopp und Carriere nur auf kurze Strecken aushalten; im Schritt dagegen nimmt er bald die Schnelligkeit der Karawane an. Seine Vorzüge sind folgende: schwere Sümpfe vermag er mit großer Ruhe zu passieren und sicher steile Böschungen zu erklimmen und hinabzusteigen, da ihm der Doppelhuf mehr Halt verleiht, als dies bei einem Einhufer der Fall ist. Er springt auch gut, schwimmt und verirrt sich nie, da er seine Spur wiederfindet.

In der Geschichte der Afrikaforschung ist der Reitstier Malucko berühmt geworden, da er Dr. Buchner und dann Hauptmann Wißmann durch weite Strecken auf seinem Rücken getragen hatte. „Es ist leicht," schreibt Wißmann, „einen Stier zum Springen abzurichten; nach kurzer Zeit schon nahm Malucko Hindernisse, die einem Pferde Ehre machen würden. Ich maß einst im Urwald einen mächtigen gestürzten Stamm, der einen Durchmesser von 1,15 Meter hatte, den er mit einem Angalopp von drei Sprüngen sicher nahm.

Ein einziges Mal bin ich in den sieben Jahren meiner Reisen mit einem Stier gestürzt. Ich sprang über einen Baumstamm, hinter welchem ein tiefes, mit Laub ausgefülltes Loch war, in das der Stier hineinfiel. Fallgruben oder Stellen, wo der Boden künstlich umgestaltet ist, scheint der Stier zu wittern und ist an Stellen, die er nicht übersehen kann, sehr vorsichtig. Am schwersten wird ihm die Passage glatter, von Wasser überspülter Felsen. Ich überschwamm einst im



Europäer auf einem Reitstier.

Sattel einen 60 Meter breiten Fluß. Der Ortssinn des Tieres ist großartig, auf einem Ausflug mit dem Tiere kann man sich nicht verirren, da das Tier zurückgewandt genau seiner Spur folgt.

„Als ich den Stier erhielt, war er so böse, daß er bald in Malange sich den Namen ‚Malucko‘, d. i. der Wahnsinnige, erwarb. Oft nahm er Menschen an und zweimal verwundete er ernstlich Neger. Das Zureiten des ganz Verwilderten nahm viele Mühe, aber nur kurze Zeit in Anspruch. Am längsten dauerte das Satteln; dann stieg ich mit Sporen,

Peitsche und einer Keule in den Sattel; zwei Leute hielten an dem gereifelten Eisen, das er in der Nase hatte, den Kopf in die Höhe; vier Leute zogen an dem Schweif und einige auf jeder Seite an den Bügeln. Kaum saß ich im Sattel, so flogen auch schon von den gewaltigen Bewegungen des kräftigen Tieres die Leute nach allen Seiten. Fünf Minuten ging es nun im Galopp mit hohen Sprüngen vorwärts; dann, als die Luft ihm kurz ward, begann er mit den Hörnern nach dem Schenkel zu stoßen, wogegen Hiebe mit der Keule auf die Hörner, nur wenige Tage angewandt, völlige Abhilfe schafften. Nach zehn Tagen ging der Stier schon ruhig und einen Monat später war er so zahm, daß er wie ein Hund mir folgte, auf meinen Ruf herankam, sich von mir satteln ließ und, wenn wir zu Tische saßen, so lange hinter mir stand und mich mit der Nase anstieß, bis er ein wenig Salz erbettelt hatte. Stets blieb er gegen Neger böse. Man legt dem Reitstier den gewöhnlichen englischen Pferdesattel auf; an einem durch das Nasenbein gestoßenen Eisen sind an jeder Seite die Zügel angebracht."

Der Nomade führt sein Zelt mit sich; das ist in anderen Weltteilen der Brauch. Im Innern Afrikas thut man das nicht immer. Die Leinwandzelte sind wenig brauchbar, da in denselben am Tage eine große Hitze und bei Nacht eine empfindliche Kälte herrscht. Man greift hier zu anderen Hilfsmitteln, um sich gegen die Unbill der Witterung zu schützen; man baut Laubhütten, im Westen Fundo genannt, die kontraktlich von den Trägern täglich herzustellen sind.

Eine solche Hütte wird aus 10 bis 20 Meter langen Stangenhölzern hergestellt, die zuckerhutartig zusammengestellt werden, durch Gabeln oder Bast oben zusammengehalten, mit Zweigen oder Palmblättern belegt und schichtenweise mit Gras überdeckt. Das Fundo ist frisch und kühl, strömt einen kräftigen Laubgeruch aus, ist völlig regendicht, wenn man von innen Stellen, durch die das Tageslicht eindringt, bezeichnet und überdecken läßt, und schützt, des Nachts mit einer Thür versehen, auch besser gegen die empfindliche Kälte als ein Zelt. Zelte mit doppeltem Dach sind einigermaßen

erträglich und deshalb vielleicht einem Fundo vorzuziehen, weil sie in kurzer Zeit nach dem Beziehen des Lagers fertig sind, während der Bau eines Fundos 1—3 Stunden in Anspruch nimmt, je nach dem mehr oder weniger nahe vorhandenen Material und dem Fleiß der Leute.

Die schwülen heißen Nächte, in denen man vor Hitze nicht schlafen kann, sind nicht in allen Teilen Innerafrikas zu verzeichnen, auf den höher gelegenen Ebenen werden die Nächte sogar empfindlich kalt und die Temperatur sinkt bis auf 5 ° C. Bei dieser Wärme ziehen bei uns bereits viele den Winterüberzieher an und in den Zimmern wird lustig geheizt. Und der Neger schläft nackt, nur mit einer Antilopenhaut bedeckt, an einem Feuer, das ihn nur von einer Seite wärmt; und nach einer solchen Nacht marschiert er durch die nasse Savanne, die ihn im Tau badet, und um die Mittagszeit in der brennendsten Sonnenglut! So verträgt der Mensch in kaum sieben Stunden einen Temperaturwechsel von 5 ° bis 30 ° C. im Schatten! Auch die Weißen leiden in Afrika oft viel mehr von der Kälte als von der Hitze.

Wir sind gewöhnt, uns die Steppe unbewohnt zu denken, nur von Tierherden belebt, hier und dort von einem nomadisierenden Jäger- oder Hirtenstamm bewohnt. Dieses Bild trifft für die innerafrikanische Steppe nicht zu. Die Schilderung eines Marsches durch eine Savanne, den Pogge und Wißmann auf dem Wege nach dem Lubilasch zurücklegten, wird uns eines anderen belehren. Es ist dies eine Episode aus der ersten Durchquerung Afrikas von Wißmann in den Jahren 1880 bis 1883. In der Karawane befanden sich zu jener Zeit außer den beiden Weißen der Führer und Dolmetscher Kaschawalla und der Baschilangehäuptling Kalamba mit etwa 100 Leuten.

Auf dem Wege von Lubuku nach Lubilasch betraten die Reisenden unabsehbare, wellige Grasprairien, die eine dem bisher durch die Savannenbäume stets begrenzten Blicke erquickende Weitsicht boten und gelangten in das bevölkerte Bereich der Baqua-Ngamba mit weit verstreuten Dörfern

und Gehöften. Zuerst herrschte dort große Furcht; die Weiber waren bereit zur Flucht, die Männer standen mißtrauisch und bewaffnet seitwärts der Wege. Kaum aber hatte man sich von der Friedfertigkeit der Fremden überzeugt, so wurde man dreist, ja frech. „Hunderte von bis an die Zähne Bewaffneten strömten im Lager aus und ein, und daß auch der ruhige Kalamba über das wilde Benehmen derselben stutzig geworden war, zeugte das erste Trommelkonzert, das er anordnete und dessen Wirkung er gut zu kennen schien.

„Vier Mann machten auf harmonisch abgestimmten, mächtigen Trommeln alles im weiten Kreise aufhorchen, lauschen und sich fragen, was das zu bedeuten habe, vielleicht Krieg, denn dies ist stets der erste Gedanke, der dem Wilden kommt. Einige Schüsse, die ersten, die in diesen weiten Ebenen widerhallten, vermehrten diese Wirkung, und in der darauf eintretenden erwartungsvollen Stille rief unser dicker, inmitten des Lagers löwenmutiger Kaschawalla in die Nacht hinaus, daß morgen niemand in unserem Lager bewaffnet erscheinen dürfe. Während des nächsten Tages glich unser Lager einem Jahrmarkt, in dem sich schaulustige Massen drängen. Besonders unsere Hütten waren der Gefahr ausgesetzt, eingedrückt zu werden, und unsere Reitstiere so umlagert und gestört, daß sie nicht einmal recht zum Fressen kamen. Als morgens schon trotz des Verbotes Leute mit Waffen erschienen, begann ich mit Humba eine Razzia. Wir zerbrachen einige Speere und warfen Keulen und Lanzen aus dem Lagerkreise. Dies bewirkte, daß die Menschenmassen etwas eingeschüchtert wurden. Kaschawalla war bei diesem Vorgehen vor Furcht ganz grau geworden. Wenn ich mit einem unserer letzten Streichhölzchen meine Pfeife anzündete, drängte alles scheu aus meiner Nähe; als gar plötzlich ein Gewehrschuß fiel, entstand ein so panischer Schrecken und sinnlose Flucht, daß unsere Träger und die Baschilange sich etwas von dem drückenden Gefühl vor der gewaltigen Uebermacht erholten. Wasser und Holz mußte von weit hergeholt oder von den Eingeborenen ge-

kauft werden, und unsere Leute konnten sich nur aus Gras Windschirme machen, da Laub und Stämme in dieser Grassavanne nicht aufzutreiben sind, und es war höchst angenehm, daß wir gerade heute von dem sonst regelmäßig fallenden Gewitterregen verschont blieben.

„Immer weiter geht es durch Prairie. Ab und zu trifft man einige, im Aeußeren unserem Apfelbaume gleichenden Bäume im Grunde kleiner Kessel, welche letztere in der vollen Regenzeit Teiche bilden. Man beginnt als Tauschartikel hauptsächlich die Kaurimuschel zu fordern.

„Am 26. marschierten wir durch die, so weit das Auge reicht, mit Gehöften besäte Gegend der Bena-Tschia zu dem Dorfe des Marimbo, des Oberhäuptlings der Baqua-Lukalla. Mindestens 1000 Krieger im vollen Schmuck gaben mir an der Tête das Geleit.

„Brüllend und die Waffen schwingend, im Sprunge mit der Keule den Boden schlagend, stürzen sie im Scheingefechte vorwärts, um bald wieder in grotesker Stellung, vor Erstaunen und Vergnügen singend, mich zu erwarten. Das in wilder Ungebundenheit rauh ausgestoßene ‚Ooooh!‘ beweist den Eindruck, den die Verbindung eines unheimlich weißen Menschen mit einem nur dem wilden Büffel gleichenden Tiere hervorruft. ‚Kajau, Kajau, Tambo, Mukelenge, Munene!‘ d. i. ‚Er kommt, er kommt, der Löwe, der große Häuptling!‘ ertönte vorweg, bis ich im Lager ankam und abstieg, wobei jede meiner Bewegungen mit Gebrüll des Staunens begleitet wurde. Pogge mit Kaschawalla, welcher letzterer auch auf einem Stier ritt, trafen mit wohl über 2000 unterwegs angesammelten neugierigen Eingeborenen ein. Unsere Leute standen starr, und nur unser sicheres Auftreten verschaffte ihnen Mut und etwas Raum inmitten dieser Tausende, um einigermaßen ein Lager aufzuschlagen. Nur schreiend konnte man sich unterhalten. Jede schnelle Bewegung von Pogge und mir bewirkte ein Zurückprallen, Stoßen und Schieben, und ein abgegebener Schuß zauberte uns ein Bild, gegen welches das wohlbekannte: ‚Der Löwe kommt!‘ nur einen schwachen Eindruck macht. Marimbo er-

schien, und mit Hilfe seiner Söhne und Häuptlinge, die rücksichtslos mit dem Stock in die Menschenmasse hieben, erhielten wir etwas Luft und Raum. Die Männer waren von kräftigem, muskulösem Aussehen, mit Speer oder Keule bewaffnet, selten mit Bogen. Das Gesicht war in Hälften oder Vierteilen mit lebhaften Farben schwarz, rot, gelb oder weiß bemalt. Lange Tättowierungsstriche auf der Brust und rings um den rotgefärbten Nabel zeigten den völlig von dem der bisherigen Baschilange verschiedenen Geschmack. Federn des Helmvogels, Papageis oder Hahns schmückten die bemalten Häupter der schönen Wilden; die Haare waren in pilzartigen Wulsten oder Puffen zusammengefaßt, die Zähne vielfach spitz gefeilt. Eisenringe schmückten Arm- und Fußgelenke, und kleine Stücke Mabelezeuges, die nur so lang als durchaus nötig waren, hingen, mit ausgezupften Fransen und rotgefärbten Kaurimuscheln geschmückt, aus dem Gürtel herab. Einige Speere waren bis 8 Fuß lang und die Holzpfeile vergiftet; die Sehne des Bogens bestand aus der vom Rotang abgeschälten Rinde und trugen alle Bogenschützen drei bis vier Reservesehnen um den Hals. Die Keulen waren aus hartem, rotem Holz und sehr schwer; auch eine neue Waffe bemerkten wir hier zuerst, die einer langgestreckten Hacke glich.

„Die Weiber bereiten das Mehl von Mais und Hirse nicht mehr in Mörsern, sondern reiben es auf einem flachen Sandstein. Palmen und Bananen beschatten die Gehöfte und viel Zuckerrohr wächst in den Gärten.

„Am nächsten Ruhetage waren unsere Leute, obwohl die Menschenmasse noch gewaltiger, schon etwas sicherer, und das Schlagen mit einem Stock gegen eine Strohmatte, das ein schußartiges Geräusch und stets gleichzeitig sinnloses Flüchten und Ueberrennen zur Folge hatte, mußten wir zuletzt verbieten, da bei solcher Gelegenheit auch wir öfter in Gefahr gerieten, niedergerannt oder unter unseren Hütten begraben zu werden.“

Am Ufer des Lubilasch dehnte sich eine Savanne aus, die mit niedrigen Akazienbüschen dünn bestanden war. Ihr

gelbliches Grün wurde hie und da durch dunkle, sich auf dem Rücken der Terrainwellen langziehende Palmenhaine, die die Dörfer überschatten, unterbrochen. Die Reisenden entwerfen uns ein anziehendes Bild eines dieser Savannendörfer.

„Tiefer Schatten mächtiger Palmen, die das große Alter der Dorfschaft bewiesen, nahm uns auf; wir wanderten die breite Hauptstraße entlang. Mit Gärten umgeben lagen zu beiden Seiten dicht aneinander gereiht die Gehöfte. In 4 bis 10, oft 8 Meter hohen Häusern um den frei und rein gehaltenen Sandplatz, dicht umgeben von Bananen, wohnt eine Familie. Euphorbien, Ricinus und Dornengewächse schließen das Gehöft nach außen ab. Nur schmale Pfade führen durch die dichten Hecken. Die offenen Räume zwischen den Gehöften sind mit Mabondopalmen angepflanzt und bilden Wege. Von rechts und links erhalten wir von hübschen Weibern unsern Gruß; kein wildes Staunen, Verfolgen oder Drängen. Frische Kindergesichter schauen mit weit aufgerissenen Augen aus einer engen Spalte der Thüre auf den weißen Mann. In unabsehbaren Scharen belebt der graue Weber, unseres Spatzen südlicher Verwandter, mit ununterbrochenem Gezwitscher die schönen, dichten Blätterkronen der Palmen."



Zuckerrohr.

Aber nicht immer bietet die Savanne so freundliche Bilder. Folgen wir den Reisenden auf die weite Ebene, welche die Wasserscheide zwischen dem Lomami und dem Lualaba, dem Kongo bei Nyangwe, bildet. Es ist März, die Zeit der Ueberschwemmungen, und auch diese flache Ebene steht vielfach unter Wasser.

Durch sehr hohes und, weil seit langem nicht gebrannt, dicht verwachsenes Gras mit Akaziengebüsch, geht es durch

Pfützen, Lachen und Tümpel, die auf einem undurchlässigen zähen, gelben Lehmboden stehen; überall ragen die weiß-stämmigen massiven Fächerpalmen, deren Stamm dicht unter seiner Krone eine ebenmäßige Aufbauchung zeigt, aus der Graswildnis hervor. Schwere Sporenflügelgänse, Enten, Wasser- und Sumpfhühner, Reiher und Schnepfen fühlen sich heimisch in dieser wasserreichen Wildnis und unzählige Elefantenspuren durchziehen die Ebene. Täglich zählen die Reisenden Hunderte von Wechseln der letzten zwei Tage. Der Marsch, mit wenigen Ausnahmen im Wasser auf den glatten Lehmpfaden, wird noch besonders durch das hohe Gras erschwert. Nur wenn der Führer plötzlich bis an die Hüften oder Schultern ins Wasser sinkt, merkt man, daß eine Wasserrinne passiert wird, die nur in der trockenen Jahreszeit ihre Ufer zeigt.

Die Graswildnis wird immer schlimmer, man muß sich buchstäblich jeden Schritt erkämpfen, fortwährend festgehalten von den feinen, wie Angelhaken gebogenen Spitzen der Akaziengebüsche.

„Bald verschwinden wir,“ schreibt Wißmann, „in Niederungen mit 12 Fuß hohen Gräsern, das Wasser wird immer tiefer, immer mehr versinkt der Reitstier. Kaum hält er noch die Nase über Wasser. Man springt herunter selbst bis an den Hals ins kalte, feuchte Element und führt das Tier, dann steigt der Boden wieder an und ein Dickicht von Palmen und Gebüsch nimmt uns auf. Weiter geht es in baumhohes Mariankagras, dessen daumendicke, geknickte, in den Weg starrende Halme schmerzhafte Stöße gegen Rippen, Schienbein und ins Gesicht verabreichen, so daß das fortwährende Bücken und Schützen mit der Hand, Wegdrücken, Ziehen und Durchwinden sehr ermüdet. Manchmal rennt sich der Stier so fest, daß er wie gefesselt steht und mit dem Messer befreit werden muß von den zahllosen feinen, aber zähen Ranken, die sich an dem Mariankagras hoch windend, wie zu einem dichten Netz verschlingen. Das reife Gras läßt bei der geringsten Berührung befiederte, feine Samenstacheln regnen, die sich am Hals und an den Aer-

meln ins wollene Unterzeug hineinarbeiten und ein höchst peinliches Jucken und Stechen veranlassen. Dornenbüsche mit ihren Haken sind nur mit Verlust eines Fetzens Zeug oder mit schmerzhaften Hautrissen zu passieren. — Schon um 8 Uhr morgens öffnen sich die Schleusen des Himmels und bald ist der schmale Pfad in einen Gießbach verwandelt, in dem sich die müden Träger rutschend und gleitend vorwärts quälen. Kalte Windstöße machen die vom Regen Triefenden erzittern." In dieser Savanne feierten Wißmann und Pogge den Geburtstag Kaisers Wilhelm I. und tranken in Palmwein die Gesundheit des greisen Heldenfürsten in dem Bewußtsein, daß wohl kaum ein Deutscher an jenem Tage in größerer Abgeschiedenheit, in einsamerer Wildnis seines kaiserlichen Herrn gedachte. Diese Wildnis war auch die Heimat der Leoparden, welche damals seit Wochen die Gegend in Schrecken setzten und sogar in die Häuser einzudringen versuchten, wovon die Eingeborenen sie durch Trommeln und Lärmen des Nachts zurückscheuchten. Am lästigsten waren aber hier die Moskitos, deren Stiche oft Schlaflosigkeit und leichte Fieber erzeugten.

Einen Gegensatz zu diesem Marsche bildet ein anderer, den Wißmann auf demselben denkwürdigen Zuge im September 1882 durch die Landschaft von Uha machte, eine Gegend, die selbst Stanley mit seiner starken, trefflich ausgerüsteten Karawane nicht zu durchkreuzen wagte.

Hier fließt der Malagarassi so weit das Auge reicht durch eine endlose Ebene dem Tanganyika zu und alle Bäche, die in ihn münden, führen salzhaltiges Wasser. Wir befinden uns bereits in Ostafrika in einem Gebiete, welches zu der deutschen Interessensphäre gehört.

Am Morgen des 20. August wurden sämtliche Gefäße mit Wasser gefüllt und die Karawane trat den Marsch an. So weit das Auge reichte, dehnte sich eine weite, ebene, wasserlose Grassavanne aus. Der ausgedörrte Boden zeigte breite Risse; harte Stückchen des von den Sonnenstrahlen gebrannten Lehms bedeckten die Wege und waren sehr schmerzhaft für die Träger. „Die Ebene nahm bald den Charakter

der Steppe an, bald wechselten kleine Bestände krüppelartiger Bäume mit ausgedörrtem Gras. Großartig war die Verschiedenheit der in dem ausgedörrten Boden von der letzten nassen Zeit noch gut erhaltenen Wildspuren. Rhinoceros, Giraffe, Zebra, viele Antilopen, Löwen, Hyänen und Schakale mußten diese weiten, unbewohnten Flächen bevölkern. Zum erstenmal sah ich einen Trupp von 20 Zebras in Gesellschaft einiger Antilopen, ohne auf dieses scheueste allen Wildes in Afrika zu Schuß zu kommen. Zum höchsten Staunen meiner Westafrikaner zog ein Rudel von Giraffen, in dem flimmernden Licht der heißen Steppe gigantisch erscheinend, am Horizont dahin, und viele Arten Antilopen, die wir bisher noch nicht gesehen hatten, beobachteten unsern Zug, der in der weiten Ebene ganz verschwindend klein aussah.

„Ein leichter Hügelzug wurde im Norden sichtbar. Die Savanne war hier erst vor kurzem gebrannt und auf weite Strecken mit dem schwarzen Totentuch der Asche überdeckt.

„Ein Ruf des Erstaunens meiner Leute lenkte meine Blicke nach Norden. Schwarze Trichter erhoben sich, am Boden hinlaufend, von der Ebene; dieselben wurden dünner, höher, im Kreise liefen sie gespenstig über den schwarzen Boden, immer mehr anwachsend, immer schlanker werdend, sich bald biegend, bald wieder streckend zu gewaltiger Höhe. Vom Wirbelwinde erhoben, türmte sich die Asche der gebrannten Steppengräser auf zu Tromben.

„Drei solcher wunderlichen, beweglichen Säulen zogen einige Minuten lang dahin, hoch oben sich verbreiternd, den Trichter wieder öffnend, um dann durch die ersterbende Kraft des schraubenden Windes sich aufzulösen und zu zerfallen. Es schien, daß selbst meine Waniamwesi dieses Schauspiel niemals vorher gesehen hatten, denn alles stand erstaunt und richtete gespannt den Blick auf das gespenstische Erscheinen und Verschwinden der schwarzen, wandelnden Säulen.

„Nach einer kurzen Ruhe zogen wir gegen Mittag weiter, denn wir waren nur für eine Nacht mit Wasser versehen.

Nach mehrfachen Versuchen gelang es mir, eine Kuhantilope zu strecken durch einen Blattschuß. Als ich mich näherte, um das starke Tier mit dem Messer abzufangen, schlug es schnaubend so heftig nach mir, daß ich nach meinen Leuten rief und, um meine schon sehr reduzierte Munition zu sparen, einen Speer nahm. In dem Moment, wo ich zum Fangstoß ausholte, kam das an Größe einer Kuh gleichkommende Tier auf die Läufe und wurde flüchtig. Ich nahm schnell mein Gewehr zurück, konnte aber, da meine Leute wie hungrige Wölfe dem kranken Tiere folgten und mich maskierten, nicht zum Schuß kommen. Trotz großen Schweißverlustes erweiterte sich der Abstand zwischen Wild und Jägern, und nach einer halben Stunde kehrten letztere erschöpft zurück; die Antilope war den Hyänen anheimgefallen. Mein Blattschuß hatte schräg von hinten nur eine weite Wunde ausgerissen, ohne jedoch in edlere Teile einzudringen. Oft erfreuten wir uns an einer kleinen roten Antilope, die flüchtig sich in Pausen mit mächtigem Sprunge, die vier Läufe angezogen, hoch warf, um dann in Windeseile weiter fortzujagen. Der prächtige Sprung befähigte das reizende leichte Tier zu schneller Umsicht über das hohe Gras in dem Moment des Springens.

„Des Abends schlich ich mich umsonst auf einen Trupp von acht Giraffen an. Das schöne große Licht, von der gewaltigen Höhe niederschauend, überwacht zu leicht die ebene, wenig bedeckte Gegend. Erst um halb 6 Uhr hielten wir auf offener Ebene ohne jeden Schutz, nur weil ein trockener Krüppelbaum uns Feuerholz versprach. Entferntes Stoßgebrüll des Löwen, Geheul der Hyäne und Gekläff des Schakals, nahes Pfeifen der unsere Lagerfeuer ansichernden Antilopen hielt mich lange wach. Es schien mir, als ob die Stille in der Wildnis viel tiefer sei, ein Unterbrechen derselben viel markierter, zum gespannten Aufhorchen anregender als in Europa, doch mag dies auch seinen Grund darin haben, daß in der Wildnis die Nerven angeregter sind als in der sicheren Ruhe unseres zivilisierten Weltteiles.

„Am nächsten Morgen ging es weiter, immer durch

dieselbe Ebene, die zuerst nur mit Gras, dann viel mit Akaziengebüsch bestanden ist. Aus drei die Karawane ansichernden Antilopen, die uns bis 100 Meter nahe kommen ließen, schoß ich eine, die nach drei weiten Sprüngen verendet zusammenbrach. Weit und breit war die Gegend bevölkert mit Zebras und Antilopen; da wir jedoch noch bis zum Abend marschieren mußten, um Wasser zu erreichen, begnügte ich mich mit der Beute, die doch für unsere ganze Karawane für einen Tag genügend Fleisch gab.

„Schon am Nachmittag schien eine üppigere Flora auf Annäherung von Wasser zu deuten. Wir erreichten zunächst einige vor kurzem niedergebrannte Dörfer und zogen gegen Abend in das starke Dorf Kigao ein.“

* * *

So haben wir die afrikanischen Savannen in ihren mannigfaltigen Formen kennen gelernt. Sie haben wenig Einladendes. Den europäischen Auswanderern ist es gelungen, einen großen Teil der amerikanischen Steppe in ein blühendes Ackerland zu verwandeln. Wird dies in Afrika gelingen? Die Ansichten gehen darüber noch weit auseinander. Jedenfalls ist aber der weiße Mann in diesem Klima nur zum Leiter der Kulturarbeit berufen; von dem Erfolg, den unsere Bemühungen in der Erziehung der Neger zur Arbeit haben werden, hängt die Zukunft Afrikas ab.

Anhang.

Einige Schutzmittel der Wüstenpflanzen.

Vielen von unseren Lesern ist beim Verfolgen der Schilderung der Wüste gewiß eine Thatsache rätselhaft erschienen:

Das Vorkommen grünender Pflanzen in Gebieten, in welchen monatelang kein Regen fällt und der Boden so ausgetrocknet ist, daß die Aufnahme von Wasser durch die Wurzeln unmöglich ist. In der That müßten die Pflanzen in der Wüste verdorren, wie die Zimmerpflanzen in Blumentöpfen, die wir zu begießen vergessen haben, wenn die Wüstenpflanzen nicht mit besonderen Vorrichtungen zur Aufnahme von Wasser aus der Luft und mit Schutzvorrichtungen gegen Verdunstung versorgt wären.

Um die Reihe unserer Bilder aus der Wüstennatur zu vervollständigen, wollen wir im nachstehenden kurz nur einige solcher Vorrichtungen erwähnen.

Das weitverbreitetste und bekannteste Mittel, welches die Pflanzen vom Wasserverlust durch übermäßige Transpiration schützt, sind die an den Blättern angebrachten Deckhaare. Warum ist z. B. das schmucke Edelweiß in einen glanzlosen weißen Filz gehüllt? Im Hochgebirge kommen im Sommer regenlose, heiße Tage vor, an denen die Glut der Sonne die dünne Kruste fruchtbarer Erde völlig ausdörrt; in solchen Tagen müßte auch die Pflanze völlig vertrocknen, wenn sie nicht besondere Schutzvorrichtungen an ihren transpirierenden Organen hätte.

Diese Erscheinung bemerken wir an allen Hochgebirgspflanzen, die an kahlen, den Winden und der Sonne ausgesetzten Stellen wachsen; sie alle sind in Seide oder Wolle eingewickelt; während die im hohen Norden, in den feuchten Tundren wachsenden verwandten Arten dieses Schutzes nicht bedürfen und kahle, grüne Blätter haben.

Am deutlichsten tritt diese Erscheinung in dem Mittelmeergebiete zum Vorschein. „Die Bäume," schreibt A. Kerner von Marilaun in seinem ‚Pflanzenleben', „haben grauhaariges Laub, das niedere Buschwerk, sowie die ausdauernden Stauden und Kräuter an sonnigen Hügeln und Berglehnen sind grau und weiß, und dieses Ueberwiegen von Pflanzen mit abgedämpfter Farbe nimmt schließlich sogar auf den Charakter der ganzen Landschaft einen bemerkbaren Einfluß. Wer nur aus Büchern von der immergrünen Vegetation der spanischen, italienischen und griechischen Flora gehört hat und zum erstenmal jene Gebiete im Sommer betritt, fühlt sich beim Anblicke dieser grauen Pflanzenwelt einigermaßen enttäuscht und ist versucht, den Ausdruck ‚immergrün' in ‚immergrau' abzuändern. Alle erdenklichen Haarbildungen sind da vertreten; grober Filz, dichter Samt, weiche Wolle wechseln in bunter Mannigfaltigkeit ab; hier ist ein Blatt wie mit Spinngewebe überzogen, dort ein anderes wie mit Asche oder Kleie bestreut, hier schimmert eine Blattfläche von anliegenden Härchen oder Schülfern wie ein Stück Atlasstoff, und hier wieder ist eine Pflanze mit langen Flocken besetzt, daß man glauben könnte, es haben vorbeistreifende Schafe einen Teil ihres Vließes hängen lassen."

Die Pflanzen besitzen aber noch andere Schutzmittel.

Wir wissen längst, daß die Pflanzen nicht allein durch die Wurzeln Wasser aufnehmen, sondern bei vielen dieses auch durch die Blätter aufgesogen wird und mit verschiedenen Organen zu diesem Zwecke ausgestattet sind. Ein sehr anschauliches Beispiel bieten uns die Blätter der Wurzelschößlinge der Espe oder Zitterpappel. Am Stielansatze eines solchen Blattes finden wir zwei napfförmige Gebilde, welche bei der aufgerichteten Stellung des Blattes das Wasser der

herabfließenden Regentropfen sammeln. Diese Näpfchen sind von brauner Farbe und haben die Größe eines Hirsekornes. Durchschneidet man sie und betrachtet sie unter dem Mikroskop, so sieht man, daß der Bau derselben ganz eigenartig ist. Die Oberfläche dieser Näpfe wird von Zellen mit ganz dicker Zellenhaut gebildet, nur die Zellen, die sich in der Einsenkung des Napfes befinden, besitzen ganz dünne Wandungen und scheiden eine süßschmeckende, harzig-schleimige Flüssigkeit aus, die bei trockenem Wetter fest wird und das Grübchen mit einer Art Firnisdecke überzieht.

Die Zweckmäßigkeit dieser Näpfchen ist leicht zu erklären. Je dünner die Zellenwandung ist, desto leichter wird durch dieselbe das Wasser aufgesogen und den inneren Teilen der Pflanze zugeführt; aber durch die dünnen Wandungen verdunstet auch das Wasser der Pflanze viel rascher, und um so eher tritt für diese die Gefahr des Verwelkens ein. Die dicken Wandungen schützen die Pflanze vor der Verdunstung, aber sie führen ihr auch kein Wasser zu; die dünnen saugen das Wasser auf, aber der Nutzen, den sie am Regentage bringen, ginge in trockenen Tagesstunden wieder verloren, wenn der harzig-schleimige Saft nicht da wäre. Dieser wird aber in der trockenen Luft fest; der Firnis verklebt luftdicht die Oeffnung des Näpfchens, und das Wasser, das die dünnwandigen Zellen aufgesogen haben, bleibt der Pflanze erhalten.

Dieses Prinzip finden wir auch bei den meisten Steppen- und Wüstenpflanzen durchgeführt.

Wir nehmen ein Blatt des Acantholimon Senganense zur Hand. Es erscheint ganz und gar weiß punktiert. Wir betrachten die weißen Punkte näher und finden, daß es eigentlich kleine Schuppen sind, und wenn wir sie sammeln und chemisch untersuchen, so erfahren wir, daß sie aus dem unlöslichen kohlensauren Kalk bestehen. Nachdem wir eine solche Schuppe aufgehoben, betrachten wir die Stelle des Blattes und sehen, daß sich dort ein Grübchen befindet. Wir nehmen das Mikroskop zur Hilfe und untersuchen den Bau des Grübchens. Wir finden zu unserer Ueberraschung

fast dieselbe Zellenordnung wie bei den Näpfchen des Espenblattes: rings um das Grübchen dickwandige Zellen, auf dem Grunde desselben aber einige strahlenförmig angeordnete Zellen mit äußerst dünnen Wandungen.

Die Thätigkeit des Grübchens erklärt sich nun wie folgt. Ist die Pflanze reichlich mit Wasser versorgt, z. B. nach einem Regenguß, wo auch die Wurzeln ihr die Feuchtigkeit in Ueberfülle zuführen, dann strotzen alle Zellen der Pflanze und die Zellen am Grunde des Grübchens schwitzen die Ueberfülle des Wassers aus; aber das Wasser, das sie ausschwitzen, ist nicht rein, sondern es enthält den löslichen doppeltkohlensauren Kalk. Verdunstet nun das Wasser in der Luft, so verfliegt auch ein Teil der Kohlensäure und als Rückstand bleibt in dem Grübchen der unlösliche kohlensaure Kalk, der wie ein Deckel oder Stöpsel das Grübchen ausfüllt. Manchmal ist die Bildung desselben so stark, daß das ganze Blatt mit einem förmlichen Kalkpanzer bedeckt ist.

Die Pflanze sorgt auch dafür, daß der Kalkdeckel aus dem Grübchen nicht bei jedem Hin- und Herschwanken des Blattes herausfallen kann. Am Rande des Grübchens wachsen ein paar hakenförmige Fortsätze, die den Kalkdeckel festhalten, oder das Grübchen nimmt eine eigenartige Gestalt an, es ist einer Flasche mit breitem Boden ähnlich, oben ist es eng, unten aber weit ausgebuchtet. In der Buchtung bildet sich der Kalkdeckel und kann durch die enge Oeffnung nicht herausfallen.

Es kommen nun in der Steppe oder in der Wüste heiße, regenlose Tage, Wochen, Monate. Die Gefahr des Verdunstens droht der Pflanze am meisten an den dünnwandigen Stellen, aber auf diesen ruht fest der Kalkstöpsel und verhütet die Verdunstung, schützt die Pflanze vor dem Verwelken. Indessen hört die Wasserzufuhr durch die Wurzeln auf, der Boden ist ganz ausgetrocknet und die Pflanze müßte doch verdorren, wenn sie eben jene Grübchen nicht hätte, und wenn es nicht Nächte gäbe, in denen auch in der Wüste und Steppe der Tau fällt.

Der Tau sammelt sich auf den Blättern und füllt

naturgemäß die Grübchen aus, er hebt dabei den Kalkdeckel empor und die darunter befindlichen dünnwandigen Zellen saugen die Tautropfen gierig auf. Viele Wenig machen ein Viel und viele Tropfen einen guten Schluck. So erquickt sich, tränkt sich die Pflanze in einer taufrischen Nacht, und wenn die glühende Sonne wieder am Firmament hinaufzieht, die Luft sengend heiß wird, dann schließt sich wieder der Kalkdeckel und rettet die Pflanze vor dem Verdorren bis zur nächsten tauigen Nacht — oder zum erlabenden Regen.

Noch ein anderes Bild!

Wir führen unseren Leser in die Wüste zurück — an die salzigen Sümpfe und salzigen Ebenen, sei es in Mursuk oder in Kufra oder in den öden Gefilden des Zaidam. Die strahlende Sonnenscheibe hat ihre Mittagshöhe erreicht und wir bleiben vor einem Tamariskenstrauch stehen. Sehen wir seine Blätter an, sie glitzern förmlich, denn sie sind von feinem, kristallenem Salzstaub bedeckt. Wir haben es gesehen und warten die Nacht ab, die Mondkugel schwebt auf dem dunklen Himmelszelt und sendet ihr magisches Licht herab, wir kehren zu diesem Strauche wieder; verschwunden sind die Salzkristalle und eine salzig schmeckende Flüssigkeit überzieht die Blätter.

Untersuchen wir den Bau der Blätter näher, so finden wir, daß auch diese mit ähnlichen Grübchen, wie die früher erwähnten, versehen sind, und daß die Salzkristalle die Rolle der Stöpsel und Deckel haben, wie dort der kohlensaure Kalk. Es sind echte Salzkristalle, die zumeist aus Kochsalz bestehen und denen nur winzige Mengen anderer Salze beigemengt sind.

Warum diese Abwechselung in den Hilfsmitteln der Wüstenpflanzen?

Wir erinnern unsere Leser, daß diese Pflanzen wie die Tamarisken und Frankenien an den unwirtlichsten aller unwirtlichen Stellen der Wüste gedeihen, wo der Boden allen Grundwassers bar ist und die Luft nicht immer den nächtlichen Tau spendet. Hier ist das Salz der Gehilfe der

Pflanze. Das Salz zieht, wie wir wissen, die Feuchtigkeit, die in der Luft enthalten ist, an sich, das Salz konzentriert die Wasserdämpfe, es zerfließt auf den Blättern und tränkt die durstige Pflanze während der Nacht und schützt sie vor der versengenden Hitze am Tage.

So entstehen die Wunder, die uns rätselhaft erscheinen, so grünen die Pflanzen in den öden, wüsten Strecken, die das „Wüstenschiff" eilig durchzieht, von dem Menschen angetrieben, der hier immerfort der Todesgefahr des Verdurstens entgegenschaut.

So ringt die Pflanzenwelt in der Wüste mit sinnreichen Waffen gegen die harte, öde, rauhe, unbarmherzige Natur — ringt mit tausend versteckten Waffen, denn wir haben nur einige als Beispiel angeführt, viele andere sind noch bekannt und wie viele Wunder der Schöpfung harren noch der Entdecker, die da kommen werden, um uns zu berichten, was ihnen die Wüstenwelt erzählte, was dort lebt und webt auf flüchtigem Sand, zwischen totem Fels und Stein.

Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. VIII.

Reisen
in
Zentral- und Nordasien.

Von

C. Falkenhorst.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1891.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.



Ein Schneesturm in Centralasien.



Aus vergangener Zeit.

In dem Bande „Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils“ haben wir nur einen Teil des gewaltigen Wüstengürtels kennen gelernt, der die Alte Welt durchschneidet. An den Küsten des Atlantischen Ozeans beginnt die Sahara — aber der Wüste setzt der wasserreiche Nil keine Schranken; sie schreitet über ihn hinweg; sie überspringt das Rote Meer; Arabien ist ein Wüstenland und in Persien begegnen wir den ödesten Strichen der Erde. Steppen umsäumen das Kaspische Meer und greifen, an der Küste des Schwarzen Meeres verlaufend, bis nach Ungarn ein, und bis in das Herz Asiens reichen sie, um erst in der Mongolei nahe an den Küsten des Stillen Ozeans aufzuhören.

Asien ist der größte, der älteste Weltteil, die Wiege des Menschengeschlechtes! Die Natur tritt hier gewaltiger auf als in anderen Kontinenten. Asien hat die größten Berge und die höchsten Spitzen; es hat die ausgedehntesten Hochebenen und die größten Steppengebiete. Sein südlichstes Inselreich liegt unter dem Aequator; Tropenklima herrscht in seinen südlichen Ausläufern; im ewigen Eise ist seine Nordküste begraben und es bietet uns hier auch die öden Moorwüsten des Nordens, die Tundren.

Im Verlaufe unserer Darstellung wollen wir die Leser mit dem Charakter der verschiedenen Teile der Erde bekannt machen, und so müssen wir uns dem Herzen Asiens zuwenden.

Auf die Völker Europas bildete dieses Mutterland seit jeher die größte Anziehungskraft. Die Züge der Griechen nach Indien entflammten die Phantasie auf viele Jahrhunderte hinaus.

Als dann die Völker Europas mit sich selbst beschäftigt waren, brachen aus dem Herzen Asiens unverhofft Reiterschwärme hervor, die bis nach Mitteleuropa verheerend eindrangen. Die letzte dieser Völkerfluten ergoß sich gegen den Anfang des 13. Jahrhunderts. Nach dem Tode Dschengis-Khans, der im Jahre 1227 erfolgte, wandten sich seine Söhne mit ihren Reiterscharen nach Westen; sie stürzten das Kalifat zu Bagdad und machten die seldschukischen Sultane von Ikonium zinsbar. Im Jahre 1237 erschienen sie vor Moskau, eroberten und verwüsteten Rußland, und drei Jahre darauf drangen sie sengend und mordend in Polen ein. Krakau wurde von ihnen verbrannt und nun wandten sie sich gegen Deutschland. Die vereinigten Heere der deutschen Ritter, der Schlesier und der Polen leisteten ihnen am 9. April 1241 bei Liegnitz Widerstand. Die Mongolen blieben Sieger, aber ihre Verluste waren so stark, daß sie von weiteren Unternehmungen gegen den Westen Europas absehen mußten.

Um jene Zeit bildete das Mongolenreich ein Weltreich, welches von den Küsten Chinas bis an die Grenzen Polens reichte.

Zwischen diesem Reiche und den christlichen Staaten entwickelte sich bald ein reger Verkehr. Gesandtschaften des Papstes und der europäischen Könige suchten den Groß-Khan in seiner Residenz auf. Schon im Jahre 1246 ging Piano di Carpini nach Karakorum und ihm folgten in den Jahren 1248 und 1253 Lonjumel und Ruysbroek. Sie alle fanden, wie Peschel erzählt, unter den Mongolen europäische Abenteurer zahlreich angesiedelt, und das Kommen und Gehen von Botschaftsträgern und Unterhändlern wiederholte sich seitdem so häufig, daß man daran dachte, an der Pariser Sorbonne einen Lehrstuhl für mongolische Sprache zu errichten.

Ruysbroek ging über die Krim nach der Mongolei. Als er dort den ersten mongolischen Aul ansichtig wurde,

da war es ihm, gesteht er, als setze er seinen Fuß „in ein anderes Jahrhundert". Längs dem Asowschen Meere zog er über wasserarme Steppen, wo kein Berg, kein Fels, kein Wald zu erblicken war, sondern der Himmel sich unmittelbar über dem flachen Grasteppich ausspannte, dessen Einförmigkeit nur kumanische Grashügel unterbrachen, bis zum Don, der herkömmlichen Grenze Europas, den aber der Mönch wider Erwarten nicht größer fand, als die Seine bei Paris. Von der Wolga flog er in Eilritten sechs Wochen lang gegen Osten, täglich eine Entfernung wie zwischen Paris und Orleans zurücklegend, durch das Gebiet der kleinen und mittleren Kirgisenhorde. Dann bog er südlich ab nach einem Gebirge, berührte etliche Steppenflüsse, die sich in Sümpfen verloren; ließ den wichtigen Handelsplatz Talas, nach welchem er sich gelegentlich erkundigte, zur Rechten und betrat, nachdem er den Jli auf Fahrzeugen überschritten hatte, die prächtigen Weiden der großen Horde, zur Linken den Spiegel des Balschasch, zur Rechten oder im Süden die herrliche Alpenkette des dsungarischen Alatau. Noch stieß der Mönch in der Ebene zwischen See und Gebirge auf künstliche Bewässerungen und gartenartige Fluren, aber auch auf Ortschaften, welche die mongolischen Verheerer zertreten hatten. Vom Balschaschsee gelangte der Botschafter zu einem zweiten Becken, dem Ala-Kul, der im Winter wegen seiner Burane oder Schneestürme gefürchtet wurde. Ueber die Schneekette Tarbagatai und die Steppen der Naimanhorde wandernd, überschritt er noch eine Gebirgskette und erreichte den Nordrand der „spiegelflachen" Gobi, auf der sich die Weideplätze der Mongolen samt dem goldenen Kaiserzelt befanden, und zuletzt Karakorum selbst — einen ärmlichen Ort, geringer selbst als das damalige St. Denis, aber den Mittelpunkt einer Herrschaft, die vom Ostrande der Alten Welt bis an die Donau reichte!

An diesem Hofe der Mongolenkaiser begegneten sich die Botschafter der entferntesten Völker: dort sahen fränkische Reisende zum erstenmal Chinesen oder Chitanen, deren Land unter dem Namen Chataia von da ab in der Erdkunde

immer häufiger genannt wird; sie trafen Eingeborene aus Onam-Kerule, d. h. aus den schneearmen, im Sommer mit einem Lilienflor bedeckten Salzsteppen des heutigen Dauriens zwischen Onon und Kerulun, dem Stammsitze der Mongolen, der Heimat des unerschütterlichen Dschingis-Khans.

Diesen Reisenden verdanken wir die ersten Nachrichten über das Steppengebiet Innerasiens.

Das ausgedehnte Land, welches Mongolei und Tatarei heißt*), erzählt uns Carpini, ist teils gebirgig, teils eben. Der Boden fast überall grober Sand, ist nur an wenigen Stellen, wo er von Flüssen bewässert wird, fruchtbar, doch ohne Dörfer und Städte, eine einzige ausgenommen, welche Cracurim (Karakorum) heißt und ziemlich gut sein soll; sie liegt eine halbe Tagereise von der goldenen Horde. So unfruchtbar aber das Land sonst ist, so hat es doch vorzügliche Weiden zur Viehzucht, an einigen Stellen sieht man auch etwas Waldung; im ganzen aber ist es sehr holzarm, und der Groß-Khan, seine Häuptlinge und alle seine Unterthanen wärmen sich und kochen ihre Speisen an einem Feuer von Pferde- oder Rindermist. Das Wetter ist wunderlich abwechselnd. Im hohen Sommer bei fürchterlichen Gewittern gleichzeitig hoher Schneefall. Im Winter regnet es nie; im Sommer häufiger, aber so spärlich, daß kaum der Staub und das Gras feucht werden. Oft sind die kalten Sturmwinde so heftig, daß sich der Reiter nicht auf dem Pferde zu halten vermag. Ein solches Unwetter erhob sich bei der Thronbesteigung des Groß-Khans. Staubwolken verfinsterten die Luft und die Leute streckten sich zu Boden, um nicht niedergeworfen zu werden; dabei fiel ein so dichter Hagel, daß viele Zelte und Gerätschaften fortschwammen und über 200 Menschen ertranken. Auf diese Weise wechselt drückende Hitze mit empfindlicher Kälte.

Die Mongolen scheren nach der Beschreibung Carpinis an beiden Seiten des Kopfes sich das Haar ab, nur auf dem Scheitel lassen sie es wachsen und binden es, in zwei

---

*) Löwenberg, Geschichte der Entdeckungsreisen.

Zöpfe geflochten, hinter die Ohren. Ihr Antlitz ist ungewöhnlich breit und bartlos, die Backenknochen stark, die Nase klein und stumpf, die Augen schmal, nach den Schläfen zu geschlitzt, an den äußeren Enden nach der Höhe verzogen, der Körper meist klein, die Beine krumm.

Die Kleidung ist bei Männern und Frauen ziemlich gleich, ein Gewand von Linnen oder Seide und ein Pelzüberwurf mit einem hinten herabhängenden Zipfel. Die Kleidungsstücke werden selten, und während der heißen Jahreszeit, solange es donnert und blitzt, gar nicht gewaschen. Ihre Wohnungen sind runde, aus Stäben und Rute geschickt zusammengesetzte Zelte mit einem runden Loche oben, durch welches das Licht hineinfällt und der Rauch hinauszieht. Ein Feuerherd befindet sich in der Mitte des Zeltes. Wände und Dach sind mit Filz bekleidet und auch die Thüren bestehen aus Filz. Diese Zelte sind größtenteils so eingerichtet, daß man sie schnell abbrechen und auf Lasttiere packen kann, andere aber können nicht auseinandergenommen, sondern müssen auf Wagen fortgebracht werden, zumal die Bewohner an Zugvieh, Rindern und Pferden, sowie an Kamelen, Ziegen, Schafen sehr reich sind; in Speisen sind sie nicht wählerisch und essen alles, was sich beißen läßt, sogar Läuse.

Wir werden später sehen, inwieweit diese Schilderung Carpinis auch für die Gegenwart zutreffend ist.

Indem der Reisende ihre Sitten beschreibt und von den Reinigungen bei verschiedenen kleinen Vergehen spricht, sagt er: diese und viele ähnliche Dinge betrachten sie als Vergehen; aber Menschen zu morden, fremde Länder zu überfallen und gegen Gottes Gebote zu handeln, halten sie nicht für Sünde. Von ewiger Seligkeit und Verdammnis wissen sie nichts, doch glauben sie, daß sie nach dem Tode in einer anderen Welt fortleben, dort zahlreiche Herden weiden, essen, trinken und überhaupt alles thun, was ihnen Vergnügen macht. Alle Unternehmungen beginnen sie mit dem Neumonde oder mit dem Vollmonde; den Mond nennen sie den großen Khan und verehren ihn mit Kniebeugungen.

Der Groß-Khan, berichtet ferner Carpini, hat über alle Unterthanen eine wunderbare Gewalt, und jeder derselben muß sich an der Stelle aufhalten, die ihm angewiesen wird, was also geschieht: der Groß-Khan vergibt die einzelnen Landesteile an die Häuptlinge, diese weisen den Befehlshabern über tausend, diese den Anführern über hundert und diese den Vorstehern von zehn Leuten ihren Aufenthaltsort an. Befiehlt der Groß-Khan etwas, wann, wo und was es auch sein mag, so gehorcht der Mongole unweigerlich und ohne Widerrede. Er gibt ihm seine Kinder, Verwandte und alle seine Habe und betrachtet überhaupt seine ganze Habe nicht als sein, sondern als seines Gebieters Eigentum. Auf der Einteilung des Volks in Tausende, Hunderte und Zehnte beruht auch das ganze Kriegswesen, und wie sie beisammen wohnen, so ziehen sie auch miteinander ins Feld. Je 10000 Mann haben einen Anführer, das ganze Heer aber steht unter zwei oder drei Herzögen, welche ihre Befehle unmittelbar von dem Groß-Khan selbst oder einem von diesem ernannten Feldherrn empfangen. Weichen in einer Schlacht nicht alle zurück, so werden die, welche zuerst fliehen, als Feige getötet; schreiten einer, zwei oder mehrere einer Rotte keck zum Angriff vor und die übrigen, welche dazu gehören, folgen nicht, so werden sie ebenfalls mit dem Tode bestraft. Ihre Waffen sind zwei oder wenigstens ein Bogen, drei Köcher mit Pfeilen, ein Beil und Stricke, um die Kriegsmaschinen fortzuziehen, die Reicheren haben auch einschneidige, sehr spitze und etwas gebogene Schwerter. Menschen und Pferde sind mit ledernen oder geschuppten eisernen Panzern bedeckt und tragen starke Helme von Leder und Eisen. Der Schilde bedienen sie sich nur des Nachts auf der Wache, nie aber im Kampfe. Ueber Flüsse setzen sie auf Schläuchen, in die ihre Habseligkeiten eingeschnürt sind, und die sie an die Schweife der Pferde binden. Durch ihre fortwährenden Feldzüge sind sie sehr erfahren in der Kriegskunst, und die christlichen Fürsten können ihnen nur widerstehen, wenn sie ihrer Zwietracht untereinander selbst ein Ende machen, sich zum gemeinsamen

Kampfe verbinden und die Kriegskunst besser handhaben, als es bis jetzt bei ihren Söldnern geschieht.

Der Bericht Carpinis ist auch mit verschiedenen Märchen ausgeschmückt. So soll Oktai, der Sohn Dschingis-Khans, in die große Wüste Schamo vorgedrungen sein und dort wilde Menschen angetroffen haben, an denen man keine menschliche Sprache bemerkte und die keine Gelenke an den Beinen hatten, so daß sie, wenn sie hinfielen, nicht wieder aufstehen konnten. Wenn die Mongolen sie verwundeten, steckten sie Gras in die Wunden und liefen eiligst davon; indessen konnten sie doch Filze aus Kamelhaaren verfertigen, die ihnen als Kleider und Obdach gegen schlechte Witterung dienten.

Auf einem anderen Zuge kamen die Mongolen in eine von einem sonderbaren Volke bewohnte Gegend. Die Weiber glichen gewöhnlichen Menschen, die Männer aber hatten Hundegestalt. Zuerst entflohen sie, als aber die fremden Krieger zu lange weilten, versammelten sie sich an dem Ufer eines Flusses, stürzten sich ins Wasser und wälzten sich im Staube. Da es zu dieser Zeit sehr kalt war, so gefror augenblicklich das Wasser mit dem Staube zu einer festen Kruste zusammen und sie gingen nun, durch diesen natürlichen Panzer geschützt, mit großer Wut auf die Mongolen los, welche sich, da ihre Pfeile an den eisüberzogenen Feinden wirkungslos abprallten und diese ihnen durch grimmige Bisse arg zusetzten, mit großem Verluste zurückzogen, weshalb man noch lange bei ihnen das Sprichwort hörte: mein Vater oder mein Bruder ist von Hunden getötet worden.

Die Mongolen der damaligen Zeit waren übrigens in religiöser Beziehung sehr tolerant. Als Ruysbroek oder Rubruck in Karakorum war, gab es dort 12 Götzentempel, zwei Moscheen und eine Kirche. Tataren, Sarazenen und Chinesen waren in der von einem Erdwall umgebenen Stadt ansässig. Einer der Mönche ist auch in Karakorum bei der kleinen christlichen Gemeinde geblieben und er hat sechs Seelen getauft, darunter befanden sich drei Kinder eines armen Deutschen!

Rubrucks Berichte sind dagegen verhältnismäßig frei von derartigen Märchen und enthalten wertvolle Notizen für die Länder- und Völkerkunde. Er weiß von den polaren Völkern, daß sie mit Hundeschlitten und Schneeschuhen fahren, daß wegen der Kälte die mächtigen Schneemassen nicht mehr schmelzen; aber das Ende des Polarlandes im Norden, die Begrenzung Nordasiens durch ein Eismeer kennt er nicht. Dagegen gibt er mit Bestimmtheit an, daß Cathai gegen Osten an das Weltmeer reicht. Er charakterisiert die chinesische mit einem Pinsel gemalte Schrift unter allen Reisenden jener Zeit am treffendsten, wenn er sagt, ein einziges Schriftzeichen begreife mehrere Buchstaben in sich und drücke ein ganzes Wort aus*).

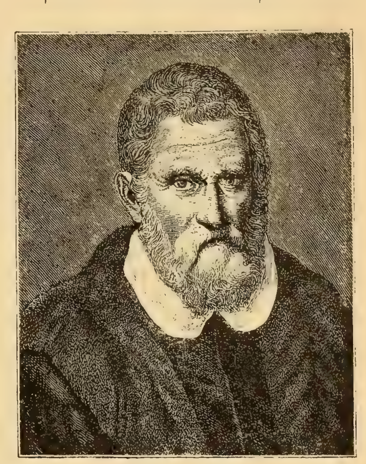
* * *

Aber nicht allein Glaubensboten wandten sich in jenen Zeiten nach jenen fernen Gebieten Asiens. Auch europäische Kaufleute fanden dorthin ihren Weg. Konstantinopel bildete dabei den Ausgangspunkt für diese Unternehmungen und hier wurden dieselben von italienischen, namentlich venetianischen Kaufleuten ausgerüstet. Unter allen diesen Reisenden waren aber die Poli aus Venedig die hervorragendsten, und einer derselben, Marco Polo der jüngere, wurde zu den berühmtesten, ja klassischen Reisenden des Altertums.

Marco Polo — so werden von Geschichtsforschern die Resultate seiner Reisen zusammengefaßt — war der erste Reisende, welcher ganz Asien der Länge nach durchzog und die einzelnen Länder beschrieb. Er sah die Wüsten Persiens und die grünen Hochflächen und wilden Schluchten Badachschans, die Gold führenden Flüsse Ost-Turkistans und die Steppen der Mongolei, die glänzende Hofhaltung in Cambalu und das Volksgewimmel in China. Er erzählte von Japan und seinen goldbedeckten Palästen, von Birma mit seinen goldenen Pagoden, schilderte zuerst die paradiesischen Eiland-

*) Vgl. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.

fluren der Sundawelt mit ihren aromatischen Gewürzen, das ferne Java und Sumatra mit seinen vielen Königreichen, mit seinen geschätzten Erzeugnissen und seinen Menschenfressern; er sah Ceylon mit seinen heiligen Bergen, besuchte viele Häfen Indiens und lernte dieses im Abendlande noch immer von Sagen verhüllte Land in seiner Größe und seinem Reichtum kennen. Er gab zuerst im Mittelalter einen klaren Bericht von dem christlichen Reiche in Abessinien und drang mit seinem Blick einerseits bis nach Madagaskar vor, andererseits zog er im Innern Asiens Erkundigungen über den höchsten Norden, über Sibirien ein, über das Land der Finsternis, wo weder Sonne noch Mond, noch Sterne scheinen und ein ewiges Zwielicht herrscht, wo man auf Hundeschlitten fährt oder auf Renntieren reitet, ein Land, hinter welchem endlich ein eisiger Ozean sich ausdehnt.



Marco Polo.

Die beiden Brüder Nicolo und Matteo Polo hatten schon früher Reisen in Innerasien gemacht, verließen im Jahre 1271 abermals Venedig, und Nicolo nahm seinen jungen Sohn, Marco Polo den jüngeren, mit. Die Reise dauerte 24 Jahre, denn erst 1295 kehrten sie nach Venedig zurück und die Landsleute glaubten kaum ihren wunderbaren Berichten, und da Marco von den dichtbevölkerten Ländern sprach, so nannten sie ihn scherzweise Messer Millione.

Marco Polo nahm unmittelbar nach seiner Rückkehr teil an dem Kriege, den Venedig mit Genua führte, und wurde noch im Jahre 1295 in der Seeschlacht bei Scorzola gefangen genommen. In dieser Gefangenschaft soll er einem Genossen, dem Pisaner Rusticiano, seinen Bericht diktiert haben.

Das Werk soll in der altfranzösischen Sprache niedergeschrieben worden sein, später wurde es ins Lateinische und Italienische übersetzt. Verhältnismäßig spät, erst im Jahre 1477 erschien die erste deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Das ist der edel Ritter Marcho Polo von Venedig, der große Landfahrer, der uns beschreibt die großen Wunder der Welt, die er selbr gesehenn hat. Von dem auffgang pis zu dem undergang der sunnen, dergleichen vor nicht meer gehort seyn. Diß hat gedruckt Friczs Creußner zu Nurmberg nach cristi gepurdt 1477."

Das Ziel der Reisenden war damals Cambalu oder Peking, wo der Mongolenkaiser Kublai-Khan residierte. Der junge Marco erwarb sich bald die Gunst des Herrschers, wurde von demselben selbst in Staatsangelegenheiten zu Rate gezogen und sogar für mehrere Jahre zum Gouverneur der Provinz Manji ernannt.

Vieles, was Marco Polo erzählte, klang seinen Zeitgenossen wie ein Märchen, aber spätere Forschung hat stets in den Berichten einen wahren Grund erkannt.

So verhielt es sich auch mit der Erzählung von „Dem Alten vom Berge", unter welchem Namen der Fürst Ala-eddin in der Landschaft Muchelet bekannt war.

In einem anmutigen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale hatte er einen prachtvollen Garten anlegen lassen, in welchem die köstlichsten Früchte an schattigen Bäumen prangten und die duftigsten Blumen die Sinne ergötzten. An den einladendsten Stellen erhoben sich großartige, mit Gold, Seidenstoffen und Gemälden reich geschmückte Paläste, frische Wasser- und Springbrunnen verbreiteten angenehme Kühlung und reizende Mädchen berauschten singend und tanzend die Sinne. An mehreren Orten flossen kleine Bäche mit Wein, Milch und Honig, und der Garten glich dem Paradiese, das Mohammed den Gläubigen versprochen, welches er auch vorstellen sollte, denn Ala-eddin gab sich das Ansehen eines Propheten, der nicht geringe Macht habe, seine Anhänger in das Paradies zu versetzen. Ala-eddin selbst wohnte in einem uneinnehmbaren Schlosse, aus dem

man nur auf geheimen Wegen in den Garten gelangen konnte. Hier versammelte er eine Schar kühner Jünglinge im Alter von 12 bis 20 Jahren aus den benachbarten Gebirgsgegenden um sich, unterhielt sie täglich von den Freuden des Paradieses und von seiner eigenen Macht, sie in dasselbe zu versetzen, wenn sie ihm unbedingten Gehorsam leisteten. Von Zeit zu Zeit ließ er mehreren dieser Jünglinge einschläfernde Tränke geben und sie, wenn sie in einen todähnlichen Schlaf verfallen waren, in die Paläste des Gartens bringen. Beim Erwachen wurden sie berauscht von den sie umgebenden lieblichen Wesen und den entzückenden Gegenständen, auf welche sie bei jedem Schritte stießen. Hatten sie das Uebermaß des Vergnügens vier bis fünf Tage genossen, so wurden sie wieder in Schlaf versetzt und nach dem Schlosse zurückgebracht, wo sie unerschöpflich waren in der Erzählung der Wunder, die sie gesehen, und die Zuhörer mit Staunen und Lust nach gleichen Erlebnissen erfüllten. „Wer seinen Herrn verteidigt," bemerkte alsdann jedesmal der Fürst, „kommt nach der Versicherung des Propheten in das Paradies. Befolgt ihr treu meine Gebote und seid ihr meinen Befehlen blindlings gehorsam, so wartet euer das glückliche Los!" Durch diese Versprechungen begeistert, kannten die Jünglinge kein größeres Glück als die Vollziehung der Befehle ihres Herrn und zögerten keinen Augenblick, sich seinem Dienste aufzuopfern. Diese Ergebenheit gefährdete das Leben aller, selbst der Fürsten, die Ala-eddin mißfällig wurden, und er war lange weit und breit furchtbar. Als aber endlich der Khan Ulau, nachdem er Persien erobert und dem großen Mongolenreiche einverleibt hatte, von diesen abscheulichen Thaten hörte, schickte er ein Heer ab, das nach dreijähriger Belagerung die wohlverteidigte Burg eroberte, den Paradiesgarten zerstörte und den Fürsten gefangen nahm*).

Die neuere Forschung erkannte in dem Alten vom Berge das Haupt jener berüchtigten Sekte der Assassinen, der in

---

*) Löwenberg a. a. O.

der That seine Getreuen durch allerlei narkotische Stoffe betäubte, so daß sie sich in das Paradies versetzt wähnten, und sie nachher zu allerlei Mordthaten benutzte. Später bedienten sich die Sultane der Assassinen zu demselben Zwecke, so daß die italienische Sprache das Wort assassino und die französische assassin für die Bezeichnung Meuchelmörder annahm, da während der Kreuzzüge viele Ritter von den Assassinen ermordet wurden.

Marco Polo schildert auch ausführlich die Wüste Kop oder Gobi.

Man braucht nach ihm einen Monat, um sie zu durchziehen; der Wüstensand liegt hier in beweglichen Massen, die vom Winde aufgewirbelt werden. Auf dem ganzen Wege quer durch die Einöde sieht man kein einziges Tier, nicht einmal einen Vogel, dagegen wird man häufig von bösen Geistern, die hier in großer Anzahl hausen sollen, belästigt. Dieselben verderben die Reisenden durch Täuschungen und allerlei Blendwerk. Wenn am Tage Leute von der Karawane zurückbleiben, so hören sie sich ganz unerwartet bei ihrem Namen rufen, und zwar mit einer Stimme, die ihnen bekannt erscheint. Da sie nun glauben, der Ruf komme von ihren Gefährten, so werden sie von dem rechten Wege abgelenkt, müssen, da sie die rechte Richtung nicht wiederfinden, zurückbleiben und elend umkommen. In der Nacht glauben sie oft das Geräusch eines großen Reitertrupps oder einer Karawane am Wege zu hören, werden dadurch irregeführt und ins Verderben gezogen. Zuweilen nehmen auch am Tage diese Geister die Gestalt ihrer Reisegefährten an, die sie beim Namen nennen und versuchen, sie vom richtigen Wege abzuleiten. Oder die Wanderer bemerken etwas, das ihnen wie ein Trupp bewaffneter Leute erscheine, der auf sie losrücke, und sie ergreifen alsdann aus Furcht, geplündert und angegriffen zu werden, die Flucht. Bei Tage aber klingen die Geisterstimmen wie süßtönendes Saitenspiel, Pauken und Trommeln.

Ob Marco Polo dabei übertrieben hat? Hören wir lieber, was ein moderner Forschungsreisender von den Täu-

schungen der Wüste erzählt. „Der Tag war glühend heiß gewesen," schreibt Bunge, der durch die Wüste Lut in Iran zog, „die finstere Nacht — die Gewitterwolken waren herangezogen, aber sie schwanden über der dürren Wüste, fast ohne daß ein Tropfen herabfiel — war warm; beim gleichmäßigen Schaukeln auf dem Kamel ängstigte — nicht mich allein — eine eigentümliche Sinnestäuschung, als ritte man



Landschaft aus der Mongolischen Wüste.

im dichten Walde zwischen hohen Bäumen und müsse sich fortwährend beugen, um den Zweigen auszuweichen. Schon ehe die Sonne aufging, traten die Erscheinungen der Luftspiegelungen ein." Und haben wir nicht in der Beschreibung der Wüstenreisen in der Sahara mit Dr. O. Lenz die tönenden Sanddünen von Igidi aufgesucht?

Marco Polo berichtet eben davon, was er erlebt hat.

Der Reisende passierte hierauf die große Mauer und gelangte nach China; seitdem dieses Reich von den Mongolen unterjocht war, haben die Kaiser ihre Winterresidenz hierher

verlegt. Die Stadt Taidu, in welcher der „große Hof“ seit 1264 abgehalten wurde, hieß Khan-baligh, d. h. Stadt des Khans, woraus Cambalu entstand, erst in späterer Zeit wurde sie Pe-king, d. h. Nordresidenz, genannt.

Jahrhundertelang galt Cambalu als der Inbegriff orientalischer Pracht, und so sei es uns auch hier gestattet, die Schilderungen Polos ausführlicher wiederzugeben.

Den Groß-Khan Kublai beschreibt Marco Polo als einen wohlgebildeten Mann von mittlerer Größe, lichter, frischer Gesichtsfarbe mit hervortretender, schön geformter Nase und schönen dunklen Augen. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Jagd und in seinem ganzen Reiche mußte das Wild mit Sorgfalt gehegt werden. Die Jäger zählten nach Tausenden und führten Aufsicht über Tiger, Leoparden, Luchse und Falken, die zur Jagd abgerichtet waren.

Die beiden schönsten Paläste des Herrschers waren der Sommerpalast in Xandu und der Winterpalast in Cambalu.

Der Sommerpalast, mit verschwenderischer Pracht aus Marmor und anderen schönen Steinen aufgeführt, stand in einem wundervollen Parke, in dem verschiedenes Edelwild gehegt wurde. Inmitten dieses Parkes erhob sich auch ein kleineres Lusthaus, das auf vergoldeten, mit Drachen geschmückten Säulen ruhte, und dessen Dach aus vergoldetem, gespaltenem Bambusrohr bestand. Es war ein leichter, luftiger Bau, der nach der Art der Nomadenzelte mit Leinen festgehalten wurde, da sonst ein starker Windstoß ihn fortblasen könnte.

Am 21. August pflegte der Groß-Khan diesen Palast zu verlassen, und bevor er nach Cambalu übersiedelte, an einem dazu besonders bestimmten Orte das große Milchopfer darzubringen. Dasselbe bestand darin, daß er die Milch, welche am 21. August von den vielen Tausenden in seinen Marställen befindlichen weißen Stuten gemolken wurde, in den Wind sprengte und so den Geistern der Steppe spendete. Aehnlich wie die Apisstiere in Aegypten genossen diese Schimmelstuten einen besonderen Kultus in der Mongolei, und von ihrer Milch durften nur die Mitglieder der kaiser-

lichen Familie und einige im Kriege ausgezeichnete Feldherren trinken.

Nach dem großen Milchopfer siedelte der Groß-Khan nach Cambalu oder Peking über. Noch heute besteht die Residenz Chinas aus zwei durch den Fluß getrennten Hälften, von denen die eine die Chinesenstadt ist, die andere aber die Mandscheustadt heißt. Der Grund hiervon ist nach Marco Polo folgender. Die Sterndeuter weissagten dem Kaiser, daß die Stadt sich einst gegen ihren Herrscher auflehnen werde, und darum ließ er die Chinesen sich jenseit des Flusses ansiedeln, während er die Mongolen um sich sammelte.

Cambalu war damals eine eigenartige Großstadt, welche das heutige Peking in Schatten stellte. Nach den Berichten Polos sollte sie 24 Meilen im Umfang messen und war von einer weißangetünchten, nach oben zu spitz zulaufenden Mauer umgeben; sie hatte zwölf Thore und an jedem Thore erhob sich eine Kaserne für je 1000 Mann, die Wache hielten. Vor den Thoren aber lagen die Vorstädte, deren Bevölkerung noch größer war, als die der Stadt selbst. Die Masse von Waren, welche hier eingeführt wurden, überstieg jeden Begriff der damaligen Zeiten. Täglich zogen durch die Thore mehr als 1000 Packwagen und Pferde, die nur mit roher Seide beladen waren. Es kamen hier auch indische Waren, Gewürze, Spezereien, Edelsteine und Perlen in großer Menge an.

Marco Polo rühmte auch die mongolische Post; es war eine Reichspost im vollsten Sinne des Wortes. Zahllose wohlgepflegte, mit Bäumen bepflanzte Straßen durchschnitten das Reich; im Sommer spendeten die Bäume Schatten, im Winter, wenn alles am Boden unter der weißen Decke verschwand, dienten sie als Wegweiser; in Wüsten, wo die Bäume nicht gediehen, vertraten Steinhaufen und Steinsäulen die Wegweiser. Alle 25 bis 30 Meilen (italienische) befanden sich Posthäuser, welche unseren heutigen Gasthöfen gleich zur Verpflegung der Reisenden bestimmt waren. Es gab in dem Mongolenreiche nicht weniger als 10000 solcher

Posthäuser und die Zahl der Postpferde betrug 200 000. Der Kurier des Zaren, er war schon im Mongolenreiche bekannt. Wer mit dringenden „Staatsdepeschen" ritt, der führte das Zeichen eines Geierfalken und ritt mit der größten Schnelligkeit. Näherte er sich einem Posthause, so blies er in ein weithinschallendes Horn und auf das Signal wurden flugs frische Reitpferde bereit gehalten, auf welche sich die Kaiserboten nur zu schwingen brauchten, um weiter zu fliegen.

Es gab auch eine Post zu Fuß in dem Mongolenreiche, ähnlich wie die in dem Inkareiche, die wir später kennen lernen werden. Schnellläufer besorgten sie und lösten sich von Station zu Station ab. Und dabei standen die reitenden Kuriere und die Postläufer unter strenger Aufsicht; denn auf jeder Station saßen Schreiber, welche die Ankunft und den Abgang der Posten notierten.

In Peking oder Cambalu lernte auch Marco Polo das Papiergeld kennen. Dieses ausgezeichnete Mittel, um die Zahlung größerer Summen zu erleichtern oder einen zeitweiligen Mangel des edlen Metalls zu ersetzen, nahm das Interesse des venetianischen Kaufmanns ganz besonders in Anspruch, und er beschrieb die Herstellung des Papiergeldes aufs genaueste. Das Papier wurde aus der Rindenfaser des Maulbeerbaumes zubereitet und die einzelnen Stücke desselben erhielten nach Form, Größe, Farbe amtliche Wertbezeichnung und durch Auf- und Unterschriften Gültigkeit für den Verkehr. Nachahmung oder Fälschung von solchem Papiergelde wurden als Staatsverbrechen sehr hart bestraft.

Der chinesische Schmutz ist jetzt sprichwörtlich; aber was Marco Polo von dem Verkehr am großen Hofe erzählt, das ist, namentlich für unsere Zeit, wo man des Tuberkelbacillus wegen auf das Räuspern und Spucken höchst scharf achtet, einer besonderen Beachtung wert. Bequemlichkeit, Sauberkeit, Ordnung, Ruhe geht den Chinesen über alles, meint er. Bevor sie die Halle betreten, legen sie die Stiefeln, in denen sie gekommen sind, ab und ziehen andere von weißem Leder an, um die schönen Teppiche nicht zu beschmutzen. Auch führt jeder einen zierlichen Spucknapf bei sich, in

welchen er spuckt, denn niemand wagt es, den Boden zu verunreinigen, und hat er in das Gefäß gespuckt, so legt er den Deckel wieder darauf und macht eine Verbeugung.

Marco Polo war, wie wir schon erwähnt haben, längere Zeit Gouverneur von Manji, das er dem Kublai-Khan unterwerfen half. Er gibt uns auch eine ausführliche Schilderung der Hauptstadt Quin-sai, die er „Himmelsstadt" nennt. Marco Polo verstand aber nicht Chinesisch, King-sze bedeutet einfach Hauptstadt. In seinen Berichten setzte er das chinesische Wegmaß „Li", das etwa zwei Kilometer betrug, einer Meile gleich, wodurch die Größe der Stadt bedeutend übertrieben wurde. In den Augen des Vielgewanderten war sie von allen Städten der Welt durch ihre Größe, Schönheit, ihren Reichtum und ihr Wohlleben ausgezeichnet. Sie war für ihn das Paradies auf Erden, und Quin-sai elektrisierte dank dieser Schilderung noch in späteren Jahrhunderten die berühmtesten Entdecker.

Die Stadt, die sechs Meilen im Umfang haben sollte, lag an einem See und an einem Flusse, die mit dem nahen Meere in Verbindung standen; da hierdurch aller Schmutz durch Kanäle fortgeführt wurde, so erfreute sie sich der größten Reinlichkeit und der besten Luft. Freilich schwebten dabei dem Venetianer die nichts weniger als reinlichen mittelalterlichen Städte Südeuropas vor. Die Stadt wurde von vielen Kanälen durchschnitten, neben welchen die Straßen liefen, so daß Barken und Wagen nebeneinander fuhren. Marco Polo schätzte die Zahl an großen und kleinen Brücken auf 12000, die größten hatten so hohe und kunstreiche Bogen, daß unter ihnen die Schiffe mit ihren Hauptmasten durchfuhren. An den Hauptstraßen lagen Villen, Paläste, Läden und Buden und ein ungeheurer Menschenstrom drängte sich tagaus tagein auf den Straßen, während die Kanäle von Barken wimmelten.

Auf zehn großen Plätzen, welche etwa eine halbe Meile lang waren, wurde wöchentlich dreimal Markt abgehalten, und auf jedem dieser Plätze verkehrten an 50000 Menschen, um den Einkauf ihrer Bedürfnisse für Küche und Haus zu besorgen.

Da findet man Wild und Geflügel jeder Art im Ueberflusse, heißt es in einem Auszuge aus dem Werke Marco Polos, und für zehn Pfennige kauft man ein Paar Gänse und zwei Paar Enten. An diesen Plätzen stehen auch die Schlächtereien, wo Ochsen, Kälber, Böcke und Lämmer feilgeboten werden, um die Tische der Reichen zu versorgen; denn das geringere Volk macht sich kein Bedenken daraus, jede andere Art von Fleisch ohne Unterschied und wie widrig es auch sein mag, zu verzehren. Zu allen Jahreszeiten sieht man auf den Märkten eine Menge von Kräutern und Früchten und vorzüglich Birnen von solcher Größe, daß ein Stück zehn Pfund wiegt; sie sind im Innern weiß, zart wie Teig und von angenehmem Geruch. Von dem nahen Meere werden täglich eine ungeheure Menge Fische nach der Stadt gebracht; wer sie sieht, hält es für unmöglich, daß sie alle verkauft werden können, und doch sind sie in wenigen Stunden verschwunden. Man kann sich von dem Verbrauch von Lebensmitteln in Quin-sai ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß sich der tägliche Bedarf an Pfeffer, welches Gewürz die Chinesen allerdings mehr als wir zu lieben scheinen, auf 43 Lasten, die Last zu 243 Pfund, beläuft.

Die Häuser sind schön gebaut, außen mit Schnitzwerk, innen mit kostbaren Gemälden und phantastischem Ornament geschmückt. Die Einwohner sind verweichlicht und gänzlich unbekannt mit der Führung der Waffen; Tumult und Rauferei gehört zu den unerhörten Vorkommnissen. Gegen Fremde sind die Leute herzlich und gastfrei, stets zu Rat und Beistand, auch in Handelsgeschäften bereit.

Lustkähne und Gondeln, die 10 bis 20 Personen fassen, mit breitem Boden und 15 bis 20 Schritt lang, ausgestattet mit sonderbaren Tischen und Bänken und einer für die bessere Gesellschaft bestimmten Kajüte, von deren flachem Dache die Schiffer mit langen Stangen die Barke leiten, bedecken in Menge den See. Alles ist mit bunten Farben und Figuren bemalt; auf beiden Seiten der Fahrzeuge ist eine Reihe von Luken und Fenstern angebracht, während in

den Kajüten vorzüglich Gesellschaften beim Mahle sitzen und sich an dem Wechsel der Bilder, die an ihnen vorübergleiten, ergötzen. Dieser Genuß auf dem Wasser übertrifft jeden anderen, denn die Stadt mit ihren zahllosen Palästen, die Ufer mit ihren Tempeln, Villen, Gärten und mächtigen Bäumen, die Menge der beständig vorüberschwebenden Gondeln bieten dem trunkenen Auge einen ewigen Wechsel. Nach dem vollendeten Tagewerk denken die Einwohner an nichts als an Lustpartien mit ihren Frauen und Geliebten, entweder auf Barken oder Wagen u. s. w.

Quni-sai zählte nach Marco Polo 1600000 Familien und hatte treffliche Polizeimaßregeln. Jeder Hauswirt hing einen Zettel an die Thür seines Hauses, mit den Namen aller Familienmitglieder und Diener und der Zahl seiner Pferde. Starb ein Hauseinwohner, so wurde der Name ausgestrichen, ebenso jedes neugeborene Kind sogleich eingetragen. Diese Ordnung galt im ganzen Lande. Auch die Gastwirte trugen die Namen der Fremden in ein Buch ein, sowie die Stunde der Ankunft und Abfahrt und sandten der Behörde täglich An- und Abmeldung.

Marco Polo schildert auch den hervorragendsten Hafen Manjis: Zaitun oder das heutige Tsiuen-tschu-fu, an dem ein ungeheurer Zusammenfluß von Kaufleuten stattfand. Da von allen Waren zehn Prozent Abgaben bezahlt werden mußten, so waren die Einnahmen des Groß-Khans sehr beträchtlich, aber auch der Gewinn der Händler ließ nichts zu wünschen übrig. Marco Polo berechnete, daß allein die Pfeffereinfuhr in diesen Hafen hundertmal größer war, als der Bedarf der ganzen westlichen Welt, der über Alexandrien eingeführt wurde.

Von Zaitun aus besuchte der Reisende die Stadt Tingui (Thing-tscheu-fu unserer Zeit), welche durch ihre Porzellanfabrikation berühmt war. Das Porzellan wird nach seiner Angabe aus einer Erde verfertigt, welche wie Erz aus Bergwerken gegraben und vorerst in großen Haufen aufgeschüttet wird, welche 30 bis 40 Jahre unberührt dem Winde, dem Regen und der Sonne ausgesetzt bleiben. Ist die Erde auf

diese Weise geläutert und gereinigt, so wird sie mit einer beliebigen Farbe getränkt und zu Gefäßen geformt, welche man in einem Ofen backt. Er rühmte auch die Billigkeit dieser Ware, da man schon für zehn Pfennig acht Porzellanbecher kaufte.

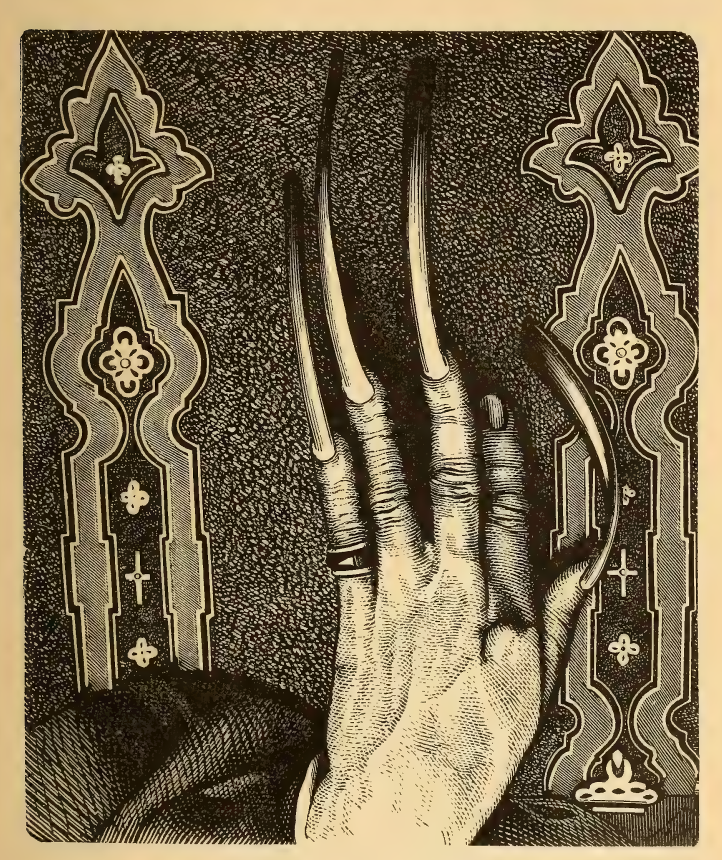
Von den Flüssen Chinas hebt er namentlich den Gelben Fluß hervor, den er für den größten der Welt hält; an seinen Ufern lagen unzählige Städte und 200 Provinzen benutzten ihn zum Transporte ihrer Waren.

Marco Polo brachte auch Nachrichten über Cipangu, „das Land der aufgehenden Sonne“ mit. Die Einwohner desselben waren von heller Gesichtsfarbe, von guten Sitten, wohlgebildet und von eigenen Königen regiert. Hier fand man Gold in großen Mengen. Der Palast des Königs war bis zum Dach innen und außen mit goldenen Platten belegt; auch einzelne Möbel waren von gediegenem Golde. Die Ausfuhr des Edelmetalles war jedoch verboten und das Land für fremde Kaufleute schwer zugängig. An Cipangu schlossen sich über 7000 andere Inseln, die alle bewohnt waren und auf denen die duftendsten Gewürze und Bäume wuchsen.

Cipangu, „das Land der aufgehenden Sonne“, ist das heutige Japan. Marco Polo hat es aber weit in den Stillen Ozean hineingerückt.

Wir haben bei diesen Schilderungen des großen venetianischen Landfahrers länger verweilt, denn in späteren Zeiten bildeten die Länder Cathai und Cipangu wahre Magnete für alle Reisenden, welche den Seeweg nach Indien in westlicher Richtung entdecken wollten. Columbus selbst wollte ja nicht eine neue Welt, sondern den Ostrand Asiens entdecken, und hatte Dolmetscher mitgenommen, die sich mit dem Groß-Khan würden verständigen können. Als er auf der Insel Hayti oder Hispaniola die Goldminen von Cibao entdeckt hatte, war er fest überzeugt, daß er auf dem Boden Cipangus stehe. Die Insel Cuba hielt er für das asiatische Festland und ließ sogar von seinen Matrosen eine diesbezügliche Urkunde unterzeichnen. Columbus kannte

allerdings das Originalwerk Marco Polos nicht, sondern nur kurze Auszüge aus demselben, wie sie in andere kompilatorische geographische Werke seiner Zeit übergegangen



Hand eines vornehmen Annamiten.

waren. Doch wir werden diese Fragen in dem Bande „Weltentdecker und Weltumsegler" näher betrachten müssen.

Für diese Abteilung unserer Bibliothek war es nur von Bedeutung, Marco Polos Berichte über Zentralasien hervorzuheben. Damals stand das Mongolenreich auf der

Spitze seiner Macht und Marco Polo konnte mit Recht sagen: „Kein Volk ist geeigneter zur Eroberung und Unterjochung der Welt als die Tataren. Von Natur grausam, sind sie zugleich in der Schlacht tapfer bis zur Raserei, setzen keinen Wert auf ihr Leben und gehen jeder Gefahr ohne Zögern entgegen.“

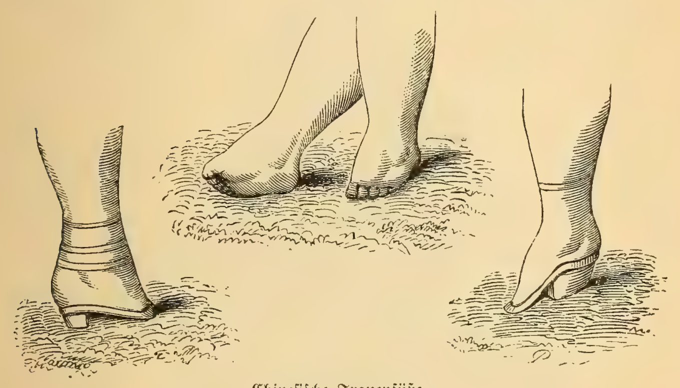
Nach Marco Polo besuchten noch andere Landfahrer Centralasien. Der Franziskanermönch Odorich von Pardenone in Friaul war auch der erste Europäer, welcher das eigentliche Tibet besucht und bis in dessen Hauptstadt Lassa vorgedrungen war. Durch ihn wurde die Kenntnis von den Einzelheiten des chinesischen Lebens erweitert. Zum erstenmal berichtete er, es sei ein Zeichen der Vornehmen, sich lange Nägel wachsen zu lassen, bei einigen werde der Daumennagel so lang, daß er rund um die Hand gehe. Bei Frauen gelte es als Schönheit, sehr kleine Füße zu haben, daher pflegten die Mütter den neugeborenen Mädchen die Füße fest zu umwickeln, daß dieselben nicht wachsen könnten. Auch beschreibt er zuerst die weißen Hühner mit wollhaarigem Gefieder, welche nur in China heimisch sind.

Handels- und Missionsreisen nach Asien mehrten sich derart zu Anfang des 14. Jahrhunderts, daß ein Faktor der Handelsgesellschaft Bardi in Florenz dem Bedürfnis der Zeit zu entsprechen glaubte, indem er unter dem Titel: „Libro di divisametin di Paesi“ einen Reiseführer für jene Gebiete herausgab. Die Reiseroute war über das Schwarze Meer und Südrußland vorgeschrieben. Ruge gibt in seiner Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen einige Auszüge aus demselben.

Unter den allgemeinen Verhaltungsmaßregeln war als ratsam empfohlen, daß man sich einen langen Bart stehen lasse. Dann nehme man sich in Tana einen Dragoman und ein paar tüchtige Diener, welche kumanisch verstehen; auch empfiehlt es sich eine Frau mitzunehmen, welche womöglich gleichfalls kumanisch spricht. Dann versorge man sich mit Mehl und Salzfisch, denn Fleisch findet man allenthalben genug. Bewaffneten Schutz braucht man nicht, da die ganze

Straße bis China, dank der Fürsorge der tatarischen Herren, sicher ist. Hat man etwa (nach unserem Geld berechnet) für 240 000 Mark Waren, so wird die ganze Reise etwa 3000 bis 4000 Mark kosten. Ein vierrädriger Ochsenkarren mit Filzdach trägt eine Last von zehn Zentnern, ein Kamelwagen, zu dem drei Zugtiere gehören, gegen 30 Zentner, ein Pferd zieht etwa sechs und einen halben Zentner. Die Reisedauer von Tana bis Cambalu oder Peking wird auf 380 Tage, also rund auf ein Jahr berechnet.

Dieser so äußerst rege Verkehr mit dem fernen Osten Asiens wurde bald jäh unterbrochen. Im Jahre 1368



Chinesische Frauenfüße.

wurde die mongolische Dynastie in China gestürzt und durch die einheimische ersetzt. Tschu-juen-tschang, ein Mann von niedriger Herkunft, aber mit Klugheit, Energie und Tapferkeit begabt, stellte sich an die Spitze der Aufständischen und vertrieb den letzten chinesischen Mongolenkaiser Schun-ti oder Tohoan-Timur-Khan, der in die Mongolei entfloh und dort schon im Jahre 1370 verstarb.

Die Macht der Mongolen flackerte noch einmal unter Tamerlan auf. Das Reich des großen Mongolenkhans zerfiel jedoch bald nach seinem Tode. Die Nomaden traten von der Weltbühne ab; sie spalteten sich wieder in zahllose kleine Stämme; das Reisen durch diese Gebiete nach China

war weder sicher noch lohnenswert, außerdem schloß auch letzteres seine Grenzen gegen die Mongolei ab.

Inzwischen wurde der Seeweg nach Indien von den Portugiesen entdeckt. Von hier war es nur ein Schritt nach Japan und China. Und in der That verluden die Portugiesen schon im Jahre 1540 viel japanisches Gold auf ihre Schiffe. Der bequemere Seeweg gab den Handelsbeziehungen eine neue Richtung und auch die Missionare nahmen jetzt die Hafenplätze zum Ausgangspunkt ihrer Reisen.

Von Indien aus drangen sie in die Gebirge ein und brachten uns seit Marco Polos und Odorichs Zeiten wieder die ersten Nachrichten über das rätselhafte Tibetland.

Die Lamas stellten ihnen keine Hindernisse in den Weg; wenn auch das Bekehrungswerk nicht gelang, so haben die Missionare verschiedenemale Lassa, den Sitz des Oberpriesters Dalai-Lama besucht. Sie klagten aber über die Beschwerden, welche die rauhe Natur des Landes bot. Nach Pater Gruber, der seine Reisen im Jahre 1661 antrat, war dort die Luft so dünn, daß man sie kaum atmen konnte; die Luft verpesteten giftige Ausdünstungen von Pflanzen und die Wege waren wegen der vielen Felsen und Abgründe schwer zu passieren.

Desideri, ein anderer Missionar, schreibt darüber: „Die übereinandergetürmten Berge lassen kaum enge Schluchten zwischen sich, durch welche Sturzbäche mit einem Getöse herabfallen, welches in dieser Umgebung den kühnsten Reisenden mit Schrecken erfüllt. Die Steige sind mitunter so schmal und gefährlich, daß man kaum Fuß fassen kann und der geringste Fehltritt den Wanderer der Gefahr aussetzt, in den Abgrund zu stürzen. Um von einem Berge zum anderen zu gelangen, hat man Seilstege aus Bast und Baumzweigen geflochten und ist oft genötigt, die Schuhe auszuziehen, um mit weniger Gefahr zu gehen. Dazu kommt noch die veränderliche Witterung, die schlechte Nahrung, welche wegen Holzmangel oft nicht einmal aus gekochtem Mehlbrei besteht.

Die Nächte bieten wenig Erholung, da man sie auf Schnee und Eis zubringen muß; bei Tage aber ist der Reflex der Sonnenstrahlen so gewaltig, daß man Gefahr läuft zu erblinden. Um das Uebel voll zu machen, trifft der Reisende alle zwei Tage noch Mautbeamte, die sich



Ein Lama, zur Andacht gekleidet.

nicht begnügen, die gewöhnlichen Zölle abzunehmen, sondern die Reisenden völlig martern und plündern."

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wurde auch Tibet von den Chinesen erobert und für europäische Reisende verschlossen.

Das 19. Jahrhundert, welches auf allen Gebieten des

menschlichen Wissens und Könnens so ungeheure Fortschritte gezeitigt hat, brachte auch die Erforschung von Zentralasien in neuen Fluß.

Das starre China mußte sich, durch Waffengewalt genötigt, den Europäern erschließen, England befestigte seine Macht in Ostindien und Rußland dehnte sie bis in das Herz Asiens aus. Dabei sank die Macht des Halbmondes immer mehr. Das alles waren Momente, welche den geographischen Forschungen in Asien einen mächtigen Vorschub gaben.

Es liegt nicht in dem Rahmen unserer Bibliothek, eine Geschichte dieser Forschungen wiederzugeben. Wir beabsichtigen im allgemeinen, an der Hand berühmter Reisenden die Hauptmomente der kolonisatorischen Entwickelung der Neuzeit, sowie die wichtigsten Ländergebiete der Erde unsern Lesern vorzuführen.

So greifen wir auch hier nur einige Reisen eines Mannes hervor, den man als den Stanley Zentralasiens bezeichnet hatte: den Spuren Prschewalskis folgend wollen wir das große Wüsten- und Steppengebiet Innerasiens aufsuchen und so das Gemälde vervollständigen, welches wir in dem Bande „Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils“ schon zum Teil skizziert haben. Alsdann werden wir aber auch deutschen Forschern nach dem hohen Norden Sibiriens folgen und mit ihnen die eigenartigen Moorwüsten, die Tundren, aufsuchen.

Prschewalski.

Nikolaus Michailowitsch von Prschewalski (Przewalski) wurde am 31. März 1839 im Gouvernement Smolensk als der Sohn eines Gutsbesitzers geboren, der aus einer altpolnischen Familie stammte. Der junge Nikolaus besuchte zunächst das Gymnasium in Smolensk und ging dann auf die Militärakademie in St. Petersburg. Die Geographie bildete seit jeher sein Lieblingsfach und so wurde er auch von Petersburg als Lehrer der Geschichte und Geographie an die Junkerschule in Warschau versetzt.

Er blieb hier nicht lange, denn schon im Jahre 1867 verließ er die polnische Hauptstadt, um eine Anstellung in Ost-Sibirien, um die er sich selbst beworben hatte, zu übernehmen. Prschewalski wollte hier naturwissenschaftliche und geographische Studien machen und seit jener Zeit bildete die Erforschung Innerasiens seinen Lebenszweck.

Sein Aufenthalt in Ost-Sibirien dauerte zunächst nur zwei Jahre. Es war auch nur eine Art Vorbereitung für die spätere Wirksamkeit. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg ging Prschewalski sofort daran, seine Beoachtungen auszuarbeiten und schrieb ein Werk über das Ussurigebiet. Es ist nur in russischer Sprache erschienen, aber die trefflichen Naturschilderungen, die scharfen Beobachtungen, die in demselben niedergelegt waren, lenkten die Aufmerksamkeit der gelehrten Petersburger Kreise auf den talentvollen Offizier. Man ging damals mit dem Plane um, verschiedene Expeditionen zur Erforschung der Mongolei auszurüsten. Die Mongolei war schon mehrfach von Russen bereist worden. So ging Helmersen im Jahre 1863 an den Kossogolsee; im Jahre 1864 besuchte Schischmarew die Quellen des Onon und vier Jahre darauf ging derselbe Forscher nach der Festung Uljassutai in der westlichen Mongolei. Die Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft entsandte im Jahre 1870 eine Expedition unter Pawlinow nach dem Westen der Mongolei und sie gab auch die Anregung dazu, Prschewalski zur Erforschung der südlichen Teile jenes Gebietes zu wählen.

Am 29. November 1870 ging der Reisende in Begleitung des Lieutenants Michael Pylzow und zweier Kosaken nach Peking, um sich dort Pässe und Erlaubnis zur Reise durch entlegene Provinzen des Reiches der Mitte zu holen. Diese erste Expedition dauerte drei Jahre und legte den Grund zu dem Rufe Prschewalskis. Mit höchst geringfügigen Mitteln hatte er weiteste Strecken Asiens durchmessen. Ueber Ordos und Alaschan drang er bis an den Kuku-Nor und in die Hochebene des nördlichen Tibets vor. Er stand an dem oberen Laufe des Yan-tse-kiang, und

wenn er umkehrte, so war er dazu lediglich durch den empfindlichen Mangel an Geldmitteln gezwungen.

Auf dieser Reise hatte Prschewalski über 1000 Kilometer zurückgelegt und dabei an 5000 Kilometer durch Kompaßaufnahmen festgelegt; für die Erkenntnis der Konfiguration mehrerer innerasiatischer Gebirgszüge war diese Reise von geradezu grundlegender Bedeutung. Aber nicht nur die Geographie, auch andere Disziplinen wurden durch die überaus sorgsame Forscherarbeit bereichert. Auffallend reich waren die naturhistorischen Sammlungen, welche die Expedition heimbrachte: 130 Felle von Säugetieren, 1000 Vogelbälge, 70 Reptilien, über 30 000 Insekten und gegen 4000 Pflanzen.



Kosakenkopf.

Prschewalski beschrieb selbst diese Expedition in seinem anziehenden Werke: „Die Mongolei und das Land der Tanguten“, welches 1875 russisch erschien, zwei Jahre darauf aber von Albin Kohn auch für deutsche Leserkreise bearbeitet wurde. Die interessantesten und wichtigsten Episoden dieses Meisterfluges des Reisenden werden wir im nachstehenden ausführlicher erzählen.

Kaum hatte Prschewalski die Resultate seiner ersten Expedition ausgearbeitet, so litt es ihn nicht länger in der Heimat. Andere Wüsten lockten ihn. Tief im Turkestan sollte ein großer Salzsee liegen; er hüllte sich in ein Dunkel von Sagen und Gerüchten. Prschewalski brach im Jahre 1876 dorthin auf und stand am 11. Februar 1877 an den versumpften Ufern des Lop-Nor, in welchen der 550 Kilometer lange Tarim mündet. Der See liegt in 670 Meter Meereshöhe und hat über 2200 Kilometer Fläche, während

seine Tiefe nur 0,6 bis 2 Meter beträgt. Von hier aus zog er in das hohe mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge von Altyn-Tag.

Im Sommer des Jahres 1877 war er nach Kuldscha zurückgekehrt. Damals war jene Stadt in dem chinesischen Gebiet der Dsungarei von russischen Truppen besetzt, die sich von dort erst im Jahre 1887, nachdem ein neuer Vertrag mit China abgeschlossen worden, zurückgezogen. Prschewalski stand somit nach langen Entbehrungen wieder mit



Typen der Einwohner von Kuldscha.

der europäischen Zivilisation in Verbindung. Er hätte ruhmgekrönt von diesem wissenschaftlichen Feldzuge nach der Heimat zurückkehren können, aber er dachte nicht daran; im Gegenteil, er rüstete hier eine neue Expedition und schon im August desselben Jahres sehen wir ihn wieder unterwegs. Er verschwand wieder in den Wüsteneien der Dsungarei, leider aber mußte er frühzeitig zurückkehren, da er in Gutschen erkrankte. Aber selbst dieser Zug, den er krankheitshalber unterbrechen mußte, verblieb nicht ergebnislos. Die wissenschaftliche Welt wurde durch die Entdeckung einer seltsamen wilden Pferdeart überrascht, welche wir später

genauer beschreiben werden. Es ist der Kertag der Kirgisen, der in der wissenschaftlichen Sprache dem Entdecker zu Ehren Equus Prschewalskii genannt wird.

Der berühmte Forscher kehrte nunmehr nach Rußland zurück. Man nahm ihn mit Ehren auf; Auszeichnungen aller Art wurden ihm zu teil und auch die Berliner Geographische Gesellschaft suchte seine Verdienste dadurch anzuerkennen, daß sie die große Humboldt-Medaille zum erstenmal überhaupt, und zwar dem russischen Forscher verlieh.

Prschewalski ruhte jedoch nicht auf seinen Lorbeeren aus, er zog nicht durch die Großstädte Europas, um an Festbanketten teilzunehmen; er flüchtete sich vielmehr auf sein Landgut, um hier seinen Reisebericht in aller Muße auszuarbeiten und auch seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. Die Ergebnisse seiner zweiten Expedition sind in den Verhandlungen der russischen Geographischen Gesellschaft niedergelegt und auch in dem Ergänzungsheft Nr. 53 der Geographischen Mitteilungen von Petermann deutsch erschienen.

Der unermüdliche Forscher Asiens hatte sich inzwischen ein neues, höheres Ziel gesteckt. Sein nächstes Unternehmen galt dem immer noch rätselhaften Tibet, auf dessen Hochebenen er schon während seiner ersten Reise so viel gelitten hatte. Er wollte diesmal Lassa (L'Hlassa, „das Land der Götter") erreichen. Seit dem Jahre 1846, in welchem der französische Missionar Huc die Stadt besucht hatte, wurde sie von keinem Europäer betreten.

Die Stadt selbst zählt nur 25000 Einwohner; sie hat zwar große Häuser, so daß in einem derselben bis 50 Familien wohnen können, aber im Innern derselben herrscht ein unbeschreiblicher Schmutz. Die äußere Pracht der Stadt ist es nicht, welche den Forschungsreisenden anzieht, sondern die inneren Verhältnisse derselben. Lassa ist das Rom der Buddhisten.

Hier liegen die Klöster, in denen die Lamas ihre höhere geistige Bildung empfangen; hier strömen Pilger aus allen Teilen der buddhistischen Welt zusammen; hier finden die

großen Kirchenfeste statt, bei denen religiös-allegorische Darstellungen nicht fehlen dürfen. Dieselben versinnbildlichen den Kampf der Leidenschaften gegen den Buddha Gotama und seine Jünger. König Mara, der Fürst der Finsternis, tritt mit seinen Heerscharen, Begier, Lust, Haß, Geiz, Sinnengenuß, Liebe u. s. w. auf. Die Priester, welche die eben genannten Personifikationen darstellen, tragen Masken von zum Teil greulichem Aussehen (siehe unsere Abbildung S. 32), die Jünger des Buddha sind nur in ihrem geistlichen Gewande. Das Schauspiel endet natürlich mit der Niederlage Maras und seiner Heerscharen.

Erwähnt sei auch, daß es in Lassa ein Pockenhospital gibt, in welchem die Kranken nur durch Beten und Singen geheilt werden. Das Beten wird dabei oft maschinenmäßig betrieben. Der Andächtige dreht die Kapseln oder Mühle, in welcher sich mit Gebeten beschriebenes Papier befindet, und glaubt, daß dieses Umdrehen dieselbe Wirkung hat, wie das Hersagen der Gebete. (Vgl. Abbildung S. 33.)

Einen Kilometer westlich von der Stadt liegt auf einem Kegelberge die berühmte Residenz Dalai-Lamas, des Oberhauptes der Buddhisten, es ist eine ganze Gruppe von Tempeln, Klöstern und Palästen, welche Potala, d. h. der „Weisheit Glück", heißt.

Diesmal setzte die russische Regierung Prschewalski 29000 Rubel aus und so trat er im Jahre 1879 seine neue Expedition unter scheinbar günstigeren Auspizien an. Prschewalski hatte bereits den Rang des Obersten; zwei Offiziere, drei Soldaten, drei Kosaken, ein Präparator und ein Dolmetscher begleiteten ihn. Es war zunächst ein weiter Weg, den er von Petersburg bis an die chinesische Grenze zurücklegen mußte, aber bereits am 2. April überschritt die Expedition bei dem Grenzposten Saissansk die chinesische Grenze, wandte sich dann über Butuntochoi am See Ulungur nach Barkul, überschritt den Tian-schan und zog dann durch weite Wüsteneien nach Sa-tscheu am Fuße des hohen Schneegebirges, des Nan-schan. Wir werden den unermüdlichen Forscher auf diesem Wege durch die dsungarische Wüste

und die Niederungen und Salzsümpfe des Zaidam begleiten. Von hier erstieg er die steile Wand des Burchan=Buda und zog in das eigentliche Hochland von Tibet ein. Führer waren hier nicht zu beschaffen, und so mußte die Karawane



Lamapriester mit Göttermaske.

in dem unendlichen öden Schiefergeröll sich selber den Weg suchen. Und sie fand ihn; endlich erreichten sie den höchsten Paß in 5010 Meter Höhe, es war der Tan=la=Paß. Der nächste Gletscher schien nur 1 Kilometer weit von den Reisenden entfernt zu sein. Der Sturm heulte fürchterlich. Auf der höchsten Stelle des Passes stand ein buddhistisches Obo,

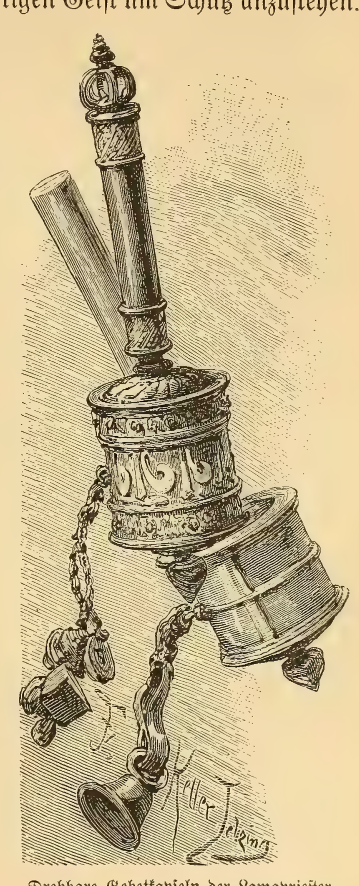


Yaks, weißbrüstige Argali und Kulans.



ein Platz, auf dem man den Geistern der Berge geringfügige Gaben, selbst Scherben nur, auf denen ein Gebet geschrieben wird, niederlegt, um den mächtigen Geist um Schutz anzuflehen.

Dieses Obo war ein großer Steinhaufen, der durch eingerammte Pfähle, welche durch an Stricken aufgehängte Lappen und Felle untereinander verbunden, umgeben war. Zwischen den Steinen lagen Knochen, Scherben, Hörner von Yaks, Haare von Pferden und Kamelen verstreut, alles Opfergaben der einzelnen Gläubigen.



Drehbare Gebetkapseln der Lamapriester in Tibet.

„Auch wir legten", berichtet Prschewalski, „in Gestalt einer leeren Flasche eine Gabe auf das Obo der Tan-la nieder. Dann griffen wir zu unseren Büchsen und ließen unter dreimaligem Hurraruf eine donnernde Salve, die furchtbar in den wilden Bergen widerschallte, ertönen. Hier standen wir — nach siebenmonatlicher Reise, in der wir viel Drangsale erduldet, Hitze, Kälte, Stürme, Wüsten, gigantische Berge, feindliche Menschen siegreich überstanden hatten. Bei allen Gefahren war das Glück unser treuer Gefährte gewesen. Das Glück hatte uns, seitdem wir ohne einen wegkundigen eingeborenen Führer, auf uns allein angewiesen, in der menschenleeren Wildnis standen, auf den rechten Pfad geleitet."

An demselben Tage krachten die Berdangewehre noch einmal in raschen Salven; die Russen mußten einen Ueberfall der wilden Jegrai, eines nomadisierenden Gebirgsvolkes, zurückschlagen.

Die Schluchten waren vom Feinde besetzt; aber die mutige kleine Kolonne nahm die Lasttiere in drei Eschelons in die Mitte und rückte gegen den Feind an. Der Vorteil der Jegrai bestand in ihren ausdauernden Pferden, der der Russen in ihren weittragenden sicheren Büchsen. Der Feind wurde glücklich aus seinen Winkeln vertrieben und mit schußbereiten Waffen passierte die Karawane die unheimliche Schlucht.

Nun war der Weg nach Lassa gefunden, aber die Tibetaner glaubten, die Russen kämen, um den Dalai-Lama zu entführen. Mongolen, die von Lassa zurückkamen, erzählten, dort hätten alt und jung geschrieen: „Die Russen wollen unsern Glauben vernichten, aber wir lassen uns das nicht gefallen und werden sie nicht unsere Stadt betreten lassen."

Und in der That kamen Gesandte aus Lassa Prschewalski entgegen, die ihn ersuchten, seinen Vormarsch einzustellen. Es begannen langwierige Verhandlungen, die jedoch zu keinem Resultate führten. Prschewalski konnte nur folgendes erkundigen:

Lassa, auf mongolisch Barun-dsu (westliches Heiligtum) oder Munchu-dsu (ewiges Heiligtum) genannt, liegt 3510 Meter hoch am rechten Ufer des Ki-tschiu-Flusses. Die Häuser sind aus Lehm und Stein gebaut. Die gewöhnliche Einwohnerzahl beträgt 20000 Seelen, doch steigt dieselbe zeitweise durch die Händler und Pilger bis auf 50000 Seelen. Die Priester herrschen bei den Einheimischen vor. Die Bevölkerung besteht aus Tibetanern, Chinesen, Hindus und Kaschmiranern, die dort Katschi genannt werden. Diese letzteren sind fast immer Kaufleute und bilden eine selbständige, strenggläubige, islamitische Gemeinde. Die Hindus, auch Pebu genannt, sind meistens Handwerker, — die Chinesen dagegen Kaufleute. Die Haupthandelszufuhr kommt

aus China. In Lassa stehen dem chinesischen Residenten ein paar hundert Soldaten zur Verfügung. Lassa soll überteuer sein; das Volk bis in das Innerste verderbt; die Ausschweifungen und Sittenlosigkeit alle Grenzen überschreiten. Der Dalai-Lama residiert in dem Kloster Buddala, welches sich am nordwestlichen Ende Lassas auf einem Felsenhügel erhebt. Im Sommer dagegen residiert er in dem Tempel Norbulink. Lassa besitzt außer den zahlreichen und berühmten Tempeln seiner Umgegend, deren Priester sich eigentlich dem Dalai-Lama gleich stellen, noch elf ebenfalls sehr reiche Tempel. Es soll in Lassa 15000 Priester und Bonzen geben. Die Mongolen erzählten Prschewalski, daß der frühere Dalai-Lama bei seinem Tod (er soll vergiftet worden sein) erst 22 Jahre alt war und daß das damalige Oberhaupt der buddhistischen Welt erst fünf Jahre alt war und einer mächtigen tibetanischen Familie entstammte. Bei dem Todesfall eines Dalai-Lama nämlich darf die Neuwahl nur ein Kind treffen, welches am Todestag des Dalai-Lama, ja womöglich in dessen Todesstunde geboren ist; wahrscheinlich hängt diese Sitte mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen.

Das tägliche Leben eines Dalai-Lama ist sehr einförmig. Seine Nahrung besteht aus dem landesüblichen Hammelfleisch, Reis, Thee, Dsamba, Fett, Dschur, sowie einer Knochensuppe. An den Festtagen wird der Dalai-Lama auf einen Altar gesetzt, vor dessen Stufen die andächtigen Pilger ihre Andacht verrichten und ihre Spenden niederlegen, während der Dalai-Lama seine Hände über sie breitet. Bei dieser Gelegenheit werden von seiten der Gläubigen große Spenden geopfert, die teils zur Ausschmückung der Tempel, teils zum Unterhalt der zahlreichen Geistlichen verwendet werden. Die Pilger wiegen die ihnen im Namen des Dalai-Lama verkauften Amulette, Segenssprüche, ja seinen Unrat mit Geld auf: im festen Glauben, daß diese Talismane die Kraft haben, sie und ihre Tiere sowohl vor Tod als vor Feuer und Feinden zu schützen. Der Dalai-Lama ist ein beklagenswertes Geschöpf, das von allen Seiten bewacht, beherrscht und bevormundet wird. Würde sich je ein ener-

gischer Mann zum Dalai-Lama aufschwingen, so würde er bald als das Opfer seiner Umgebung fallen. Die Körper der Dalai-Lama werden alle in sitzender Stellung im Hof von Buddal beigesetzt und über jeden einzelnen ein vergoldetes Kapellchen aufgebaut.

Alle Ueberredungskünste Prschewalskis halfen nichts; die Tibetaner stellten ihm ein höchst interessantes Dokument aus, daß sie ihm den Weitermarsch nach Lassa nicht gestatteten und er mußte abziehen. „Mit schwerem Herzen", schreibt der Reisende, „gab ich nunmehr den Befehl zum Aufbruch. Neugierig umstand uns das Volk, frohlockend über unsern Wegzug. Die Gesandten im Vollgefühl ihrer vollbrachten Heldenthat zerrissen sich in Liebenswürdigkeit. Noch lange, bis wir endlich in den Bergen verschwanden, sahen sie uns nach, um dann stolz nach Lassa zu eilen und das Resultat ihrer Beredsamkeit zu melden. Und abermals scheiterte mein Versuch, bis in die Hauptstadt Tibets zu dringen, an den barbarischen Vorurteilen und dem Fanatismus eines thörichten Volkes. Jetzt, wo die größten Schwierigkeiten überwunden gewesen, wo alles geebnet, wo ich das Ziel meiner Wünsche so nahe vor Augen gehabt, jetzt mußte ich wiederum unverrichteter Sache umkehren. Es war ein schwerer Augenblick der Entsagung, der uns auferlegt wurde."

Um die Tibetaner zu überraschen, hatte Prschewalski bei seinem Vormarsch den drohenden Wintersanfang nicht gescheut. Jetzt auf dem Rückzuge nach Zaidam mußte er unter dessen Unbill schwer leiden. Von Zaidam ging er nach dem Kuku-Nor und durchforschte dann im Frühling 1880 das Quellgebiet des Gelben Flusses. Es war ein mühseliger Marsch durch ein zerklüftetes Terrain, aber dem Naturforscher winkten verschiedene Freuden. Er fand hier prächtige Ohrfasanen und den wunderschönen blauen Tschekkan (Grandula coelicolor), der zuerst von Guld auf dem Himalaya angetroffen worden war. Prschewalski und seine Begleiter erlegten binnen drei Tagen 25 Exemplare. „Es that mir jedesmal leid," bemerkt er, „dieses schöne, harm-

lose Tier seines Lebens zu berauben, und ich konnte mich nie des Bedauerns erwehren, wenn ich mein Opfer in meinen Quersack versenkte." Hier fand man auch sehr prächtigen



Tibetaner.

Rhabarber; eine Wurzel, die jetzt in Petersburg liegt, wog in frischem Zustande zwölf, im getrockneten sechs Kilogramm, und solche Riesenexemplare waren dort häufig.

Quer durch die Wüste ziehend, erreichte Prschewalski

Urga und dann Kiachta; am 16. Januar 1881 traf er in St. Petersburg ein.

Wieder bereicherte er die Litteratur durch ein treffliches Werk, dessen deutsche Bearbeitung von Stein-Nordheim unter dem Titel: „Reisen in Tibet und am oberen Lauf des Gelben Flusses“ erschienen ist.

Auf, nach Tibet, war wieder seine Parole und schon im Jahre 1883 brach er dorthin auf. Im November 1883 verließ er Kiachta, durchzog die Wüste Gobi, ging von hier nach Ala-schan und dem östlichen Zaidam und entdeckte in 4140 Meter Höhe die Quellen des Gelben Flusses; er kam dann bis an den oberen Lauf des Yan-tse-kiang und ging im Februar 1885 an den Lob-Nor. Von hier wollte er in das eigentliche Tibet eindringen, er mußte aber wiederum umkehren.

Er hatte auch auf dieser Reise viel von Kälte zu leiden, er erlebte im Mai Schneetreiben und einen Frost von — 23°, aber er kehrte wieder mit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute zurück. In einer Festsitzung der Geographischen Gesellschaft zu Petersburg legte er seinen Bericht ab, und die Akademie ehrte ihn durch eine eigenartige Ausstellung der Sammlungen, die er aus dem Herzen Asiens, durch schier unübersteigliche Pässe, durch unermeßliche Steppen, öde Schluchten an die Newa gebracht hatte. Da standen wohl ausgestopft über 700 Exemplare von Säugetieren — darunter die seltensten Arten wie das wilde Pferd, das wilde Kamel, das Bergschaf, verschiedene Bären — die Zahl der Vögel betrug über 5000 und noch größer waren die Insekten- und Pflanzensammlungen.

Auch über diese Reise veröffentlichte Prschewalski ein Werk in russischer Sprache. Bemerkenswert ist es, daß er, inzwischen in die Lößtheorie Richthofens eingeweiht, nunmehr die Bedeutung der Wind- und Sandstürme für Zentralasien erkannte und diese Faktoren jetzt überall in regster Thätigkeit erblickte.

Doch dieser nach Marco Polo größte Landfahrer Asiens konnte nicht ruhen. Auf nach Lassa! rief er wieder und man sah ihn bald an der Spitze einer neuen Expedition.

In schlichten Worten hatte er schon früher denjenigen, die ihn durch die fernen ungeheuren Gebiete begleitet hatten, seinen Dank ausgesprochen: „Doch indem ich den glücklichen Schluß dieser Reisen, ihre Folgen nochmals betrachte, so muß ich aussprechen, daß dieses das Ergebnis der Kühnheit, Selbstverleugnung, Energie meiner treuen Gefährten war. Weder Wüstenhitze, Wüstensonne, noch Wüstensturm, weder Ungemach, noch Unbill, noch Gefahr irgend welcher Art konnten diese Gefährten schrecken. Mutig und kühn trennten sie sich auf Jahre hinaus von allem, was ihnen lieb und teuer war, und verfolgten, unerschrocken jeder Gefahr, jedem Mißgeschick trotzend, nur das hohe Ziel der treuesten Pflichterfüllung im Auge, jeder Zoll ein Held, den vorgezeichneten Pfad."

Und von sich selbst sagte er:

„Wohl ergreift mich hohe Freude, wenn ich nach einer mühevollen Reise die Heimat wieder sehe. Allein je mehr das alltägliche Leben wieder sein Recht verlangt, desto lebhafter erwacht in meiner Seele der Drang, die Sehnsucht nach den fernen Wüsten Asiens, die demjenigen, der sie einmal gesehen, unvergeßlich bleiben. Ja in jenen Wüsten herrscht unbeschränkte Freiheit — der Reisende steht mit den Waffen der Wissenschaft und Zivilisation wilden Räuberhorden gegenüber. Täglichen Gefahren muß er, dem Nutzen der Wissenschaften zuliebe, kühnlich trotzen. Allein alle diese Mühen, diese Leiden, wie bald sind sie vergessen, während hell und kräftig sich in der Seele die Erinnerung der Augenblicke des Erfolgs und des wahren Glückes erhebt. Tag und Nacht werden die Bilder jenes vergangenen Glückes den Reisenden umschweben und ihn mitten im Genuß der zivilisierten Ruhe hinlocken zu jenem Leben der Arbeit und der Freiheit."

In den Steppen der Mongolei.

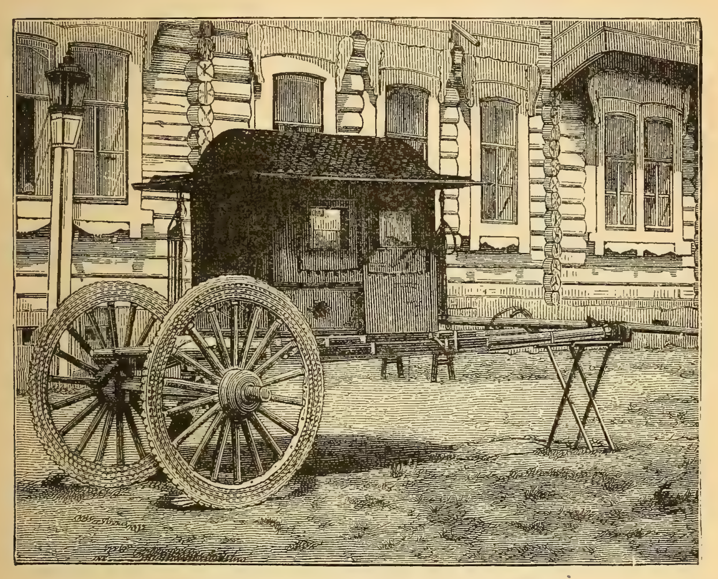
Das Volk der Mongolen.

Das größte Hindernis für die Forschungsreisen in Zentralasien sind die Bewohner des Landes selbst. Die Wüsten und endlosen Steppen, die kahlen Hochplateaus und die hohen Berge würden sich leichter bezwingen lassen, wenn die Menschen, die in ihnen hausen, wirtlicher, freundlicher wären. Dort aber, wo noch wie in China Gesetze und Ordnung herrschen, ist der Europäer gehaßt, er heißt in der Sprache der Eingeborenen Yan-guisa, d. h. überseeischer Teufel, und wird als solcher behandelt. Schlimmer als heutzutage, wo die Verhältnisse sich allmählich bessern und dem Verkehr sich neue Wege erschließen, war jener Haß vor zwei Jahrzehnten, da die Reisen ausgeführt wurden, die den Gegenstand unserer Betrachtung bilden. Der Chinese hat auch in frühen Zeiten seine eigentliche Heimat verlassen und sich in den fruchtbaren Flecken des von ihm eroberten Steppengebietes niedergelassen; er treibt hier Ackerbau und Handel, tritt aber nicht als ein Kulturträger, sondern als Verderber der echten nomadisierenden Mongolen auf und erschwert auch hier dem Europäer das Reisen.

Nicht mehr zuvorkommend ist der Sohn der Steppe, der Ostmongole, der hier zunächst in Betracht kommt. Ein breites, flaches Gesicht mit hervorragenden Backenknochen, eine Plattnase, kleine, schmal aufgeschlitzte Augen, ein eckiger Schädel, große, vom Kopfe abstehende Ohren, schwarzes, hartes Haar, das im Barte sehr langsam wächst, dunkle,

sonnverbrannte Haut, endlich ein gedrungener, kerniger Körperbau von mäßiger, oft aber auch mehr als mäßiger Größe — dieses sind die äußeren charakteristischen Merkmale eines echten Mongolen, wie er noch unverfälscht in der Gegend von Chalcha vorkommt.

Der Zopf bildet ein ferneres Merkmal der äußeren Erscheinung des Mongolen; er rasiert sich den Kopf und



Chinesisches Fuhrwerk für Reisen durch die Mongolei.

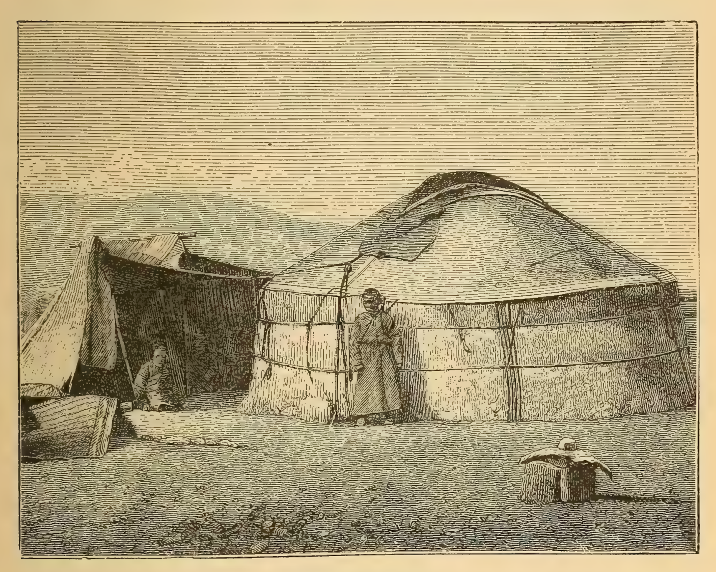
läßt nur im Hinterteil so viel Haare stehen als nötig sind, um daraus eine lange Flechte zu machen. Der Zopf bedeutet dabei mehr als Mode, denn die Mandschuren haben, nachdem sie in der Mitte des 16. Jahrhunderts das Himmlische Reich erobert, diese Sitte nach China verpflanzt, wo sie als Zeichen der Unterwürfigkeit unter die Dynastie Datsyn gilt und auch allen von den Chinesen unterjochten Völkern aufgezwungen wird. Nur ein Stand der Mongolen, die sehr zahlreichen Lamas oder Priester, sind davon frei und rasieren den ganzen Kopf.

Die Kleidung des Mongolen ist einfach. Hemden und Unterkleider kennt er nicht. Im Sommer trägt er das weite, schlafrockähnliche Gewand aus chinesischem Baumwollstoff, welches Chalat heißt und in ganz Zentralasien verbreitet ist. Chinesische Stiefel und ein niedriger Hut vervollständigen den Sommeranzug, zu dem im Winter warme Beinkleider und Schafpelze hinzukommen, während der Hut durch eine warme, hohe, kegelförmige Schafpelzmütze ersetzt wird. Ein Gurt, der um die Taille gebunden wird, verwandelt den oberen Teil des Rockes in eine Busentasche, in die manche notwendige Gegenstände, vor allem aber die Tabakdose, gesteckt werden. An dem Gurt hängt auch der Tabakbeutel, die Pfeife und der Feuerstahl.

Ebenso einfach wie die Kleidung ist die Wohnung des asiatischen Nomaden. Es ist die Filzjurte, eine Art von Zelt, das leicht aufgebaut und wieder abgebrochen werden kann. Eine Anzahl Stangen wird oben zusammengebunden und dann so ausgespreizt, daß sie einen Raum von 4 bis 5 Meter Durchmesser umschließen. Nachdem sie am unteren Teile bis auf die Stangen, welche die Thüröffnung bilden sollen, mit Leinen umbunden werden, bringt man die Thür an, die etwa 1 Meter hoch und 1 Meter breit ist. Auf diese „Wände“ wird dann die Kuppel aufgesetzt: ein hölzerner Reifen, durch dessen Löcher Stangen gesteckt werden und welcher den unteren Wohnraum der Jurte von dem Oberteil trennt, der als Fenster und Rauchfang dient. Hierauf wird das Gerüst mit Filzdecken umkleidet und die kunstlose Wohnung ist fertig. In der Mitte derselben befindet sich der Herd, und der Thür gegenüber werden die Burchany, d. h. Heiligenbilder, aufgestellt.

Wie einfach die Jurte auch aussieht, so gewährt sie dem Nomaden hinlänglichen Schutz gegen die Unbill der Witterung; solange in ihr das Feuer brennt, bleibt sie selbst während eines starken Frostes warm, und im Sommer ist sie kühl und schützt vor den sengenden Strahlen der Sonne wie vor strömendem Regen. Nicht eine jede Jurte ist der anderen gleich. Man muß unterscheiden zwischen den Jurten

gemeiner und vornehmer Mongolen. Bei den letzteren wird schon ein gewisser Luxus entfaltet; in ihrer Jurte findet man einen Bretterboden und die Wände sind mit baumwollenen oder gar seidenen Stoffen behangen. In einem aber sind sich alle mongolischen Wohnungen gleich, ob bei reich oder arm, überall trifft man eine unbegrenzte Unreinlichkeit vor. Der Mongole hat eine unbeschreibliche



Mongolische Jurte.

Scheu vor dem Wasser. Er ist an das trockene Klima seiner Steppen und Wüsten gewöhnt und kann wie das Kamel die Feuchtigkeit nicht vertragen. Niemals erbaut er seine Jurte in der Nähe eines Baches oder eines Sumpfes, niemals wagt er sich selbst durch das seichteste Wasser — und die Sitte, seinen Leib zu waschen oder gar zu baden, ist ihm völlig unbekannt; nur ausnahmsweise entschließt er sich, Hände und Gesicht zu waschen. Sein Chalat und sein Pelz strotzen auch von gewissen lästigen Bewohnern, über die er von Zeit zu Zeit die Todesstrafe verhängt. Reines,

ungekochtes Wasser trinkt der Mongole niemals; stets dampft ein Kessel über dem Herd und in ihm brodelt ein aus Ziegelthee bereitetes Getränk, von dem die ganze Familie ohne Unterlaß ihren Durst und Hunger löscht. Ein flüchtiger Einblick in die Mongolenküche ist schon genügend, um allen Appetit eines Europäers schwinden zu machen.

Das Hauptgeschirr ist ein gußeiserner Kessel. Von Zeit zu Zeit wird an ihm das vollzogen, was man sonst „Scheuerfest" zu nennen pflegt. Das Innere des Kessels wird mit trockenem Argal, d. h. Rinder- oder Pferdemist, ausgescheuert; eine andere Reinigung widerfährt dem Familienkessel niemals. Zur Theebereitung wird nun in diesem Geschirr Salzwasser angesetzt. Dann wird ein Stück des steinharten Ziegelthees mit einem Messer zerkrümelt oder in einer Stampfe zerstoßen und erweicht, indem es auf heißen Argal gelegt wird, wodurch es ein eigenartiges Aroma erhält. Dann werden noch ein paar Tassen Milch in den Kessel gethan und der Thee hineingeworfen. Jeder Mongole trägt nun ein Schüsselchen bei sich, und wenn es ihm beliebt, so kommt er an den Kessel und schöpft Thee heraus, den er durch Zusatz von gerösteter Hirse oder Fett gehaltvoller macht. So ißt und trinkt er den ganzen Tag hindurch, ohne sich um regelmäßige Mahlzeiten, als da sind: Mittagbrot, Abendbrot und dergleichen zu kümmern. Sein Schüsselchen leckt er nach beendeter Mahlzeit rein ab und steckt es in seine Busentasche. Reiche Mongolen treiben mit diesen Schüsseln sogar Luxus und führen silberne, chinesischer Arbeit, bei sich; reiner werden aber diese kostbaren Gefäße keineswegs gehalten.

Neben diesem Thee bildet auch Milch und verschiedene „Molkereiprodukte" die Hauptnahrung des Mongolen. Sie kennen Butter und eine Art Quark oder Käse, außerdem aber bereiten sie aus eingekochter Milch unter Zusatz von Hirse eine Speise, die sie „Schaum" nennen. Aus Stuten- oder Schafmilch wird Kumys bereitet, und während des ganzen Sommers benebeln sich die Freunde, indem sie gegenseitig von ihrem Kumys kosten. Ein stärkeres Getränk, der

Schnaps, wird ihnen von den Chinesen geliefert und die Mongolen trinken ihn gern wie alle nomadischen Völker.

Im Winter tritt für die Mongolenküche die gesegnete Zeit ein, in der es Hammelfleisch gibt; das Schaf zählt zu den geheiligten Tieren, und sonderbarerweise wird die hier einheimische Art selbst auf der dürrsten Steppenweide fett. Das entspricht dem Geschmack des Nomaden, welcher den Kurdjak, die Fettdrüse des Schwanzes, für den größten Leckerbissen hält. Wir wollen auch in dieser Beziehung nur einige Zubereitungen der Fleischspeisen erwähnen.

Die Därme werden ausgeleert und, ohne ausgewaschen zu werden, mit Blut gefüllt und gekocht. Das gibt mongolische Würste.

Das Fleisch wird gekocht und nur das Bruststück am Spieß gebraten. Ist aber der Mongole auf Reisen, so verzichtet er mitunter auf die Kunst des Kochens, legt ein Stück Fleisch unter den Sattel des Kamels und reitet es gar. Daß hier die fünfzinkige Gabel in ihrem vollsten Rechte besteht, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. So wird das Fleisch auch mit der Hand in den Mund gestopft, so viel eben hineingeht, und der Rest vor dem Munde mit einem Messer abgeschnitten. Außerdem genießen sie noch Ziegen- und Pferdefleisch, seltener solches von Rindern und Kamelen und verachten auch nicht gefallenes Vieh, namentlich wenn es fett ist. Fische und Vögel werden dagegen für unrein gehalten, und vor ihnen haben die Mongolen solchen Ekel, daß sie selbst den Anblick eines Europäers, der ein Geflügel- oder Fischgericht verzehrt, nicht ertragen können.

Der Mongole ist gefräßig im vollsten Sinne des Wortes. Er lebt wohl, wenn es die Umstände erheischen, tagelang auf das kärglichste; kommt aber dann die richtige Gelegenheit, so ißt er für sieben, und ein Hammelviertel ist die gewöhnliche Portion für einen Menschen, während viele Gourmands selbst einen Hammel mittlerer Größe an einem Tag für sich verspeisen.

Der Mongole verdankt alles, was er hat, seinen Her-

den, von diesen hängt seine Existenz ab. Die Viehzucht ist seine ausschließliche Thätigkeit; wo es seinen Herden wohl ergeht, dort ist seine Heimat. Die Liebe zur Scholle ist ihm fremd, denn er verachtet den Ackerbau und betreibt die Industrie nur, insofern sie seinem Haushalte nötig ist. Er gerbt Leder, macht Filzdecken, Sättel, Zäume und Bogen; alles übrige bezieht er von den chinesischen Händlern. So ist auch das ganze Sinnen und Trachten des Mongolen der Pflege seiner Herden gewidmet. Die genügsamsten seiner Tiere sind Pferde und Kamele, denn sie gehen im Sommer allein auf die Weide, bedürfen keiner Aufsicht und kommen selbst zum Brunnen, um zu trinken. Kühe und Schafe werden von herangewachsenen Kindern gehütet. Das Melken und die übrige Wirtschaft besorgen die Frauen. Der Mongole hat somit während des Frühlings und Sommers nichts zu thun; er inspiziert nur seine Herden und reitet von einer Jurte zur andern, um beim Thee oder Kumys mit seinen Nachbarn zu plaudern. Er ist ein echter Steppensohn, der sich nie von seinem Reittier trennt; er geht nie zu Fuß, selbst wenn der Weg nur ein paar hundert Schritt beträgt, schwingt er sich auf sein Pferd und legt die kurze Strecke im Galopp zurück. Von dem fortwährenden Reiten sind seine Beine krumm gebogen, und wie mit eisernen Klammern umfaßt er mit ihnen den Sattel; er zwingt auch das wildeste Pferd der Steppe, und je besser es ist, desto stolzer ist er auf dasselbe und veräußert es nicht selbst in der größten Not.

Die wichtigste Einnahmequelle des Mongolen bilden jedoch seine Kamele. Beginnt der Herbst, so nimmt auch das Faulenzerleben des Nomaden ein Ende. Er sammelt seine Kamele und bringt sie in die Städte Kalgan und Kuku-Choto, wo er sie als Lasttiere mit ungeheurem Gewinn vermietet. Von Kalgan gehen dann die großen Züge mit Thee und chinesischen Waren nach Kiachta; von Kuku-Choto wird Proviant für die chinesische Armee mitgenommen, und ein anderer Teil der Kamele wird mit Salz beladen und nach den Grenzstädten des eigentlichen China geschickt. Bei

dieser Arbeit entwickelt der Mongole eine bewundernswerte Ausdauer. Eisiger Winter lagert über Steppen und Wüsten, fast täglich sinkt die Temperatur auf — 30° C., fast beständig weht der scharfe Nordwestwind, und der Nomade zieht bei diesem Wetter tagaus, tagein dahin, 15 Stunden bleibt er täglich im Sattel und fünfmal legt er mitunter den Weg von Kalgan nach Kiachta zurück, was eine Gesamtstrecke von etwa 5000 Kilometer ausmacht. So erscheint der Mann wie aus Eisen gemacht. Freilich kann er diese Anstrengungen nur in seiner gewohnten Weise ertragen. Muß er 20 Kilometer marschieren, so bricht er vor Ermüdung zusammen, übernachtet er auf feuchtem Boden, so erkältet er sich wie ein verzärteltes Stadtkind, so sehr ist er an das trockene Steppenklima gewöhnt. In der Wüste ist er zu Hause, hier sagt er jede Witterungsänderung voraus, hier findet er jedes verirrte Pferd oder Kamel, indem er den unscheinbarsten Spuren folgt, und wie durch Instinkt entdeckt er die Brunnen. Aber er ist nicht zu vergleichen mit den Wüstensöhnen Afrikas, die zwar keine Helden sind, ihn aber an Tapferkeit weit überragen. Nichts als sein Name deutet heute darauf hin, daß er der Nachkomme eines Volkes ist, welches vor Jahrhunderten mit dem Geklirr seiner Waffen die Welt erfüllte, von den Küsten des Stillen Ozeans bis hinein in die deutschen Gauen. Er ist entartet und eine unbegrenzte Feigheit ist der Stempel, den ihm die chinesische Herrschaft aufgedrückt hat. Er kann einen Ueberfall wagen, wenn er sich in Uebermacht weiß, einem halbwegs mutigen Feinde weicht er aus und sucht in der Flucht sein Heil.

Charakteristisch für den Mongolen ist die Thatsache, daß er sich nicht nach den Worten „rechts“ und „links“, sondern nach den Weltgegenden orientiert; für „rechts“ und „links“ hat ihre Sprache keinen Ausdruck und sie sagen: die Sache liegt östlich oder westlich von dem Fragenden, wobei sie im Gegensatz zu uns die Vorderseite als Süd bezeichnen, so daß der Osten bei ihnen auf der linken Seite des Horizontes liegt.

Die Mongolen haben auch ihre eigene Schrift, welche

der chinesischen ähnlich ist. Sie schreiben von oben nach unten, und zwar von links nach rechts. Die chinesische Regierung läßt auch für sie in Peking Bücher drucken, die zumeist religiösen und historischen Inhalts sind und aus dem Chinesischen übersetzt wurden. Auch das mongolische Recht ist in mongolischer Sprache abgefaßt, und in Peking und Kalgan sind Schulen, in denen Mongolisch gelehrt wird. Aber diese Gelegenheit ist nur das Vorrecht der höheren Stände, das gemeine Volk ist des Lesens und Schreibens unkundig; denn auch unter den Nomaden gibt es Rangstufen: Fürsten, Edelleute und Lamas oder Priester.

Sie sind Anhänger der Religion Buddhas und ihr Oberhaupt ist der Dalai-Lama (Ozeanpriester), der in Lassa in Tibet residiert. Außer ihm, der besonders heilig ist, gibt es noch in der Mongolei und in China an hundert hohe Priester, Higinen, die niemals sterben, da sie Verkörperungen irgend eines Heiligen sind. Sie wechseln bloß den Körper. Ist der alte Körper schwach geworden, so verläßt ihn die Seele und fährt in einen jüngeren, und es ist merkwürdig, daß die Priester diese Seele immer wieder unter den vielen Sterblichen herausfinden und den Higinen wieder in seine alten Gemächer zurückführen. Die chinesische Regierung soll im geheimen bei diesem Suchen beteiligt sein, damit sich niemals ein energischer Dalai-Lama an die Spitze der Gläubigen stelle und die Nomaden vom Himalaya bis Sibirien in Aufruhr versetze.

Vor ihnen ist auch das Reich der Mitte sicher; aber vor zwei Jahrzehnten wurde es von anderen Nomaden bedroht. Ein Teil derselben huldigt der Lehre des Propheten Mohammed, er wird in Europa Dunganen genannt, heißt aber in China „Choj-Choj". Diese Mohammedaner hatten sich im Jahre 1862 in der Provinz Gan-su gegen die chinesische Herrschaft empört und in jahrelangen Kriegs- und Raubzügen weite Strecken Zentralasiens verwüstet, indem sie sich zugleich gegen die Mongolen wandten.

Für die Europäer ist die Kriegsführung der asiatischen Horden von heute kaum faßlich; denn so widerspruchsvoll

es klingt, war der ganze dunganische Aufstand ein Krieg Feiger gegen Feige, er basierte, wie Prschewalski sich ausdrückt, auf der Annahme, daß ein Hase den andern einschüchtern, ein Fuchs den andern überlisten werde. Die Parteien, die sich hier gegenübertraten, waren Karikaturen eines Heeres, gut zum Rauben, Morden und — Flüchten. Prschewalski schildert, um einen klaren Begriff von der ganzen Ungeheuerlichkeit dieser Kriegführung zu geben, die Belagerung des Klosters Tscheibsen, die wir auch an dieser Stelle wiedergeben wollen:

„Dieses Kloster ist von einer quadratischen Lehmmauer umgeben, welche gegen 7 Meter hoch ist und deren jede Seite eine ungefähre Länge von 40 Klaftern hat. In der Mitte jeder der vier Mauerseiten, wie auch in den vier Winkeln befinden sich kleine Türmchen, welche eine Besatzung von 15 bis 20 Mann beherbergen. Die Mauer ist mit einem Bretterdache, das nach innen und außen abfällt, versehen. Außerhalb dieser Befestigung befinden sich ringsherum gegen hundert Hütten (Fansen), welche ebenfalls von niederen Lehmmauern umgeben sind. Innerhalb dieser Feste ist nicht einmal ein Brunnen vorhanden und deshalb muß das Wasser aus einem Bache geholt werden, der außerhalb der Befestigung fließt.

„Im Sommer des Jahres 1868 näherten sich einige tausend Dunganen diesem Platze, um das Kloster zu zerstören. Die Verteidiger, deren Anzahl sich auf 1000 Mann belaufen mochte, waren ein Gemisch von Chinesen, Mongolen und Tanguten. Bei Annäherung des Feindes verließen alle die Fansen und begaben sich in die Hauptbefestigung; die Dunganen besetzten die ersteren ohne Widerstand zu finden und begannen auch sogleich den Sturm der Hauptfeste. Trotz der elenden Verfassung, in welcher sich diese befand, zeigte sie sich hinreichend widerstandsfähig gegenüber den Sturmwaffen der Dunganen, welche einfache Brechstangen anwendeten, um eine Bresche in die Lehmwand zu machen. Eine Folge hiervon war, daß der erste Sturm mißlang. Indessen war die Zeit zum Theetrinken herangerückt, und

diese Beschäftigung ist für jeden Chinesen so wichtig, daß er ihrethalben eine fast gewonnene Schlacht unterbricht. Da die Dunganen in dieser Beziehung den Chinesen vollkommen gleich sind, so eilten auch sie in das 1 Kilometer entfernte Lager zurück. Die Belagerten, welche ja ebenfalls ihr Lieblingsgetränk zu sich nehmen wollten, stürzten nun mit ihren Wassergefäßen zum Thore hinaus und schöpften angesichts des Feindes und ohne von diesem daran verhindert zu werden, so viel ihnen für den Augenblick nötig war, bereiteten hierauf ihr Getränk und schlürften es in aller Seelenruhe. Tags darauf wiederholte sich dieselbe Scene; man stürmte vergebens die Feste und eilte davon, als die Zeit hierzu gekommen war, um den Thee zu bereiten und zu trinken. In dieser Weise wurde das chinesische Saragossa während voller sechs Tage angegriffen und verteidigt."

Gelang es nun den Dunganen, einen Sieg zu erfechten, so verwandelten sie sich in reißende Tiere und ließen alle Gefangenen über die Klinge springen; es galt als besondere Gnade, wenn man denjenigen, die zum Islam übertraten, das Leben schenkte. Als die Dunganen Alaschan und Ordos verwüstet hatten, stellte die chinesische Regierung an der Grenze des eigentlichen Reiches eine Armee von 70 000 Mann auf, welche die Rebellen bekämpfen sollte.

Diese Armee war des Gegners wert. Die Soldaten waren mit Säbeln und Luntenflinten bewaffnet, eine Anzahl nur führte glatte europäische Gewehre. Die Kavallerie zeichnete sich durch lange Bambuspiken mit großen roten Flaggen und dem Bildnisse des Drachens aus. Von einer Disziplin war keine Rede. Offiziere wie Soldaten waren passionierte Opiumraucher, rauchten selbst auf dem Marsche, bis sie besinnungslos zu Boden fielen. Die Armee war dadurch physisch wie geistig zu allen energischen Leistungen unfähig. Fußmärsche waren bei dieser Truppe ganz unerhörte Dinge. Die Waffen wurden auf Wagen oder Kamele geladen und die Soldaten ritten ohne Waffen einher. Während eines Regens oder in der Nacht könnte übrigens diese Truppe nur bei Todesstrafe zum Marsche gezwungen werden.

Dieses Heer war aber der Schrecken aller Bewohner, selbst der des eigenen Landes; denn die Armee lebte vom Raube. Sobald eine Heeresabteilung in eine Gegend einrückte, begann das Fouragieren, d. h. gewaltsames Fortschleppen von Vieh, Mehl, Heu u. s. w., die Einwohner waren froh, wenn sie selbst mit heiler Haut davonkamen, oder flohen in unzugängliche Schluchten, die Mongolen aber brachen ihre Jurten ab und zogen einige Kilometer weiter in die Steppe, bis sie durch den Ruf „Choj-Choj" oder die Nachricht von der Annäherung der befreundeten Armee wieder in die Flucht gejagt wurden.

Die Offiziere billigten das Treiben der Soldaten, denn sie erhielten auch ihren Anteil vom Raube und waren außerdem darauf bedacht, die Staatskasse zu betrügen. Die Armee zählte auf dem Papier 70 000 Mann, in Wirklichkeit mochten nur 30 000 Mann im Felde gestanden haben; der Rest war tot oder desertiert; aber dies alles wurde nicht nach Peking gemeldet, und so wanderten der Sold und die Verpflegungskosten für die Deserteure und Toten in die Taschen der Offiziere. Als Sining, die volkreiche Stadt von Gan-su, in die Hände der Rebellen gefallen war, erfuhr man dies in Peking erst nach drei Jahren.

Der dunganische Aufstand dauerte schon zehn Jahre; die Rebellen zerteilten sich in kleine Haufen und plünderten die Umgebung, dicht vor den Augen des chinesischen Heeres, als man sich in Peking endlich entschloß, zu einem Angriff auf Sining vorzugehen. Die Chinesen zählten 25 000 Mann und führten als Hauptscheuche vier europäische Kanonen. Diese wurden von je sechs Maultieren gezogen, waren mit rotem Seidenzeuge umwickelt, und es war bei Todesstrafe verboten, sich ihnen zu nahen. Diese Kanonen übten eine furchtbare Wirkung aus. „Als nämlich der Kampf begonnen und die Chinesen einige Granaten in die Stadt geworfen hatten, welche in den Straßen platzten, vergingen die Dunganen vor Schrecken. Um das Unglück zu vollenden, hoben sie eine Granate, welche nicht geplatzt war, auf, und es versammelte sich ein großer Haufen, um das Wunderding zu

beschauen und es zu entladen. Zu dieser Operation versammelte sich eine Menge Neugieriger, da man aber unvorsichtig zu Werke ging, platzte die Granate und ihre Splitter verletzten und töteten viele neugierige Gaffer."

Die Chinesen bemächtigten sich bald der ersten Mauern, da kam in ihr Lager die Nachricht von der Vermählung des Kaisers von China, und dieses Ereignis wurde eine ganze Woche lang durch Festlichkeiten, Theatervorstellungen und dergleichen gefeiert, wobei die Mannschaften wie die Offiziere betrunken waren. Trotzdem wagten die Dunganen nicht, einen Ausfall zu machen, ließen sich später besiegen und wurden zu Tausenden abgeschlachtet.

Damit war der Aufstand noch nicht gänzlich unterworfen, und selbst als im Laufe des Winters drei andere Städte erobert wurden, flohen die Dunganen nach Westen, wohin ihnen die chinesischen Truppen folgten. So standen die Dinge in Zentralasien, als Prschewalski seine erste berühmte Reise durch die Mongolei nach dem Tibet antrat. — Das Gebiet war teils verwüstet, teils wurde es von Räuberhorden durchzogen.

Am Dalai-nor.

Es war keine Expedition im großen Stil, wie wir solche in der Neuzeit so oft kennen gelernt haben, die N. v. Prschewalski, Oberstlieutenant im russischen Generalstabe, zu Anfang des Jahres 1870 in Peking ausrüstete. Dem kühnen Manne standen keine Millionen zur Verfügung. Für das erste Jahr der Reise erhielt er vom russischen Kriegsministerium, von der Geographischen Gesellschaft und vom Botanischen Garten zusammen die Summe von 2500 Rubel, in die bereits sein Gehalt inbegriffen war. Seinem Reisegefährten, dem Unterlieutenant Pylzow, waren 300 Rubel bewilligt worden. Da aber die Forschungsreise drei Jahre dauern sollte, so wurden für das zweite und dritte Jahr für Prschewalski je 3500 Rubel und für Pylzow je 600 Rubel ausgeworfen. Für eine Reise in unermeßliche Gebiete, welche

den Europäern zum großen Teil noch ganz unbekannt waren, waren diese Mittel äußerst geringfügig und um so mehr muß man den Mut und die Ausdauer des Mannes bewundern, der mit ihnen auskommen und Großes erreichen konnte. Er war gezwungen, sich in allem einzuschränken, er konnte als weitere Begleiter nur zwei Kosaken mitnehmen, von denen ein jeder jährlich von ihm 200 Rubel erhielt, und so mußten Prschewalski und Pylzow auf der Reise die gewöhnlichen Arbeiten verrichten, Kamele beladen und hüten, Argal sammeln u. s. w., und dabei noch wissenschaftliche Forschungen anstellen. Die kleine Expedition war auch, was ihre Ernährung anbetraf, zum großen Teil auf den Ertrag der Jagd angewiesen, und wenn diese nicht glückte und die Mongolen und Chinesen mit Absicht unverschämte Preise forderten, so war oft der Hunger der Begleiter der wackeren Pioniere der Wissenschaft.

Zwei Reitpferde und sieben Kamele bildeten die Karawane. Den Hauptteil des Gepäckes bildeten Gewehre und Munition. Sie waren der wichtigste Teil der Ausrüstung, denn sie sollten nicht allein zur Jagd, sondern auch zum persönlichen Schutz der Reisenden dienen, die ja durch Gebiete, welche von den Dunganen verwüstet worden waren, ziehen sollten und auf Zusammentreffen mit Räuberhorden gefaßt sein mußten. Diese Vorsicht hatte sich auch bewährt und das Räubergesindel ließ während des ersten Jahres der Reise die wohlbewaffneten Reisenden, die auch treffliche Schützen waren, in Ruhe.

Einen anderen Teil des Gepäckes bildeten die zu Forschungszwecken bestimmten Gegenstände. In Anbetracht der geringfügigen Mittel gab es darunter keine wertvolleren, ja nicht einmal die notwendigsten Beobachtungsinstrumente, in der Hauptsache bestand diese Ausrüstung in dem, was zum Präparieren der Tiere und Trocknen der Pflanzen notwendig ist. Das alles wurde in vier große Kisten gepackt, welche auch später die ausgestopften Tiere und die getrockneten Pflanzen aufnehmen sollten. Außerdem nahm noch Prschewalski für etwa 300 Rubel verschiedene Kurz-

waren mit, da er, um leichter durchzukommen, die Rolle eines Kaufmanns spielen wollte. Für den persönlichen Komfort wurde sehr wenig gesorgt: eine Kiste Cognac, ein Pud (etwa 18 Kilogramm) Zucker und zwei Säckchen Hirse und Reis, das waren die Nahrungsmittel, die man auf den Weg mitnahm. Selbst diese geringfügige Ausrüstung erschöpfte die Geldmittel derart, daß Prschewalski mit nur 230 Lan chinesischen Geldes, d. h. etwa 460 Rubel, Peking verließ.

Bevor er seine eigentliche Reise ins Innere antrat, wandte er sich zunächst nach der Stadt Dolon-nor im Norden, um den Charakter des gebirgigen Landes kennen zu lernen, welcher die mongolische Hochebene umsäumt.

Es war Ende Februar und in der Ebene von Peking herrschte ausgezeichnetes Frühlingswetter; das Thermometer stieg im Schatten auf + 19 ° C.; der Fluß Boy-che hatte sich vom Eise gereinigt und er sowohl wie die überschwemmten und absichtlich unter Wasser gesetzten Felder waren von Vögelscharen dicht bevölkert. Es sind durchziehende Gäste, deren Anwesenheit in diesen Gebieten ein sicheres Zeichen bildet, daß sich die mongolische Hochebene noch nicht erwärmt habe. Erst wenn dies eintritt und auch die Eisdecke Sibiriens zu schmelzen anfängt, lichten sich nach und nach die Vogelscharen. Der Weg nach jener Hochebene führt durch ein Gebirge, welches von mäßiger Höhe ist, aber hier und dort einen Alpencharakter annimmt. Das Innere dieses Bergzuges ist mit Gebüsch und Wäldern bedeckt. In den letzteren treten namentlich Eichen und Schwarzbirken auf, unter denen man seltener Weißbirken, Espen, Kiefern und sehr selten auch Fichten antrifft. Diese Wälder liegen in der Nähe von Sche-che, der Sommerresidenz des Bogdo-Khans. Früher wurden in ihnen die berühmten chinesischen Kaiserjagden abgehalten, bis im Jahre 1820 der Bogdo-Khan Kjakin während einer Jagd erschossen wurde, worauf man sie einstellte.

Je mehr man sich von der Ebene entfernt, desto rauher wird das Klima und man konnte vor Sonnenaufgang noch

— 14° C. ablesen. Das Gebirge steigt stufenweise empor; während die südlichste Stadt desselben Hu-bej-kau nur 221 Meter über dem Meere liegt, beträgt die absolute Höhe von Dolon-nor auf der Hochebene bereits 1263 Meter. Ueberschreitet man die letzte Kette des Mondgebirges, den Großen Chingan, so gelangt man in kuppelförmige Hügelketten, die bereits den Charakter der Steppe an sich tragen. Bäume und Sträucher verschwinden auf einmal und auf den Grasfeldern erscheinen die charakteristischen Tiere der mongolischen Ebene: der Pfeifhase, die Dserenantilope und die mongolische Lerche. Die Steppe wird hier strichweise von Sandwüsten unterbrochen. 40 Kilometer nördlich von der Stadt Dolon-nor beginnt eine solche wüste Gegend, welche bei den Mongolen Gudschin-gurbu, d. h. Dreiunddreißig, genannt wird. Dieser Landstrich, der sich bis zu dem See Dalai-nor erstreckt, ist von einer Anzahl zusammengewehter Sandhügel bedeckt, deren Höhe 10—30 Meter beträgt. Auf den meisten derselben grünen Gras und Gebüsch, selten nur steht dazwischen eine Eiche oder Birke. Dreiunddreißig ist ein willkommener Aufenthalt für allerlei Wild, wie Rebhühner, Hasen und Rehe. Der Mongole hat sich in ihr nicht niedergelassen, in einigen Thälern, wo der Boden sich zur Bearbeitung eignet, bemerkt man aber chinesische Dörfer. Obwohl viele Wege die Gegend nach allen Richtungen hin durchschneiden, so ist es doch nicht gut möglich in ihr ohne Führer zu reisen, da es ungemein schwierig ist, sich zu orientieren; hat man einen Hügel erstiegen, so fallen die Blicke auf Dutzende anderer, welche nach einem Maße gemacht zu sein scheinen.

Am 25. März erreichte Prschewalski die Ufer des Sees Dalai-nor und genoß gleich in der ersten Nacht einen großartigen Anblick eines Steppenbrandes. „Wenngleich wir“, schreibt Prschewalski, „in den Randgebirgen häufig Grasbrände beobachteten, die in jener Zeit von den Bewohnern der Gegend angelegt waren, um den Boden vom trocknen, vorjährigen Grase zu befreien, so überstieg doch das Bild, welches sich bei Dalai-nor vor unsern Blicken entwickelte,

durch seine Großartigkeit alles, was wir bisher in dieser Hinsicht gesehen hatten.

„Schon am Abend zuckte ein Flämmchen am fernen Horizonte, nach zwei oder drei Stunden war es zu einer ungeheuren Feuerlinie angewachsen, welche sich schnell über die weite Ebene der Steppe bewegte. Ein kleiner Hügel, welcher gerade in der Mitte dieser Linie lag, wurde ganz mit Feuer wie begossen, und erschien wie ein großes erleuchtetes Gebäude, das sich über eine allgemeine Illumination erhebt. Man denke sich nun noch den von Rauch verhüllten, aber von einem blutroten Widerscheine erleuchteten Himmel hinzu, welcher sein rötliches Halblicht in die Ferne warf. Rauchsäulen wirbeln in phantastischen Windungen und von den Flammen gleichfalls beleuchtet, empor, erheben sich hoch in die Lüfte und verschwinden in der Ferne in undeutlichen Umrissen ... Ein weiter Raum vor dem brennenden Striche ist ziemlich hell erleuchtet und hinter ihm erscheint das Dunkel der Nacht nur noch dichter und undurchdringlicher ... Auf dem See hört man das laute Geschrei der Vögel, welche durch das Feuer aufgescheucht sind, aber auf der brennenden Ebene herrscht Ruhe und Stille ...“

Dalai-nor heißt der See, eine wörtliche Uebersetzung dieses Wortes bedeutet „das See-Meer“, aber der Umfang desselben beträgt nur gegen 60 Kilometer. Vier Flüßchen münden in diesen See, dessen Wasser salzig ist und viele Fische beherbergt. Die Eisdecke taut erst im Mai vollständig auf und dann lassen sich an den Ufern chinesische Vagabunden nieder um Fischfang zu treiben. Zu gleicher Zeit pilgern die Mongolen zu dem am südöstlichen Ufer gelegenen Kloster Darchan-ulla, um hier ihre Andacht zu verrichten. Zwischen ihnen und den Fischern entwickelt sich alsdann ein eigenartiges Geschäft; die mongolischen Pilger kaufen von den Chinesen lebendige Fische und lassen sie wieder in den See, weil sie glauben, daß sie hierdurch Erlaß ihrer Sünden erhalten.

Rings um den See kann man die verschiedenen For-

mationen der mongolischen Hochebene beobachten. Im Norden und Osten tritt an seine Ufer eine salzhaltige Ebene, im Westen liegt die wellenförmige Steppe und im Süden erblickt man die Sandhügel von Gutschin-gurbu nebst einigen Bergen. Der Frühling an den Ufern des Dalai-nor war gar nicht anmutig; immerfort wehten hier starke kühle Winde, und so bildete der See nur eine Durchgangsstation vieler Vögel, Enten, Gänse, Möwen, Kibitze und anderer, die hier ausruhten und beim Eintritt eines schönen Wetters sofort weiter nach Norden aufbrachen.

Die Hügel von Gutschin-gurbu wurden indessen von einem neuen Bewohner bezogen: der charakteristische Singvogel Mittelasiens ließ sich in ihnen nieder und ließ seine Strophen erschallen. Es war der Wüsten-Steinschmätzer (Saxicola isabellina), der wie die amerikanische Spottdrossel nicht nur seine eigenen Lieder singt, sondern auch die Weisen anderer Vögel nachahmt. „Wir hatten manchmal Gelegenheit zu hören, wie dieser Vogel wie ein Habicht pfiff oder wie eine Elster krächzte, die Stimme eines Brachvogels nachahmte, den Gesang der Lerche anstimmte oder gar versuchte, das Wiehern eines Pferdes nachzuahmen."

Vom Dalai-nor wandte sich Prschewalski nach dem 230 Kilometer entfernten wichtigen Handelsplatz Kalgan. Der Weg führte hier durch eine weite, wellenförmige Steppe, teils mit sandigem, teils mit salzigem Boden, die überall mit ausgezeichnetem dichtem Grase bedeckt ist. Auf dem verhältnismäßig guten Wege zogen mit Ochsen bespannte Fuhrwerke, man sah zahlreiche Hirten und viele Herden von Schafen, Kühen und Pferden. Auch chinesische Dörfer erhoben sich hier und dort und dicht am Wege lagen Gasthäuser für die Reisenden. Aber Prschewalski und seine Genossen zogen das Lager im Zelte den übelriechenden schmutzigen Stuben der chinesischen Gasthäuser vor. Bäume und Sträucher waren nirgends zu sehen, wohl aber Bäche und kleine Seen ziemlich häufig. Aber dieses Steppenwasser hatte eine eigenartige Beschaffenheit. „Wenn man sich einen Begriff von seinen Eigenschaften machen will," erzählt der

Reisende, „so nehme man ein Glas reines Wasser, lege in dasselbe einen Theelöffel Straßenkot, eine Prise Salz des Geschmackes wegen, etwas Kalk, um der Farbe willen und, um ihm auch den entsprechenden Geruch mitzuteilen, Gänsekot — und man erhält genau die Flüssigkeit, welche den größten Teil der mongolischen Seen anfüllt. Die Mongolen ekeln sich jedoch durchaus nicht vor diesem Nektar und benutzen ihn das ganze Jahr hindurch zum Kochen ihres Thees; wir selbst haben während der Zeit unserer Reise mehr als hundertmal solches Wasser getrunken, weil wir eben kein besseres hatten.“

Im Kalender war es Frühling, als Prschewalski durch diese Steppe zog — Ende April und Anfang Mai; aber kein holder Frühling, denn die Hauptmerkmale desselben sind: „Kälte, Wind und trockene Luft“. Die Nachtfröste dauern nicht nur im April fort, sondern treten auch im Mai mit solcher Stärke auf, daß die Oberfläche größerer Seen derart zufriert, daß die Eisdecke einen Menschen tragen kann. Fast fortwährend wehen über die Ebene starke, kalte Nordwestwinde, die häufig sich in heftige Stürme verwandeln. „In diesem Falle zeigte sich ganz der Charakter der mongolischen Steppe! Sand- und Staubwolken, und auf Salzboden, Wolken feinen Salzes, welche vom Uragan in die Luft erhoben wurden, verdunkelten die Sonne, welche dann matt, wie durch Rauch leuchtete; dann wurde es ganz dunkel, so daß es manchmal um die Mittagszeit nicht heller als während der Dämmerung war.

„Auf die Entfernung von einem Kilometer waren Berge nicht zu sehen, und der Wind trieb mit solcher Heftigkeit groben Sand herbei, daß selbst die, an die Schwierigkeiten der Wüste gewöhnten Kamele häufig still standen und sich so wendeten, daß der Uragan den Hinterteil ihres Körpers traf; so blieben sie stehen, bis der Windstoß aufhörte. Die Luft war dermaßen mit Sand und Staub geschwängert, daß man sehr häufig die Augen nicht öffnen konnte, wenn man gegen den Wind stand, und man bekam Kopfschmerzen und Ohrensausen, wie von einem Schlage. Alle Gegen-

stände im Zelte wurden von einer dicken Staubschicht bedeckt und wenn der Sturm während der Nacht herrschte, so konnte man am Morgen vor Schmutz kaum die Augen öffnen. Oft folgte nach einem fürchterlichen Windstoß Hagel oder Regen und dieser strömte hernieder, als ob er aus Eimern gegossen würde, die Tropfen wurden jedoch vom Winde in feinen Staub zersprengt. Ein solcher Regenguß dauerte jedoch gewöhnlich nur einige Minuten, dann wurde es plötzlich still, aber nach einer Viertelstunde, oft schon nach Verlauf eines kürzeren Zeitraums, begann der Sturm mit der früheren Heftigkeit und endete wiederum mit einem wenige Minuten dauernden Regen. Die Heftigkeit des Sturmes war oft so groß, daß er unser Zelt, welches mit zwölf eisernen, gegen 35 Centimeter langen Pflöcken am Boden befestigt war, jeden Augenblick wegzureißen drohte und wir gezwungen waren, es mit allen vorhandenen Stricken am Gepäcke festzubinden."

Diese weiten Steppen dienen den Tabunen (Herden) des Bogdo-Khans als Weide. Jeder dieser Tabunen besteht aus 500 Pferden, über die ein besonderer Beamter die Aufsicht führt. Von hier aus wird die chinesische Kavallerie im Fall eines Krieges mit Pferden versorgt.

Wie der Mongole selbst, so ist auch sein Pferd für die Wüste geschaffen. Es zählt nicht zu den schönen Rassen, denn es ist klein von Wuchs, hat dicke Füße und einen dicken Hals, sein Kopf ist groß und seine Haut mit ziemlich langem Haar bedeckt. Es zeichnet sich aber durch eine ungewöhnliche Ausdauer aus. Selbst im Winter bleiben sie auf das dürftige Gras der Steppe angewiesen; sie nagen an Sträuchern und begnügen sich mit Schnee an Stelle des Wassers. Unsere Pferde würden unter solchen Verhältnissen bald zu Grunde gehen — die mongolischen aber gedeihen fast ohne jede Aufsicht vortrefflich in der Steppe. Die Tabunen teilen sich in kleine Abteilungen von 10—30 Stuten, die unter der Obhut eines Hengstes stehen. Die Mongolen, die leidenschaftliche Pferdeliebhaber sind, halten auch im Sommer in der Nähe von Klöstern, namentlich aber bei

Arga Wettrennen ab, bei denen verhältnismäßig hohe Preise an Vieh, Kleidung und Geld ausgesetzt werden.

Wichtiger noch als das Pferd ist für den Nomaden das Kamel. In der Mongolei kennt man nur das zweihöckerige, baktrische Kamel oder Trampeltier; das Dromedar mit einem Höcker kommt über die türkmenische Steppe nicht hinaus. Das Kamel ist, wie dies schon im Sprachgebrauch angedeutet wird, kein kluges Tier. Dumm und äußerst furchtsam, das sind seine intellektuellen Kennzeichen. Prschewalski gibt eine treffende Charakteristik des Trampeltieres: Manchmal reicht es hin, daß ein Hase vor seinen Füßen aufspringt und es springt sogleich auf die Seite und die ganze Karawane folgt, ohne zu wissen warum, dem Beispiele des ersten; alle fliehen, als ob der Himmel weiß welche Gefahr drohen möchte. Ein großer schwarzer Stein, ein Haufen Knochen verursachen diesen Tieren ebenfalls häufig die größte Angst. Ein heruntergefallener Sattel oder Koffer erschreckt das Kamel dermaßen, daß es wie besinnungslos fortstürzt ohne zu sehen wohin und ihm folgen die anderen Gefährten. Wenn aber das Kamel von einem Wolfe angefallen wird, so denkt es nicht an Gegenwehr, obgleich es doch seinen Feind mit einem Schlage mit seiner Pfote totschlagen könnte; es speit ihn nur an und schreit aus voller Kehle. Selbst die Krähen schädigen dieses dumme Tier. Sie setzen sich auf seinen Rücken und reißen mit dem Schnabel Satteldrücke auf, ja oft zerfleischen sie sogar die Höcker. Das Kamel brüllt und speit auch in diesem Falle nur. Das Speien ist immer ein Auswerfen zerkauter Speise und es ist dies ein Zeichen der großen Gereiztheit des Tieres. Außerdem stampft das erzürnte Kamel mit der Pfote den Boden und biegt hakenförmig seinen unförmlichen Schwanz. Wut liegt übrigens nicht im Charakter dieses Tieres, wahrscheinlich weil es sich gegen alles auf der Welt gleichgültig verhält. Eine Ausnahme von der Regel bilden nur die Männchen während der Brunftzeit, welche in den Februar fällt. Dann werden sie sehr böse und fallen nicht allein andere Kamele, sondern sogar Menschen an.

Das neugeborene Kamelchen ist ein sehr unbehilfliches Wesen und muß sogar an die Mutterbrust gelegt werden. Wenn es zu gehen beginnt, so folgt es seiner Mutter, die es inbrünstig liebt; aber die Freiheit dauert nicht lange. Schon nach ein paar Monaten wird es von der Mutter getrennt, die nun von den Mongolen gemolken wird. Im zweiten Jahre wird es für den künftigen Dienst abgerichtet; die Nase wird ihm durchstochen und durch diese ein Pflöckchen, später aber die Leine (Burunduk), die als Zaum dient, gesteckt. Es wird jetzt auch dressiert, es lernt sich auf Kommando niederzulegen und es folgt auch den Karawanen, um sich an Wüstenmärsche zu gewöhnen. Im dritten Jahre wird es bereits als Reittier benutzt, im vierten erhält es die erste noch kleine Last und im fünften ist es zum schweren Dienst fertig, welchen es bis in sein 25. Lebensjahr fortsetzen kann. Durchschnittlich beträgt eine Kamellast 4 Zentner, nur Kamelbullen werden mit etwa 270 Kilogramm beladen.

Ein beladenes Kamel legt am Tage gegen 40 Kilometer zurück, und es zieht nicht nur durch die ebene Steppe dahin, sondern ist auch im stande hohe Gebirgszüge zu passieren, wobei es allerdings leidet. Diese Märsche kann es einen ganzen Monat hindurch vertragen, bedarf dann einer etwa zehntägigen Ruhe und ist wieder zu neuen Anstrengungen bereit. Auf diese Weise arbeitet es im Herbst und Winter sechs bis sieben Monate und wird dann zur Erholung auf die Steppe gebracht.

Ein Reitkamel legt natürlich beträchtlichere Strecken zurück; seine übliche Gangart ist Schritt und Trab; der letztere ist so rasch, daß ein trabendes Kamel nur von einem guten Rennpferd eingeholt werden kam. Im Durchschnitt legt das Tier auf Eilmärschen 100 Kilometer täglich zurück.

Es ist wie der Mongole ein Steppenkind. Das Gras der trockenen Steppen und die salzhaltigen Wüstenweiden sagen ihm am besten zu. Auf fetten Weiden wird es mager und verdirbt. Feuchtigkeit meidet es und eine Durchnässung, ein Nachtlager auf sumpfigem Boden bringt ihm Erkältung, Husten u. dgl.

Viele Kamele fressen alles, was sie erreichen können: alte gebleichte Knochen, die eigenen mit Stroh ausgestopften Sättel, Riemen, Felle u. s. w. „Unseren Kosaken“, sagt Prschewalski, „haben die Kamele Handschuhe und lederne Sättel aufgefressen und die Mongolen haben uns einst versichert, daß, wenn die Kamele der Karawanen lang gehungert haben, sie in aller Stille die alte Jurte ihrer Eigentümer verzehren. Manche Kamele fressen sogar Fleisch und Fische; wir hatten selbst einige Exemplare dieser Art, welche uns zum Trocknen aufgehängtes Fleisch gestohlen haben. Einer dieser Vielfraße hat sogar zum Ausstopfen bestimmte Vogelhäute entwendet, getrocknete Fische gestohlen und ungeniert den Teil der Suppe verzehrt, welchen die Hunde übrig gelassen haben. Ein solcher Gastronom ist jedoch immer eine seltene Ausnahme in dieser Familie.“

Das Kamel frißt sich rasch in zwei bis drei Stunden auf der Weide satt; ohne Nahrung kann das mongolische Kamel acht bis zehn Tage aushalten. Im Winter ersetzt ihm der Schnee das Wasser. Im Herbst und Frühling bleibt es leistungsfähig, selbst wenn es sieben Tage lang nicht getränkt wird, im Sommer aber während der Hitze kann es höchstens drei bis vier Tage ohne Tränkung aushalten.

Das Kamel eignet sich überhaupt wenig zu Sommerreisen; der Mongole weiß es und gönnt ihm darum während dieser Zeit die unerläßliche Erholung auf der freien Steppe.

Den meisten Nutzen bringen die Kamele als Last- und Reittiere. Außerdem geben sie ihrem Besitzer noch Milch und Haare. Die Milch ist dick wie Rahm, süß und für uns von unangenehmem Geschmack.

Vom März bis Ende Juni dauert das Haaren des Kamels; die Tiere werden in dieser Zeit ganz kahl, sind äußerst empfindlich, schwach und selbst eine geringe Last verursacht auf ihrer Haut Druckwunden. Schon darum ist es nicht gut möglich, während des Sommers mit Kamelen zu reisen. Beginnt nun im März das Haaren, so werden die Kamele geschoren und die Haare gesammelt. Die Mongolen

machen aus ihnen Stricke, verkaufen aber den größten Teil an die Chinesen.

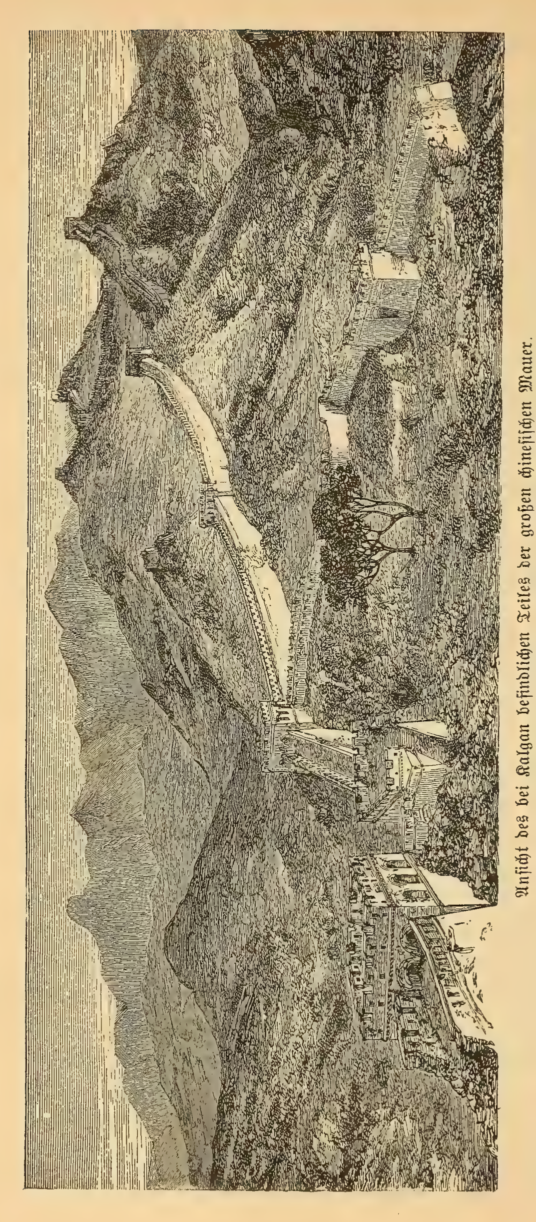
Seltener werden die Kamele auch vor einen Wagen gespannt.

Von Dalai-nor wandte sich Prschewalski nach Kalgan. Wiederum stand er vor dem mongolischen Randgebirge. Zu seinen Füßen breitete sich ein großartiges Bergpanorama aus, hinter welchem die saphirgrünen Ebenen Chinas auftauchten. Dort herrschte schon am 24. April der Frühling, die Bäume waren mit Blättern bedeckt und in den Schluchten sammelten die Forscher an 30 Arten blühender Pflanzen. Hinter ihnen aber lag die Hochebene noch im starren Winterschlaf.

Nach der mongolischen Hochebene.

Die Stadt Kalgan, welche eins der Thore der berühmten chinesischen Mauer bildet, war der Ausgangspunkt der eigentlichen Expedition. Der Abstecher nach Dalai-nor hatte mehr dazu gedient, sich mit dem Charakter der Bewohner und der Art des künftigen Reisens vertraut zu machen. In Kalgan trafen auch die beiden für Prschewalski abkommandierten Kosaken ein; der eine war ein Burjat und sollte zugleich als Dolmetscher unter den Mongolen dienen, der andere, ein Russe, sollte die Wirtschaft führen. Chinesisch verstand keiner von den Reisenden und die Mittel erlaubten nicht, auch dafür einen Dolmetscher zu engagieren. Am 3. Mai, nachdem noch ein Kamel zugekauft worden war, begann wiederum der Zug nach der mongolischen Hochebene. An der Spitze ritten Prschewalski und Pylzow auf den beiden Pferden; dann folgten die beiden Kosaken mit den Kamelen und den Schluß der kleinen Karawane bildete der Jagdhund „Faust".

In einem der Dörfer der hügeligen Steppe, in Si-insa, fanden die Reisenden vier katholische Missionare, von denen sie gastfreundlich aufgenommen wurden und auf deren Empfehlung hin sie einen mongolischen Mann in Dienst nahmen,

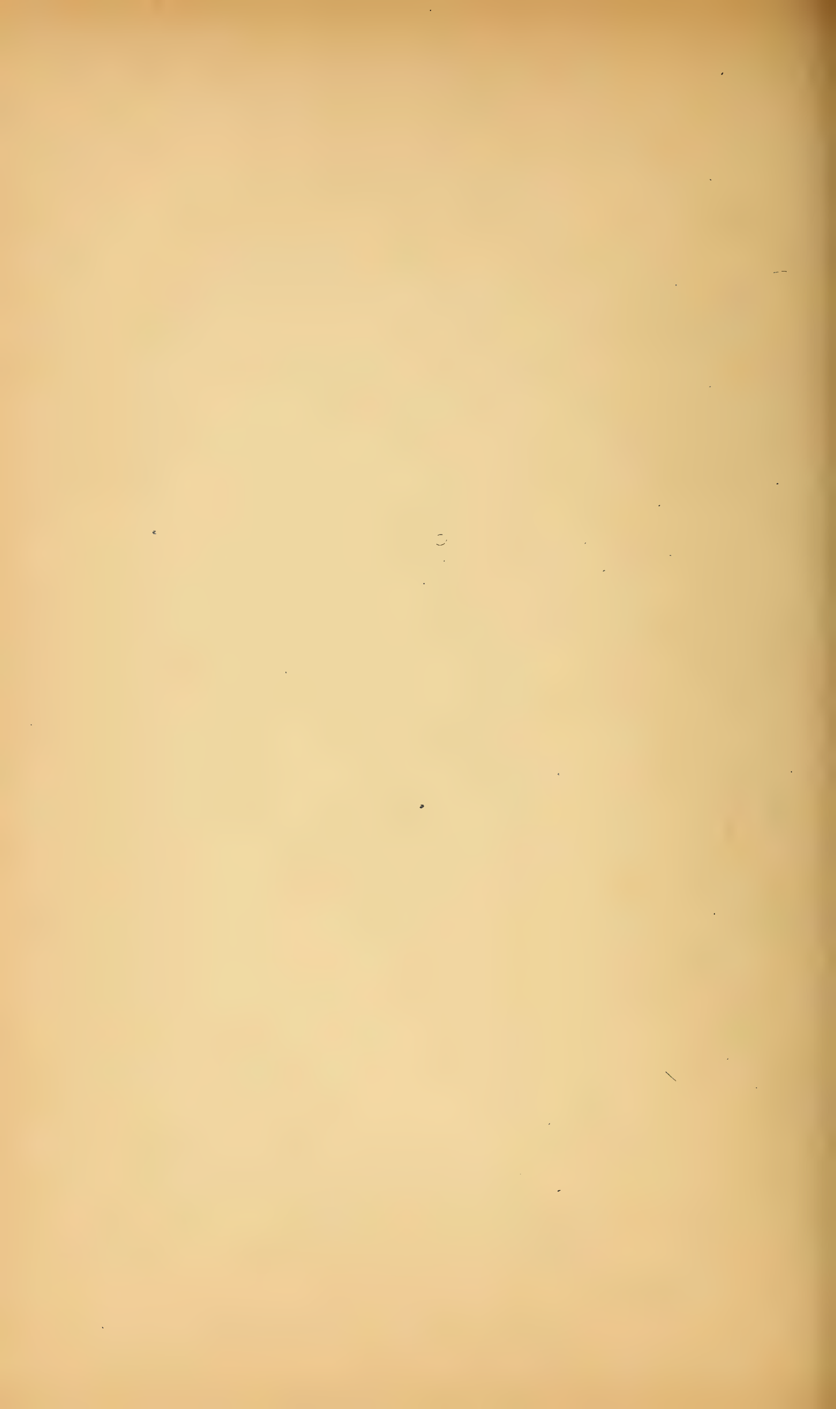


Ansicht des bei Kalgan befindlichen Teiles der großen chinesischen Mauer.

der als Kamelwächter und Aushilfe für die Kosaken beschäftigt werden sollte; da er ganz gut chinesisch sprach, so hoffte man, daß er auch als Dolmetscher sich nützlich erweisen würde. Die Missionare hatten kein besonderes Glück unter den Nomaden und auch ihr getaufter Schützling führte sich sehr schlecht auf. Schon nach dem ersten Tagemarsch verschwand er unter Mitnahme eines Messers und eines Revolvers. Der Flüchtling wurde zwar



Mongolen im Gebet bei einem Obo.



von den Missionaren ermittelt und der Revolver ihm abgenommen, die Russen setzten aber ihre Reise allein fort, indem sie von nun an selbst Nachtwachen hielten und mit Büchsen und Revolvern unter dem Kopfkissen schliefen.

Der Marsch ging zunächst durch die Gebirgsketten Schara-chada und Suma-chada. Der Mai war kalt und stürmisch, das Gras begann kaum zu sprießen, die ganze Natur trug den Stempel der Apathie. Dazwischen wechselten wellige Steppen ab, in denen Mongolen und Chinesen sich angesiedelt hatten. Prschewalski beschloß anfangs als Kaufmann zu reisen, und so war er in der Lage, einige Bilder vom mittelasiatischen Handel zu entwerfen. Rascher Handel nach europäischer Art ist hier nicht am Platze. Verfährt man so, dann glaubt der Mongole, daß man ihn betrügen will und lehnt überhaupt den Verkauf ab. Der Reisende muß hier ebenso wie bei den Palawers in Afrika Geduld haben und sich den landesüblichen Gewohnheiten anbequemen. So beschreibt Prschewalski folgendermaßen die Verhandlungen beim Hammeleinkauf, was doch ein sehr einfaches Geschäft sein sollte:

„Um den Handel nach allgemeiner Sitte zu schließen, ist es durchaus notwendig, daß man sich anfangs neben den Verkäufer setzt, mit ihm Thee trinkt, ihn um die Gesundheit seiner Herden befragt und eine lange Erzählung darüber mit anhört, wie in diesem Jahre alles schlecht geht und wie teuer besonders die Schafe sind. Hierauf folgt das Beschauen, oder richtiger das Betasten des zu verkaufenden Tieres, das, nach mongolischer Anschauung, je fetter auch desto besser, folglich auch desto teurer ist. Wenn man in die Jurte zurückgekehrt ist, setzen sich Käufer und Verkäufer wiederum nebeneinander, trinken abermals Thee und beginnen zu handeln, während der Zwischenakte werden Versicherungen gegenseitiger Freundschaft ausgetauscht, und der Verkäufer rühmt bei dieser Gelegenheit das behandelte Tier, während es der Käufer tadelt.

„Die Einigung über den Preis erfolgt nicht durch Worte, sondern durch vorher verabredetes Drücken der Finger, zu

welchem Behufe einer der Handelnden seinen Aermel herabläßt, in welchen nun der andere seine Hand hineinsteckt, so daß die ganze Operation im geheimen abgemacht wird. Eine ähnliche Prozedur wird auch in vielen Geschäften in China beobachtet. Endlich, nach vielem Händedrücken und unendlichen gegenseitigen Komplimenten, ist der Hammel gekauft; nun beginnt das Beschauen des Silbers und der Wage. Der Verkäufer erklärt gewöhnlich die vom Käufer mitgebrachte nicht für vollwichtig und bietet seine an, welche natürlich durchaus nicht fehlerfrei ist. Es entsteht nun ein Streit, der endlich irgendwie beigelegt wird. Das Silber wird gewogen. Nun versucht es der Verkäufer noch irgend etwas zu erhandeln, und bittet, ihm wenigstens die Eingeweide des Tieres zu schenken, wird aber gewöhnlich mit seiner Forderung kurz abgewiesen."

Da aber Prschewalski selbst als Kaufmann reiste, so mußte er sich auch gefallen lassen, daß er von den Mongolen aufgesucht wurde, die nun allerlei Sachen, wie Magneteisen, Bärengalle, Kinderspielzeug oder messingene Burchane (Heiligenbilder) von ihm haben wollten. Das eigentliche Geschäft besorgte der Burjat der Expedition, aber das Geschäft ging sehr flau, obgleich nur 25 bis 30 Prozent zu den Preisen der Waren in Peking aufgeschlagen wurden. Diese Maske des Kaufmanns erwies sich bald sehr lästig, denn die in Handelssachen sehr gewitzigten Mongolen merkten bald, daß dieser Kleinhandel nicht viel einbringen und nicht einmal die Futterkosten der Tiere decken könne, so daß sie mit Recht mutmaßten, die Expedition verfolge ein anderes Ziel. Außerdem kamen die Mongolen fortwährend in das Lager unter dem Vorwand, Waren kaufen zu wollen, und konnten nicht abgewiesen werden. So entschloß sich Prschewalski bald, den Laden zu schließen, und reiste nun als Beamter, der keinen anderen Zweck verfolge, als fremde Länder zu schauen. Er war ja auch zu diesem Zwecke durch den chinesischen Paß hinlänglich legitimiert. Trotz alledem durfte er sich nicht anmerken lassen, daß er seine Reiseroute aufnehme und eine Karte des durchreisten Gebietes zeichne.

Zu diesem Zwecke mußte er die wichtigsten Punkte am Wege mittels der Bussole bestimmen. Dies war nun mit Schwierigkeiten verbunden, wenn man mit Mongolen reiste oder einen Führer hatte, der immer eine Art Spion war. Dann mußte man zu tausend Listen greifen und den Leuten Sand in die Augen streuen. Die Führer täuschte Prschewalski derart, daß er dem neu angestellten gleich am Anfang sein Fernrohr zeigte und ihm sagte, daß er durch dieses beständig nach jagdbaren Vögeln und Tieren ausschaue. In seiner Einfalt konnte der Mongole das Fernrohr von der Bussole nicht unterscheiden und schrieb die guten Jagderfolge der Expedition der kunstvollen Maschine zu. Dies gelang aber nicht immer und dann mußte die Richtung nach dem Augenmaße abgeschätzt werden.

Wo die Wahl möglich war, hielten die Russen lieber in der Nähe eines mongolischen Auls als in chinesischen Dörfern. Ueberhaupt wurde der Verkehr mit der Bevölkerung nur auf das allernotwendigste beschränkt. Am unangenehmsten war es, wenn man in dichter bevölkerten Gegenden zahlreiche chinesische Dörfer passieren mußte, da die Feindseligkeit und das Mißtrauen der Einwohner gegen die Fremden ganz ausgesprochen waren. Dann gestaltete sich ein Durchmarsch durch solche Ortschaft folgendermaßen:

„Gewöhnlich erhob sich ein großer Lärm, wenn wir durch ein Dorf reisten; alt und jung kam auf die Straße gelaufen, kletterte auf Zäune und schaute uns mit stumpfer Neugierde an. Eine Menge Hunde machte mit ihrem Gebelle einen Heidenlärm und stürzte sich auf unseren Faust, um sich mit ihm herumzubeißen; die erschrockenen Pferde stürzten davon, die Kühe blökten, die Schweine ließen ihr Gegrunze vernehmen, die Hühner entflohen, wohin sie eben konnten, — mit einem Worte, es entstand furchtbarer Lärm und Unordnung. Wenn die Kamele vorbeigelassen waren, blieb einer von uns zurück, um sich nach dem Wege zu erkundigen. Dann kamen die Chinesen an den Zurückgebliebenen heran, aber statt auf seine Fragen direkt zu antworten, begannen sie ihn zu betrachten, den Sattel oder

die Stiefel zu betasten, die Waffen zu bewundern und zu fragen, woher wir kommen, wohin wir reisen, welches der Zweck dieser Reise ist u. s. w. Die Antwort aber auf die an sie gerichtete Frage verlegten sie auf später und nur in einzelnen glücklichen Fällen zeigte uns ein Chinese mit der Hand die Richtung des Weges. Bei der Menge der sich zwischen den Dörfern kreuzenden Wege konnte ein solches Zeigen des Weges durchaus nicht hinreichen, um sich danach zu richten; deshalb gingen wir denn auch aufs Geratewohl ins nächste Dorf, in welchem sich die eben geschilderte Scene wiederholte.

„Einst gefiel es Chinesen, einen Kettenhund auf unseren Faust zu hetzen; zum Glück befand sich dieser gerade in meiner Nähe und kaum hatte sich der chinesische Hund auf sein Opfer gestürzt, so ergriff ich einen meiner Revolver, die immer am Sattel hingen, und erschoß ihn auf der Stelle. Als die Chinesen dieses sahen, entflohen sie eiligst in ihre Häuser und wir setzten ruhig unseren Weg weiter fort. Man muß in jenen Gegenden immer mit der größten Entschlossenheit verfahren. Wenn man heute erlaubt, einen Hund auf seinen Hund zu hetzen, so wird man morgen den Reisenden selbst mit Hunden-hetzen und dann wird die Lage schon weit schwieriger sein. Wenn aber einmal die Bevölkerung der Gegend sieht, daß sich der Reisende keine Kürze thun läßt, dann kommt sie ihm ehrfurchtsvoller entgegen, wenngleich der Haß gegen den Fremdling durchaus der frühere bleibt; dieses ist aber schon das unvermeidliche Los des Europäers, der in den fernen Gegenden Asiens reist.“

Aber nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Natur stellte den Reisenden Hindernisse entgegen. Eines Tages lagerte die Karawane in dem trockenen Bette eines Wildbaches in den Bergen von Syrun-bulok. Gegen zehn Uhr morgens erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm mit einem starken Regengusse und in wenigen Minuten war das Lager von Wasser überflutet. Das reißende Wasser war glücklicherweise nur 30 Centimeter tief, aber es begann doch kleinere Gegenstände fortzuführen und die Reisenden retteten

ihr Hab und Gut auf eine höher gelegene Stelle des Zeltes und schützten die Waren, so gut sie eben konnten, durch einen Damm von Filzdecken. Die Katastrophe dauerte jedoch nur wenige Minuten, denn ebenso schnell wie es gekommen war, verzog sich das Unwetter und ebenso schnell verrann das Wasser des Baches.

Von diesen Bergen erblickten die Reisenden zum erstenmal den Chuan=che (Hoang=ho), den Gelben Fluß, an dessen Ufern sie jetzt weiter in das Gebirge Muni=ulla zogen. Obgleich die Spitzen desselben nirgends die Schneelinie überschreiten, so erinnert dasselbe doch durch seine allerdings stark gelichteten Waldungen und namentlich durch die herrlichen höher gelegenen Matten an die Alpen. Ein zwar nicht hohes, aber dichtes Gras bedeckt hier alle Abhänge und Schluchten und es sind nur nackte Felsen und einzelne Steine unbedeckt und sie stechen mit ihrer gelbgrauen Farbe grell vom bezaubernden Grün der Wiesen ab, die mit bunten Blumen wie besäet sind. Besonders schön erscheinen sie im frischen Tau des Morgens, wenn die Stille der Gegend nur durch den Gesang des Steinschmätzers oder einer Ammer unterbrochen wird, und man gleichzeitig den herrlichen Anblick des Chuan=che genießt und in die jenseits von diesem liegenden weiten Ebenen von Ordos schaut.

Um die Wälder zu schützen, haben die Chinesen hier Wachen aufgestellt, aber trotzdem sind diese unbarmherzig verwüstet; alle größeren Bäume sind gefällt und nur die zurückgebliebenen Wurzelstöcke zeugen dafür, daß auch hier einst ziemlich dicke Bäume standen.

Die Tierwelt ist trotz der Alpenmatten nicht besonders reich vertreten; doch finden sich hier Hirsche, Rehe und Gemsen; früher muß das anders gewesen sein, denn der mongolische Name dieses Gebirges deutet eben auf Wildreichtum. Die Pflanzenwelt ist für diese Striche eigenartig und erinnert an den Charakter der sibirischen Wälder, obwohl sie sich mit der von Amur und Ussuri nicht vergleichen läßt.

Der in die Augen fallende Unterschied zwischen dem

Muni-ulla und den anderen Gebirgen der Mongolei hat den Mongolen Stoff zu einer Legende über die Entstehung dieses Gebirges geboten. Diese Legende sagt, daß vor langer Zeit, vor tausend oder mehr Jahren, in Peking ein Ku-tuchta gelebt hat, welcher, trotz seiner göttlichen Abstammung, einen sehr unanständigen Lebenswandel führte, so daß er endlich auf Befehl des Bogdo-Khans verhaftet wurde. Der durch einen solchen Gewaltakt erzürnte heilige Bummler schuf nun einen ungeheuren Vogel und befahl ihm, die Residenz seines Monarchen umzukehren. Hierdurch erschreckt, befreite der Bogdo-Khan den Ku-tuchta aus der Haft und dieser änderte nun auch seinen Befehl ab. Der Vogel hatte bis dahin erst einen Teil von Peking aufheben können und dieser ist bis jetzt in einer schiefen Lage.

Nun beschloß aber auch der Wunderthäter die ungastliche Stadt zu verlassen und nach Tibet überzusiedeln. Er gelangte auch glücklich an das Ufer des Chuan-che, aber hier weigerten sich die Chinesen ihn über den Fluß zu fahren. Wiederum erzürnt beschloß der Heilige sich allen Ernstes zu rächen. Er wendete sich in die nördliche Mongolei und wählte im Altaigebirge eine ungeheure Gebirgskette aus, band sie an die Steigbügel seines Sattels und schleppte sie an die Ufer des Chuan-che, um sie über diesen Fluß zu werfen, ihn in seinem Laufe zu hemmen und so die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen. Da erschien Buddha selbst zum Schutze der unglücklichen Bewohner dieser Gegend und bat den Ku-tuchta, seinen Zorn zu mäßigen und die Unschuldigen zu verschonen. Der Heilige erhörte die Fürsprache Gottes und stellte den Berg als Andenken seiner Macht am Ufer des Flusses auf. Nun warf er seinen Gürtel in den Chuan-che, ging über ihn, wie über eine Brücke ans andere Ufer und setzte seine Reise nach Tibet weiter fort.

Als der Ku-tuchta den Berg aufstellte, drehte er ihn so um, daß seine Nordseite nach Süden und seine Südseite nach Norden gerichtet wurde. Deshalb, sagen nun die hier wohnenden Mongolen, sind mehr Waldungen auf der Süd-

seite dieses Gebirges, während sich doch sonst überall die Waldungen auf der Nordseite der Gebirgszüge befinden. Dieses ist auch der Grund, weshalb das Muni-ulla-Gebirge den anderen Gebirgen unserer Gegend nicht ähnlich ist; es ist kein hiesiges Gebirge, sondern ein Ansiedler aus dem Norden.



Ein Ku-tuchta.

Eine andere Legende sagt, daß im Muni-ulla-Gebirge einst, während eines Krieges mit China, Dschengis-Khan gelebt hat. Er hielt sich auf dem Berge Scharaoroi, welcher gegen die Mitte der Kette liegt, auf und dort befindet sich noch bis heute eine eiserne Schüssel, in welcher der große Krieger seine Speisen kochte; diese Schüssel kann jedoch kein Mensch sehen. Es werden aber hier von den Lamas des nahen Klosters Myrgyn alljährlich während des Sommers

Andachten abgehalten. Den Namen Muni-ulla hat Dschengis-Khan selbst dem Gebirge wegen seines Reichtums an Wild gegeben.

Die Mongolen versichern, daß auf demselben Scharaoroi ein versteinerter Elefant steht und daß auch in ihm ein großer Haufen Jambensilber vergraben ist, daß jedoch böse Geister diesen Schatz bewachen, weshalb man ihn nicht wegnehmen kann. Die Erzähler erklärten, daß das hinterlassene Silber in einer ungeheuren Höhle auf dem Gipfel des Berges liegt, welche von außen mit einer eisernen Thür bedeckt ist. Durch eine kleine Oeffnung in dieser Thür kann man den Schatz sehen. Einige Verwegene wollten sich mit Hilfe einer List in den Besitz dieses Schatzes setzen. Sie ließen an einem kalten Wintertage rohes Fleisch in die Höhle hinab, auf daß das Silber ans Fleisch anfriere, kaum hatten sie jedoch zu ziehen begonnen und das angefrorene Silber der Oeffnung genähert, so fiel es auch ab und es war unmöglich, es aus der verzauberten Höhle herauszuziehen.

Verläßt man das Gebirge, um sich dem Gelben Flusse zu nähern, so verändert sich die Scenerie der Landschaft wie mit einem Schlage. Die Berge fallen schroff zu Thal ab; die Natur, die uns bis jetzt erfreute, die Wälder, die rauschenden Gebirgsbäche und die anmutigen Alpenmatten sind urplötzlich verschwunden und vor dem Reisenden dehnt sich eine ebene, sandige Steppe aus. Aber dort, wo Flüßchen von den Bergen herabgekommen und die Ueberschwemmungen des Chuan-che das Thal erreichen, finden wir ein anderes Bild: dort haben sich Chinesen angesiedelt und ihre Felder wohl bestellt. Sie gedeihen hier vortrefflich, da das Land vor den kalten Winden durch das Gebirge im Norden geschützt ist. Hier liegen viele Dörfer und auch eine volkreiche Stadt: Bautu, in der es sogar eine Eisengießerei gibt, wo die eisernen Kochgefäße für die Chinesen und Mongolen fabriziert werden.

Wir haben den Empfang in chinesischen Dörfern kennen gelernt. Ein Pendant dazu möge der Aufenthalt in einer chinesischen Stadt bilden.

Kaum hatten die Russen das Stadtthor betreten, so wurden sie von dem Wachtposten angehalten, und nachdem sie ihm den Paß überreicht, nach dem Jamyn, d. h. dem Rathause, geführt. Vor dem Thore dieses Gebäudes hielten Prschewalski und seine Gefährten etwa 20 Minuten, während welcher Zeit sich eine ungeheure Menschenmasse ver-



Opiumraucher.

sammelte, um die „überseeischen Teufel" zu begaffen. Endlich erschienen einige Polizeibeamte und erklärten, daß der Mandarin, der Kommandant der Garnison, die Fremden zu sehen wünsche. Es ging nun in eine benachbarte Straße nach der Wohnung des Mandarins. In dem Thore wurden den Russen die Waffen abgenommen und dann betraten sie den Hof, wo sie der Mandarin in roter Kleidung vor seiner Fanse erwartete. In der Wohnung des Mandarins wurde der übliche Thee serviert und er fragte mit Hilfe des Dol-

metschers die Russen über das Ziel ihrer Reise aus. Als sie Ordos und Ala=schan nannten, verweigerte er die Erlaubnis wegen Räuberbanden, die sich dort umhertreiben sollten; erst eine Bemerkung, daß Prschewalski ein europäisches Geschenk, eine Uhr, für den Beamten mitgebracht habe, stimmte diesen milder.

Nach dieser Audienz begab man sich auf Quartiersuche und fand endlich in einer elenden Fanse ein Unterkommen. Der chinesische Pöbel umringte jedoch den Hof und versperrte die Straße. Man schloß Fenster und Thüren, aber diese wurden von den Neugierigen erbrochen. Einige der ungebetenen Gäste, unter denen sich namentlich die Soldaten durch Frechheit und Roheit auszeichneten, erdreisteten sich sogar die überseeischen Teufel zu betasten, als sie jedoch einen Fußtritt erhalten hatten, sprangen sie auf die Seite und begannen zu schimpfen. Endlich gelang es den Polizeidienern, denen eine Belohnung für ihr Wirken zugesagt wurde, den Hof zu räumen und das Hofthor zu schließen, wobei sich viele Prügelscenen ereigneten. Nun aber kletterten die Neugierigsten aufs Dach und gelangten so in den Hof. So ging es bis zum späten Abend, wo sich die Menge zerstreute.

Am anderen Morgen mußten einige Einkäufe besorgt werden. Man zwängte sich unter polizeilicher Begleitung durch die Straßen, aber die Kaufleute waren durch den Auflauf so erschrocken, daß sie nichts verkauften, sondern die Fremden baten, sich schleunigst zu entfernen. Endlich konnte im Hofe eines Kaufmanns das Geschäftliche erledigt werden.

Als die Russen in ihr Quartier zurückgekehrt waren, wiederholten sich die Scenen von gestern; aber die Polizisten wußten Rat zu schaffen, sie schlossen das Hofthor und ließen Neugierige nur gegen Bezahlung hinein. Die Beschauer kamen jetzt in geringerer Anzahl und das zahlende Publikum führte sich anständiger auf.

Gegen Mittag begab sich Prschewalski in die Kaserne, wo er mit dem Mandarin zusammentreffen sollte. Be=

zeichnend für die chinesischen Verhältnisse war der Mißbrauch des Opiumrauchens. Ueberall in der Kaserne sah man brennende Lichter, überall rauchende, oder bereits berauschte, in tiefen Schlaf versunkene Soldaten.

Nachdem die Uhr ausgehändigt worden war, gab der Mandarin die Erlaubnis zum Weiterreisen. Auf Barkassen wurden Pferde sowie Kamele verladen und man setzte an der Ueberfuhr von Lom-chaita über den Chuan-che. Die Kamele machten dabei viel Umstände, da die furchtsamen Tiere durchaus nicht ins Wasser, viel weniger aber noch in das Fahrzeug wollten. Sie wurden hierzu in folgender Weise genötigt. Einige Chinesen nahmen ein Brett und legten es gegen die Hinterbeine der Kamele und schoben diese nach den Barkassen, während andere dienstbare Geister die Tiere bei den Vorderpfoten erfaßten und in das Fahrzeug zogen. Obwohl die Kamele jämmerlich brüllten und spien, wurden sie dennoch bezwungen und glücklich auf das andere Ufer gebracht.

Das Verladen dauerte zwei Stunden — und dann befand man sich auf dem anderen Ufer — in Ordos.

In Ordos.

Der Hoang-ho, einer der größten Flüsse Asiens, beschreibt, indem er von seinem östlichen Laufe abweicht, einen mächtigen Bogen nach Norden hin. Der Landstrich, der im oberen Teile des Bogens gelegen ist, heißt Ordos. Begrenzt wird er im Westen, Norden und Osten vom Hoang-ho, im Süden dagegen von der großen chinesischen Mauer, die hier thatsächlich eine Grenze zweier Reiche darstellt. Hinter ihr liegt das volkreiche bebaute Land, mit seßhafter Bevölkerung, vor ihr dehnt sich eine unabsehbare Steppe und Wüste aus, in welcher nur die Nomaden hausen können.

Diese Mauer gewährte niemals den Schutz, den sie den Ackerbauern bringen sollte. Im Laufe der Geschichte wurde sie oft von den Nomaden überschritten, die sich im Randgebirge sammelten und in die fruchtbaren Ebenen einfielen,

um sich mit den Schätzen zu bereichern, welche der Fleiß vieler Generationen gesammelt hatte. Durch diese Raubzüge kamen die Nomaden in Berührung mit der Kultur, sie nahmen dieselbe nicht an, sie konnten ihre altgewohnte Lebensweise nicht ändern und keinen geordneten Staat bilden; aber schon die Berührung mit der Kultur erstickte ihren kriegerischen Geist und aus den Siegern wurden Besiegte. China gelang es, sich die Nomaden unterthänig zu machen.

In diesen Kämpfen, die sich bis in das fünfte Jahrhundert verfolgen lassen, hatte Ordos mehrfach seine Herren gewechselt, und zuletzt im Jahre 1862 wurde es von den Dunganen verwüstet.

Die Reise, die wir verfolgen, führt durch den nördlichen Strich von Ordos, längs des Hoang-ho. In dieser Gegend ist der Fluß durchschnittlich 380 Meter breit und fließt mit einer Schnelligkeit von 100 Meter in der Minute, seine Ufer sowie sein Boden bestehen aus Lehm, und darum ist sein Wasser ungemein trübe, seinen gelbgrauen Fluten verdankt er seinen Namen. Auf seinem linken Ufer erheben sich die Berge, die wir durchwandert haben; das rechte Ufer ist flach und wird beständig von dem Wasser zernagt, so daß sich Abzweigungen von 50—75 Meter Breite bilden und auch dort am linken Ufer auftreten, wo das Gebirge nicht dicht an den Fluß herantritt. Ja im Laufe der Zeit hat der Strom in dem weichen Material mehrmals sein Bett gewechselt.

Das ganze Flußthal ist 30 bis 60 Kilometer breit und namentlich im Norden fruchtbar, so daß hier eine Reihe chinesischer Dörfer liegt. Auch auf dem linken Ufer begegnet man fruchtbaren Strecken, jenseit derselben aber im Süden dehnt sich die Sandwüste Kusuptscha aus. Mit dem feinen gelben Sand, der diese Wüste überzieht, treibt der Wind sein Spiel und er hat ihn zu einer Masse von Hügeln aufgetürmt, die 12 bis 16, manchmal auch 48 Meter hoch sind. Die kahlen gelben Hügel der Kusuptscha machen einen unangenehmen, sehr traurigen Eindruck auf den Beobachter,

wenn er in ihre Mitte eindringt und nun nichts sieht als Himmel und Sand, denn dort gibt es keine Pflanze, kein Tier, mit Ausnahme der gelbgrauen Eidechse (Phrynocephalus sp.), welche, wenn sie über den lockern Sand kriecht, diesen mit verschiedenartigen Zeichnungen, den Spuren ihrer Bewegungen, bedeckt. Es wird dem Menschen schwer ums Herz beim Anblick dieses im vollen Sinne des Wortes



Hafen des Hoang-ho.

lebenslosen Sandmeeres. Man hört hier durchaus keinen Ton, nicht einmal das Zirpen einer Grille, — rundum herrscht Grabesstille . . . Dieses mag auch erklären, weshalb die Mongolen, welche in der Gegend vagieren, einige entsprechende Legenden über diese furchtbare Wüste erdacht haben. Sie sagen, daß dies der Hauptschauplatz der Thaten zweier Helden — Heser-Khans und Dschengis-Khans — gewesen ist, daß diese Helden im Kampfe mit den Chinesen hier eine große Anzahl Feinde getötet haben, deren Leichen

nach dem Willen Gottes der Wind mit Sand, den er aus der Wüste herbeibrachte, bedeckt hat. Bis heutigestags noch, sagten die Mongolen mit abergläubischer Furcht, kann man in der Wüste Kusuptscha, selbst am Tage, Stöhnen, Geschrei u. s. w. hören, das die Seelen der Erschlagenen hervorbringen. Bis heutigestags entblößt der Wind, indem er den leichten Sand mit sich reißt, verschiedene wertvolle Gegenstände, wie z. B. silbernes Geschirr, das dann ganz offen daliegt, aber nicht genommen werden kann, da den Verwegenen, der seine Hand danach ausstreckt, sogleich der Tod ereilen würde.

Der Marsch durch Ordos gestaltete sich anfangs ungemein traurig. Neunzig Kilometer weit trafen die Reisenden keine Menschen; nur hin und wieder Spuren der dunganischen Greuel, zerstörte Dörfer, ein bleichendes Skelett eines Mongolen, und während sie auf ehemaligen Fußsteigen zogen, die dicht mit Gras bewachsen waren, erinnerte sich Prschewalski unwillkürlich der Worte Humboldts, daß „wie der Historiker, welcher nach Jahrhunderten späht, auch der Naturforscher, welcher auf der Erde reist, überall das einförmige, unerfreuliche Bild der feindlichen Menschheit findet“.

Inzwischen war es Juli geworden und die Hitze wurde so unerträglich, daß es unmöglich war, mit Lasten zu reisen. Die Temperatur im Schatten betrug + 37° C. und nicht nur der Sand, sondern auch der Lehm erhitzten sich bis zu + 70° C., selbst die Kamele konnten kaum vorwärts schreiten und ihre Füße zitterten, wenn sie den glühenden Boden berührten. Gewitter kamen und gingen, aber sie erfrischten die Luft nur für Augenblicke und so beschloß Prschewalski an den Ufern des Sees Zaidemin-nor Rast zu halten.

Der Aufenthalt an diesem See glich einem Paradies, wie die Reisenden in der Mongolei es nie wieder erlebt haben. Der See war allerdings morastig, aber eine Menge von Enten und Gänsen tummelten in dem Rohr und Schilf und das Zelt stand an dem Ufer des klaren Baches Tachylga, in dem man sogar baden konnte, die Kamele fanden auf

den nahen Wiesen eine ausgezeichnete Weide und die Reisenden konnten von den benachbarten Mongolen so viel Milch und Butter kaufen als sie nur wünschten. Nur den Kosaken war die Freude am Baden verdorben. In dem Bache Tachylga lebten Schildkröten und die Mongolen zeigten an deren Bauche eine Zeichnung, welche tibetanischen Buchstaben gleichen sollte. Diese Schildkröten waren somit Zaubertiere und die Mongolen erzählten den Kosaken, daß die Schildkröten sich in das Fleisch der badenden Menschen einsaugen, so daß man sie nicht mehr abreißen kann. Das einzige Rettungsmittel sei in diesem Falle, daß ein weißes Kamel und ein weißer Rehbock herbeigeschafft werden, welche, wenn sie die Schildkröte erblicken, zu schreien beginnen, infolgedessen sie ihr Opfer selbst verläßt. Die Lamas des benachbarten Klosters erklärten die Schildkröten für heilig und halten einmal im Monat an der Quelle des Tachylga eine Andacht ab.

In der Nähe von Zaidemin-nor wie überhaupt in Ordos gibt es viele Stätten, an die sich Erinnerungen an den Mongolenfürsten Dschengis-Khan knüpfen. Dieser Despot war bekanntlich der Sohn des Hordenführers Yesukai, hieß eigentlich Temudschin und wurde 1206 zum Dschengis-Khan, d. h. zum obersten Herrscher, ausgerufen. Drei Jahre darauf überstieg er die chinesische Mauer und eroberte 1215 die Hauptstadt Peking. Dann trug er seine Waffen nach Westen, wo er 1218 Turkistan eroberte und verheerte. Er residierte dann in seiner Hauptstadt Karakorum und starb 1227. Fünf Millionen Menschen fielen seiner Grausamkeit zum Opfer. Der geschichtlichen Ueberlieferung zufolge soll er im Norden des Reiches in der Nähe der Quellen des Toly und Kerulen beerdigt worden sein. Die Mongolen von Ordos aber behaupten, daß sein Grabmal sich in ihrem Lande in einem Kloster, 200 Kilometer südlich vom See Dabasun-nor befinde. Hier ruht der Leib des großen Kriegers in zwei Särgen, einem silbernen und einem hölzernen, unter einem gelbseidenen Zelte, das in der Mitte des Tempels steht. Als er im Sterben lag, sagte er seinen

Vertrauten, daß er wieder auferstehen werde und zwar längstens in tausend, frühestens aber in achthundert Jahren. Darum liegt er in seinem Sarg ganz so, als ob er nur schlafen möchte und allabendlich wird ihm ein gebratener Hammel oder auch ein Pferdebraten vorgesetzt, den er bis zum Morgen verzehrt.

In der Sandwüste von Kusuptscha sah auch Prschewalski die schwarzgeschwänzte Antilope (Antilope subgutturosa), von den Eingeborenen Chara sulta genannt, die sich in den ödesten Wüstenstrichen Mittelasiens aufhält. In den Weiden- und Tamariskensträuchern am Ufer des Hoang-ho traf er aber auf eine noch seltenere Erscheinung des Tierreichs, auf verwildertes Rindvieh.

Als nämlich die Dunganen Ordos verwüsteten, wurden viele Herden sich selbst überlassen und verwilderten nach und nach in den menschenleeren Gegenden. Es ist auffallend, daß diese durch eine lange Knechtschaft stumpfsinnig gewordenen Geschöpfe in überraschend kurzer Zeit die Gewohnheiten wilder Tiere angenommen haben. Namentlich die jüngeren bereits in der Freiheit geborenen Individuen zeichnen sich durch Wildheit und Schnelligkeit aus. Sie lassen sich nicht nur nicht einfangen, sondern sind dermaßen scheu, daß selbst eine Jagd auf sie mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Erst am dritten Tage der fortwährenden Nachstellungen gelang es Prschewalski, zwei Bullen zu erlegen, die gerade miteinander im Gebüsch kämpften. Die Mongolen veranstalteten überhaupt keine Jagden auf dieses Rindvieh, da sie ihm mit den Schüssen aus ihren glattläufigen Luntenflinten nicht beikommen konnten. Trotzdem ging das Rindvieh in der Steppe ein und als Prschewalski jene Gegenden besuchte, zählte man den Bestand nur noch auf etwa 2000 Stück. Verwilderte Schafe, die es hier unmittelbar nach dem Einfalle der Dunganen gab, wurden von den Wölfen ausgerottet. Die Zahl der verwilderten Kamele war eine sehr geringe, doch gelang es der Expedition, ein Junges zu fangen. — Der Marsch durch Ordos gestaltete sich nach der Schilderung Prschewalskis in folgender Weise:

„Wir hielten immer während unserer Karawanenreise ein und dieselbe Ordnung inne. Ich ritt mit meinem Begleiter der Karawane voran, bewerkstelligte mit ihm die Aufnahme, sammelte Pflanzen, oder wir schossen Vögel, die uns in den Schuß kamen; die beladenen Kamele aber, welche mit den Burunduks eins ans andere gebunden waren, wurden von den Kosaken gelenkt. Einer von diesen ritt voran und führte das erste Kamel an der Leine, und der zweite Kosak mit dem Mongolen, wenn sich eben ein solcher bei uns befand, beschloß den Zug.

„So gingen wir gewöhnlich zwei oder drei Stunden während der Kühle des Morgens; endlich hat sich nun die Sonne sehr hoch erhoben und beginnt unausstehlich zu brennen. Aus dem glühenden Boden der Wüste strömt die Hitze wie aus einem Ofen. Das Marschieren wird sehr schwer: man fühlt Kopfschmerz und Schwindel, der Schweiß strömt vom Gesichte und vom ganzen Körper, man fühlt vollständige Entkräftung und Erschlaffung. Die Tiere leiden nicht weniger als wir. Die Kamele gehen mit aufgesperrtem Maule und sind in Schweiß gebadet, als ob sie mit Wasser begossen wären; selbst unser unermüdlicher Faust geht schon nur im Schritt mit gehängtem Kopfe und Schwanze. Die Kosaken, welche gewöhnlich Lieder anstimmen, sind still geworden und die ganze Karawane schleppt sich schweigend schrittweise vorwärts, als ob einer dem andern das traurige Gefühl, welches ihn beherrscht, nicht mitzuteilen wagte.

„Wenn das Glück günstig ist und man unterwegs eine mongolische Jurte oder chinesische Fanse trifft, so eilt man im vollen Laufe auf sie zu, macht Kopf und Mütze naß, trinkt selbst Wasser und tränkt die Pferde und den Hund, den erhitzten Kamelen aber darf man kein Wasser geben. Aber diese Erleichterung hält nicht für lange vor; nach einer halben Stunde, häufig aber in noch kürzerer Frist, ist alles trocken wie vorher und wiederum verzehrt den Menschen der brennende Durst.

„Endlich wird's Mittag, — man muß ans Halten denken. ‚Ist's weit zum Wasser?‘ frage ich einen Mongolen, den

ich unterwegs treffe und höre zu meinem Aerger, daß ich noch fünf bis sechs Kilometer marschieren muß. Nachdem man endlich an einen Brunnen gekommen und eine Stelle für das Zelt ausgewählt hat, macht man sich ans Niederlegen der Kamele und Abladen der Kisten und Kasten. Die Tiere sind an dieses gewöhnt, wissen, um was es sich handelt



Mongolischer Infanterist.

und legen sich schnell auf den Boden. (Im Sommer dürfen die Kamele nicht gleich, wenn ihnen das Gepäck abgenommen worden, getränkt, noch auch auf die Weide gelassen werden. Man muß sie vorher gegen zwei Stunden hiervon zurückhalten, bis sie sich abgekühlt haben.) Nun macht man sich ans Aufstellen des Zeltes, in welches alles Notwendige geschafft wird. Diese Sachen werden an den Wänden placiert, während in der Mitte eine Filzdecke ausgebreitet wird, welche

als Lager dient. Nun wird Argal gesammelt und Formthee gekocht, welcher sowohl im Winter als auch im Sommer unser gewöhnliches Getränk gewesen ist, besonders war dies dort der Fall, wo das Wasser schlecht war. Nach dem Thee ordnete ich mit meinem Begleiter, bis das Mittagessen fertig wurde, die während des Marsches gesammelten Pflanzen, stopfte Vögel aus oder benutzte einen günstigen Augenblick, um die im Laufe des Tages gemachte Aufnahme auf die



Mongolische Kavallerie.

Karte zu übertragen. In bewohnten Gegenden wurde diese Arbeit gewöhnlich einigemal unterbrochen, weil die Mongolen aus den nahen Jurten herbeikamen. Diese ungebetenen Gäste belästigten uns mit allen möglichen Fragen und Bitten, bis sie uns endlich dermaßen zum Ueberdruß wurden, daß wir sie davonjagten.

„Indessen erinnert der Magen sehr stark daran, daß die Mittagszeit da ist; trotzdem mußte man aber warten, bis die Suppe aus Hasen oder Rebhühnern, welche unterwegs geschossen worden, oder aus einem bei den Mongolen ge-

kauften Hammel fertig war. Eine Hammelbrühe war übrigens bei uns eine Seltenheit, da es oft unmöglich war, einen Hammel zu kaufen, oder man ihn sehr teuer bezahlen mußte; deshalb war die Jagd immer die Hauptquelle unserer Nahrungsmittel.

„Ungefähr zwei Stunden nach unserer Ankunft am Lagerplatze war unser Mittagessen fertig und wir machten uns mit wahrem Wolfshunger an dasselbe. Die Bedienung war bei uns eine sehr einfache und entsprach ganz unserer Lage; der Deckel des Kessels, in welchem die Suppe gekocht wird, diente als Schüssel, hölzerne Schüsselchen, aus denen wir Thee tranken, vertraten die Stelle der Teller und die eigenen Finger verrichteten den Dienst einer Gabel, Tischdecken und Servietten wurden nicht angewendet, sie gehörten nicht zur ordnungsmäßigen Ausrüstung. Das Mittagessen dauerte nicht lange, nach demselben wurde wieder Formthee getrunken, dann machten wir Exkursionen oder gingen auf die Jagd und unsere Kosaken und der gemietete Mongole hüteten der Reihe nach die Kamele.

„Indessen wurde es Abend. Das erloschene Feuer wurde wiederum angezündet und es wurde Grütze und Thee gekocht. Die Pferde und Kamele wurden in die Nähe des Zeltes getrieben und die ersteren angebunden, die letzteren aber außerdem auch noch neben unsere Sachen, oder nicht weit von diesen niedergelegt. So ging's bis die Nacht angebrochen, die Tageshitze verschwunden war und statt ihrer frische Abendkühle herrschte. Nun atmeten wir leichter in der erfrischten Luft und schliefen erschöpft von den Mühseligkeiten des Tages ruhig ein, um — von unsern Thaten zu träumen ...."

Die einzige Stadt, welche wir in Ordos finden, ist Dyn-chu am westlichen Ufer des Hoang-ho. Sie mochte früher ziemlich bedeutend gewesen sein, aber seit dem dunganischen Aufstand war sie verlassen und ihre Bewohner waren fast ausschließlich Soldaten der Garnison, welche 1000 Mann zählen sollte, in Wirklichkeit aber infolge der üblichen Desertionen nur etwa 500 Mann stark war. Der

Empfang in diesem Soldatenneste war weniger freundlich wie der in Bautu. Der Mandarin wollte die Expedition unter allerlei Vorwänden aufhalten; er revidierte Kisten und Kästen und wollte zunächst Waffen als Geschenke erpressen, dann diese unrechtmäßig zurückbehalten und zuletzt kaufen. Prschewalski war endlich froh, als er nach vielen Unannehmlichkeiten mit geringem Schaden die Festung verlassen konnte, in deren Lehmwall man mit einem tüchtigen Knüppel sicher ein Loch würde schlagen können. Er befand sich nun wieder am Ostufer des Hoang-ho und zog durch das Land, welches Alaschan oder Transordos heißt.

Alaschan.

Im Vergleich mit diesem Landstrich ist Kusuptschi nur eine Miniaturwüste zu nennen. In Kusuptschi erfreute hin und wieder eine wenn auch dürftige Oase das Auge, in Alaschan wandert man selbst Hunderte von Kilometern, ohne einen Brunnen zu finden. Die Wüste bildet eine weite Ebene, deren natürliche Grenzen im Westen der Fluß Ezsina, im Süden das Gansugebirge, darstellen, welche im Norden in die unfruchtbaren lehmigen Einöden des Wüstenteiles der Gobi übergeht. Alles ist hier mit Flugsand bedeckt, unter diesem trifft man auf salzhaltigen Lehmboden und auch die kleinen Seen, die hier und dort auftreten, sind alle salzig. Manchmal herrscht auf Tagereisen nur dieser Flugsand vor; nirgends findet man einen Tropfen Wasser, nirgends läßt sich ein Vogel oder ein Säugetier blicken; tiefe Grabesstille herrscht in diesem Gebiete und erfüllt den Geist des Menschen mit düsterem Schrecken; die Sonne sendet erstickende Glut hernieder, und wenn der Sturmwind Sandtromben aufwirbelt, so droht er hier wirklich den Reisenden zu verschütten.

Selbst die wirtlicheren Teile der Alaschaner Wüste sind ungemein öde. Ein Baum gedeiht hier und erreicht die Höhe von 3 bis 4 Meter, während sein Stamm bis 15 Centimeter dick wird, aber es ist nur ein Wüstenbaum, der Saxaul,

der auf kahlem Sande vegetiert und sich nicht zu Gruppen zusammenschließt, sondern vereinzelt dasteht. Er hat keine Blätter und schattenlos streckt er seine langen Zweige aus, und doch baut der Mongole neben ihm seine Jurte auf, um diesen, wenn auch geringfügigen, Schutz gegen die Winterfröste auszunützen. Im Frühling bedeckt sich der Saxaul mit kleinen gelben Blüten, aber sein Samen bringt den Menschen keinen Nutzen, wie auch das spröde Holz sich nur zum Verbrennen eignet.

Wichtiger ist eine andere Pflanze, der Sulchir (Agriophyllum gobicum), der „Segen der Wüste". Er ist ein kleiner kaum einen Meter Höhe erreichender, stachliger Strauch, der auf kahlem Flugsande gedeiht, im August blüht und im September seinen Samen reift. Das ist das Korn des Wüstennomaden; die Palme der asiatischen Sahara. In regenreichen Jahren ergibt sich eine gute Ernte, in trockenen verkommt der Strauch und dann hungert der Alaschaner Mongole.

Die Sulchirernte ist einfach; die Pflanze wird gesammelt; eine von Sand freie, lehmige Bodenfläche bildet die Tenne, auf welcher gedroschen wird. Der Same wird dann geröstet, im Stampfen von Hülsen befreit und gibt ein ziemlich schmackhaftes Mehl, das mit Thee gekocht wird.

Zu diesen Hauptpflanzen gesellen sich noch einige wenige andere, die auf lehmigem und salzhaltigem Boden notdürftig gedeihen, aber auch sie vermögen die Landschaft nicht zu beleben. Sie bleiben verdorrt, verkrüppelt und erhöhen nur noch den Eindruck der Todesstarre, die über diesen Flächen ruht.

Von größeren Tieren lebt in diesen Strichen nur die Wüstenfreundin Chara-sulta. Neben ihr tritt auch der Hase auf und man bemerkt auch den Wolf und den Fuchs. In den Sakgebüschen lebt hin und wieder ein Igel und ein kleiner Nager, der Sandmarder, welcher den Boden derart unterwühlt, daß man über ihn nicht reiten kann. Dort, wo er häufiger vorkommt, erfüllt er die Luft mit seinem Gequake, welcher die langweilige Musik dieser öden Wüste bildet.



Sulchir (Agriophyllum bogicum).

Sie hat noch ein anderes lebendes Wahrzeichen. Es ist der Cholodschoro, der „gefiederte Paßgänger" der Mongolen, der in der wissenschaftlichen Sprache Wüstenhäher genannt wird. Er hat fast die Größe unserer Mandelkrähe,

graues Gefieder, schwarzen Schwanz und schwarzweiß geränderte Flügel. Er erscheint nur dort, wo es Sandwüsten und zwar die ödesten gibt, bessert sich ein wenig die Natur des Landes, so läßt er sich nicht mehr sehen. Den ganzen Tag hindurch läuft er zwischen den Saxaulsträuchern und sucht im Sande nach Larven und Käfern, welche die Wüste bewohnen. Im Winter aber nährt er sich von den Körnern des Saxaul. Das Leben dieses Wüstenvogels ist noch nicht in allen seinen Zügen bekannt; aber auch er scheint ein ungeselliger Vogel zu sein, unfreundlich wie die Natur, die er sich zu seiner Heimat erkoren. Außer ihm trifft man hier auch das uns durch die zwei Einwanderungen von 1865 und 1888 wohlbekannte Steppenhuhn, welches hier in großen Scharen überwintert.

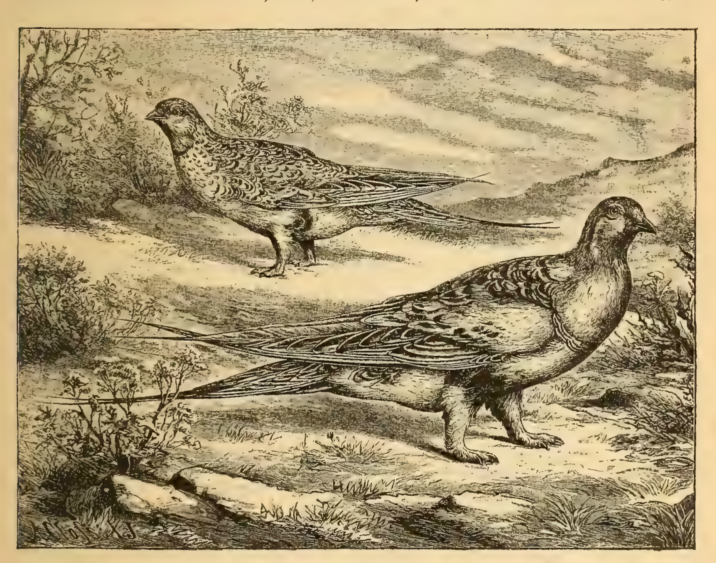
In dem Sande von Alaschan lebt eine große Menge von Eidechsen, und diese haben eine Art kleiner Kraniche (Grus virgo) herangelockt, welche, da es hier keine Moräste gibt, an die Brunnen kommen, um zu trinken, und da sie niemand verfolgt, ungemein zutraulich werden.

Armselig wie die Pflanzen- und Tierwelt, sind auch die Menschen dieses öden Landstriches: Mongolen vom Stamme der Olüten. Sie sind von den reinen Chalchas-Mongolen sehr verschieden; denn sie sind chinesiert und haben viele schlechte Eigenschaften der Chinesen angenommen. Sie sind arm; Schafe, Pferde und Rinder können auf diesen Weiden nur in geringer Anzahl gehalten werden, und so bildet nur die Zucht von Kamelen die Hauptquelle ihres Erwerbes. Ihre Zahl war niemals groß, aber die Dunganen haben viel beigetragen, um sie zu vermindern: Prschewalski schätzt die ganze Bevölkerung des Landes auf 5000 bis 6000 Seelen.

In Alaschan gibt es auch eine Stadt Dyn-juan-in, die Residenz des Landesfürsten, und diese bildete das nächste Ziel der Reisenden. Diese Stadt liegt schon am Fuße des Alaschangebirges und hatte sich gegen die Dunganen behauptet. Als Prschewalski sie im September 1871 besuchte, war deren anderthalb Kilometer lange Umfassungsmauer in

Verteidigungszustand gesetzt und auf ihren Zinnen lagen überall Steine und Balken, um einen feindlichen Sturm zurückzuschlagen. Früher befanden sich auch außerhalb der Befestigung einige Fansen und ein Sommerpalast des Fürsten in einem kleinen Parke, der wie ein Wunder inmitten der Wüste steht, aber die Dunganen hatten alles zerstört.

Dyn-juan-in bildete unter allen bis jetzt besuchten Städten eine Ausnahme; denn hier wurden die Russen



Steppenhühner.

freundlich empfangen. So sind wir auch in der Lage, ein Bild von dem Hofhalte eines kleinen mongolischen Fürsten, eines „Amban" zu entwerfen. Wie er eigentlich hieß, das konnte Prschewalski niemals erfahren, da es bei den Mongolen Sünde ist, den Namen des Herrschers zu nennen. Der Amban war ein Mongole von Geburt, aber mit dem Hause Bogdo-Kans verschwägert, da er eine Prinzessin von dort geheiratet hatte und früher auch öfters nach Peking reiste. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte eine ziemlich intelligente Physiognomie, sah aber blaß aus, da er ein

leidenschaftlicher Opiumraucher ist. Er ist ein Despot, wie alle Mongolenfürsten; dem Volke zeigt er sich wenig und auch Prschewalski sah ihn nur einmal in einer Audienz.

Die Fanse des Fürsten war sehr schön ausgestattet, es befand sich in ihr sogar ein großer europäischer Spiegel; in neusilbernen Leuchtern brannten Stearinlichter und neben Nüssen, Pfefferkuchen und anderen Kleinigkeiten, mit denen man die Gäste bewirtete, waren auch russische Bonbons mit gedruckten Verschen auf der Etikette.

Zum erstenmal sah der Fürst einen Russen, ja er versicherte, daß Prschewalski der erste Russe überhaupt sei, der dieses Land betreten habe, seitdem Alaschan existiert. Der Fürst fragte nun Prschewalski über die europäische Kultur aus, wie man auf den Eisenbahnen fahre, wie man Stearinlichter fabriziere und endlich wie photographische Bilder angefertigt würden.

Die Photographie war damals in ganz China ein wichtiger Gegenstand der Unterhaltung. Im Juli 1870 hatte sich nämlich der Pöbel in Tientsin erhoben und 20 Franzosen und 30 Russen ermordet. Man streute nämlich das Gerücht aus, daß die französischen barmherzigen Schwestern den ihnen zur Erziehung anvertrauten chinesischen Kindern die Augen ausstächen, um die zur Anfertigung der Photographien notwendige Flüssigkeit zu erhalten. So erklärte man sich in China die Kunst der Lichtzeichnung und auch der Fürst von Alaschan war derselben Meinung. Diese Meinung hatte man überhaupt von den Missionären und auch Prschewalski war bei seiner Ankunft in Dyn-juan-in auch zuerst gefragt worden, ob er ein Missionär sei, erst als er verneinend geantwortet hatte, ward ihm ein freundlicher Empfang zu teil.

In diesen Wüsten genießt Rußland das Prestige. Franzosen und Engländer waren in den Augen der Mongolen nur Vasallen Rußlands, und überall war auch die Meinung verbreitet, daß die Chinesen in dem Krieg Englands und Frankreichs gegen China gesiegt hätten. Die siegreichen europäischen Truppen hatten eben Peking nicht

dem Grund und Boden gleich gemacht und das thut jeder asiatische Sieger. „In jedem Falle“, sprach darum der Fürst, „hat unser Bogdo-Khan diese Barbaren nur aus seiner unbegrenzten Gnade von den Mauern seiner Hauptstadt entlassen und sie nicht bis auf den letzten Mann vertilgt; doch hat er als Strafe eine große Kontribution von ihnen genommen.“

Der Fürst hatte drei Söhne, über den ältesten, den Thronfolger, konnte Prschewalski nicht viel berichten; aber der zweitälteste, der ein Higen, d. h. ein Buddhaheiliger geworden war, war eine interessante Erscheinung. Ein schöner Jüngling von 21 Jahren, mit lebhaftem, feurigem Charakter, schickte er sich sonderbar in die Rolle, die er zu spielen hatte. Gebete, Vorhersagungen, Segenspendungen befriedigten ihn nicht. Er sammelte die Lama um sich und ging mit ihnen auf die Jagd, hetzte Füchse. Er kaufte sich von Prschewalski ein Jagdgewehr und schoß in seinem Garten Vögel. Leute, die hierher kamen, um den Heiligen zu verehren, ließ er fortjagen, da sie ihm die Vögel verscheuchten. Das reimt sich zwar mit den Satzungen des Higen nicht zusammen, aber die Lamas wagen nicht aufzumucken, denn der Higen ist ihr Oberhaupt und hat während des dunganischen Aufstandes aus den überflüssigen Lamas eine Compagnie von 200 Mann gebildet und diese gegen die Räuber geschickt.

Die interessanteste Person an diesem Hofe war ein Lama mit Namen Baldyn-Sordschi, ein Vertrauter des Fürsten, der oft in Peking und einmal in Kiachta gewesen war, die Russen infolgedessen ein wenig kannte und Prschewalski sich sehr nützlich erwies. Von ihm erfuhr auch der Reisende manche interessante Neuigkeit über die Verhältnisse in Lassa, über den Dalai-Lama, der damals ein Jüngling von 18 Jahren war, und die Vorhersagung von dem gelobten Lande Schambalin.

Dieses Schambalin ist eine Insel, welche weit im nördlichen Meere liegt. Es gibt auf ihr viel Gold, das Getreide erreicht eine ungewöhnliche Größe, überhaupt fließt

dort Milch und Honig. Es ist nun vor etwa 2000 Jahren prophezeit worden, daß die Buddhisten in 2500 Jahren, etwa zu Anfang des 23. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung, nach Schambalin auswandern werden. Dies wird folgendermaßen vor sich gehen. In Westtibet wohnt ein Higen, der nie stirbt, sondern immer in einem anderen Körper wiedergeboren wird. Zur angegebenen Zeit wird jener Higen als der Sohn des Königs von Schambalin wiedergeboren werden. Um dieselbe Zeit werden die Dunganen ganz Tibet verwüsten und das Volk unter Anführung seines Dalai-Lamas nach Schambalin auswandern, wo es von jenem Higen freundlich aufgenommen und mit den besten Ländereien bedacht werden wird. Indessen werden die Dunganen Asien und Europa unterwerfen und sich auf Schambalin stürzen. Aber der Higen wird sie besiegen und den Buddhaglauben in der ganzen Welt verbreiten. Der Higen macht schon jetzt auf einem Zauberpferde Reisen nach Schambalin. In einer Nacht bringt ihn das Roß aus Tibet in das gelobte Land und zurück.

An diesem Hofe machte Prschewalski ausnahmsweise gute Geschäfte — er verkaufte den Rest seiner Waren und verdiente bei den Pekinger Waren 30 bis 40 Prozent, bei den russischen aber 700 Prozent. Leider hatte er von diesen nur einen kleinen Vorrat für etliche Zehner-Rubel. Es waren das Nadeln, Seife, Messerchen, Glasperlen, Tabaksdosen, Spiegelchen u. s. w.

Dyn-juan-in liegt im mittleren Teile des Alaschanergebirges, das wie eine steile Mauer sich zwischen Ordos und Alaschan auftürmt. Die Wälder und die Alpenwiesen desselben waren nicht besonders schön; wunderbar war aber der Ausblick von dem Kamme desselben. „Im Osten glänzte das schmale Band des Hoang-ho und die zahlreichen Seen, welche in der Nähe der chinesischen Stadt Nin-sia zerstreut liegen, blitzten wie Diamanten, im Westen verschwand in unermeßlicher Ferne der Sand der Wüste, auf deren lehmgelbem Hintergrunde grüne Oasen prangten. Rund umher herrschte lautlose Stille, welche nur hin und wieder vom

Blöken eines Hirsches, der das Weibchen rief, unterbrochen wurde."

In diesen Bergen haust der ungemein schöne Steinbock, Kuku-jeman, und Prschewalski genoß hier alle Freuden der Gemsenjagd. Dieses Tier ist nicht viel größer als unser gewöhnliches Schaf, aber außerordentlich gewandt im



Der Kuku-jeman.

Springen und Klettern und ungemein scheu. Es geht paarweise oder in kleinen Herden, geführt von Böcken, die als Führer und Wächter dienen. Das Warnungszeichen, das sie der Herde geben, besteht in einem lauten, abgerissenen Pfeifen, welches dem eines Menschen so ähnlich ist, daß Prschewalski, als er es zum erstenmal hörte, es für das Signal irgend eines Jägers hielt. Der Jagd auf Kukujemane, der Beschreibung der Schwierigkeiten, die sie be-

reitet, und der Freuden, die sie bietet, widmet Prschewalski mehrere Seiten seines trefflichen Reisewerkes über die Mongolei.

Alaschan war in diesem Jahre die äußerste Etappe der Reise, die quer durch die Steppen, durch Wüsten und Bergzüge Mittelasiens geführt hat. Die Mittel waren erschöpft und mit dem Erlös der verkauften Waren konnten die Russen gerade Peking wieder erreichen. Nach einem herzlichen Abschied von dem freundlichen Alaschaner Hofe trat Prschewalski die Rückreise an, aber er schlug nicht dieselben Wege ein, zog nicht am Ufer des Hoang-ho, sondern umging diesen in weitem Bogen nach Norden, indem er die Kette des Charanarin-ula, der „schwarzen scharfen Berge“, überschritt und das Hochplateau der Gobi berührte.

Auf dem Wege dorthin besuchte er zuerst den etwa 100 Kilometer von Dyn-juan-in entfernten Salzsee Dscharatai-Dabassu. Es ist ein richtiger Salzsee, denn sein Wasser sickert nur im Grunde und der ganze Boden ist mit einer 60 Centimeter bis 1,80 Meter dicken Salzschicht bedeckt. Der See hat einen Umfang von 50 Kilometer; seine glänzende Salzfläche scheint von der Ferne Wasser, in der Nähe aber ein Eisspiegel zu sein. Die Täuschung ist so groß, daß während des Aufenthaltes Prschewalskis an diesem Ufer eine Schar vorüberziehender Schwäne, sichtlich erfreut, daß sie Wasser in der Wüste gefunden, sich auf den See herabließ; als sie sich jedoch von ihrem Irrtum überzeugt hatte, erhob sie sich wiederum mit kläglichem Geschrei und setzte ihren Flug weiter fort.

Die Rückreise nach Peking verlief nicht so glücklich wie die Reise nach Alaschan. Gleich beim Beginn derselben erkrankte Pylzow so heftig am Typhus, daß die Expedition gezwungen war, neun Tage an der Quelle Chara-morite zu ruhen. Die jugendliche Natur des Unterlieutenants trug endlich über die Krankheit den Sieg davon, und er konnte sich, wenn auch nur mit der größten Mühe, auf dem Pferde halten. Häufig allerdings verfiel er dabei in Ohnmacht. Trotzdem mußte man Tag für Tag, von Sonnenaufgang

bis Sonnenuntergang marschieren. Solange man sich noch in den Ebenen von Alaschan befand, war das Wetter „ausgezeichnet“, die Nachtfröste betrugen nur — 7,5 ° C. und am Tage stieg die Temperatur bis auf + 12,5 ° C. im Schatten, während sich der Sand noch bis + 43,5 ° C. erwärmte. Jenseits der schwarzen scharfen Berge aber auf den Steppen der Gobihochebene wurde das Klima rauh im höchsten Grade.

Am 3. November herrschte hier Schneetreiben wie im vollen Winter. Bei einem Froste von — 9 ° C. wehte der heftigste Nordwestwind; ein feiner Schnee, mit Wüstensand vermischt, kam von oben und unten und von allen Seiten. Auf zehn Schritt konnte man selbst größere Gegenstände nicht sehen und wenn man gegen den Wind ging, konnte man weder atmen noch die Augen öffnen. So harrten die Reisenden den ganzen Tag im Zelte, bis sich das Unwetter legte.

Ende November erreichte der Winter eine Stärke, die dem Polarwinter durchaus nicht nachstand. Beim Sonnenaufgang sank die Kälte auf — 32,7 ° C. in derselben Gegend, in welcher während des Sommers die Reisenden von einer Hitze von + 37 ° C. im Schatten gequält wurden! Der schwache Pylzow, der in Schafpelze gehüllt auf dem Pferde ritt, fühlte diese Kälte am meisten; die Gesunden marschierten zu Fuß und erwärmten sich dabei. Für alle aber waren die Nächte voller Qual. „Ich erinnere mich noch,“ schreibt Prschewalski, „ebenso deutlich, als ob es gestern gewesen wäre, der purpurroten Sonne, welche im Westen unterging, und des tiefblauen Streifens, welcher sich dann im Osten am Himmel ausbreitete. Um diese Zeit nahmen wir gewöhnlich den Kamelen die Lasten ab und stellten unser Zelt auf, nachdem wir vorher den Boden vom Schnee, der auf ihm lag, gereinigt hatten; dieser Schnee war zwar nicht tief, aber er bestand aus winzigen Blättchen und war trocken wie Sand.“

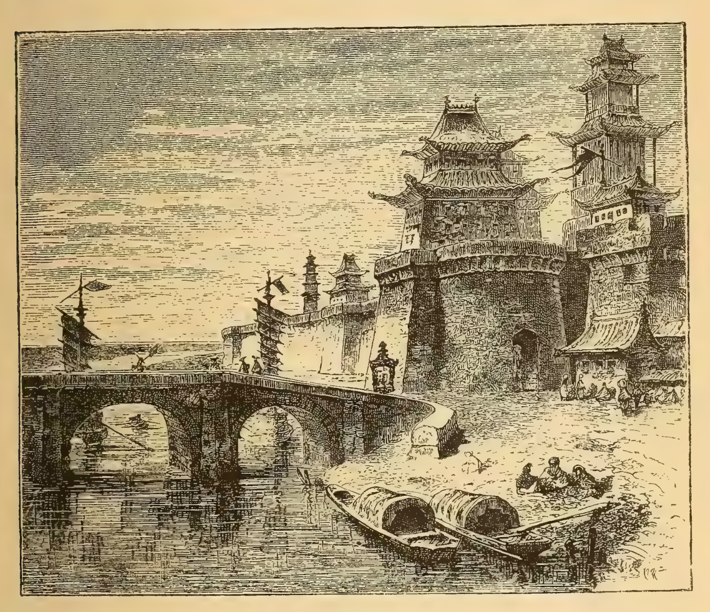
Hierauf trat die ungemein wichtige Frage auf Brennmaterial an uns heran, und einer unserer Kosaken ritt dann

in die nächste mongolische Jurte, um Argal zu kaufen, wenn wir uns solchen nicht schon unterwegs verschafft hatten. Für Argal aber mußte ein hoher Preis bezahlt werden, denn für ein Säckchen, das ungefähr 36 Kilogramm wog, gaben wir häufig einen halben Rubel; dies war jedoch das kleinere Uebel. Weit schlimmer war es, wenn man uns keinen Argal verkaufen wollte, was uns einigemal während unserer Reise in Gegenden, die ausschließlich von Chinesen bewohnt waren, passierte. Einmal gerieten wir in eine so mißliche Lage, daß wir die Sattelböcke zerhacken mußten, nur um Thee zu kochen und mit diesem frugalen Abendbrote mußten wir uns nach einem Marsche von 35 Kilometer und unter dem Einflusse einer heftigen Kälte und eines großen Schneetreibens begnügen. Wenn Feuer im Zelte war, wurde es ziemlich warm in ihm; zum mindesten wurde dann der Teil des Körpers erwärmt, welcher dem Herde zugekehrt war, doch griff der Rauch die Augen an und er wurde besonders unerträglich, wenn ein heftiger Wind wehte. Während des Abendbrotes füllte der Dampf aus der Schüssel mit Suppe unser Zelt dermaßen, daß es uns ein Dampfbad (bania) in Erinnerung brachte; freilich nicht durch die im Zelte herrschende Temperatur der Luft. Ein Stückchen gekochtes Fleisch wurde während des Essens fast ganz kalt und Hände und Lippen wurden mit einer Schichte Fett bedeckt, die hernach mit einem Messer abgeschabt werden mußte. Der Docht eines Stearinlichtes, das wir manchmal während des Abendbrotes anzündeten, brannte häufig so tief herunter, daß wir den äußeren stehen gebliebenen Rand, der an der Flamme nicht geschmolzen war, abbrechen mußten.

Während der Mahlzeit umgaben wir unser Zelt mit dem Gepäcke und verschlossen auch den Eingang möglichst dicht; trotzdem war die Kälte in unserer Wohnung nicht bedeutend geringer, als auf dem Hofe, denn wir unterhielten während der Nacht kein Feuer. Wir schliefen alle nebeneinander unter Pelzen oder Decken aus Schaffellen und entkleideten uns auch gewöhnlich, um gehörig auszuruhen. Um

zu schlafen, war es warm genug, denn wir deckten uns bis über die Köpfe zu, legten auch häufig Filzdecken auf unsere Pelze und Pelzdecken. Mein Reisegefährte nahm immer unseren Faust unter seine Decke und dieser war immer über eine solche Einladung sehr erfreut.

Selten ging aber eine Nacht ruhig vorüber. Die Wölfe, welche umherstreiften, scheuchten unsere Kamele und



Westliches Thor von Peking.

Pferde und die mongolischen oder chinesischen Hunde kamen manchmal herbei, um Fleisch zu stehlen, ja drangen oft ohne Zeremonie ins Zelt. Solche Diebe büßten ihre Zudringlichkeit mit dem Leben, aber nach einer solchen Episode erwärmte sich derjenige nicht bald wieder, welcher aufstehen mußte, um die aufgesprungenen Kamele wieder zu lagern und einen Wolf oder diebischen Hund zu erschießen.

Frühmorgens sprangen wir gleichzeitig auf und machten uns, vor Kälte am ganzen Leibe zitternd, ans Theekochen.

Hierauf wurde das Zelt zusammengelegt, die Kamele beladen und mit Sonnenaufgang ging's, unter dem Einflusse einer grimmigen Kälte, weiter."

Traurig gestaltete sich das Lager in der Nähe des Klosters Schyrety-dsu. Ein Pferd und ein Kamel fielen vor Kälte und Ermattung, die übrigen Kamele wurden auf der Weide gestohlen und das einzige übriggebliebene Pferd war zur Reise völlig untauglich. Die Kosaken mußten nach dem 80 Kilometer entfernten Kuku-choto sich begeben, um neue Kamele zu kaufen, während Prschewalski und sein kranker Gefährte 17 Tage lang in dem einsamen Zelte müßig verbringen mußten. Zu schreiben gab es auch nichts, bemerkt der Reisende, und dies um so mehr, als diese Beschäftigung im Winter und im Freien sehr schwierig ist. Man mußte vorher die in Eis verwandelte Tinte auftauen und die befeuchtete Feder häufig am Feuer erwärmen, damit die Tinte an ihr nicht gefriere.

Nachdem man den Gebirgsrücken von Suma-Chada überschritten, besserte sich das Wetter. Am Vorabend des Neujahrsfestes 1872 erreichten die Reisenden in später Stunde Kalgan, wo sie von ihren dort ansässigen Landsleuten aufs freudigste empfangen wurden.

Zwei Monate lang blieb Prschewalski teils in Kalgan, teils in Peking, um sich zu einer neuen Expedition auszurüsten, auf welcher er über Alaschan die Provinz Gansu, den See Kuku-nor und die Hochebene von Tibet besuchte. Wir wissen nunmehr, wie man in den Steppen und Wüsten Mittelasiens reist, welche Mühsale den Reisenden im Sommer wie im Winter bevorstehen. In den Gebieten, die man jetzt aufsuchen sollte, dauerten die Kämpfe mit den Dunganen noch fort, und so legte Prschewalski bei der Ausrüstung den Hauptnachdruck auf die Waffenvorräte, da er ihm der beste Schutz gegen das feige räuberische Gesindel war.

Die beiden Kosaken, die sich nicht besonders ausgezeichnet hatten, wurden entlassen und an ihre Stelle zwei andere genommen, die alle Erwartungen übertrafen und denen Prschewalski das höchste Lob zollt.

„Faust" erhielt auch einen Gefährten, einen sehr bösen mongolischen Hund „Kars", welcher zum Nachtwachen bestimmt war und sich durch seine Feindschaft gegen die Chinesen so auszeichnete, daß es genügte, ihn vor dem Zelte anzubinden, um lästige Besucher fernzuhalten. Faust und Kars hatten sich jedoch vom ersten Augenblicke an gehaßt und blieben während der ganzen Expedition geschworene Feinde.

Von dieser zweiten Expedition wollen wir im nachstehenden nur die wichtigsten Episoden hervorheben.

Auf den Hochebenen Tibets.

Südlich von Dyn-juan-in erstreckt sich noch weiter die Alaschaner Wüste — ebenso öde und schrecklich wie ihr nördlicher Teil; man zieht durch die Sandflächen der Tyngeri, bis sich dem Auge ein unvermutet aus der Ebene aufsteigendes Gebirge zeigt. Es sind die Gansuberge, in denen sich mit einem Schlage das Bild der Natur ändert. Reiche Niederschläge, bewaldete Höhen, frische Alpenmatten kennzeichnen vorteilhaft diese Berge aus, welche die Heimat des offizinellen Rhabarbers sind, dessen Wurzeln hier gesammelt und getrocknet und von hier in die weite Welt hinausgesandt werden. Neben den Chinesen und Mongolen tritt hier ein anderer Menschenstamm auf, die Tanguten, die mit der Bevölkerung Tibets sehr nahe verwandt sind. Südöstlich von diesen Bergen liegt der herrliche über 5000 Quadratkilometer große Salzsee Kuku-nor, den die Mongolen mit blauer Seide vergleichen und mit Recht den blauen See genannt haben. Ein herrliches Juwel in dem unwirtlichen Steppengebiete Asiens, liegt er teils von Bergen, teils von fruchtbaren Steppen umrahmt. An seinen Ufern herrscht von Zeit zu Zeit ein reges Leben; denn hier sammeln sich die Karawanen frommer Pilger, die nach Lassa ziehen, um den Dalai-Lama zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Der Weg dorthin ist freilich noch weit; er führt über Berge und die öden Ebenen von Zaidam. Weiter im Südosten

steigt wieder die Ebene an und türmt sich zu einem gewaltigen Bergzuge auf, der den Namen Burchan-Buddha, d. h. Gott Buddha, trägt. Wir befinden uns hier bereits unter dem 36.° nördlicher Breite, also in der Polhöhe von Gibraltar, und gelangen, indem wir den Burchan-Buddha übersteigen, wieder auf Hochebenen. Sie liegen aber bereits in der furchtbaren absoluten Höhe von 4800 bis 5200 Meter, also auf und über der Meereshöhe vom Montblanc. Darum werden wir hier trotz des südlichen Striches mehr an den Pol als an den Aequator gemahnt; wir befinden uns in den verrufenen Wüsten Nordtibets. — Prschewalskis kleine Karawane, von einem Mongolen geführt, betrat dieses Gebiet in den Wintermonaten, vom 23. November 1872 bis zum 10. Februar 1873. Sie hatten schon am Kuku-nor von den Gefahren der Reisen in jenen Gebieten gehört. Selbst im Frühjahr oder Herbst, der



Die Rhabarberpflanze mit Blüte und Fruchtstand.

günstigsten Reisezeit, ereignen sich hier Unfälle. Die Kamele unterliegen den Anstrengungen und selbst der gezähmte Yak, der an diese rauhe Natur mehr gewöhnt ist, fällt oft auf dieser Reise, so daß die Pilger in der Regel Reservetiere mitschleppen müssen. Erst im Jahre 1870, erzählte man Prschewalski, verließ eine Karawane mit 300 Menschen und 1000 Kamelen und Yaks im Februar Lassa und verlor auf diesem Marsche 50 Mann und sämtliche Lasttiere. Als die Kamele und Yaks infolge Futtermangels zu fallen begannen und täglich ganze Dutzende verendeten, waren die Menschen gezwungen, alle Waren und überflüssigen Sachen im Stiche zu lassen; später warfen sie auch nach und nach Mundvorräte weg und gingen selbst zu Fuß. Endlich waren sie auch gezwungen, die Mundvorräte auf dem eigenen Rücken zu tragen, und von der großen Zahl der Kamele verblieben nur drei, welche man mit Dsamba gefüttert hatte, übrig. Aller Argal war mit einer dicken Schneeschicht bedeckt, so daß es sehr schwer war, ihn zu finden, und um ihn anzuzünden, brauchten die Pilger ihre eigene Kleidung, welche der Reihe nach in Stücke zerrissen wurde. Fast jeden Tag verstarb einer an Erschöpfung, und Kranke wurden, selbst wenn sie noch lebten, ohne Gnade zurückgelassen und kamen auf dem Wege um. Der tiefe Schnee, der in jenem Jahre gefallen war, machte das Reisen so verhängnisvoll.

Aber an und für sich sind die Hochebenen Tibets abschreckend und mühselig zu durchwandern. Ihr Boden besteht aus Lehm mit Beimischung von Kies und Salz, das manchmal wie Schnee erglänzt. Jeder Vegetation bar ist er vom Winde durchfurcht und zernagt. Nur wo Quellen hervortreten, wo der Grund morastig wird, bildet sich eine Vegetation, die das von dem Anblick der Todesstarre der Natur ermüdete Auge an Wiesen erinnert. Hier gedeiht eine Art Riedgras, welches vom Winde so ausgetrocknet ist, daß es unter den Fußtritten zerbricht, zerbröckelt und in Staub zerfällt, ein hartes Gras, auf dem sich selbst die Kamele wund laufen. Nur seltener findet man hier eine andere Pflanze mit zusammengesetzterer Blüte — nirgends

aber einen Busch, geschweige denn einen verkrüppelten Baum.

Im Winter herrschen hier furchtbare Stürme und Fröste; im Frühling Stürme und Schneetreiben, im Sommer Stürme und heftige Regen mit gewaltigen Hagelschlägen — nur in der kurzen Herbstzeit klärt sich der Himmel auf und die Sonne scheint warm hernieder.

Um diese Zeit kommen auch die Pilgerkarawanen hinauf und durchziehen die wüsten Hochebenen; aber einen Weg gibt es hier nirgends, man richtet sich nach dem Kompaß, nach den Sternen des Himmels, nach den Hügeln und Bergen, deren Spitzen, mit ewigem Schnee bedeckt, über diesen Ebenen emporragen.

So tritt das Land feindlich dem Menschen entgegen und selbst die Luft Nordtibets ist für ihn nicht geschaffen. Wir sind ja hier auf der Höhe des Montblanc und die Luft ist dünn; das Wasser siedet schon bei 68° R.; der Argal brennt ungemein schlecht und wärmt wenig, und die dünne Luft macht den Menschen schwach. Selbst die Besteigung eines kleinen Hügels ermüdet, nach einem längeren Marsche zittern Hände und Füße, Schwindel und Erbrechen stellen sich bei größeren Anstrengungen ein. Selbst die Nachtruhe ist nicht erquickend und der Schlaf wird durch Atemnot gestört.

Auf alle diese Schwierigkeiten waren unsere Reisenden vorbereitet und sie ließen darum einen Teil ihrer Mundvorräte in Zaidam zurück, vergruben die überschüssigen Patronen und Schrotvorräte am Uebergange des Burchan-Buddha, um ihren Kamelen möglichst wenig Last aufzubürden. Sie waren schon zwei Jahre im Inneren Asiens umhergezogen und das sah man ihnen an. Die warme Kleidung hatte viel gelitten und war ganz und gar mit Flicken bedeckt. Die Pelzröcke und Kuchlanken waren zerrissen und die Stiefel — die hatten diese Form außen schon lange nicht mehr. Die Reisenden nähten an die alten Schäfte Stücke von den Fellen der erlegten Yaks und zogen in ihnen in stärkstem Frost auf unwegsamen Pfaden.

Am Kuku-nor hatte man ihnen eine Jurte geschenkt, und diese leistete jetzt ausgezeichnete Dienste. Jeden Abend wurde sie aufgeschlagen, das Dach mit doppelten Filzdecken, die Seitenwände mit dreifachen Filzdecken belegt und außerdem noch mit Fellen der erlegten Antilopen ausgekleidet. In ihrer Mitte brannte auf dem eisernen Roste der „duftende" Argal und über ihm hing der eiserne Kessel, der einzige Veteran aus dem Kochgeschirr. Auch an ihm war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, er war leck und wurde „kunstvoll" mit den Metallhülsen der Berdanpatronen repariert.

Unsere Reisenden waren Frühaufsteher. Zwei Stunden vor Tagesanbruch standen sie auf, zündeten Argal an und kochten Thee, der mit Dsamba als Frühstück diente. Dann mußte die Jurte abgebrochen und auf die Kamele geladen werden. Die Sonne ging auf, als diese Arbeiten vollendet waren, und der kleine Zug setzte sich bei grimmigem Froste, der oft — 31,0° C. betrug, in Bewegung. Reiten konnten sie nicht der Kälte wegen; aber auch der Marsch zu Fuß war äußerst beschwerlich, denn das Gewehr und die Patronentaschen machten zusammen eine Last von 10 Kilogramm, die in der dünnen Luft sich besonders fühlbar machte. Trotz des schneidenden Windes ging es vorwärts, bis die Natur sehr oft gegen Mittag Halt gebot. Um jene Zeit pflegte sich ein Sturm zu erheben, der die Luft mit Staub und Sand erfüllte, daß es unmöglich war vorwärts zu gehen. Manchmal legte sich das Unwetter rasch; manchmal aber tobte der Sturm stundenlang und der feine Staub hing noch am anderen Morgen in der Luft und gab der Atmosphäre eine gelbliche Färbung. Gegen den Sonnenuntergang hörten diese Stürme regelmäßig wie abgeschnitten auf.

Die Jurte wurde ausgestellt und dann begaben sich alle fort, um Argal der wilden Yaks zu suchen. Nun glimmte das Feuer und nicht Wasser, sondern Eis wurde angesetzt und man mußte lange warten, bis es auftaute, bis es kochte und der Thee fertig war. Bei einigermaßen günstigem Wetter ging dann Prschewalski mit seinem Gefährten auf

die Jagd. Mitunter war diese Jagd mit unerhörten Schwierigkeiten verbunden, unter dem Einflusse der Kälte wurden die Kammern der Büchsen so eng, daß es nach dem Schusse sehr schwer war, die leere Hülse aus dem Laufe zu ziehen, und es nötig wurde, zum Entladestocke die Zuflucht zu nehmen. Die Kosaken tauten indessen das Eis auf, um das nötige Trinkwasser für die Pferde zu erlangen, die nicht gewohnt waren, ihren Durst mit Schnee und Eisstückchen zu löschen. Sie kochten auch das Fleisch, an dem dank den großen Yakherden niemals Mangel war; es war aber so gefroren, daß es gehackt werden mußte und konnte, da das Wasser schon bei 68° R. siedete, nicht gar gekocht werden.

Nach einem solchen mühevollen Tage, an dem man sich 10 bis höchstens 20 Kilometer vorwärts geschleppt hatte, legte man sich zur Ruhe nieder. Räuber waren in dieser menschenleeren Wüste nicht zu fürchten, aber der Schlaf war nicht ruhig, in diesen hohen Regionen konnte man überhaupt nur mit einem sehr hohen Kopfkissen oder halb sitzend schlafen, wenn man vom Alpdrücken frei sein wollte. In der Jurte wohnte mit den Reisenden auch der mongolische Führer Tschutun-Dsamba. Er war „Fähnrich“, folglich Beamter, er hatte neunmal als Karawanenführer den Weg nach Lassa gemacht und kannte darum den Weg ausgezeichnet. Er war der klügste Mann von ganz Zaidam, aber auch ein fürchterlicher Heuchler und „ein Schwein erster Größe“. Seine Manieren, wie er gefrorene Yakfladen als Teller benutzte, auf denen er warme Fleischstücke abkühlte, wie er nach Schocken seine Parasiten tötete u. s. w., wollen wir nicht näher ausmalen, jedenfalls trug *diese* Gesellschaft nicht dazu bei, die langen kalten Winternächte angenehmer zu machen.

Auf dem ganzen weiten Wege bis zum Ufer des Jantsekiang, des Blauen Flusses, der am 10. Januar 1873 erreicht wurde, begegneten die Reisenden keiner Ansiedelung, keinem Menschen, aber tot, jedes Lebens bar, war diese traurige Hochebene nicht; im Gegenteil geradezu überraschend war der Reichtum an größeren Tieren — hatten doch Prsche-

walski und sein Gefährte während der 80 Tage ihrer Wanderung in Nordtibet 78 große Tiere erlegt, mit deren Fleisch sie Hunderte von Menschen hätten ernähren können.

Verschiedene Antilopen finden hier ihr Auskommen, der Kulan flüchtet sich hierher vor den Nachstellungen des Menschen und diese öden Hochebenen sind die eigentliche Heimat des Yak, jenes prachtvollen Rindes, das schon den Alten unter dem Namen Poäphagus bekannt war. Seit längerer Zeit werden Yaks auch in unseren zoologischen Gärten gehalten, aber das sind gezähmte Exemplare, wie sie in den Gebirgsgegenden Innerasiens als Last- und Reittiere benutzt werden. Eine ganz andere Erscheinung bietet der wilde Yak, dessen Lebensweise wir durch die Schilderungen Prschewalskis am besten kennen gelernt haben.

Ein altes Männchen des langhaarigen Ochsen erreicht, ohne Schwanz gemessen, nahezu die Länge von 3,80 Meter, der Schwanz mit seinem langen, wellenförmig gekräuselten Haare, das ihn schmückt, ist ebenfalls 1 Meter lang. Die Höhe des Tieres beträgt vom Buckel bis zur Fußsohle gemessen 1,89 Meter; der Umfang des Rumpfes in seiner Mitte 3,46 Meter und das Gewicht annähernd 630 bis 720 Kilogramm. Ungeheuere bis 86 Centimeter lange Hörner schmücken den Kopf. Der Körper ist mit dichten, langen, schwarzen Haaren bedeckt, welche bei alten Männchen auf dem Rücken und den Seiten einen bräunlichen Anflug haben. Der untere Teil des Körpers ist wie der Schwanz mit langen, schwarzen Haaren ausgestattet, welche wie Fransen herabhängen. Die Haare am Maul haben einen grauen Anflug; den Rücken entlang zieht sich bei jüngeren Tieren ein schmaler silbergrauer Streif.

Die Weibchen sind unvergleichlich kleiner als die Männchen und bei weitem nicht so schön wie diese.

In den benachbarten Gebirgen Tibets ist der Yak gleichfalls vertreten, aber er verringert sich hier merklich infolge der Nachstellungen der Menschen. In den wüsten Hochebenen ist er sehr häufig. Die Weibchen, jungen Männchen und Kälbchen sammeln sich zu Herden, die oft aus einigen

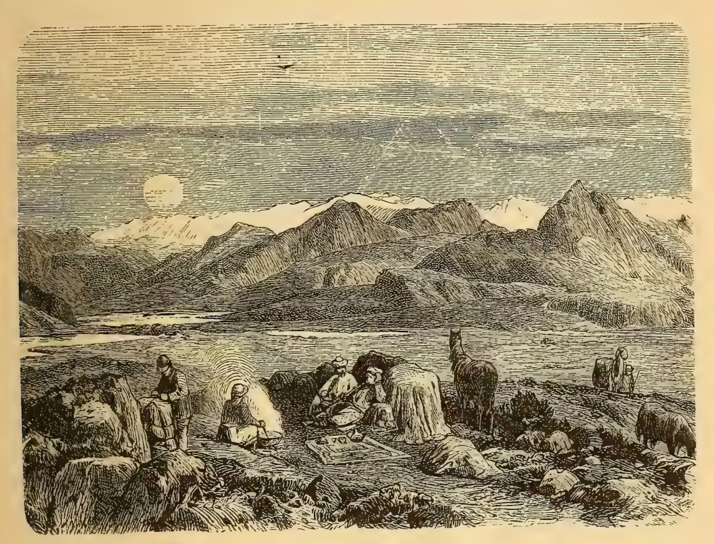
hundert bis tausend Stück bestehen. Dies mag für die Beschaffung der Nahrung auf den dürftigen Weiden nicht gerade vorteilhaft sein, aber das Zusammenhalten bietet den unerfahrenen Kälbern Schutz gegen die Anfälle der Wölfe. Wittern die Tiere eine Gefahr, so sammeln sich die zerstreut äsenden in große Herden, in deren Mitte sich dann die Kälber befinden; einige erwachsene Männchen und Weibchen gehen aber vor, um sich zu überzeugen, worin die Gefahr besteht. Wenn kein blinder Lärm war und sich ein Jäger naht, besonders aber, wenn er schießt, so ergreift der ganze gedrängte Haufen plötzlich im Trabe, häufig auch im Galopp, die Flucht. In letzterem Falle neigen viele von ihnen den Kopf zu Boden, während sie den Schwanz erheben und auf den Rücken legen. So sprengen sie davon, ohne sich umzusehen. Es erhebt sich dann eine Wolke von Staub und die Erde dröhnt unter dem Stampfen der Hufe, das in weiter Ferne zu hören ist. Eine solche wilde Flucht dauert übrigens nicht lange; nur selten laufen die Tiere in dieser Weise 1 Kilometer, häufig weniger. Der vereinzelte Yak galoppiert bei der Flucht nur einige Schritte, und er ist, auch wenn er schnell läuft, zu Pferde leicht einzuholen. Er klettert aber ausgezeichnet auf Felsen und schroffen Abhängen, die nur einer Gemse zugänglich scheinen.

Die alten Männchen gehen allein in der Wüste umher, oder doch nur in Herden von 3 bis 5 Stück, selten, wenn sich ihnen jüngere, aber erwachsene Männchen anschließen, bilden sie Trupps von 10 bis 12 Stück.

Während der Brunftzeit, die im September beginnt und einen Monat dauert, ändert der faule Yak seinen Charakter. Dann führen die Stiere mit ihren Rivalen furchtbare Kämpfe. „Diese Turniere sind aller Wahrscheinlichkeit nach sehr ernst“, schreibt Prschewalski, „denn wir fanden fast bei allen Männchen, welche wir während des Winters geschossen haben, Spuren dieser Liebesduelle in der Form von häufig recht bedeutenden Narben. Doch nicht genug dieser Narben, fand ich bei einem von mir erlegten Yak das linke Horn an der Wurzel abgebrochen, so daß

dieses Tier nur ein Horn hatte. Was war das für ein Stoß, der es vermochte, das riesige und ungemein starke Horn dieses Tieres zu zerbrechen? Was für Köpfe haben auch diese Tiere, von denen der eine einen solchen Stoß zu versetzen, der andere ihn auszuhalten vermag!“

Für den Menschen ist der Yak noch von besonderer Bedeutung. Jede Weide, wo eine Yakherde geruht hat, ist mit Exkrementen dicht bedeckt, und dieser Argal bildet das



Ein Plateau des westlichen Tibet, im Hintergrunde Karakorum.

einzige Brennmaterial in der Gegend — ohne ihn wäre es unmöglich durch die Hochebene Tibets zu reisen.

Die Jagd auf diesen Riesenstier ist sehr verlockend, aber auch mit Gefahren verbunden; denn das angeschossene Tier stürzt sich oft auf den Jäger. Dieser ist dabei in der schlimmen Lage, daß er niemals darauf rechnen kann, daß er mit einer wohlgezielten Kugel den Yak ungefährlich macht. Die Kugel aus der besten Büchse dringt nicht durch den dicken Schädelknochen und erst durch eine Reihe von Schüssen kann man des Tieres Herr werden. Nur die unbegrenzte

Dummheit und Trägheit des Tieres kommt dabei dem Jäger zu statten.

Prschewalski beschreibt unter anderem auch einen solchen Vorfall: „Wir bemerkten einst kurz vor Abend drei Yaks, welche in einem Gebirgsthale unweit unserer Jurte weideten. Ich machte mich sogleich auf, um auf diese Tiere Jagd zu machen und schoß, als ich mich auf 200 Schritt genähert hatte, auf den größten von ihnen. Nach dem Schusse ergriffen die Tiere die Flucht, denn der wilde Yak stürzt sich, wenn er in Gesellschaft ist, weit seltener auf den Jäger, als wenn er allein geht. Als sie ungefähr einen halben Kilometer weit geflohen waren, blieben sie stehen. Ich schlich mich nun wiederum bis auf 300 Schritt an die Tiere heran und schoß wiederum auf das schon verwundete. Die beiden Gefährten des verwundeten Riesen ergriffen nun die Flucht, während er selbst umkehrte und langsamen Schrittes auf mich zukam. Ich hatte einen Berdanschen Hinterlader. Ich sendete aus diesem eine Kugel nach der anderen dem Yak entgegen; sie trafen ihn wie eine Scheibe und es war sogar zu sehen, wie der Staub von der getroffenen Stelle des Felles aufwirbelte; trotzdem schritt das Tier immer auf mich los, oder lief zurück, wenn es an einer besonders gefühlvollen Stelle getroffen wurde. Der Yak befand sich noch in einer Entfernung von 150 Schritt von mir, als ich schon alle mitgenommenen 13 Patronen verschossen hatte; ich ließ die Büchse für jeden Zufall geladen und lief eiligen Schrittes in die Jurte, um frische Patronen zu holen. Hier forderte ich nun meinen Begleiter auf mit mir zu gehen, nahm auch einen Kosaken mit und nun gingen wir, drei Mann hoch, um das mächtige Tier zu erlegen. Indessen begann es dunkel zu werden und dies war ein uns nicht günstiger Umstand, da ein sicherer Schuß nun nicht mehr möglich war.

„Als wir nun an die Stelle gekommen waren, an welcher ich den Yak gelassen hatte, fanden wir ihn auf der Erde liegend. Nur der erhobene Kopf mit den ungeheuren Hörnern bewies, daß das Tier noch lebte. Wir näherten uns demselben auf 100 Schritt und schossen eine Salve auf

dasselbe. In demselben Augenblicke sprang der Yak auf und stürzte sich auf uns. Nun begannen wir ihn aus drei Hinterladern förmlich mit Kugeln zu überschütten, trotzdem näherte er sich uns und kam bis auf 40 Schritt heran. Aber noch eine Salve — und der Yak schlug mit dem Schwanze, wendete um und ergriff die Flucht, blieb aber, nachdem er gegen 100 Schritt gelaufen war, stehen. Indessen war es ganz finster geworden und ich beschloß das Schießen einzustellen. Hierzu bewog mich auch die Erwägung,



Jagd auf wilde Yaks.

daß das Tier infolge der Wunden, die es empfangen hatte, während der Nacht verenden müsse. Thatsächlich fanden wir es am folgenden Morgen tot liegen. Im Rumpfe des Yak fanden wir fünfzehn, im Kopfe drei Kugeln. Eine der letzteren hatte nicht den dicken Knochen des Schädels, der mit einer 13 Millimeter dicken Haut bedeckt ist, durchbohrt. Eine andere Berdankugel traf ins linke Auge des Yak, das sie zerschmetterte, streifte gegen 13 Millimeter am Schädelknochen hin und zersplitterte in kleine Stückchen."

Von den Raubtieren hausen in diesem Gebiete der tibetanische Wolf und der Steppenfuchs. Der erstere gleicht

in der Größe dem gewöhnlichen Wolfe und unterscheidet sich von diesem nur durch die gelblich-weiße Farbe des Felles. Dieses Raubtier findet schon an den gefallenen Tieren genügende Nahrung, außerdem aber schart es sich zu Gesellschaften zusammen und sucht Antilopen. Er steht, was Mut, Kraft und Gewandtheit anbelangt, dem grauen Wolfe nach. Die Hunde der Expedition hatten mit ihm oft während der Nacht Kämpfe zu bestehen und blieben stets Sieger. Diese Isegrims des Wüsten-Hochlandes hatten der Expedition so manches Schnippchen geschlagen. Sie verzehrten nicht nur das erlegte Wild, wenn es nicht sofort fortgeschafft wurde, sondern verlegten sich auch auf Diebstähle. Am Flusse Schuga vergrub Prschewalski im Steingerölle einige Pfund Butter, die er auf dem Rückwege mitnehmen wollte; die Wölfe haben die Butter aufgewittert, die großen Steine weggerollt und die Butter samt der Leinwand verzehrt. Ein anderesmal hatte Prschewalski im Gebirge eine glattläufige Flinte mit einigen Blechpatronen zurückgelassen. Als er am anderen Tage wiederkam, waren Flinte und Patronen weg. Die Flinte fand er in einiger Entfernung mit einem entladenen Laufe wieder, aber die Blechpatronen waren spurlos verschwunden. Der tibetanische Wolf ist ungemein scheu und nur einmal gelang es Prschewalski, ein Fell für die Sammlung zu erbeuten, indem er sich in der Nähe eines erlegten Kulans versteckte. Der Steppenfuchs ist hier noch scheuer als der Wolf, so daß seine Lebensweise noch nicht genügend erforscht werden konnte.

Charakteristisch für Nordtibet ist auch eine wilde Felsschafart, das weißbrüstige Argali, eine Abart der wilden Schafe, wie sie in der Mongolei öfters angetroffen werden. Es ist durch seine weiße Brust ausgezeichnet, welche mit langen Haaren, die gleichsam eine Brustkrause oder ein Vorhemdchen bilden, bewachsen ist. Die Sinne dieses Tieres sind ausgezeichnet entwickelt, und das Argali ist, im Gegensatz zu anderen Tieren Tibets, ungemein vorsichtig, trotzdem es fast gar nicht von Menschen verfolgt wird. Die Mongolen töten es nur in sehr seltenen Fällen, und auch dann

nur Weibchen, da sie Männchen gar nicht schießen, denn sie wissen sehr wohl, daß die Kugel der Luntenflinte dieses Tier nicht auf der Stelle tötet.

Die Vogelwelt Nordtibets ist nicht besonders reich. Man findet hier den Steinadler, den Schneeadler, Krähen, Schneefinken, das tibetanische Steppenhuhn, Lerchen u. s. w.

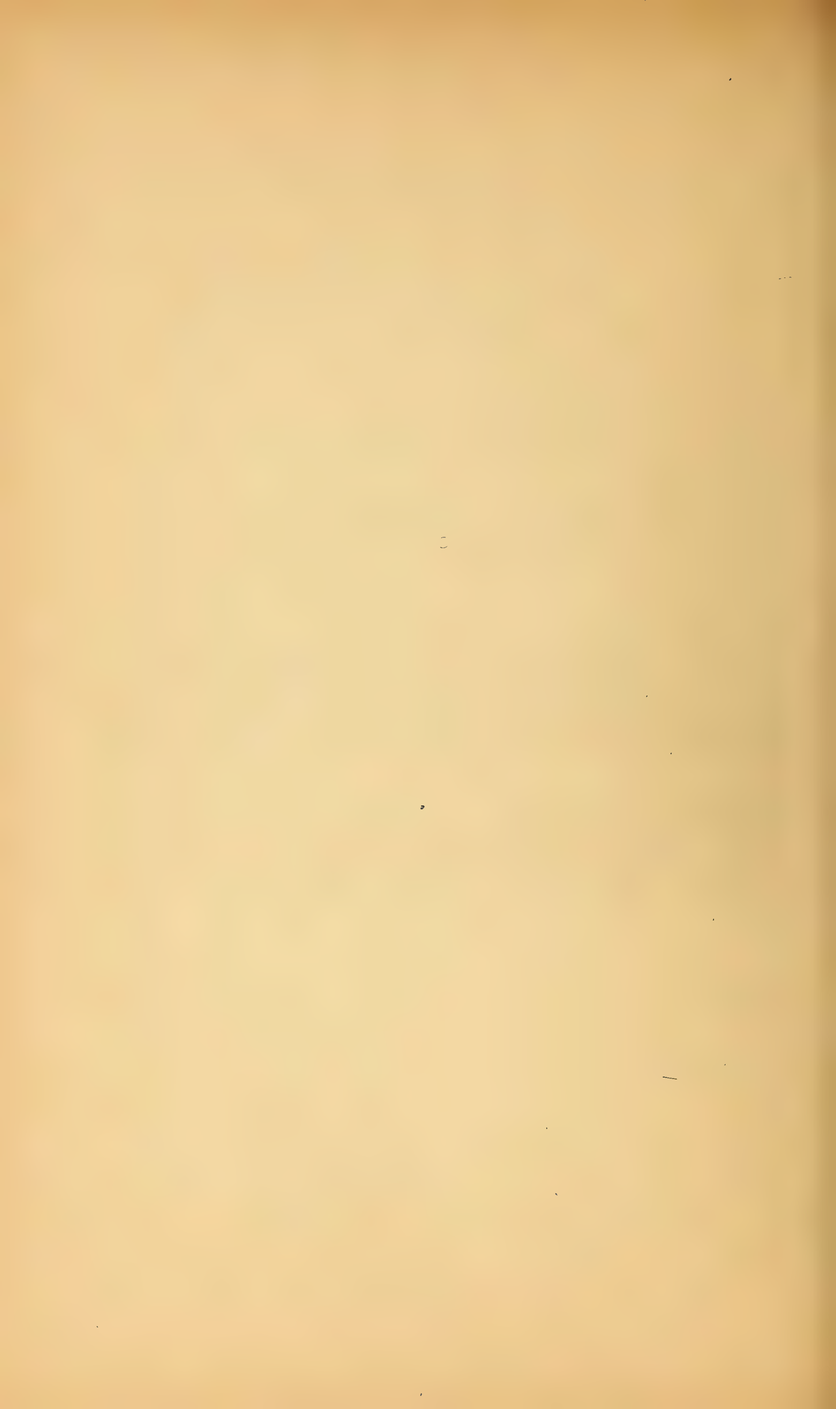
Am 10. Januar 1873 stand Prschewalski am Ufer des Blauen Flusses, er war nur noch 27 Tagereisen von Lassa entfernt; aber die unzulänglichen Mittel, über die er verfügte, zwangen ihn zur Umkehr. Die furchtbaren Schwierigkeiten der tibetanischen Wüsten hatten die Lasttiere derart erschöpft, daß von elf Kamelen bereits drei gefallen waren, und so trat er mit schwerem Herzen den Rückmarsch nach Zaidam an. Jetzt war es aber die höchste Zeit an Rückkehr zu denken — und von Urga trennten ihn noch 1500 Kilometer Weges, welcher durch die Wüsten von Alaschan und Gobi führte. Und wie sahen die Reisenden aus, als sie vom Burchan-Buddha hinabstiegen? An der Kleidung waren sie gar nicht als Europäer zu erkennen: „Seht,“ riefen die Bewohner von Zaidam, „die Fremden sehen aus wie unsere Mongolen!“ Nachdem am Kuku-nor die Kamele umgetauscht und das Nötige für den Rückmarsch angeschafft wurde, blieben noch fünf Lan Silber, d. i. zehn Rubel, in der Expeditionskasse übrig. In Alaschan aber erwarteten die Reisenden Geld, welches durch die Vermittelung der Pekinger Regierung von der russischen Gesandtschaft dorthin gesandt worden war.

Der Frühling war am Kuku-nor und im Gansu-Gebirge den Reisenden vergangen, und sie, die im Winter mit der Polarkälte Tibets zu kämpfen hatten, zogen im Sommer wieder durch die glühende Alaschaner Wüste. Der erste Teil dieses Marsches wurde ohne Führer ausgeführt, und da geriet die Expedition öfters in die Gefahr sich zu verirren. Besonders war dies am 9. Juni der Fall. Aus dem Sande gerieten die Reisenden auf eine lehmige Ebene, auf welcher sich zwei Fußsteige zeigten; der rechts liegende war mehr eingetreten und man beschloß, ihn einzuschlagen. Dann kamen aber verschiedene Querstege, welche die Expedition

völlig verwirrten, bis diese nach der Bussole weiter marschieren mußte. Man suchte nach einer Hügelgruppe, welche Prschewalski im vorigen Jahre auf der Karte eingetragen hatte und auf deren Rücken sich ein charakteristischer Steinhaufen befand. Es tauchte auch eine kleine Hügelgruppe auf, deren nähere Gestaltung jedoch selbst mit dem Fernrohr nicht erkannt werden konnte, da die Luft während des ganzen Tages durch den wehenden Wind mit Staub angefüllt war. Indessen wurde es Abend; man schlug das Nachtlager auf und fand, daß man nur noch zehn Quart Wasser hatte. Mit bangen Gefühlen legte man sich nieder, die Frage, ob man morgen einen Brunnen finden würde, wurde zur Frage über Leben und Tod. Am andern Morgen klärte sich die Luft auf, Prschewalski stieg auf die übereinander gelegten Kisten und prüfte von diesem Wachtturm mit dem Fernrohr die Gegend. Im Norden ließ sich eine zweite Hügelgruppe blicken. Nachdem Prschewalski beide Hügel auf der Karte eingetragen hatte, entschied er sich, auf den nördlichen zu marschieren. Die Kamele wurden beladen und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Hügelgruppe verschwand bald hinter der welligen Ebene, bald tauchte sie aus derselben wieder empor, die Entfernung war aber noch immer zu groß, um das Wahrzeichen, den Steinhaufen, selbst mit dem Fernrohr zu erkennen. Endlich, nachdem 10 Kilometer zurückgelegt wurden, zeigte sich das Zeichen und in einigen Stunden stand die Expedition an dem Brunnen, auf den sich die vom Durst erschöpften Tiere mit Begierde stürzten.

Im Juli begann aber für die Reisenden, als sie von Dyn-juan-in mit einem Führer durch die wildesten Striche von Alaschan und Gobi zogen, die Reihe der qualvollsten Tage. Das Thermometer zeigte + 45° C. im Schatten! Der Boden war bis zu 63° erhitzt und zeigte noch in der Tiefe von zwei Fuß + 26° C. Die Luft war ungeheuer trocken. Wenn sich seltenerweise Regenwolken zeigten, so erreichten die Tropfen nicht den Boden, sondern lösten sich in der trockenen Luft in Dampf auf.

Mongolen aus der Wüste Alaschan.



Die Gefahr der Verdurstung trat hier noch einmal an die Wüstenreisenden heran und forderte auch ein Opfer.

Am 19. Juli verließ die Karawane den uns bereits bekannten See Dscharatai-Dabassu und zog nach dem Chan-ula-Gebirge. Die Entfernung sollte nach der Aussage des Führers 25 Kilometer betragen, unterwegs aber zweimal ein Brunnen zu finden sein. Jeder dieser Brunnen sollte in der Entfernung von acht Kilometer liegen. Richtig wurde



Stromschnellen des Yang-tse-Kiang (Blauer Fluß).

auch der erste Brunnen erreicht und nachdem die Tiere getränkt wurden, beschloß man trotz der unerträglichen Hitze weiter zu ziehen und am zweiten Brunnen zu rasten. Das Vertrauen war so groß, daß die Kosaken sogar das Wasser aus den Tönnchen fortschütten wollten, um es nicht unnötig mitzuschleppen. Prschewalski untersagte dies jedoch. Es wurden inzwischen zehn Kilometer zurückgelegt und der Brunnen war noch nicht da. Der Führer gab nun zu, daß er von der Richtung abgewichen sei; er ritt auf den nächsten Sandhügel, um sich zu orientieren und erklärte, daß er

noch einen dritten Brunnen wisse, der nur fünf bis sechs Kilometer entfernt sei.

Die Mittagsstunde war inzwischen genaht und die Hitze wurde unerträglich. Dabei trieb der Wind Staubwolken auf und bedeckte die Reisenden mit Salz und Sand. Besonders litten die Hunde, die auf dem bis zu 60° erhitzten Boden laufen mußten. Prschewalski ließ sie einigemal tränken und ihnen die Köpfe mit Wasser begießen. Aus den fünf Kilometern des Führers wurden zehn und es war noch kein Wasser da. Der Vorrat war bis auf einen halben Eimer erschöpft und dieser mußte nun für den kritischen Fall aufbewahrt werden. Der Führer meinte nun, daß der Brunnen nicht mehr sehr fern sei. Der arme „Faust“ begann sich hinzulegen und zu heulen. Da entschloß sich Prschewalski, den Führer mit Pylzow vorauszuschicken und der letztere nahm auch den „Faust“ auf das Kamel mit. Als sie nun zwei Kilometer geritten waren, zeigte der Führer von der Höhe eines Hügels Pylzow den Ort, an dem sich der Brunnen wirklich befinden sollte — er war noch fünf Kilometer entfernt. Das Los des armen Hundes war entschieden; er begann Anfälle von Krämpfen zu bekommen, Pylzow entschloß sich zu bleiben und auf die Karawane zu warten. Indessen legte er den Faust unter einen Dornenstrauch und machte ihm ein Dach aus der Filzdecke, die er unter dem Sattel hatte. Der arme Hund verlor jedoch immer mehr das Bewußtsein, endlich heulte er, gähnte einigemal und verendete.

Die Leiche des unglücklichen Faust wurde auf ein Paket gelegt, und man zog weiter. Die Lage war fürchterlich, von dem geringen Wasservorrat nahm jeder einen Schluck in den Mund, um wenigstens die trockene Zunge zu befeuchten; der ganze Körper glühte, als wenn er sich im Feuer befände, und der Kopf wirbelte, wie bei einer nahenden Ohnmacht. Da wurde zum letzten Mittel gegriffen. Ein Kosak wurde mit einem Kessel samt dem Führer zu dem Brunnen vorausgeschickt und erhielt den Befehl, den Mongolen zu erschießen, wenn jener einen Fluchtversuch machen wollte.

Der Kosak kam nach einer halben Stunde wieder und er brachte Wasser mit. Um zwei Uhr nachmittags wurde der Brunnen erreicht. Unterwegs hatte man einen Teil des Gepäcks abgeworfen, um die Kamele zu erleichtern, jetzt wurde er von einem Kosaken und dem Führer wieder zurückgeholt und sie brachten auch den mogolischen Hund Kars mit, welcher sich unter das Gepäck geflüchtet und so sein Leben gerettet hatte.

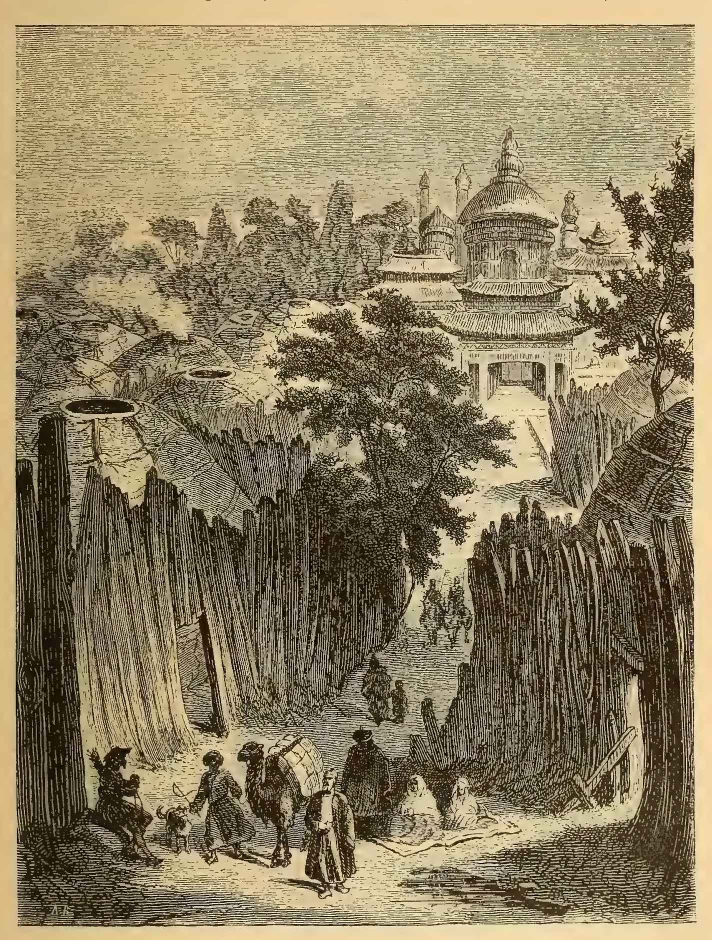
„Trotz unserer physischen und moralischen Erschöpfung konnten wir," schreibt Prschewalski, „vor Betrübnis über den Tod unseres Faust nichts essen und schliefen fast gar nicht während der ganzen Nacht. Am Morgen des nächsten Tages gruben wir ein kleines Grab und beerdigten in ihm unsern treuen Freund. Als wir ihm den letzten Dienst erwiesen, weinten ich und mein Begleiter wie Kinder. Faust war unser Freund im vollen Sinne des Wortes gewesen. Wie häufig hatten wir ihn in den schweren Augenblicken der verschiedenen Zufälle gestreichelt, mit ihm gespielt und so die Hälfte unseres Leids vergessen. Fast drei Jahre lang hatte uns dieser treue Hund gedient, und ihn hatten weder die Fröste und Stürme Tibets, noch auch der Schnee und der Regen der Gan-su, noch auch die Schwierigkeiten eines Tausende von Kilometer betragenden Marsches brechen können. Endlich tötete ihn die glühende Hitze der Alaschaner Wüste, und dies gerade in dem Augenblicke, als nur noch zwei Monate zur Beendigung unserer Expedition fehlten."

Ueber Chan-ula und das Churchu-Gebirge zog Prschewalski weiter gegen Norden. Nach dem Ueberschreiten des letzteren änderte sich das Bild der Landschaft. Der öde Flugsand wechselte hier mit Lehmboden ab, auf dem hin und wieder Salzpflanzen gediehen. Der armselige Wüstenflor hängt hier von dem Regen ab. „Kaum hat dieser aufgehört, so beginnen sich unter dem Einflusse der brennenden Sonnenstrahlen die bis dahin schlummernden Pflanzenkeime mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu entwickeln und in der bis dahin öden Wüste erscheinen in kurzer Zeit grünende Oasen. Dann kommen die Dserenantilopen, die mongolische

Lerche beginnt ihr helles Lied, die Mongolen eilen mit ihren Herden herbei, und der glückliche Winkel wird von rauschendem Leben erfüllt, das in der Mitte des Todes herrscht! Unter dem Einflusse der brennenden Sonne verdunstet die Feuchtigkeit mit der Zeit an der Oberfläche, die Pflanzen werden gelb und von den Hufen der zahlreichen Haustiere der Mongolen zertreten, diese ziehen hinweg, der Dseren verschwindet, die Lerche entflieht, und die Wüste wird wieder, wie sie war, ruhig wie ein Grab.

So reichen sich hier Steppe und Wüste die Hand, und so ereignet es sich, daß man selbst im Innern von Gobi auf wohlhabende Bewohner stößt, deren ungeheure Herden von Schafen auf der mageren Weide gedeihen, die selbst über zahlreiche Kamele, Pferde und Rinder verfügen. Das Bild wird noch freundlicher, wenn man in das Gebiet der Chalchas-Mongolen eintritt und in die Nähe von Urga kommt. Die Charakterpflanzen der Wüste verschwinden und es treten ausgezeichnete Wiesen auf und unter verschiedenen Kräutern bemerkt man Lupinen, Kompositen, Nelken u. a. Ein reiches Tierleben zeigt sich überall, Antilopen, Pfeifhasen und Murmeltiere sind allgegenwärtig und vom blauen Himmel schallt das Lied der Feldlerche. Dann wird der nicht hohe Rücken des Gangin-Daban überschritten und nun stehen die Kamele am Ufer des Toly. Der erste Fluß ist es, den die Reisenden seit ihrem Aufbruch von Gansu gesehen! Auf der ganzen Strecke von 1300 Kilometer hatten sie weder ein Flüßchen noch einen See gesehen, sondern nur Brunnen und vom Regenwasser gebildete salzige Pfützen. Und jenseits des Toly steigt der Bergrücken des Chan-ula empor, nicht nackt und kahl, sondern mit dem Schmuck der grünen Wälder gekleidet. Noch ein Marsch durch diese so herrlich erscheinende Landschaft und am 5. September a. St. 1873 hielt die Karawane vor dem russischen Konsulate in Urga und der zauberische Laut der Muttersprache grüßte die abgehärmten Männer, die der Wissenschaft wegen drei lange Jahre quer durch die Steppen, Berge und Wüsten Innerasiens gepilgert waren.

Urga ist die russische Bezeichnung für diese wichtigste Stadt der Mongolen; in der Sprache derselben heißt sie



Straße in Urga mit Tempel.

Da=Kuren, d. h. das heilige Lager. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Teile, eine mongolische, das eigentliche Urga, und in die chinesische, welche von der ersteren etwa vier Kilometer entfernt liegt und Mai=mai=tschen, d. i. die Handels=

stadt, genannt wird. In der Mitte zwischen beiden erhob sich auf einer freundlichen Anhöhe in der Nähe des Tolyufers das zweistöckige Haus des russischen Konsuls mit seinen Nebengebäuden. Damals zählte Urga gegen 30 000 Einwohner. Der chinesische Teil der Stadt besteht aus einfachen Lehmfansen; der mongolische setzt sich gleichfalls aus einfachen Lehmhütten oder Fizjurten zusammen. Er enthält aber einige Tempel mit vergoldeten Kuppeln und den Palast des Kutuchta, des irdischen Repräsentanten Gottes, welchen die Mongolen aus Lassa zugeschickt erhalten. Darum sind auch die meisten Bewohner Urgas Lamas oder Geistliche, und die Stadt ist für die Mongolen nach Lassa, dem Sitze des Dalai-Lama, die wichtigste in religiöser Beziehung.

Die Tierwelt der mongolischen Steppe.

Die mongolische Steppe, die wir soeben durchwandert haben, besitzt auch ihre eigenartige Tierwelt. Zwei Arten verdienen am meisten hervorgehoben zu werden: der Pfeifhase (Lagomys Ogotona) und die Dserenantilope (Antilope gutturosa). Ersterer hat nur die Größe einer gewöhnlichen Ratte und gilt wegen der Stellung seines Gebisses als ein naher Verwandter des gemeinen Hasen. Die Mongolen nennen ihn „Ogotono", d. h. der Kurzschwänzige. Er hält sich nur dort auf, wo die Steppe wiesenreich ist, wüste Strecken meidet er. Er wohnt in Höhlen und baut diese gemeindeweise, so daß man dieselben nach Hunderten und selbst Tausenden beisammen findet. Während des Winters verbleibt er in der Höhle, ohne jedoch Winterschlaf zu halten. Bei etwas milderem Wetter kommt er aber aus seiner Höhle heraus, um sich zu sonnen, läuft von einem Loch zum andern und läßt dabei seine Stimme erschallen, welche dem Pfeifen der Maus ähnlich, jedoch stärker ist. Er hat viele Feinde. Steppenfüchse, Wölfe, Adler, Falken, Bussarde und andere Raubvögel — alle stellen ihm nach und er hält sich nur dank seiner ausgezeichneten Vermehrung. Selbst die Herden der Mongolen schädigen den Ogotono. Das Tierchen

sammelt sich nämlich für den Winter Heuvorräte, die es in Bündeln von zwei bis sogar zehn Kilogramm neben dem Eingang zu seiner Höhle niederlegt. Oft kommt nun das Vieh der Mongolen an diese Wintermagazine und frißt sie auf, so daß der arme Pfeifhase im Winter darben und mit dem trockenen Grase der Steppe sich begnügen muß.



Dserenantilope (Antilope gutturosa).

Echtes Steppentier ist der Dseren oder die Kropfantilope. Sie ist etwas kleiner als der Damhirsch. Der Hals beim Männchen zeichnet sich aus durch den sehr großen Kehlkopf, welcher in der Halsmitte wie ein Höcker hervortritt. Der Dseren hält sich immer in offener Ebene auf; nur im Früh-ling erscheint er in der hügeligen Steppe, da hier die Kräuter

früher grünen, und nur während der Wurfzeit erscheint das Weibchen im Gebüsch, wo es seine Jungen verbirgt, die übrigens schon nach ein paar Tagen der Mutter folgen und ebenso schnell wie die Alten laufen. Die Schnelligkeit des Dseren ist aber bewundernswert und dank dieser sowie der großen Vorsicht und Unempfindlichkeit gegen Schmerzen wird er selten eine Beute seiner Feinde.

Manchmal schart sich der Dseren zu großen Herden, die bis auf tausend Stück geschätzt wurden; in der Regel zieht er aber in kleinen Rudeln von 10 bis 15 Stück. Die Jagd auf dieses Steppenwild ist ungemein schwierig, denn es ist kaum möglich, sich selbst in der welligen Steppe dem Dseren auf zwei- bis dreihundert Schritt zu nähern und selbst dann ist die Beute nur in dem Falle sicher, wenn man den Kopf, das Herz oder das Rückgrat getroffen, denn mit einem durchschossenen Beine läuft die Kropfantilope noch so schnell, daß man sie selbst auf einem guten Pferde nicht einholen kann. Die eingeborenen Jäger suchen darum das scheue Tier zu überlisten. Sie verstecken sich in Gruben, die eigens dazu angelegt wurden, und lassen durch andere die Antilopen sich zutreiben. Oder der Mongole besteigt ein zur Jagd abgerichtetes und ruhiges Kamel und reitet in die Steppe. Sobald er eine Dserenherde erblickt hat, steigt er ab, führt das Kamel am Zügel und nähert sich der Herde, indem er sich hinter dem Körper des Kamels verbirgt. Auf diese Weise gelingt es, gegen den Wind sich bis auf hundert Schritt und näher an das Wild heranzuschleichen. Zu Pallas Zeiten wurden auf die Kropfantilopen große Treibjagden angestellt, bei denen eine erhebliche Anzahl von Reitern eine Herde einzuschließen und gleichzeitig nach einem Gewässer zuzutreiben suchte. Vor letzterem scheuen sie so, daß sie anstatt schwimmend sich zu retten, lieber zwischen den Reitern durchrannten, denen sie dabei zum Opfer fielen.

Wird die Kropfantilope jung eingefangen, so gewöhnt sie sich leicht an den Menschen, und es sind Fälle bekannt, wo solche Dseren mit Schafen und Ziegen weideten, oder

selbst in menschliche Wohnungen kamen. Dieser Zug ist bekanntlich den meisten Antilopen gemeinsam.

Eine Begleiterin der Dseren und somit ein Charaktervogel der mongolischen Steppe ist die mongolische Lerche (Melanocorypha mongolica); sie ist eine der größten Lerchenarten und man findet sie nur dort, wo sich wiesenartige Steppen erstrecken; sie meidet wüstenartige Striche und ihr schmetterndes Lied ist für den Reisenden ein ebenso gutes Vorzeichen, wie das Erscheinen des Cholodschoro die unwirtlichste Wüste anzeigt. Sie singt ebenso wie unsere Lerche, indem sie sich gegen den Himmel erhebt, versteht aber außerdem auch die Stimmen anderer Vögel nachzuahmen, die sie in ihre Strophen einwebt.

Charakteristisch für die mittelasiatischen Steppen ist auch das Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus), das wir auf dessen Einwanderungen in Europa in der Heimat genau kennen gelernt haben.

Eine Plage der Steppe, erklärte Feindin des Reisenden, ist endlich die Krähe (Corvus corax). Gleich beim Beginn der Reise bemerkte Prschewalski, daß einige dieser Vögel an die Lastkamele herankamen, welche hinter den Wagen gingen, sich aufs Gepäck setzten, dort etwas mit dem Schnabel ergriffen und davonflogen. Eine nähere Untersuchung ergab, daß die zudringlichen Vögel eines der Säckchen mit Vorrat zerrissen hatten und nun Zwieback aus demselben herauszogen. Die Diebe wurden erschossen, aber bald kamen andere und so ging es immer fort. Die Mongolen halten es für Sünde, diese Vögel zu töten und so stehlen sie alles Eßbare, das man außerhalb des Zeltes liegen läßt. Sie haben der Expedition selbst präparierte Felle gestohlen und Hunderte haben ihre Dreistigkeit mit dem Leben büßen müssen.

Durch die Wüsten der Dsungarei.

Wir haben bis jetzt den kühnen Forscher auf seinem Meisterfluge durch die östlichen Gebiete des asiatischen Steppen- und Wüstengürtels begleitet. Nun wollen wir mit ihm die

westlichen Teile desselben aufsuchen, indem wir einige Episoden aus seiner dritten Expedition in den Jahren 1879 und 1880 hervorheben.

Prschewalski nahm zu seinen Begleitern auf dieser Expedition zwei Offiziere, von denen der eine Fedor Leontewitsch Ecklon ihn bereits nach dem Lob-nor begleitet hatte, während der Fähnrich Roborowski Asien zum erstenmal bereiste. Ecklon besorgte das Sammeln und Präparieren der Ausbeute für die zoologische Abteilung, Roborowski die Aufnahme von Skizzen und die botanische Abteilung.

Ferner wurden außer dem Unteroffizier Kolumeizow und dem Dolmetscher für die türkische und chinesische Sprache Abdul Basil Jusupow noch drei Soldaten und fünf Kosaken mitgenommen.

An Nahrungsvorräten wurde, von lebenden Schafen, die unterwegs besorgt worden, abgesehen, mitgenommen: Formthee, Reis, Hirse, Gerste, Dsamba*) und Maismehl, aus welchem man unter Beimischung von Salz und Hammelfett ein ganz erträgliches Brot backen kann, welches sich lange hält und leicht zu transportieren ist. Dazu kamen noch 140 Kilo Zucker, ebensoviel gedörrtes Hammelfleisch, eine Kiste Kognak und Xeres und etwa 25 Liter Spiritus für naturwissenschaftliche Präparate. Auch die Küchengeräte wurden mitgeführt; sie bestanden in einem großen kupfernen Kessel, in welchem Suppe und Thee gekocht wurden, drei kleineren kupfernen Kesseln, zwei Kasserollen, zwei Pfannen, zwei eisernen Wassereimern, zwei eisernen Suppenschüsseln, einem Blasebalg und einem Feuerhaken, was alles in zwei einfachen Holzfässern untergebracht wurde, und einigen Wasserfässern. Ebenso einfach war die Tischeinrichtung; ein jeder führte eine hölzerne Tasse zum eigenen Gebrauch und ein tüchtiges Taschenmesser bei sich. Löffel wurden zwar mitgenommen, da sie aber bald abhanden kamen, durch hölzerne ersetzt, die sich die Reisenden selbst schnitzten. Als Gabel fungierte die natürliche fünfzinkige, d. h. die Hand des Reisenden.

---

*) Geröstetes Gerstenmehl, welches mit Oel und Fett gemengt wird.

Die Küche wurde monatsweise von einem der Kosaken besorgt und die Offiziere aßen mit den Kosaken aus derselben Schüssel. Der einzige Luxus, den sie sich gönnten, war Zucker, der den Kosaken nur an Festtagen verabreicht wurde.

Der Speisezettel war sehr monoton; fast immer wurde Hammelsuppe verabreicht, die nur bei Jagdglück von einem Wildbraten, noch seltener von einem Fischgericht abgelöst wurde.

Jedes Mitglied der Expedition führte als Waffen eine Büchse (Berdan-System) und zwei Revolver, im Gürtel ein zu der Büchse gehöriges Bajonett und zwei Patronentaschen zu 20 Patronen bei sich. Für die Büchsen wurden 6000 und für die Revolver 3000 Patronen mitgenommen und außerdem hatte die Expedition noch 7 Jagdflinten mit 60 Kilo Pulver und 240 Kilo Schrot.

Die für die Expedition vorschriftsmäßige Kleidung bestand aus Baumwollenwäsche; im Sommer aus Beinkleidern und Blusen von Segeltuch; im Winter aus Beinkleidern von Schafpelz oder grobem Tuch und kurzem Pelzrock; hohe Jagdstiefel vervollständigten die Ausrüstung.

Das Lager bestand aus einer wollenen Decke und einem Lederkissen und während der ganzen Reise schliefen die Mitglieder in Kleidern, deckten sich im Sommer mit einer Fries-, im Winter mit einer Pelzdecke. Die Kosaken hatten weder Decken noch Kissen; sie legten sich einfach auf ihre Pelzröcke.

Zwei mongolische Zelte für den Sommer und eine Filzjurte für den Winter bildeten das Obdach.

Da man in Asien ebenso wie in Afrika ohne Geschenke nicht reisen kann, so wurden noch in Petersburg für 1400 Rubel Flinten, Uhren, Feuerzeuge, Messer, Spiegel, Harmonikas, Stereoskope, Kaleidoskope, Magnete, zwei kleine Elektrisiermaschinen, ein Telephon u. s. w. gekauft.

Dieses für eine Expedition von 13 Mann bestimmte Gepäck wurde noch durch einige wissenschaftliche Instrumente, eine kleine Handapotheke und 200 Kilo chinesisches Geld in großer und kleiner Münze vervollständigt. Wie die ganze

Ausrüstung sich durch spartanische Einfachheit auszeichnete, so waren auch die schweren Geldsäcke zumeist mit einer Art spartanischer Münze gefüllt: mit dem Tschoch, einer Münze, halb Zink, halb Kupfer, in der Größe eines russischen Kopeken und ungefähr im Wert $1/3$ unseres Pfennigs; diese Münze hat bekanntlich ein quadratisches Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um das Geld daran aufzureihen.

Zur Deckung der Kosten dieser Expedition, deren Dauer für zwei Jahre bemessen war, wurden Prschewalski von der russischen Regierung 29000 Rubel bewilligt.

Nachdem in Saisansk noch 35 zweckentsprechende Kamele und fünf kräftige Reitpferde gekauft wurden, war die Expedition marschbereit. Die 4000 Kilo Gepäck wurden in 46 Paketen für 23 Kamele sortiert, und man wartete nur noch auf den Eintritt einer günstigeren Witterung, da Schneefälle die Steppe unpassierbar gemacht hatten. Die Offiziere nutzten die Zeit aus, um mit den Kosaken Schießübungen vorzunehmen, um gegen die Ueberfälle der wilden Bewohner Tibets besser gerüstet zu sein.

Endlich am 21. März a. St. (2. April n. St.) konnte die Karawane formiert werden. Oberst Prschewalski ritt an ihr noch einmal entlang; dann gab er das Kommando „Vorwärts!" und die Expedition hatte begonnen.

Schon nach den ersten Tagemärschen wurde die dsungarische Wüste, eine Ausbuchtung der Gobi, erreicht. Diese öde Landschaft ist ringsum von wilden Gebirgszügen umgeben und im Norden und Osten von Kies und Steingeröll bedeckt; im Süden findet sich salzhaltiger Triebsand, während im Norden und Nordwesten der Löß vorherrscht.

Die dsungarische Wüste ist an Bewässerung sehr arm; obwohl einige Flüsse dieselbe durchschneiden, so füllen sie sich doch nur während des Sommers, wenn die gewaltigen Schneemassen schmelzen, auf kurze Zeit mit Wasser, das nur allzu rasch verdunstet. Einige Seen gehören noch in das Wüstengebiet, aber auch an ihren Ufern gedeiht nur in schmalen Strichen üppigere Vegetation.

Hier herrscht schon das ungünstige Klima des asiatischen

Hochplateaus in seiner ganzen Strenge. Im Winter gibt es hier Tage, wo das Quecksilber im Thermometer festgefriert, also die Temperatur unter — 40° C. sinkt; während im Sommer unerträgliche Hitze herrscht.

Das Frühjahr, in dem unsere Karawane diese Wüste betrat, ist hier keineswegs die sogen. schöne Jahreszeit; gerade während desselben herrschen hier die heftigsten Nord- und Nordweststürme, die an Gewalt noch die Samums der Sahara übertreffen dürften.

Diese Stürme treten in der Regel ein, sobald die Sonne schon eine gewisse Höhe erreicht hat und ihre Strahlen auf die Atmosphäre eingewirkt haben; je höher die Sonne steigt, desto höher steigt auch die Gewalt des Sturmes, die mit dem Sonnenuntergang fast jäh abbricht. Die Masse des aufgewirbelten Staubes ist so ungeheuer, daß, obwohl die Stürme nie bei bewölktem Himmel eintreten, die Sonne verdunkelt wird und Finsternis die Umgegend bedeckt. Prschewalski hatte auf dieser seiner Wüstenreise während des April zehn und in der ersten Hälfte des Mai sieben solcher Stürme erlebt. Ihre Häufigkeit und regelmäßige Wiederkehr erklärt er folgendermaßen.

Es ist bekannt, daß im Winter infolge der Kälte und der schweren Luft der Barometerstand in der Mongolei und in Ostsibirien ein sehr hoher ist und daß im Gegensatz dazu in der gleichen Zeit der Luftdruck an den Küsten von Ost- und Südasien ein bedeutend geringerer ist. Im Sommer tritt das Gegenteil ein, alsdann wird in der Mongolei die Luft infolge der stark erhitzten Wüsten leichter, während an den Küsten durch die Nähe des Meeres die Hitze abgeschwächt wird und daher die Luft eine schwerere bleibt. Folge davon ist, daß, um das atmosphärische Gleichgewicht herzustellen, die kältere schwerere Luftströmung mit der heißeren leichteren im Kampfe liegt und die Herrschaft über sie davonträgt, also daß zur Winterszeit im Innern Asiens die Nord- und Nordweststürme, im Sommer dagegen die Süd- und Südostwinde wehen. Die ersteren bringen Trockenheit und Klarheit; die zweiten dagegen Wolken und Regen. Diese Luftströmungen

und atmosphärischen Verhältnisse beherrschen Asien von Cochinchina an bis zum Ochotskischen Meere.

Die Pflanzenwelt ist in der wasserarmen Wüste äußerst spärlich vertreten. Der sterile Boden und die grellen Temperaturwechsel hindern deren Entwickelung, und fast wie ein Wunder erscheint es, daß hier stellenweise im Frühjahr eine kleine Tulpe (Tulipa uniflora) blüht und in dem Reisenden, der die Einöde durchwandert, Erinnerungen an bessere Länder weckt.

Aber auch die innerasiatische Wüste hat unter den wenigen ihr eigentümlichen Pflanzen nützliche aufzuweisen. In ihr gedeiht zwar kein Baum, aber etwas kümmerliches Strauchwerk wagt sich doch hervor und unter diesem ist vor allem der Saxaulstrauch (Halochylon ammodendron) zu erwähnen. Er erreicht eine Höhe von 360 Centimeter und sieht wie ein verkrüppeltes Bäumchen aus; sein Stamm ist unmittelbar über der Wurzel 15 bis 23 Centimeter stark. Er steht meist in Reihen auf Hügeln, seine blätterlosen, schachtelhalmähnlichen Zweige beleben nicht die Landschaft und geben kaum etwas Schatten. Im Mai bedeckt sich der Saxaulstrauch mit kleinen gelblichen Blüten und reift kleinen flachen Samen, der im September ausfällt.

Er bringt in zweifacher Richtung Nutzen: erstens liefert er Nahrung für die Kamele und zweitens liefert er Brennmaterial. Sein Holz ist fest und schwer, aber so spröde, daß oft ein Axtschlag genügt, um selbst den dicksten Stamm zu zersplittern, darum ist es als Bauholz unbrauchbar.

Zuweilen bildet das Strauchwerk ein dickichtartiges Gebüsch und dient den Wölfen und Füchsen zum Aufenthalt. Außer den Kamelen fressen auch die Antilopen und der dsungarische Hase mit Vorliebe von dem Strauch, und unzählige Wüstenmäuse hausen unter ihm und finden in seinem Saft den Ersatz für Wasser.

Eine zweite für den Wüstenbewohner wichtige Pflanze ist das Dyrisun (Lasiagrostis splendens), eine Grasart, welche die kolossale Höhe von 210 bis 270 Centimeter erreicht. Das Dyrisun ist durch ganz Zentralasien verbreitet;

ein ausgewachsener Mann kann, wenn er in eine mit Dyrisun bewachsene Fläche gerät, nicht über dieselbe hinaussehen und verirrt sich leicht, dagegen bietet es einen willkommenen Unterschlupf den Säugetieren und Vögeln der Wüste.

Das Tierleben ist naturgemäß auf die mit Vegetation bestandenen Flußthäler beschränkt. In der eigentlichen Wüste besteht die Tierwelt nur aus ganz wenigen Arten. Trotzdem ist die Fauna der Dsungarei für den Naturforscher sehr interessant; denn außer dem Halbesel und Kulan birgt sie noch zwei nur in diesen Gegenden lebende seltene Tiere: das wilde Kamel und das wilde Pferd (Equus Preschewalskii). Das letztere ist äußerst selten und in Europa besitzen wir nur ein einziges ausgestopftes Exemplar desselben, das im Museum der wissenschaftlichen Akademie in Petersburg aufgestellt ist. Es ist seinen äußeren Eigenschaften nach ein Mittelding zwischen Esel und Pferd, wird aber, da es noch mehr dem letzteren zuneigt, zu dessen Gattung gezählt.

Prschewalski beschreibt es: „Dieses Tier, von den Kirgisen Kertag, von den Mongolen Taki genannt, ist von kleiner Statur; der Kopf verhältnismäßig groß, die Ohren kleiner als die des Esels; die Mähne kurz, aufrechtstehend ohne Schopf von dunkelbrauner Farbe; der Schweif ist in der oberen Hälfte zottig, in der unteren Hälfte dagegen wie beim Pferd mit langen dünnen schwarzen Haaren bewachsen. Die Farbe des Körpers ist weißlichgrau, die der unteren Bauchwand weißlich, nach den Knieen zu rötlich, bis zu den Hufen herunter schwarz werdend, die Hinterbeine weißlich. Die Hufe sind breit und rund.

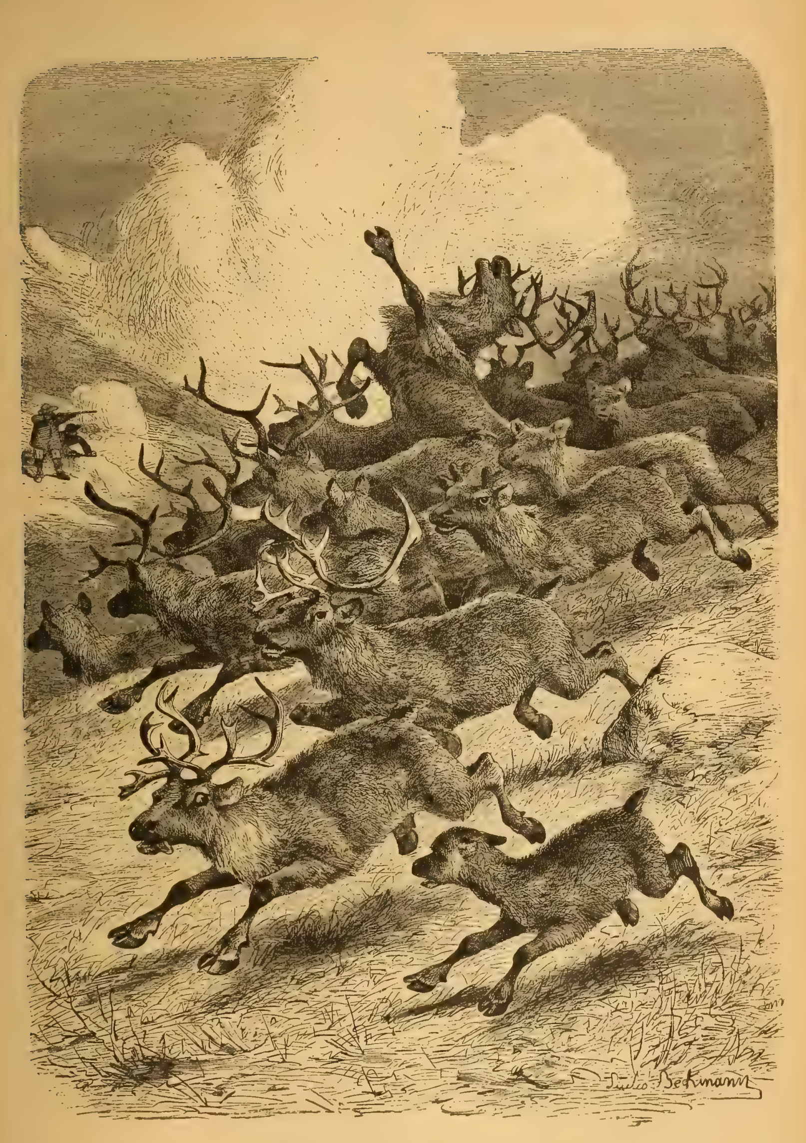
„Diese Tiergattung hält sich meistens in Herden von 5 bis 15 Stück, angeführt von einem alten Hengst, auf. Es sind muntere Tierchen, sehr scheu, mit scharfem Geruch, Gehör und Auge bewaffnet. Sie halten sich vorzugsweise in den wildesten Gegenden auf und sind sehr schwer zu beschleichen. Sie scheinen besonders die salzhaltigen Gründe zu lieben und lange ohne Wasser aushalten zu können.

„Die Jagd auf sie kann nur im Winter stattfinden, da



Saxaulstrauch.

der Jäger die wasserlosen Gegenden aufsuchen und daher den Schneefall, der ihm das Wasser ersetzt, abwarten muß. Man denke sich nun eine derartige Jagd, die bei der starken



Renntiere auf der Flucht.



Winterkälte in der tiefsten Wüstenei, ohne Wasser, wegen der Beschwerlichkeit des Weges mindestens einen Monat Zeit in Anspruch nimmt. Ich begegnete während meines dortigen Aufenthaltes nur zwei Herden, mein Gefährte und ich schossen auf die Herde, doch erfolglos. Mit hocherhobenem Schweif und gebeugtem Kopf stürmte der Hengst vorneweg und die ganze Herde hinterdrein. Wir konnten sie nicht verfolgen, da wir sofort ihre Spur verloren. Ein andermal gelang es mir, mich von der Seite anzupirschen; da gewahrte mich eins der Tiere; dem Sturmwind gleich brausten sie davon und waren verschwunden. — Das merkwürdigste ist, daß dieses wilde Pferd außer in den wildesten Teilen der zentralasiatischen Wüste noch nirgends angetroffen worden ist."

Unter den Wüstenvögeln ist namentlich das hier lebende Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) zu nennen.

Es war eine traurige Gegend, welche die Karawane durchzog. Die Existenz einer Quelle zeigte sich schon aus einiger Entfernung; denn eine Fläche von vielleicht 16 Quadratmeter war dann mit Dyrisun, Schilf, Tamariskenbüschen bedeckt und bot den wenigen dortigen Vögeln einen willkommenen Aufenthalt.

Kaum ein Vogelruf unterbrach die über dieser Einöde gelagerte Stille. Wie eine flüchtige Erscheinung tauchten hie und da wilde Pferde oder Kulang auf, um beim Erblicken einer Karawane in wilder Flucht zu verschwinden. Alles flieht diese trostlose Oede und die wenigen Kirgisen und Torgoten halten sich an den Nordgrenzen auf, wo die Gebirgsabhänge doch etwas mehr Futter hervorbringen.

So ging es vorwärts durch öde Hochebenen und Gebirgszüge, die eine immer wildere Gestaltung annahmen. Dabei gibt es hier nicht Wüstensöhne wie die Araber, die so trefflich und sicher die Karawanen geleiten. Der Führer, den sich der Reisende in Zentralasien verschafft, ist zumeist ein Spitzbube oder ein Dummkopf, und er führt die Karawane kreuz und quer aus einer Schlucht in die andere, bis der Kommandant der Karawane, der Irrfahrten müde, selbst die Führung übernimmt, selbst die Eingebornen ausfragt

und dem Kompaß und den Sternen am Himmelszelt als Wegweisern vertraut.

Hier gibt es keine Abenteuer; Rußlands Stern glänzt in Zentralasien; das Ansehen seines Volkes schützt den russischen Oberst vor Ueberfällen mehr noch, als die Berdangewehre seiner Kosaken, und er erobert friedlich das Land — allerdings nicht für den Zaren, sondern für die Wissenschaft. Es ist ein interessantes Schauspiel, diese Kosakenschar im Dienste der geographischen Forschung Tag für Tag ringen zu sehen. Werfen wir einen Blick auf ihr Lager; ein Tag gleicht hier dem andern; laßt uns schauen, wie man in dieser Wüste reist.

Es ist Nacht — in der hellen trockenen Atmosphäre erglänzen zahllose Sterne, die Milchstraße ergießt ihr phosphoreszierendes Licht; hie und da leuchtet eine Sternschnuppe auf und verschwindet spurlos am weiten Horizont. Ringsum die wilde, endlose Wüste. Kein Ton unterbricht die nächtliche Stille — kein lebendes Wesen zeigt sich auf dieser grenzenlosen Ebene.

O doch! Dort wo die hohen Büsche des Dyrisun die Anwesenheit einer kleinen Quelle verraten, ruht die Karawane. Zwei Zelte nicht weit voneinander sind aufgeschlagen; zwischen ihnen liegt das aufgestapelte Gepäck; vor ihm die Kamele und ein paar aneinander gekoppelte Schafe; nicht weit davon die Pferde. Die Hitze des Tages ist vorbei; Mensch und Tier erholen sich in der kühleren Luft; man hört das Schnauben der Pferde und das tiefe Atmen der Kamele; nur in den Zelten ist es still; tiefer Schlaf umfängt die müden Wanderer.

Da knirscht der Sand. Der dienstthuende Kosak erhebt sich und macht die Runde um das Lager. Er schaut hinaus in die Wüste — aber sein Falkenauge vermag nichts Verdächtiges zu entdecken und er setzt sich nieder und zählt an dem Steigen und Sinken der Sterne die Stunden seiner Nachtwache ab. Dieselben Sterne leuchten auf seine ferne Heimat herab — er denkt vielleicht an diese zurück und verwundert denkt er darüber nach, warum er so fern von ihr

mit seinem Oberst reist. Was weiß er von den Zielen und Zwecken dieser Expedition? Was er gehört hatte, das klang ihm so wunderbar. Erforschen . . . nun ja, er legt sich das schon zurecht. Er und sein Oberst und die beiden Fähnriche müssen das weite Asien erforschen, damit später einmal die Kosaken den Weg kennen, wenn das heilige Rußland es für nötig erachtet, Indien zu stürmen oder den Kaiser von China gefangen zu setzen. Erforschen . . . er begreift wohl schwerlich, daß seinen Führern und Vorgesetzten die wissenschaftliche Forschung heiliger Ernst ist und daß sie ihr Leben einsetzen, um einen anderen Lorbeerkranz zu gewinnen als der Kosak Jermak Timofejew, der Eroberer Sibiriens!

Das weite Reisen stört ihn nicht; er ist ja ein Sohn der Steppe und im Dienste seines Zaren hat er schon weitere Strecken zurückgelegt; gestern stand er noch hinter dem Baikal und war doch bereit jeden Augenblick den weiten Weg bis an die Ufer der Weichsel oder gar bis nach Wien oder Berlin oder Konstantinopel zurückzulegen. Wahrlich mit solchen Reitern, denen das Nomadenblut in den Adern rollt, läßt sich gut reisen. Für sie gibt es keine Entfernungen und der Soldat kennt die Disziplin — dazu noch einem Obersten im russischen Generalstabe gegenüber! Die Harmonie unter den Europäern einer und derselben Expedition, die in anderen Weltteilen und bei anderen Völkern so oft so viel zu wünschen übrig ließ, hier wird sie nicht vermißt. Denn der Kosak fühlt sich geehrt, wenn der Oberst mit ihm aus derselben Schüssel ißt, und vergöttert ihn um so mehr. — Sie mögen alle ruhig in den Zelten schlafen; der Sohn der Steppe wacht in der Wüste.

Die Sterne am Himmel künden das Ende der Nacht; im Osten rötet sich der Himmel. Da erhebt sich der Kosak; die Tagesarbeit beginnt und das erste, was er thut? Er stellt das Thermometer auf; dann macht er Feuer und kocht den Thee und ist dieser fertig, so weckt er die übrigen Kosaken und die Offiziere.

Der heiße Thee schmeckt vortrefflich in der frischen

Morgenkühle, die Offiziere essen dazu die Fleischreste oder die von gestern übriggebliebenen Osterfladen, die Kosaken Dsamba. Es wird tüchtig gegessen, denn jeder weiß, daß vor dem nächsten Biwak kein Imbiß verabreicht wird. Jetzt werden die Kamele aufgezäumt, die Küchengeräte eingepackt, die Zelte abgebrochen und in ihre Filzfutterale gesteckt. Ist alles verladen, so besteigen die Offiziere ihre Pferde, die Kosaken löschen die Feuer, stecken ihre Pfeifen in Brand, sitzen auf und die Karawane beginnt ihren Marsch.

An der Tête reitet Prschewalski mit dem Fähnrich Ecklon, dem Führer, und einem Kosaken. Dann folgen die Kamele in drei Abteilungen, jeweilig geführt von zwei Kosaken, und den Schluß bildet der Fähnrich Roborowski mit dem Unteroffizier Kolomeizow, dem Dolmetscher und den übrigen Kosaken.

Der Aufbruch findet gewöhnlich erst nach Sonnenaufgang statt. In der Regel wird 6 bis 7 Stunden von einem Biwak zum andern marschiert, wobei die Kamele einen Weg von etwa 26 Kilometer zurücklegen.

Manchmal wird Halt gemacht, um Aufnahmen zu machen oder Pflanzen zu sammeln; jeder Offizier führt ein kleines Notizbuch, in dem er alles, was ihm bemerkenswert erscheint, kurz notiert. Was die Jagd auf dem Marsche anbelangt, so wird dieselbe nur dann veranstaltet, wenn seltene Tiere der Karawane begegnen.

Ruhig fließen die ersten Marschstunden dahin; man hört das lustige Plaudern der Leute und rüstig greifen auch die ausgeruhten Tiere aus. Dann verstummt nach und nach das Gespräch; denn nun erhebt sich der Sturm oder die Hitze erreicht ihren Höhegrad; alles erschlafft und auch die Tiere schreiten apathisch ihres Wegs. Immer wieder ertönt die Frage an den wortkargen Führer, wie weit es noch bis zum nächsten Lagerplatz sei.

Endlich — endlich zeigt sich dem müden Auge aus weiter Ferne die erwünschte Quelle, an der noch die Spuren des letzten mongolischen Lagers sichtbar sind.

Die Kamele schreiten rascher aus, die Hunde stürzen sich

mit frohlockendem Geheul auf das ersehnte Wasser, die Pferde fallen in Trab und Prschewalski sucht den Biwakplatz aus.

In wenig Augenblicken ist die ganze Karawane an der Quelle. Die Kamele werden in drei Reihen gestellt, rasch abgepackt, auf die Seite geführt, paarweise gekoppelt und erst nach 1 bis 2 Stunden gefüttert. Das gleiche geschieht mit den Pferden; dann werden die zwei Zelte, das eine für die Offiziere, das andere für die Kosaken aufgeschlagen; ist es heiß, so werden sie mit Filz bedeckt und die hintere Seite des Luftzuges halber zur Hälfte offen gelassen.

Die Offiziere ziehen sich in ihr Zelt zurück, in das sie ihre Büchsen, Revolver, Geldkisten, Instrumente, sowie wertvolle oder nötige Gegenstände mit hinein nehmen. Der Lagerfilzteppich wird ausgebreitet, die Kisten dienen als Tische und eine emsige Arbeit beginnt. Der Oberst überträgt die Aufnahmen des Weges in ein reines Planchet, Ecklon präpariert die unterwegs erlegten Vögel und Roborowski trocknet die gesammelten Pflanzen in der Sonne, dann nimmt jeder das Notizbuch zur Hand, prüft noch einmal die kurzen auf dem Marsche gemachten Eintragungen, Skizzen werden angefertigt.

Inzwischen hat der diensthabende Kosak mit dem Argal, getrocknetem Mist, ein Feuer angezündet und es wird Thee getrunken, worauf alles zur Arbeit zurückkehrt. Um 1 Uhr mittags findet wieder eine meteorologische Beobachtung statt.

Inzwischen ist das Mittagessen fertig. Es besteht in der Regel aus Hammelsuppe mit Reis oder Hirse; manchmal bereitet der Kosak eine Ueberraschung, indem er noch Nudeln aus Weizenmehl macht oder in der Asche kleine Kuchen bäckt. War die Jagd erfolgreich, so kommt auch Wildbraten auf die Tafel.

Die Leute der Wüstenkarawane haben einen förmlichen Wolfshunger; alltäglich wird ein Schaf mit samt den 30 Kilogramm Fett, die es liefert, verzehrt, die Jagdbeute nicht eingerechnet. Die Küche ist einfach, aber die Leute sind mit ihr zufrieden. Ein Wüstenreisender muß vor allen Dingen auf jede Bequemlichkeit Verzicht leisten, denn kein

Geld, keine Macht der Welt kann ihn in der Wüste vor Hitze, Kälte, Staubstürmen oder Ungeziefer bewahren. Ein Reisender muß allen diesen Widerwärtigkeiten seine eigene Kraft entgegensetzen und jeden Mißmut überwinden.

Nach Tisch wird noch einmal Thee getrunken und dann zerstreut sich ein Teil der Karawane in der Umgebung; es wird gejagt oder es werden kurze Ausflüge gemacht.

Vor Sonnenuntergang sind alle wieder im Biwak eingetroffen. Die letzte meteorologische Beobachtung wird gemacht und die Abendmahlzeit eingenommen. Sie besteht wieder aus Thee, Dsamba und etwaigen Fleischresten.

Die Offiziere ziehen sich in ihr Zelt zurück. Beim Schein eines Stearinlichtes werden noch einmal die Notizen rasch revidiert; aber die Arbeit dauert nicht lange; denn es ist bestimmt, daß wöchentlich nur *eine* Kerze verbraucht werden darf.

Die Nacht bricht an. In den Kleidern begibt sich jeder zur Ruhe und ein tiefer Schlaf umfängt bald Menschen wie Tiere. — Nur der dienstthuende Kosak hält die Wache. —

So fließen die Tage dahin, bis die Wüste eine Unterbrechung erleidet. Der Tjan-schan türmt sich vor den Reisenden auf — ein großartig wildes Gebirge, dessen Gipfel weit über die Schneelinie hinausragen und geradezu in den Wolken verschwinden. Von gewaltigen Schluchten und teils unpassierbaren Felspässen zerrissen, bildet der Tjan-schan eine fast unübersteigliche Mauer, die ihre südlichen Ausläufer tief hinein in die Wüste von Chami erstreckt.

Hier lebt die Natur auf; Wiesen und Wälder erblickt das Auge; der Charakter der Form erinnert an die Alpen. „Das Gefühl des Entzückens,“ berichtet Prschewalski, „das uns erfaßte, als wir die öde Ebene verließen und uns plötzlich in dem dichten Lärchenwald mit seinem aromatischen Duft und statt auf der Salzfläche auf einer grünen Wiese, auf der die verschiedensten Blumen uns entgegenlachten, befanden und dabei Vögelgezwitscher hörten, dieses Gefühl ist nicht zu beschreiben!“

Längs dieser Gebirgskette ziehen sich Oasengruppen — vereinzelte Plätze, auf die sich in der zentralasiatischen Wüste der Ackerbau beschränkt, der hier seit alter Zeit getrieben wird. Dank der den umliegenden Gebirgen entspringenden Flüsse und Bäche, die von den dortigen Schneemassen gespeist werden, wird der Boden dieser Oasen fruchtbar. Die meisten Flüsse und Bäche verlaufen sich in den Oasen. Die Einwohner benutzen ihr Wasser durch Gräben, die sie Aryk nennen, zur Befruchtung ihrer Felder. Schreiend sind die Kontraste der dort herrschenden Fruchtbarkeit und Sterilität; denn während man auf der einen Seite eines solchen Grabens gutes Feld, einen reichen Garten sieht, so grenzt unmittelbar an der andern Seite des Grabens, vielleicht meilenweit fruchtloser Steinboden an.

Diese kleinen Oasen gleichen grünen Inseln, auf die der gequälte Reisende dieses endlosen Stein- und Sandmeeres hoffnungslos zusteuert.

Wir wollen eine dieser Inseln, die Oase Chami aufsuchen.

Sie liegt 72 Kilometer von der südlichen Grenze des Tjan-schan entfernt in einer Höhe von 900 bis 700 Meter über dem Meeresspiegel und mißt höchstens 15 bis 16 Kilometer von Osten nach Westen und etwas weniger von Norden nach Süden. Ein kleiner Fluß durchschneidet sie und bewässert den aus Sand und Thon bestehenden sehr fruchtbaren Boden. Derselbe eignet sich nicht allein zum Anbau von Getreidearten, wie Weizen, Hirse, Gerste, Hafer, Erbsen, sondern auch zum Gartenbau. Gemüse aller Art sind hier vortrefflich, und die Melonen gedeihen so vorzüglich, daß sie selbst bis an den kaiserlichen Hof in Peking verschickt werden. Während der Anwesenheit Prschewalskis in Chami im Mai blühten gerade die Melonen, während das Getreide schon in Aehren geschossen war.

Die Ureinwohner der Oase sind Nachkommen der alten Uiguren, die sich selbst Taranscha nennen.

Ihre Zahl beträgt höchstens 8000 Seelen. Sie sind Mohammedaner, haben aber noch ihren Nationalanzug bei-

behalten. Die Männer tragen einen bunten, kaftanähnlichen Rock (Chalata) und eine in den Nacken gesetzte Mütze, welche die Form einer Mitra hat, aus grünem oder rotem Tuch oder Sammet besteht und in der Mitte mit einer schwarzen Quaste versehen ist. Männer und Frauen tragen die gleiche Kopfbedeckung. Die Taranschi stehen zwar unter eigenen Fürsten, sind aber von China abhängig, so daß der Fürst eigentlich nur ein chinesischer Statthalter ist. Diese Würde lag im Jahre 1879 in den Händen der 54jährigen Witwe des früheren Regenten, der im Kampfe gegen die Dunganen gefallen war. Sie bezieht ein Jahresgehalt von 40 Ambas Silber = 12880 Mark.

Für die Chinesen ist die Oase Chami ebenso in strategischer wie in merkantiler Beziehung ein hochwichtiger Punkt, da sie den einzig möglichen Verbindungsweg zwischen Westchina und Ostturkistan und der Dsungarei bildet. Chami ist für China der Schlüssel zu jenen gewaltigen Länderstrecken, die es mit Gewalt unter seine Oberherrschaft gebracht hat.

Darum residiert auch in Chami ein chinesischer Gouverneur nebst einer starken chinesischen Besatzung, die zur Zeit der Anwesenheit Prschewalskis gegen 4500 Mann zählte.

Der Gouverneur führte den chinesischen Titel Tschinzai mit der Beifügung Da-schen, d. h. „großer Mensch". Bei diesem großen Menschen waren die Offiziere der Expedition zweimal zum Diner eingeladen und zählten bei dem ersten Mittagsmahl 60, bei dem zweiten dagegen 40 Gänge. Es waren dies echte chinesische Diners, bei denen Hammel, Schwein, Knoblauch und Sesamkraut die Hauptrolle spielten, aber auch Leckereien wie Meerkohl, gebackene Schwalbennester, Seespinnen u. s. w. nicht fehlten. Sie fingen mit Süßigkeiten an und endeten mit Reis. Wein gab es nicht, dafür aber zwei Sorten Schnäpse, von denen der eine von geradezu scheußlichem Geschmack war. Die Chinesen tranken diese Liköre aus kleinen Tassen in großen Mengen und lachten über die russischen Offiziere, daß diese Wasser bei Tisch tranken; denn der Chinese trinkt nie reines Wasser.

Der „große Mensch“ hatte Prschewalski zwei Schafe geschenkt und dafür einen Revolver erhalten, womit er aber nicht zufrieden war, bis ihm Prschewalski nach erfolgter Zurechtweisung aus eigenem Antriebe ein Reisenecessaire sandte.



Ein Taranscha aus Chami.

In der Stadt Chami wohnen, von den Soldaten abgesehen, etwa 1500 Chinesen und 2000 Dunganen und dennoch zerfällt auch dieselbe in drei Teile, von denen der erste von den Taranschi, der zweite von den Dunganen und der dritte von den Chinesen bewohnt wird. Die Reisenden wurden hier Yan-gisch, d. h. überseeische Teufel, genannt, welchen Titel die Chinesen allen Europäern beilegen.

Trotz des Ueberflusses, der hier augenscheinlich herrschte, war es der Karawane sehr schwierig gewesen, Ankäufe in Reis, Hirse, Mehl, Schafen u. s. w. zu besorgen, da niemand es wagte, ohne spezielle Erlaubnis des Tschin-zai irgend etwas an die Fremden zu verkaufen. Diese Erlaubnis wurde jedoch erwirkt durch neue Geschenke an den Tschin-zai und verschiedene vermittelnde Offiziere.

Am 1. Juni verließ Prschewalski mit Sonnenaufgang die Oase und nach einem Marsch von etwa 10 Kilometer, der noch durch fruchtbare Strecken führte, befand er sich wieder inmitten von Sand, Kies, Gestein und Geröll.

Sein nächstes Ziel war die Oase Sa-tscheu und zwischen diesem lag der weite Weg von 369 Kilometer durch die Wüste von Chami. Prschewalski brauchte 14 Tage, darunter zwei Rasttage, um ihn zurückzulegen.

„Die Wüste in ihrer ganzen Wildheit zeigte sich uns", berichtet Prschewalski, „erst vier Tagereisen von Chami entfernt, denn da begann die absolute Vegetationslosigkeit. Kiesel, Sand, Gestein, dazwischen verstreut Lößblöcke, hie und da Gebeine eines verendeten Kamels oder Pferdes war alles, was das Auge erblickte. Kein Baum, kein Strauch, kein Vogel, kein Tier — ja nicht einmal eine Eidechse belebte diese trostlose Oede. Der Boden glühte — er wurde bis + 62,5° C. erhitzt, auch die Nacht brachte keine Erfrischung. Furchtbare Stürme wirbelten Sandwolken auf, die den Horizont verdüsterten, die Luft fiel schwer auf die Brust. Mensch und Tier schleppten sich kaum weiter — nirgends winkte ein verlockender Ruheplatz. Wir suchten uns durch Wassersprengen innerhalb unseres Zeltes Kühlung zu verschaffen. Doch währte diese Erquickung nur kurze Zeit und die trockene Wüstenluft erfüllte wieder unsere Zufluchtsstätte.

„Wir machten meistens Nachtmärsche, brachen nach Mitternacht auf und suchten bis um 9 Uhr vormittags die nächste Station zu erreichen; die Sterne mußten uns zum Orientieren dienen. Der anstrengendste Marsch fand vier Tagereisen von Chami entfernt, zwischen den Stationen Yan-dun und Ku-phi, statt. Hier mußten wir eine Strecke

von 55 Kilometer, ohne einem Tropfen Wasser oder einem Grashalm auf diesem Weg zu begegnen, zurücklegen. Wir brachen unmittelbar nach Sonnenuntergang auf, bei + 32,5°. Ein entsetzlicher Sturm wirbelte und erfüllte, statt Erfrischung zu bringen, die Atmosphäre mit einem mephitischen Dunst. Trotzdem war die Karawane munter; man hörte das Lachen und Plaudern der Kosaken. Die Dämmerung sank herab und erfüllte die endlose schreckliche Ebene. Tausende von Sternen funkelten an dem wolkenlosen Himmel. Aber der Sturm wütete fort, immer mühsamer bewegte sich die Karawane vorwärts, das Lachen und Plaudern verstummte, man hörte nur das schwere Atmen der Kamele. Gegen Mitternacht waren die Kräfte erschöpft, wir machten Halt — rasch war abgepackt — alles beeilte sich für wenige Stunden die so ersehnte Ruhe zu genießen. Nach einer halben Stunde hörte man nur noch die regelmäßigen Atemzüge der tieferschöpften Schläfer, die mit Tagesanbruch schon wieder marschfertig sein mußten. — Endlich gegen 10 Uhr vormittags erreichten wir die Station Ku-phi — und fanden vier schlechte salzhaltige Brunnen. Es war entsetzlich; kaum gelang es uns, für unsere Kamele das notdürftigste Futter zu schaffen — und so zogen wir mühsam weiter mit unseren schlecht getränkten und gefütterten Kamelen."

Nach diesen beschwerlichen Märschen wurde endlich das chinesische Dorf Man-dschen-teu an der Grenze der Oase Sa-tscheu erreicht. Bis jetzt hatte die Karawane fortwährend mit Sandstürmen zu kämpfen und einer der entsetzlichsten brach gerade an dem Tage des Einzugs in die Oase aus. Es wurden solche Massen von Sand und Kies aufgewirbelt, daß die Atmosphäre sich verdunkelte und in kurzer Zeit trotz der Mittagsstunde vollständige Dunkelheit herrschte. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß sie die umstehenden Gesträuche und Halme vom Boden riß und in die Luft entführte. Die Temperatur stand auf + 34,7. Erst am andern Morgen trat Regenwetter ein, sofort sank die Temperatur auf + 13,8° und zum erstenmal, seitdem sie

Tjan-schan verlassen, konnten die Reisenden schlafen und aus voller Brust atmen.

Die Oase Ssa-tscheu ist eine der fruchtreichsten Zentralasiens. Zahlreiche Gräben von dem Flüßchen Danché abgeleitet, durchschneiden sie und der Ort macht den Eindruck eines großen Gartens, der hinter zahlreichen Bäumen, Weiden-, Ulmen- und Pappelarten, sowie verschiedenen Obstarten, dem Reisenden entgegenlacht.

Die Stadt Ssa-tscheu selbst macht den Eindruck einer gewöhnlichen chinesischen Stadt und die dortige Bevölkerung ist ein unverschämtes, zudringliches Räubergesindel, dessen man sich kaum erwehren kann. Alles lief zusammen, um die „überseeischen Teufel“ zu sehen; die Kaufleute wollten ihre Waren aufdringen; andere bettelten, selbst die Behörden bereiteten den Reisenden eine unfreundliche Aufnahme.

Eine ganze Woche verging, bis die nötigen Vorräte zur Weiterreise eingekauft wurden und dann zog man weiter.

Schon nach 3 Kilometer hörte plötzlich unvermittelt jede Kultur auf und die Expedition befand sich wieder in der öden, nackten Wüste. Lockend aber standen im Osten die schroffen Bergabhänge des Nan-schan, dessen Schneekuppen sich in großartig kühner Zeichnung von dem dunkelblauen Himmel abhoben — ein noch unerforschtes Feld, dem Prschewalski entgegeneilte.

Nach einem Marsche von 12 Kilometer stieß die Karawane in einer Schlucht auf einen krystallhellen Bach, an dessen Ufern zahllose Ulmen standen — und hier fand Prschewalski das sonderbare chinesische Kloster „Tausend Höhlen“.

Sämtliche Höhlen sind an der westlichen Seite jener schon genannten Schlucht in die Bergwand eingehauen und zwar zwei und drei Stockwerke übereinander. Dieser merkwürdige Höhlenbau zieht sich die Strecke von 1 Kilometer entlang. Nur wenige Höhlen sind noch in gutem Zustand. Viele sind so zerfallen, daß man die darin aufgestellten Götzenbilder nicht mehr sehen kann. Dieses Heiligtum wird von einem Mönch bewohnt und bewacht.



Der Götze Da-phu-yan.

Der Höhlenbau hat viel Arbeit gemacht, denn nicht nur ist jede Höhle in das Gebirge eingehauen, sondern dann auch mit Bildern und Götzen ausgeschmückt.

Die Größe der Höhlen ist verschieden; die kleineren sind

7—9 Meter lang, 5—7 Meter breit und 7 Meter hoch; die größeren noch einmal so geräumig. Außerdem gibt es besondere Höhlen, in denen die größten Götzenbilder aufgestellt sind.

Das eine heißt Da-phu-yan, ist 23—25 Meter hoch, 10—13 Meter breit. Merkwürdig ist namentlich der Schi-phu-yan, umgeben von 72 Kindern. Am Eingang der Höhlen finden sich, teils auf Fabeltieren sitzend, teils neben ihnen stehend, Helden mit entsetzlichen Fratzen. Sie halten Waffen, Schlangen u. s. w. in den Händen. Alle diese Statuen sind aus Thonerde verfertigt und mit Farbe bemalt.

Auch findet sich eine Steintafel mit chinesischer Inschrift. Eine weitere Tafel trägt Schriftzeichen, die weder für die Chinesen, noch den dort lebenden Mönch entzifferbar sind. Große eiserne Glocken sind in einzelnen Höhlen angebracht und werden bei den verschiedenen Gottesdiensten gebraucht. In dem Dämmerlicht, welches in sämtlichen Höhlen herrscht, erscheinen diese Götzenbilder wirklich unheimlich. Es läßt sich denken, daß sie auf die gläubige, sich hier versammelnde Menge einen gewaltigen Eindruck machen.

Jenseit des Nan-schan-Gebirges nimmt die Wüste wieder einen anderen, aber auch trostlosen Charakter an. Bis zu den Vorbergen Tibets erstreckt sich hier eine Landstrecke, die mit dem Namen Zaidam bezeichnet wird. Sie besteht aus zwei Teilen, von denen die nördliche teils gebirgig ist, teils unfruchtbare Kiesel- und salzhaltige Flächen hat, die südliche dagegen von zahlreichen Sumpf- und Salzflecken durchzogen ist.

Trotz der Unwirtlichkeit des Landes haben sich hier dennoch einige Mongolenstämme niedergelassen, welche Schaf-, Pferde- und Rindviehzucht treiben. Während des Sommers müssen sie jedoch wegen der zahllosen Mücken-, Bremsen- und Fliegenschwärme diese Weiden verlassen und ins Gebirge ziehen. Ueber den Charakter dieser Bevölkerung läßt sich nur wenig Günstiges berichten. Gegenseitige Räubereien stehen auf der Tagesordnung und außerdem haben sich einzelne Räuberhorden, welche mit dem Namen Orongynen

bezeichnet werden, gebildet und verbreiten den Schrecken unter der Bevölkerung.

Obwohl es hier viele Sümpfe und selbst einige Seen gibt, von denen der große Zaidamsee sogar den Umfang von 35 Kilometer aufweist, so halten sich in diesen weder Fische noch Amphibien auf, das Wasser der Seen ist zu salzig und die vorhandenen Bäche mit süßem Wasser für Fische zu wild.

Auch die Fauna ist arm an Arten und nur spärlich vertreten. Dürftig ist auch die Vegetation, die sich nur längs der Flußbetten dahinzieht. Eine Wohlthat für die Bewohner bildet hier ein Strauch, der salzhaltigen Thonboden liebt, in anderen Ländern nur eine Höhe von 60—90 Centimeter erreicht, hier aber 150—210 Centimeter hoch wird. Es ist der Charmyk (Nitraria Schoberi), der auch in Südrußland und in Australien vorkommt. Im Mai bedecken sich seine Zweige dicht mit kleinen weißen Blüten und seine Früchte reifen im August und September und fallen erst mit dem neuen Blütenansatz ab. Sie haben Größe und Form der schwarzen Johannisbeere, aber ihre Farbe ist verschieden, rot, braun und schwarz. Sie schmecken salzig. Die Mongolen essen sie frisch und getrocknet und bereiten auch eine Art Brühe daraus. Für die Kamele sind Charmykbeeren ein Leckerbissen. Viele einheimische Vögel, desgleichen Wölfe, Füchse, Hasen, Bären, ja sogar Eidechsen fressen sie mit Vorliebe. Die Bären lieben sie so, daß sie zur Zeit der Reife von Tibet nach Zaidam kommen, um sich den Genuß der Charmykbeeren zu verschaffen.

Auch hier herrschen Stürme und Sandtromben und die Regen sind äußerst selten. Es gibt auch darum in Zaidam meilenweite wasserlose Strecken, die an die ödesten Teile der chamischen Wüste erinnern. Um einen Begriff von der dort herrschenden Trockenheit zu geben, erzählt Prschewalski, daß eine Schar von Fliegen ihn verfolgte und trotz alles Verscheuchens sich immer wieder auf die Hand setzte. Endlich spuckte er auf seine Hand, die Fliegen sogen gierig die Feuchtigkeit ein und flogen befriedigt davon.

Wir haben unsere Leser von Nord nach Süd durch die gewaltige Strecke von 2133 Kilometer geführt und auf diesem nur zwei größere Oasen, Chami und Ssa-tscheu, berührt, nur in den Bergen Tjan-schan Wälder angetroffen — sonst die Wüste in ihren verschiedenen eigenartigen Formationen durchzogen. Und der gewaltige Weg führte nur am Rande der berüchtigten Gobi, welche die Chinesen Schamo, d. h. Sandmeer, nennen.

Mag ihre Ausdehnung größer sein, als die von uns durchwanderten Wüstenstrecken, neues bietet uns auch die mittlere Gobi nicht.

Auch dort herrscht dasselbe Klima mit den schroffsten Temperaturkontrasten: sibirische Kälte im Winter, tropische Hitze im Sommer; der Boden erhitzt sich hier im Sommer bis zu 50 und 60°, ja einmal hatte Prschewalski am 27. Juli 1870 in Ordos eine Bodentemperatur von + 70° *) konstatiert — im Winter erkältet er sich bis zu — 26,5°. Ueberall herrschen die furchtbarsten Stürme; Regen, der noch an den Grenzen der Wüste häufiger ist, wird, je mehr wir in die Wüste vordringen, um so seltener. Die Luft ist so trocken, daß zuweilen, wenn Regenwolken über den Himmel dahinziehen, der Regen den Erdboden nicht erreicht, sondern die Tropfen sich schon in den oberen, ausgedörrten Luftschichten auflösen.

---

*) Es ist dies keineswegs die höchste auf der Erde beobachtete Insolation. Dieselbe wurde vielmehr von der deutschen Loangoexpedition in der Station Tschintschotscho nahe dem Aequator festgestellt. Das den Sonnenstrahlen in der Luft ausgesetzte Thermometer zeigte am 6. Januar 1876 die Temperatur von 59,7° C. und am 21. Februar des gleichen Jahres wurde der Erdboden bis auf 84,6° C. erhitzt. Im Laufe der drei Jahre, in denen die Beobachtungen angestellt wurden, überstieg die Bodentemperatur an 40 Tagen 75° C. „Bei der übermäßigen Erhitzung des Erdbodens," schreibt Pechuel-Lösche, „kann es kaum Verwunderung erregen, wenn auf diesem in die Sonne gelegte Eier binnen kurzer Zeit koagulieren, und daß die stets barfuß gehenden Eingeborenen sich scheuen, auf besonnten, nackten Stellen des Bodens stehen zu bleiben. Können sie dies nicht vermeiden, so pflegen sie bald das eine, bald das andere Bein an sich zu ziehen und den Füßen Kühlung zu geben."

Die Fauna ist arm und selbst den Zugvögeln, die nur über die Wüste ziehen wollen, setzt diese Gefahren entgegen. „Der Durchflug durch die Wüste ist für die großen starken Vögel wie Störche, Schwäne, Gänse, die in einem Zuge die Wüste durchschneiden, möglich, dagegen für die kleinen Vögel, welche Stationen machen müssen und die, statt wie ihre stolzen starken Reisegefährten hoch in den Wolken zu schiffen, sich mehr auf der Erde halten müssen, um sich einen Ruhepunkt zu suchen, sehr beschwerlich. Für diese armen kleinen Reisenden sind die wenigen Quellen, Brunnen, Sümpfe und Flecken wie Dyrisun und Saxaul wahre Zufluchtsorte. Wehe ihnen, wenn sie, ehe sie einen solchen Platz erreichen, von einem Sturme überrascht werden. Wie oft geschieht es, daß auch die kräftigen Vögel wie Störche, Gänse, Enten gewaltsam herabgeschleudert werden und widerstandslos in den trockenen Flußbetten oder zwischen dem Sand und Kiese hingestreckt liegen, bis sie nach überstandenem Sturm dann mühsam den weiten Flug wieder aufnehmen können. Die zentralasiatischen Vögel kennen zwar nicht die Feinde ihrer europäischen Brüder, die bei ihren Wanderungen von den rücksichtslosen Verfolgungen des Menschen zu leiden haben; doch noch schlimmeres müssen sie erfahren im Kampf gegen die Natur, die den armen Luftwanderern ihre Härte und Rauheit entgegenhält."

Wild und unwirtlich wie die Natur ist auch der Mensch, der hier haust.

Aber in den öden Gebieten findet der aufmerksame Reisende Spuren früheren Lebens; das Land, das er durchzogen, war nicht immer so öde gewesen. Ueberreste von Tieren und Pflanzen, Ruinen von Städten und Tempeln zeugen noch hier und dort von besseren alten Zeiten. Und noch heute findet der Auswanderer, der mit dem Spaten in der Hand und dem Sack auf dem Rücken, aus dem Reiche der Mitte nach den Oasen der Wüste zieht, sein Auskommen. Die Kenntnis dieser Ländergebiete, welche durch die Erforschungsreisen gemehrt wird, wird mit der Zeit diese Auswanderung vergrößern — denn die Wissenschaft hat die

Wüste in ihrer Oede erkannt, aber sie zugleich aller Ammenmärchen und übertriebener Gefahren entkleidet und sie wird mit der Zeit auch Waffen finden, mit denen man die wirklichen Gefahren erfolgreicher wird bekämpfen können.

Uralte Handelswege durchziehen alle Wüstengebiete, wie vor Tausenden von Jahren durchmißt nur „das Schiff der Wüste", das Kamel, die weiten sandigen Pfade. Wie lange wird es noch das einzige Transportmittel bleiben? Sein Rival, das Dampfroß, welches so kühn die Alpen und die Andes überschritten, erscheint bereits an den Thoren der Wüsten; wird es auch jemals mit dem Sandsturm um die Wette von Oase zu Oase stürmen? Wenn jenseits der Wüste Gobi die Völker aus dem tausendjährigen Schlaf zu einem neuen Leben erwachen, wenn in dem fernen Sudan die schwarzen Stämme in den Kreislauf der Zivilisation mitfortgerissen werden, dann wird die Lösung dieser Probleme nur eine Frage der Zeit sein. Wüstenreisen werden dann ihrer Gefahren entkleidet werden — und wie der „Wüstenkönig" der Dichtung das Dampfroß das weite Gebiet in siegreichem Lauf durchfliegen.

* * *

Hiermit schließen wir unsere Auszüge aus den Reisen Prschewalskis. Der berühmte Forscher ist der Wissenschaft zu früh entrissen worden. Er starb, umringt von seinen treuen Gefährten, am 1. November 1888 in Karakol, wie ein Feldherr auf dem Schlachtfelde.

Die Tundra.

Auf den Karten Sibiriens findet man dort, wo der Polarkreis den mächtigen Obstrom schneidet, einen Ort Obdorsk verzeichnet. Es ist die letzte Ansiedelung der Russen an dem genannten Flusse und bestand im Jahre 1876 aus zehn Häusern und einem Kirchlein. In jenem Jahre näherte sich Anfang Juli die deutsche Expedition unter Führung von Dr. O. Finsch dem Polarkreise. Die Tage, an welchen man hier die Mitternachtssonne erblickt, waren schon vorüber, aber die Beleuchtung war noch effektvoller, als wenn die Sonne wirklich am Himmel gestanden hätte. Schlagen wir das Tagebuch des Reisenden auf und lesen nach, was er über die kurze arktische Sommernacht berichtet: „Um 11½ Uhr zeigt sich noch ein goldener Streif am westlichen Horizont, der allmählich in Aurorafarbe übergeht. Die dunkelblaue, mit Schneeflocken gezierte Uralkette zur Linken ist uns wunderbar deutlich nahe gerückt. Der Himmel erscheint klar graubläulich, da wo die Sonne verschwand, aurorafarben, mit dunklen rosafarbenen Wolkenstreifen und einzelnen tiefblaugrauen Wölkchen, die kleinen Inseln gleichen. Sie spiegeln sich wie der Himmel auf der glatten Wasserfläche wider, ebenso der blasse Mond und, obschon undeutlicher, auch das Gebirge. Der Kamm des letzteren ist noch 12½ Uhr von einem goldigen Streifen der Sonne gesäumt und schon eine halbe Stunde später zucken die ersten Strahlen wieder über die Berge und übergießen sogar entfernter liegende Kuppen mit ihrem zarten Hauche. Abend und

Morgen, Sonnenuntergang und -Aufgang reichen sich fast unmittelbar die Hände. Der westliche Horizont ist jetzt, aber blasser, rötlichgrau, der östliche lebhafter aurorafarben. Doch färbt sich bald der Horizont ringsum zart rosa, geht höher in gelbliche Töne über, während der Himmel zart hechtblau überzogen ist. An ihm steht, hoch über und jetzt heller als vorher, der Mond, spiegelt sich aber nicht mehr wie die übrige Himmelsfärbung, auf der Wasserfläche. Letztere erhält plötzlich Glanz, als 15 Minuten nach 1 Uhr die fast halbaufgegangene Sonnenscheibe einen breiten goldigen Feuerstrahl über sie ausgießt!"

Stille herrscht auf dem Strom; denn trotz des Mangels an Dunkelheit halten die Vögel, außer dem unsteten Volke der Möwen, ihre regelmäßige Ruhe; auch die lästigen Mücken hat die Kühle der Nacht in ihre Schlupfwinkel zurückgetrieben, nur Wolken harmloser mottenartiger Netzflügler begleiten das Fahrzeug und man hört nur den einförmigen Takt der Ruderschläge.

Dann taucht auf steilem Ufer Obdorsk mit seinem Kirchlein auf. Hier mündet der Polui in den Ob und bildet jetzt gerade zur Zeit der Ueberschwemmung eine weite Wasserfläche, an deren Rändern die mit Weiden durchzogenen Wiesenflächen auftauchen. In der Nähe von Obdorsk liegt aber eine Lodka und Flintenschüsse begrüßen die Ankommenden. Eine russische wissenschaftliche Expedition begrüßt die deutsche.

Wir wollen nur der letzteren folgen. Sie war auf Veranlassung des Vereins für die deutsche Nordpolfahrt in Bremen ausgerüstet worden; sie hatte Westsibirien im Süden besucht und kam jetzt auf dem Ob hinunter, um die Tundra des Nordens kennen zu lernen, jene ungeheuren öden Strecken, welche man bald als die Wüsten, bald als die Steppen des Nordens bezeichnete. An dieser Expedition nahmen Dr. O. Finsch, Dr. A. E. Brehm und Graf v. Waldburg-Zeil-Trauchburg teil.

In Obdorsk wurde die Verproviantierung für die Weiterreise besorgt und vier Leute gewonnen, welche sich verpflich-

teten, die Expedition als Ruderer und Arbeiter zu begleiten. Es waren der Syrjäne Stepan Samudroff, seines Zeichens Zimmermann, der Syrjäne Feodor Kasainoff, Schuster und Kirchendiener, der Russe Stepan Mischirikoff und der Ostjake Alexander Säkoff. Sie waren keine Wasserhelden, wie sich dies gleich beim Beginn der Weiterreise zeigte, wo ihnen der ruhige, aber angeschwollene Ob gleich bei der ersten Biegung so gefährlich erschien, daß sie vor der „tosenden Brandung“ am liebsten umgekehrt wären. Auf dem rechten hohen Ufer gedieh hier noch ein üppiger Baumwuchs, hier standen ansehnlich hohe Lärchen, Fichten, untermischt mit Weiden, Erlen und Ebereschen.



Dr. A. E. Brehm.

Die erste Station, die man berührte, war besonders interessant und unter den Hütten derselben befand sich der Sommerpalast des Ostjakenfürsten.

Wir werden diesen Stamm, der neben den Samojeden in der Tundra haust, noch später kennen lernen. Jetzt wollen wir mit dem Fürsten eine Bekanntschaft anknüpfen. Der Titel „Fürst“ ist kein Spaßtitel wie die Rangbezeichnung der „Negerkönige“. Er gebührt dem Träger mit Fug und Recht. Vor Jahrhunderten da hatte es im Ostjakenlande viele Häuptlinge gegeben, als aber die Russen im Jahre 1601 die Ostjaken unterwarfen und sich zinspflichtig gemacht hatten, da schaffte der Zar Boris Feodorowitsch Ordnung in diesem Wirrwarr. Die vielen kleinen Fürsten wurden „depossediert“ und nur einer, Wasili, zum Herrscher über die Obdorskischen Lande „bis zu den Küsten des Eismeeres“ ernannt, der über die Flecken und Kreise zu wachen

und Jassak und den Zehnten einzutreiben hatte. Von diesem Ahnherrn stammte auch der Fürst Jwan Matsenwitsch ab, der neben dem russischen Beamten das Land regierte. Früher war der Fürst ein reicher Mann gewesen, denn er war der glückliche Besitzer von 10000 Renntieren; zur Zeit da ihn Finsch besuchte, war sein Reichtum geschmolzen, die Seuche hatte seine Rene bis auf 700 Stück dahingerafft. Nun war er arm und das Jahresgehalt von 30 Rubeln, das er von der russischen Regierung bezog, konnte ihm zu seinem früheren Glanze nicht verhelfen. So zehrte der alte Mann, dessen Jahreszahl sich nach seinen eigenen Angaben so um die 60 drehte, von Erinnerungen an die besseren Zeiten, wo er einmal auch in Petersburg gewesen und vom Kaiser Nikolaus empfangen worden war. Dr. Finsch suchte ihn in seinem Palaste auf in der Hoffnung, daß er von dem Vater des Volkes Interessantes über das Volk selbst erfahren werde, er mußte aber den Alten enttäuscht verlassen. Damit dieser aber dasselbe von Finsch nicht sagen könnte, schenkte er dem hohen Herrn eine Flasche Schnaps. Der Fürst behauptete zwar, daß er keinen Branntwein trinke; kurze Zeit darauf erschien er aber auf der Lodka Finschs und bat um eine zweite Flasche für seinen Sohn.

An den russischen Fischerniederlassungen vorüber ging es weiter, bis die Expedition in die Nähe des Ob-Busens gelangte, wo in zwei Armen ein Fluß die Schtschutschja, der Hechtfluß, in den Ob mündet. Man fuhr den nördlichen Arm hinauf und gelangte am 19. Juli zu der ostjakischen Niederlassung Hatje, wo man noch andere Führer mit Begleitern zu gewinnen hoffte.

Hütten gab es hier nicht mehr, sondern nur noch Tschums, eine Art Zelte, die aus Stangengerüsten bestehen und mit Birkenrinde, mitunter auch mit Fellen, behängt werden. Erstaunt sahen die Tschumbesitzer die Fremden an und es begann die langwierige Unterhandlung, welche die Geduld nicht weniger auf die Probe stellte als ein Palaver mit westafrikanischen Negerkönigen. Der Dolmetscher eröffnet die Sitzung mit einem Vortrag über die Expedition

und deren Zweck, dann folgen viele Fragen und Antworten, sowie Spezialberatungen unter den Eingeborenen. Keiner von ihnen will den oberen Lauf des Flusses kennen, keiner versteht ein Wort russisch, keiner will als Führer mitgehen. Nur den Armen des Tschumplatzes, einen mehr als halbblinden Ostjaken, will man der Expedition mitgeben, wahrscheinlich um ihn für einige Zeit versorgt zu wissen. Die Verhandlungen dauern jedoch fort und im Laufe derselben verraten sich die Eingeborenen, daß sie den Fluß sehr gut kennen. Da greift Dr. Finsch ein und hält eine Rede. Er versichert, daß die Fremden weder Missionäre noch Kaufleute seien, sondern nur das Land und die Leute kennen lernen wollen. Er erzählt von dem deutschen Kaiser, der ein Bruder des russischen sei und der Expedition den Auftrag gegeben habe, ihm später von den Ostjaken zu berichten; er schildert, mit welchem Glanze die reichen Sultane der Kirgisen die Expedition empfangen haben und fügt hinzu, daß er nichts umsonst verlange. Die schöne Rede bleibt nicht ohne Eindruck, das verdächtige „Jangie!" (Nein) verstummt immer mehr und endlich erklärt der Tschumälteste, daß er selbst mitgehen würde, wenn er nicht krank wäre.

Nach 3 Stunden war endlich die Verhandlung, die in dem raucherfüllten Tschum geführt wurde, beschlossen. Hat, ein rüstiger Ostjake und Tschumbesitzer, sowie der samojedische Knecht des Tschumältesten Haiwai schlossen sich der Expedition an.

Das Personal zur Tundrareise war jedoch noch nicht vollzählig; am 25. Juli sehen wir die Expedition an einem Tschumplatze halten, dessen Besitzer der Ostjake Dschunschi war, und mit diesem Verhandlungen anknüpfen. Dschunschi war anfangs in seinen Mitteilungen sehr zurückhaltend, aber bei einem Gläschen Schnaps löste sich seine Zunge, der alte Mann teilte mit, daß der Fluß nicht mehr weiter schiffbar sei und bei dem dritten Gläschen erklärte er sich bereit, die Expedition über die Tundra bis zum Karameer zu begleiten.

An demselben Tage hielt vor dem Platze auch die russische Expedition, der Dschunschi gleichfalls Auskunft geben

mußte; er kehrte von diesem Besuche derart zu Scherzen aufgelegt zurück, daß man ihn nach Hause tragen mußte, und klagte am anderen Tage sehr über den bösen Schaitan (Teufel), der in ihn gefahren war. Mutter Dschunschi willigte indessen in die Abreise ihres Mannes und dieser zeigte Finsch seine Hausgötter, öffnete den Opferkasten und schenkte Finsch den Gott Njenei-ejenischte für ein Gegengeschenk, das in einem amerikanischen 25-Centstück bestand. Dieser Gott, eine sehr roh aus Holz geschnitzte Figur, einen Menschen und einen Wolf darstellend, befindet sich jetzt im Königlichen Museum zu Berlin. Als Dschunschi hierauf von den Leuten der Expedition erfuhr, daß Dr. Finsch ein großer Schamam „bei den Unseren" sei, bot er ihm eine Art Bruderschaft an, zu der aber eine Flasche Schnaps unumgänglich nötig sein sollte. Der Reisende opferte eine halbe, um die Zeremonie kennen zu lernen. Sie bestand darin, daß die zwei weisen Männer eine Art Runenstab in die Erde steckten, ein Beil daran hingen, sich daneben setzten und mit ernsthafter gewichtiger Miene den Schnaps austranken.

Diese Zeremonie, Tatibet genannt, gilt als ewiger Freundschaftsbund und das Beil soll an Eidesstatt symbolisch andeuten, daß es den treffen möge, der diesen Bund zu zerstören wagt. „Auch der alte Dschunschi", fügt Finsch hinzu, „versprach mit mir sterben zu wollen, und ich hatte in der That keinerlei Grund später über ihn zu klagen. Jedenfalls war er mir so treu als mancher sogenannte Freund, mit dem zwar nicht in Schnaps und unter Beilen, aber bei schäumendem Rheinwein und in begeisterten Reden der ewige Freundschaftsbund geschlossen worden war."

An dem Abend erlebten die Reisenden ein Gewitter mit Donner und Blitz, welches Kälte und Wind zurückließ. Die Uferlandschaft des Flusses war durch Höhenrücken mit waldartigem Baumwuchs belebt. Nach und nach wurden die Lärchen jedoch seltener, bildeten aber immerhin noch Bäume von 20 bis 25 Fuß Höhe und erschienen bis auf Schiefstehen und hie und da durch Wind verbogene Gipfel gesund. Man hatte die nördlichste Baumgrenze erreicht.

Am 27. Juli wurde die Mündung des Hai-jaha in den Hechtfluß passiert und bald darauf mußte die Lotka verlassen werden. Es handelte sich jetzt über Land den Fluß Podarata, die Landschaft Sadapai, d. h. Steinsumpf und den Karabusen zu erreichen. Die Weisen der Tundra Dschunschi, Haiwai, Hat und der alte Diener der Expedition Michael traten unter einem Heiligenschein von Mücken zur Beratung zusammen. Sie malten auf Papier eine Route der Tagemärsche bis Sadapai, unterzeichneten das Dokument mit ihren betreffenden Zeichen und übergaben es Finsch.

Größere Reisen in der Tundra, sei es im Sommer oder Winter, sind nur mit Hilfe der Rene auszuführen. Im Sommer ist eine solche Reise gleich einer Tour durch die Wüste, denn die Tundra ist eine Wüste von Morästen und wenn man in ihr auch nicht verdursten kann, so gähnt hier das Gespenst des Hungers von allen Seiten. So war auch das erste, was man zu besorgen hatte, das Aufsuchen eines Tschums, in dem man Rene bekommen könnte. Bis dahin mußte der Proviant auf dem Rücken getragen werden. Für die Europäer wurden mitgenommen 12 Pfund Konservefleisch, 2 Pfund Fleischextrakt, 3 Pfund Thee, 2 Pfund Kaffee, 4 Pfund Zucker, 60 Tafeln kondensierte Suppen, etwas Reis und 1 Sack Zwieback. Das Gewehr nebst 200 Patronen, etwaige Reservewäsche mußte jeder für sich tragen. Für die Leute kamen 150 Pfund Hartbrot auf neun Tage; man rechnete dabei auf Renntierfleisch und Vogelwild. Die Ausrüstung vervollständigten Kochgeräte und dergleichen. Die Lotka aber wurde mit zwei Leuten, auf die Verlaß war, nach einer Stelle an der Schtschutschja, die Tschornejar hieß, zurückgesandt, wo sie die Rückkehr der Expedition bis spätestens zum 1. September abwarten sollte.

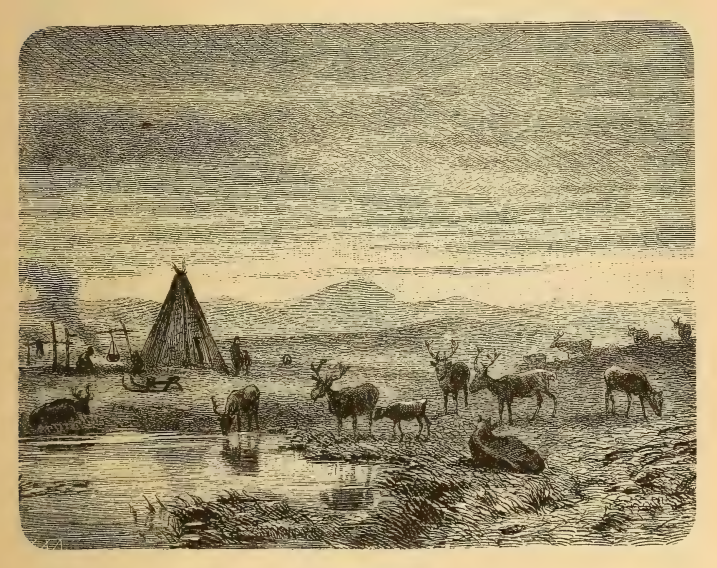
Am Vorabend der Abreise wurde noch in Voraussicht der mageren Tage ein Mahl abgehalten, welches für jene Gegenden lukullisch genannt werden durfte. Suppe, geschmorte Schneehühner, gebratene Fische, gebackene Pflaumen, zwei Schluß-Kaffee und Thee bildeten das Menu. Es ver-

lief heiter; nur die Myriaden Mücken, welche dutzendweise in die Teller fielen, bildeten eine Schattenseite des Festes, die einmal von der Tundra unzertrennlich ist. Die Leute wurden durch Fleisch- und Schnapsrationen besonders bewirtet und ließen auch ihrerseits der Fröhlichkeit die Zügel schießen, indem sie Wettspiele im Ringen und Springen anstellten.

Am 29. Juli nachmittags trat die Expedition 11 Mann hoch die Wanderung an. Sie war recht bunt zusammengesetzt: drei Deutsche, ein Lette, ein Russe, zwei Syrjänen, drei Ostjaken und ein Samojede standen auf der Liste. Man hatte der Baumgrenze den Rücken gekehrt und befand sich auf der Tundra. Das Wort ist der syrjänischen Sprache entlehnt und bedeutet so viel wie „baumloser Ort". Dem Europäer erscheint die Tundra als eine trostlose Einöde.

Spörer schildert sie in seinem Werke „Nowaja Semlja" mit den Worten: „Ertötend einförmig ist der Eindruck der flachen Tundra, in weitem Umkreise, endlos, unbegrenzt verliert sich der Horizont in unerreichbare Fernen. Keine Abwechselung, kein Schatten, keine Nacht im Sommer, Licht, Wind und Schall zittern grenzenlos aus; überall weht es, überall ist es unheimlich, still und stumm. Den ganzen Sommer hindurch währt auf der hochnordischen Tundra der eine und einzige, endlos lange Sommertag, beleuchtet von dem blassen Lichte eines mondartigen, in Nebelwolken verschleierten Gestirnes, das der Mensch frechen Blickes ungestraft anglotzen darf. Entnervend ist dieser Anblick, unter dessen stetig wirkendem Einflusse der Mensch zum in sich gekehrten, stumpfen Samojeden herabsinkt." „Wie nach einer bestimmten Regel, aber nach der erschreckenden Regel der Oede formt sich das Land," schreibt Aubel. „Verfaserte Knollen reihen sich zu Wulst an Wulst, wie Grab an Grab, aufgeworfen von der feuchten Schaufel des Sumpfes. Immerdürre Gräser umzittern jeden einzelnen Aufwurf, während die Sumpffliege steigt und wieder sinkt in das vergorene Naß, das sie erzeugte. Wie fragend blickt das Auge auf den kleinen Vogel, der von einer Moderscholle zur anderen flattert, warum er sich nicht hinausschwinge aus der

offenen Gruft, indessen er tiefer hineinhuscht in das Feld der Larven. Wie fragend blickt es auf die kleine liebliche Beere, die in dem Brachacker alles Lebendigen noch wuchert, denn vernichtet fühlt es sich darin, als sähe es in den Uebergang zum Nichts.“ Man muß die Tundra selbst gesehen haben, um sich von ihr ein richtiges Bild zu machen. „So weit das Auge reicht, hat es nichts als eine unendliche acker=bräunliche oder weißfahle Moorfläche vor sich, oder die



Tundralandschaft.

farblos grünen Felder der mit Zwergbirken bewachsenen Strecken, jenem krüppelhaften, am Boden hinkriechenden Pflanzengebilde, das man kaum Strauch nennen kann. Kahle grauliche oder gelblich fahl scheinende Hügelreihen stimmen mit dieser Einöde so recht überein. Nur die vielen kleineren und größeren, meist mit 1 bis 4 Fuß hohen Strauchweiden (Salix lapponum) begrünten Ufern umgebenen klaren Teiche und Seen gewähren mit ihrem Bau eine dem Auge wohl=thuende Abwechselung.

„Noch bedeutend leichter als das Auge ermüdet der Schritt des Wanderers, denn es werden ihm hier Zumutungen gemacht, die selbst der an größere und beschwerlichere Fußtouren und militärische Reise- und Kriegsmärsche Gewöhnte sich nicht vorstellen kann. Nirgends findet der Fuß sicheren Halt; überall sinkt er meist bis über die Knöchel ein oder muß sich aus den Verschlingungen der Zwergbirkenranken mit Gewalt losreißen. Es gilt bei jedem Schritte das Bein ungewöhnlich hoch zu erheben und diese Gangart ermüdet in ganz außerordentlicher Weise. Oft gibt es weite Sumpfstrecken zu überqueren, auf denen man bis übers Knie einsinkt, oder man hat mühsam von einem Klumpen Büschelgras auf den anderen überzuspringen, kurzum die Beschaffenheit des Terrains bietet überall so viel Schwierigkeiten, daß man sich wie auf einem Trottoir vorkommt, wenn man stellenweise die kahlen Höhenzüge mit ihrer festen Unterlage benutzen kann."

Die Samojeden und Ostjaken kennen das Wort Tundra nicht; die Einöde heißt bei ihnen „Sawoja" oder „Jandaja", d. h. „guter Ort", kein Wunder, denn dies ist ihre Heimat, in der ihre Renntiere gedeihen. Die Tundra wechselt auch ihren Charakter je nach der Bodenbeschaffenheit; am ödesten sind die hochgelegenen Strecken; die Niederung ist mit Torfstrecken bedeckt, auf denen neben Moos und Zwerggesträuch auch Gräser gut gedeihen und manchmal bilden sie in der That vortreffliche Wiesen, wie z. B. Nordenskjöld an der Mündung des Jenisei eine Tundra gefunden hat, die ihn durch die Ueppigkeit der Vegetation überraschte und ausgezeichnete Weideländer bildete.

Was aber die Reisen über die Tundra ungemein lästig macht, das ist eine Plage, die bei uns im Sommer nur en miniature zu spüren ist, das sind die Myriaden Mücken, welche über den Morästen schweben. Es sind Mücken derselben Art wie die unserigen, aber durch ihre Unzahl und Allgegenwart fürchterlich, so daß schon der alte Gmelin von ihnen sagte, daß sie ein mächtigerer Feind seien als die räuberischen Kirgisen.

Doch kehren wir zurück zu unserer Expedition. Nachdem dieselbe in 7 Stunden 17 Kilometer marschiert war, schlug sie in einer Schlucht des kleinen Talbeflusses ihr



Samojeden.

Nachtlager auf. Man kampierte im Freien, bei einem feinen herabrieselnden Regen ohne den Schutz eines Zeltes und es dauerte lange, bis aus dem fingerdicken Gestrüpp der Birken

und Weiden ein Feuer angemacht und darüber der Thee gekocht wurde.

Der 30. Juli war freundlicher, der Regen hörte auf und man stieß auf Spuren von Renntieren und Schlitten; bald darauf wurden auch zwei Tschums entdeckt. Zwei Mann wurden als Kundschafter vorausgesandt und der Rest folgte mit den Packen langsam nach, damit beim plötzlichen Erscheinen so vieler Leute die Ostjaken in den Tschums die Flucht nicht ergriffen. Die Expedition wurde jedoch freundlich empfangen. Der Besitzer der Tschums kam ihr mit zwei Renntierschlitten entgegen und beim Anblick der herrlichen Gespanne freute man sich bereits, daß man von nun an nicht mehr mühselig zu Fuß werde zu wandern brauchen. Diese Hoffnung sollte jedoch bitter getäuscht werden. Auf dem Wege zu den Tschums fand man gegen 80 Renntierleichen — man wußte was dies zu bedeuten hatte — unter den Herden der Ostjaken wütete die Seuche, der furchtbare Milzbrand. Die Tschumleute waren nur noch damit beschäftigt, zu retten, was noch zu retten war; sie wollten das Lager abbrechen und weiter nach der Schtschutschja ziehen. Die mit Flinten bewaffnete Expedition kam ihnen zu Hilfe und bald knallte die Büchse des Grafen Waldburg-Zeil, der die Kälber niederschoß, deren Mütter an der Seuche gefallen waren, und welche die Ostjaken mit ihren Lasso nicht hatten einfangen können. So wurde wenigstens die Haut gerettet.

Nachdem auf einem anderen Platz die Tschums wieder aufgeschlagen worden, schlachtete Dsäungiä, der Tschumbesitzer, zur Ehre seiner Gäste einen kräftigen Renntierochsen, und Finsch hatte jetzt die beste Gelegenheit, ein Ostjakenmahl im Bilde festzuhalten. Rasch wurde das Tier enthäutet und ausgeweidet, dann setzten sich die Eingeborenen zum Mahle nieder. Das Fleisch wurde in Streifen abgeschnitten und roh verzehrt. Die Bauchhöhle des geschlachteten Tieres diente als Schüssel; in das dampfende Blut wurde das Fleisch getaucht und dann in den Mund gesteckt, der Bissen aber vor dem Munde mit einem Messer abgeschnitten. Auch die

Leute der Expedition nahmen redlichen Anteil an dem Mahle und jeder von ihnen verschlang 4 bis 5 Pfund Fleisch.

Die Sitte, das Fleisch roh zu verzehren, läßt sich durch den Mangel an Brennmaterial in diesen Gegenden erklären; auch die Fische werden roh verspeist und viele der russischen Fischer und Ansiedler haben diese Gewohnheit angenommen.

Nach der Fleischmahlzeit, an welcher die Europäer sich nicht beteiligt hatten, wurde die Expedition im Tschum mit Thee bewirtet; der Dsäungiä hatte nicht nur wirklichen Thee



Lemminge von Schneeeule und Bussard verfolgt.

(keinen Ziegelthee), sondern auch sehr hübsche Tassen und sogar Zucker, den seine Damen in Ermangelung anderer Werkzeuge mit den Zähnen klein machten und den Gästen vorsetzten. Es war nun klar, daß der Besitzer der verseuchten Herde den Reisenden die gewünschten Rene nicht würde geben können, die Herde zählte noch gegen 500 Stück, von denen etwa 200 brauchbare Zugtiere waren, und diese brauchte Dsäungiä selbst, um seine Habe nach dem Ob zu schaffen. In einer „Sitzung“, die bis 2 Uhr morgens dauerte, gelang es Finsch, wenigstens so viel zu erlangen, daß Dsäungiä ihm neun Renntiere nebst drei Schlitten verkaufte; und erst

nachdem dieses Geschäft erledigt war, verkroch man sich unter das kattunene Mückenzelt.

Am anderen Tage blickte man auf ein gräßliches Bild der Verheerung; die Seuche hatte während der Nacht wieder 30 Tiere dahingerafft! Der Verlauf der Seuche ist außerordentlich rasch; anscheinend gesunde Tiere zeigen plötzlich die Symptome der Krankheit und verenden in wenigen Stunden; so erzählte Dsäungiä, daß er an einem Tage 500 Stück Renntiere verloren habe. Vorsichtsmaßregeln, wie sie bei uns gegen den Milzbrand angewandt werden, lassen sich in der Tundra nicht durchführen, und so müssen sich die Ostjaken und Samojeden einfach in ihr Geschick fügen.

Die Herde wurde nun herbeigetrieben und die Ostjaken der Expedition wählten neun Renntiere aus, die ihnen am besten und gesund schienen. Auf die drei Schlitten wurde das Gepäck geladen und man marschierte weiter, um möglichst bald aus der infizierten Gegend zu kommen. Am Abend desselben Tages fiel jedoch ein Ren, was die Sorge, daß man das Gepäck bald wieder selbst werde tragen müssen, von neuem wach werden ließ. Diese Befürchtungen suchte der Psalmensänger Kasainoff durch Absingen verschiedener Kirchenlieder und Anrufung der Heiligen zu zerstreuen, während Stepan, der russische Diener, meinte, daß „auch der liebe Gott wohl ein Wort mitzureden und in Anbetracht der schweren Bürden und des vielen für die Ren verausgabten Geldes ein Einsehen haben werde“.

So zog man weiter auf der Tundra, in der es außer den Pfaden der Lemminge und Eisfüchse keine Wege gab, und die hier mit Zwergbirken dicht bewachsen war. Die Tierwelt war äußerst spärlich, von dem Ueberfluß an Mücken abgesehen. Auf den Seen oder größeren Teichen bemerkte man Eisenten und Eistaucher, die jetzt ihre Dünenjungen in Schwimmkünsten unterrichteten.

Das wilde Ren ist auf diesen Tundren selten, das Elen lebt fast nur noch in Sage, das Charaktertier dieser Wüste des Nordens ist der Lemming, der unter den Wurzeln der Zwergbirken oder im Moose seine Gänge anlegt. Ein gutes

Lemmingjahr bedeutet auch ein gutes Fuchsjahr und das ist für die Jäger von Bedeutung, da der Eisfuchs das wichtigste Jagdtier dieser Gebiete bildet. Auch Wölfe sind da und richten in den Herden der Ostjaken oft Schaden an, indem sie die Tiere zerreißen oder die Herden zersprengen.

Das Renntier nährt sich hauptsächlich von der Renntierflechte (Cladonia rangiferina) und je nach dem Vorkommen derselben mußte jetzt die Wahl der Plätze für das Nachtlager bestimmt werden. Kein Zelt wurde dabei errichtet; jeder legte sich in seinem Pelz auf die bloße Erde, und wenn der Thee abgekocht war, dann sang Kasainoff die nicht enden wollenden Litaneien: „Gospodin, gospodin, pomilu!“ (Herr, Herr, erbarme dich unser!) und die Europäer mußten es dulden, denn Kasainoff hielt sich für einen Solisten erster Größe und wurde auch als solcher von den übrigen Asiaten anerkannt.

Der eigentliche Führer der Expedition war aber Dschunschi; er war auf der Tundra groß geworden, und nur mit einem Beil ausgerüstet that er es trotz seines Alters allen anderen zuvor. Er bestimmte die Richtung des Weges und er war es, der im Schlitten ein entlaufenes Ren einzuholen vermochte. Die Renntiere hatten überdies unter den Stichen der Mücken und der eierlegenden Bremsen ebensoviel wie die Menschen zu leiden, außerdem fielen noch zwei andere Rene an der Seuche. Da mußte man die übriggebliebenen schonen und ein Teil des Gepäckes wurde wieder auf den Rücken genommen, wobei Finsch, um würdig eines Nadschalnik (Oberhaupt) zu sein, selbst einen Reisesack ergriff und mit gutem Beispiel voranging.

Die Landschaft wurde jetzt insofern interessanter, als zur Linken die Bergzüge des Ural auftauchten, sonst aber dehnte sich die endlose Tundra aus mit Seen und Sümpfen und sie schien am Horizont wie in einer großen Wasserfläche, der Kara-Bai, zu verschwimmen. Man erblickte auch die hellen Sandufer der Podarata, aber die Entfernung war noch weit, noch ein Tagemarsch trennte die Reisenden von dem Ziel. So schien es wenigstens. Als aber eine

Anhöhe überschritten wurde, stand man an dem Ufer eines klaren, schnell dahinfließenden Flusses: es war die Podarata. Bis dahin hatten nur Suhew (1771) und Kowalski (1848) diesen Fluß erreicht, und die Freude war noch größer, als Dr. Brehm mit dem Fernglase Rauch und zwei Tschums entdeckte. Sofort wurde Stepan Samuduroff, der Zimmermann, mit einer Troika dorthin abgesandt. Auf dem Schlitten stehend passierte er den seichten Fluß, er verschwand aber bald in dem Nebel, der sich über das Flußthal senkte und plötzlich auch die Tschums dem Blicke entzog.

Am nächsten Morgen, dem 3. August, kehrte der Bote zurück und brachte trübe Nachrichten. Auch dort herrschte die Seuche, und ein Ostjake, Namens Sanda, war gerade damit beschäftigt, den Tschumbesitzer zu begraben, welcher, ebenso wie sein Knecht und zwei Kinder, am Genuß eines an der Seuche erkrankten Rens schon tags zuvor gestorben war. Nur die Witwe und zwei Kinder waren noch am Leben. Sanda wollte herüberkommen, verlangte aber zunächst von der Expedition einen Mann zur Aushilfe, um die Herde über den Fluß zu setzen und die Toten zu begraben. Diese Hilfe wurde ihm sofort gewährt, und am Abend wurde eine Beratung und Verhandlung angestellt, in der sich Sanda bereit erklärte, gegen ein Entgelt von 15 Rubel die Spitzen der Expedition nach dem Meere und zurück zu führen. Die Reise sollte „von einer warmen Zeit zur andern“, also eine Nacht, dauern. Finsch mußte sich verpflichten, nur einen Tag am Meere zu verweilen und in der nächsten „kalten Zeit“ wieder zurückzukehren.

Nachdem man die Nacht in Sandas Tschum zugebracht hatte, brach man am 4. August in sechs Schlitten nach der Kara-Bai auf. Auf dieser Fahrt begleitete die ganze unter Obhut Sandas stehende Herde von etwa 200 Stück die Expedition. „Es gewährte schöne, wechselvolle Bilder, einen kleinen Wald von Geweihen, grunzend und hufeknisternd bald vor, bald hinter, bald neben uns her laufen zu sehen, getrieben von einigen Hunden und dem Sohne Sandas in einer Troika. Unser Weg führte über Tundra längs Teichen

und Seen, aber wir hatten die elastischen Sumpfstrecken und entsetzlichen Weiden- und Birkendickichte diesmal nicht selbst zu durchwaten, sondern fuhren bequem im Schlitten, und das war eine sehr angenehme Abwechslung."

Die Reisenden waren nicht wenig enttäuscht, als Sanda gegen 7 Uhr Halt machte und erklärte, das Ziel sei erreicht, weiter fahren könne er nicht. Von einem Strande, der von verschiedenen Meerestieren belebt wäre, war hier aber nichts zu sehen. Als die Reisenden aber einen etwa 150 Fuß hohen Geröllhügel bestiegen, mußten sie zugeben, daß ein weiteres Vordringen nicht gut möglich war. Die Podarata verlor sich hier in einer weiten Ebene voller kleiner Lachen, Teiche und Seen, auf der in weiter Ferne einige Sandhügel oder Dünen auftauchten, während am fernen Horizonte ein nebelhafter, wie ein größeres Wasser aussehender Streifen die Kara-Bai andeutete.

So mußte der Rückzug angetreten werden. Das Thermometer war auf Nullgrad gefallen und in dieser Kühle der Nacht ließen sich keine Mücken sehen. Trotzdem ging die Fahrt langsam vor sich, denn Sanda mußte oft anhalten, um die verwaisten Kälber einzufangen, totzuschlagen und abzuhäuten.

Das Renntiergespann macht einen stattlichen Eindruck. Das Ren zieht an einem 2 bis 3 Zoll breiten Schultergurt aus Leder, der vom Nacken bis zwischen die Vorderbeine reicht, also mittels Nacken und Schultern. An diesem Schultergürtel ist ein Zugstrang aus dickem Leder befestigt, der unter dem Bauche und zwischen den Hinterbeinen des Tieres bis zum oberen Vorderende der Schlittensohle läuft. An dem Rückengürtel befinden sich messingne Ringe, durch welche Stricke laufen, welche die Tiere miteinander verbinden. Durch einen derselben geht auch die als Zaum um die Geweihbasis befestigte Leine. Ein gut eingefahrenes Ren folgt dem Zuge der Leine ebensogut wie das weichmauligste Pferd dem Gebiß. Gelenkt werden nur die links angespannten Leittiere, denen die übrigen folgen. Beim Anziehen des Leitseiles biegt es nach links, schlägt man ihm die Leitleine an den Leib, so

wendet es sich rechts, beim anhaltenden Ziehen bleibt es stehen. Anstatt der Peitsche dient zum Antreiben ein 12 bis 16 Fuß langer Stock, der wie unsere Billardqueues aus mehreren Stücken zusammengeleimt ist. Am oberen Ende befindet sich ein beinerner Knopf, mit dem die Tiere leicht gestoßen werden. Das untere Ende läuft in eine starke eiserne Spitze aus, welche dem Stocke das Aussehen einer Waffe verleiht, obwohl er nur friedlichen Zwecken dient. Er wird nämlich fest in die Erde gestoßen, um an ihm die Tiere des Gespanns anbinden zu können, oder die Spitze dient beim Passieren von Bächen und Flußläufen dem aufrecht stehenden Kutscher zur Gewinnung eines festeren Haltes. Die Schlitten selbst sind nur aus Holz gearbeitet, eiserne Nägel und Schrauben werden nicht verwendet, und wenn unterwegs Reparaturen nötig sind, so werden diese nur mit ledernen Riemen ausgeführt. Daß diese Konstruktion sehr zweckmäßig ist, wissen wir aus der Geschichte der Polarfahrten, bei welchen die Verwendung von Nägeln und Schrauben zur Schlittenherstellung gleichfalls vermieden wird.

Das Renntier läuft im Anspann fast niemals Galopp, sondern immer Trab, der aber bei den langen Schritten des Tieres sehr fördert. Im Winter sind solche Schlittenfahrten auf guter Bahn leicht auszuführen und die Tiere legen 15 bis 20 Kilometer in der Stunde, und in Ausnahmefällen selbst 200 Kilometer an einem Tage zurück. Dann kann auch das Gepäck eines Schlittens für zwei Rennochsen gegen 5 Zentner betragen.

Anders verhält es sich jedoch mit einer Fahrt im Sommer. Das Gepäck muß auf kaum 1½ Zentner verringert werden und die Fahrt geht bedeutend langsamer von statten. Ist der Boden sandig, steinig oder lehmig, so sind 12 bis 15 Kilometer schon eine Tagereise. Auf Moos- oder Zwergbirken-Tundra gleiten die Schlitten leichter dahin und dann können 25 Kilometer im Tage zurückgelegt werden.

Das Renntier ist für die Tundra unersetzbar, es ist das einzige für diese Einöden brauchbare Zug- und Leittier — ein Dromedar der Wüste des Nordens.

Auf der „Meerfahrt“ wurde Hat, der Ostjake, unwohl und mußte gefahren werden. Als man wieder den Tschum der Witwe erreichte, fand man einen neuen Grabhügel, der das dritte Kind der schwergeprüften Frau deckte. Sie brach ihr Lager ab und zog von dannen, und auch die Europäer verließen die Stätte des Todes und zogen nach dem Tschum Sandas. Ihre Ankunft schien Frau Sanda nicht erwünscht zu sein, aber sie mußte es sich gefallen lassen, daß diese Nacht in dem Tschum, dessen Durchmesser 13 Fuß betrug, 16 Leute sich Schlafstellen einrichteten. Und einer von ihnen stöhnte und klagte, es war Hat, dem die Europäer durch Opium und dergleichen helfen wollten, obwohl der Zustand des Mannes bei allen ernste Besorgnis erregte. Er klagte über Schmerzen im Leibe, sein Puls zählte nur 60 Schläge in der Minute, seine Hände waren kalt und beinahe gefühllos geworden. Als man am andern Morgen erwachte, war die Schlafstelle Hats leer. Finsch ging ins Freie und fand hier Hat zusammengekauert wie in tiefen Schlaf versunken. Es war der ewige Schlaf.

Es wurde ein Protokoll aufgenommen, welches man der nächsten russischen Behörde überreichen sollte, und man bestattete ohne Verweilen den Toten nach der Sitte des Volkes. Der Mangel an Mitteln in der öden Tundra zwang Finsch, das Begräbnis einfach zu gestalten. Auszeichnungen, wie sie sonst ostjakischen Toten zu teil werden, ein Bretterkasten, ein umgestürzter Schlitten, konnten nicht beschafft werden. Von Sanda wurde nur ein Renntierfell und eine Birkenmatte gekauft; aber die „Christen“ unter den Dienern der Expedition weigerten sich, dem „Heiden“ den letzten Dienst zu erweisen und mußten selbst mit harten Worten angehalten werden, wenigstens das Grab zu graben. Dieses wurde nun mit den schmalen Brettern einer Schlittensohle als eine kaum fußtiefe Grube ausgescharrt, während Kasainoff seine Litaneien sang, um die verlorene Seele noch im letzten Augenblick zu erretten. Haiwai, der Samojede, und die drei Ostjaken, von denen Alexander ein Christ war, hoben nun den Leichnam, ohne ihn zu berühren, mit Stricken

auf und legten ihn in die Grube auf ein Renntierfell. Dann wanderte in dieselbe alles, was Hat besessen hatte, nachdem es zuvor unbrauchbar gemacht wurde: das Beil, der Gürtel mit dem Messer, der Theekessel, die Schnupftabaksdose. Nur den Tabak teilte man, doch so, daß auch der Tote seinen Anteil in die Gruft mitbekam. Nun legte man zwei Bretter über den Toten und seine Habe, darüber die Birkenmatte, und scharrte etwas Sand und Erde darauf. Von dem Rest des Schlittens zündeten die Eingeborenen ein Feuer an, über dem sie Renntierfleisch kochten — es ging bei diesem Liebesmahl nicht fröhlich und nicht traurig zu. Keiner nahm Anteil an dem Tode seines Gefährten. Nur die Deutschen trauerten um ihren treuen Diener.

Frau Sanda und ihre Tochter brachen inzwischen den Tschum ab. Dann stellten sich die Personen, die bei dem Begräbnis thätig gewesen waren, auf einen Schlitten, wurden von den Frauen angespuckt und mit einem Brande und dem Dampfe des Wassers, das auf einen heißen Stein gegossen wurde, beräuchert. Dasselbe hatten die Frauen schon früher mit dem Platz gethan, auf dem Hat in dem Tschum geschlafen hatte. Die Bretter, mit denen das Grab ausgescharrt worden war, wurden weggeworfen, und dann eilten die Ostjaken so schnell wie möglich von der Unglücksstätte fortzukommen, da sie nicht gern an Orten weilen, wo die Toten ruhen. Die Deutschen aber warfen noch eine Handvoll Erde auf das frische Grab und bewiesen dem Toten, den sie als willigen, unermüdlichen und kundigen Mann kennen gelernt hatten, ein treues Andenken.

Hat war zweifellos ein Opfer der Seuche. Er hatte zwar kein Fleisch erkrankter Tiere genossen, aber er war beim Abziehen derselben behilflich gewesen, und da er, wie alle Ostjaken, das blutige Messer öfters mit den Lippen zu halten pflegte, letztere aber wund waren, so hatte er sich in dieser Weise die Blutvergiftung zugezogen.

Die Erlebnisse der letzten Tage hatten auf alle den tiefsten Eindruck gemacht. Sie zogen still und entmutigt dahin; der Psalmensänger Kasainoff schwieg, und wenn jetzt

Finsch Lieder anstimmte, so fiel keiner in die Gesänge ein. Auch kraftvolle Reden und das Hinweisen auf die bessere Lage, der man sich jetzt mit jedem Schritte nähere, konnten die Gemüter nicht heben. Erst als es Graf Waldburg gelang, auf eine Familie mausernder Gänse zu stoßen und sechs derselben zu erlegen, heiterte sich die Stimmung auf, da man nicht gezwungen war, Renntierfleisch zu essen.

Sanda zog mit der Expedition oder vielmehr die Expedition mit ihm, und so bot sich Finsch Gelegenheit, auch das Familienleben der Ostjaken zu belauschen. Dies war namentlich am 8. August, dem Geburtstage Finschs, möglich, da die Karawane aus Rücksicht auf die Renntiere Rast halten mußte. Der Forscher feierte ihn dadurch, daß er an ihm die letzte Zigarre ansteckte, und sonst, da wegen der Milliarden Mücken an die Jagd nicht zu denken war, im Tschum blieb und ethnographische Studien anstellte. In seiner Reisebeschreibung gedenkt er ausführlich der Familie Sandas, und seinen Angaben folgend, wollen wir die am meisten charakteristischen Züge hervorheben.

Herrn Sanda kennen wir bereits; wie war nun Frau Sanda beschaffen? Ihr Alter wußte sie ebensowenig anzugeben, wie „ihr Alter“ es thun konnte, und zwar nicht etwa aus Koketterie, sondern darum, weil sie keinen Kalender führte. Wie sie sonst mit ihrem Mann lebte, ob sie seine „Sklavin“ war, wie dies von den Ostjakenfrauen behauptet wird, können wir nicht sagen. Zur Zeit der Anwesenheit der Expedition in dem Tschum Sandas opponierte sie aber öfters ihrem Manne, es gab Wortgefechte, in denen Frau Sanda oft die Oberhand behielt, einmal aber durch einen Fußtritt zur Ruhe gebracht wurde. Schuld an diesem Zwist waren ohne Zweifel die renntierlosen Fremden, die von der Frau gar nicht für voll angesehen wurden. Sie war vom fürstlichen Geblüt, eine Schwester von Iwan Taischin und einst eine reiche Frau, bis vor etwa zehn Jahren die Seuche auch die Herden ihres Gemahls dahingerafft hatte.

Die Eheleute hatten auch einen Sohn, einen Burschen von 14 bis 15 Jahren. Er war schwarzäugig und der Ex-

pedition nicht so feindlich gesinnt wie seine Mutter; er nahm gern ein Stück Zucker an, oder Zeitungspapier, um sich daraus eine Zigarette zu drehen. Auch ein junges, vielleicht zwölfjähriges Mädchen war in der Familie, das Finsch anfangs für die Tochter des Hauses hielt. Doch weit gefehlt, das Mädchen war — die Schwiegertochter, die Frau von Jung Sanda. Sie war für ihn erst vor einem Jahre für 20 Ren gekauft worden.

Ob die jungen Leute schon reif waren, um zu heiraten? Nach ostjakischen Begriffen und Bedürfnissen gewiß. Jung Sanda wußte mit dem Ren ebensogut umzugehen als sein Vater; er stellte geschickt allerlei Fallen, um die Tiere der Wildnis zu fangen, und wenn er sich am Feuer des Tschums niederließ, den Pelz auszog und nach der Sitte der Ostjaken halbnackt dasaß, so gebärdete er sich wie ein Weiser seines Volkes.

Und die kleine Frau? Sie war flink in der Wirtschaft. Sie gerbte die Felle ebensogut wie die Schwiegermutter; sie wußte den Tschum aufzustellen, die Rene anzuspannen, den Schlitten zu bepacken. Und die Schwiegermutter schien mit ihrer flinken Gehilfin ganz zufrieden zu sein.

So besaßen die jungen Leute alles zur Gründung eines Hausstandes, alles bis auf die Renntiere und ein Tschum. Vorläufig waren sie noch Diener ihrer Eltern.

Jung Sanda kümmerte sich übrigens wenig, so gut wie gar nicht um sein Frauchen. Keines der erhaltenen Stückchen Zucker und Zwiebäcke teilte er mit ihr, nie half er ihr die Rene einspannen oder anschirren. Nur einmal warf er ihr ein Herz zu, aber es war nicht das seine, sondern das eines eben geschlachteten Ren. Es fiel auf den eben nicht reinen Erdboden, sie entriß es einigen herbeistürzenden Hunden und gab es der Schwiegermutter, mit der sie es, blutig und roh wie es war, verzehrte. Unter dem strengen Hausregiment der Mutter Sanda gab es auch keine Zeit zu schwärmerischen Gedanken. Wie einfach auch der Haushalt des Ostjaken ist, zu thun gibt es immer. Hier bringt der Welthandel wenig ins Haus und das meiste ist

„selbstgesponnen“. In Museen finden wir niedliche Stickereien ostjakischer Damen. Es sind dies Verzierungen aus Renntierhaaren oder Perlen auf Leder genäht. Den „Zwirn“ dazu bereiten die Ostjakinnen selbst und zwar in allen möglichen Nummern, selbst bis zu den feinsten. Lein und Hanf gedeihen auf der Tundra nicht. Der Zwirn wächst in den Sehnen der Renntiere und er wird aus ihnen auf sehr einfache Weise gewonnen. Die Sehnenfasern, welche sich unendlich fein spalten lassen, werden durch den Mund resp. die Zähne geschoben und dann zwischen den flachen Händen oder auf der Backe zu einem Faden gesponnen, der an Haltbarkeit das beste Hanfgarn übertrifft.

Die Pflege der Kinder bereitet den Frauen weniger Mühe. Neben der Mutterbrust genießen dieselben frühzeitig rohes Fleisch und meist ist das Gesichtchen der Würmchen ebenso niedlich mit Blut beschmiert wie das der Mama. Der zweijährige Säugling der Witwe, den Finsch auf der verseuchten Tundra sah, kannte sogar den Unterschied zwischen dem Fleisch und dem Mark der Knochen, das ein Lieblingsgericht der Ostjaken ist; er streckte begehrend die Händchen danach aus und schrie, wenn er davon nichts bekam.

Auch die Kleidung der Kinder ist einfach. Windeln, Wickelbänder, Hemdchen sind hier unbekannt. Wie die Alten trägt das Kind nur ein Kleidungsstück, den Pelz. Aber die Ostjakinnen lieben ihre Kinder und machen auch mit ihnen Staat. Das Pelzchen der Kleinen wird mit Stickereien und Perlen hübsch verziert, und die Mütter haben daran Freude und sind stolz auf diesen Putz.

Das Haar flechten Männer wie Frauen in zwei Zöpfe. Vom Kamm wird nur gelegentlich und zwar zu besonderen Zwecken Gebrauch gemacht. Es säuberten sich so ihr Haupt Vater Sanda, Sanda Sohn und Mutter Sanda gegenseitig, nur die kleine Frau mußte dies selbst besorgen, aber sie zeichnete sich vor anderen dadurch aus, daß sie sich täglich wusch.

Die Ostjaken sind in erster Linie Hirten, dann erst Fischer und Jäger, und darum ist auch der Hund bei ihnen

ein unentbehrliches Tier; er ist von kleiner spitzartiger Rasse und steht an Klugheit unseren Hirtenhunden nicht nach. Sehr oft findet man in den Tschums auch andere Mitglieder des Hundegeschlechtes, junge Füchse, die von den Ostjaken aus dem Neste geholt werden, um sie auf- und dann abzuziehen. Diese Tierchen sind zumeist Lieblinge der „Damen“ und sind auch gewissermaßen zahm, solange sie jung sind. Auch Frau Sanda hatte zwei Füchschen, von denen eines besonders gehätschelt wurde. Es war auch ein Prachtstück, ein Schwarzfuchs, bei dem nicht nur der Rücken, sondern auch der Bauch schwarz gefärbt waren. Nun ist der Preis der Schwarzfüchse besonders hoch und der Balg des Füchsleins, das im Winter abgezogen werden sollte, repräsentierte einen hohen Wert. Das Tier war unter 20 Rubel nicht feil.

„Man denke sich also den Lärm,“ erzählt Finsch in seinem Genreleben in dem ostjakischen Tschum, „als es eines schönen Morgens hieß: Reineke, die kostbare Perle der Familie, ist fort! In der That hatte sich das brave Tier von dem lästigen Stricke befreit und stillschweigend gedrückt, trotz seiner großen Zahmheit, der eben nur noch die Anhänglichkeit des freiwilligen Wiederkommens fehlte. Der Fall fand natürlich bei den Eingeborenen und unseren Leuten unendlich viel mehr Teilnahme, als seiner Zeit der Tod Hats, und Frau Sanda forderte unverzüglich von mir als dem Chosain (Wirt) Schadenersatz, weil ihr Fuchs durch unsere Gesellschaft in seiner Bequemlichkeit gestört und deshalb ausgerissen sei, und Vater Sanda wäre am liebsten an Ort und Stelle geblieben, um noch tagelang den Liebling der Familie zu suchen.“ Schließlich blieb nur das junge Ehepaar zurück, es hatte aber den Fuchs nicht wiedergefunden.

Als Jäger hantiert der Ostjake noch mit Pfeil und Bogen und erlegt damit namentlich die kleinen Eichhörnchen, deren Bälge, da mit einem Bolzen geschossen wird, unversehrt in die Hände des Jägers gelangen. Ein geübter Schütze ist er aber nicht. Dagegen versteht er trefflich Fallen zum Selbstschuß zu stellen.

Der Weitermarsch durch die Tundra war mit denselben Schwierigkeiten wie bisher verbunden. Dazu kam noch der Mangel an Lebensmitteln, da der mitgenommene Proviant auf die Neige gegangen war. Die Deutschen lebten von



Ostjakischer Götzenhain.

den Schneehühnern, die sie unterwegs erlegten, obwohl die Ausbeute keine große war und an dem glücklichsten Tage nur zehn Stück betrug. Man konnte eigentlich nicht jagen, dazu gab es keine Zeit, sondern nur das Vogelwild, das in den Weg kam, abschießen. Jedermann war dabei sein eigener Koch, rupfte den Vogel und briet ihn auf einem

Stäbchen am Feuer. „Die Vögel waren in 15 bis 20 Minuten außen schön gebräunt, innen noch saftig und blutig, in der That ganz deliziös und mundeten besser als im feinsten Hotel.“ Die Familie Sanda und die Leute der Expedition lebten meist von rohem Renntierfleisch. Da die Seuche herrschte, so schonte man die gesunden Tiere nicht, um wenigstens das Fell zu retten, und schlachtete täglich ein bis zwei Stück.

Am 9. August wurde wieder die Baumgrenze erreicht. Schöngewachsene Lärchen standen in Boskets an den Seen oder säumten die Hügel. Der Baumwuchs brachte wenigstens eine Erleichterung: es gab nun keinen Mangel mehr an Brennmaterial. An dieser Stelle nahm nun Bruder Dschunschi Abschied von der Expedition; nach einer Beratung mit Sanda fertigte er noch eine „Karte“ für die Tagemärsche bis zur Sschtschutschja und übergab sie Finsch; dann zog er nach seinem Tschum ab. Für die freundlichen Worte und Geschenke hatte der gute Mann kein „danke“ gesagt, doch nur darum, weil seine Sprache dieses Wort nicht kennt.

Man zog an namenlosen Seen und über zahlreiche Bäche weiter. Die Blumen waren bereits im Abblühen begriffen, die Beeren der Tundra begannen sich zu färben. Die Familie des Ostjaken blieb an einem der Bäche zurück und mit den freigewordenen Renntieren wurde die Expedition rascher gefördert, und am 10. August um 3 Uhr nachmittags stand sie an dem steilen Ufer des Hechtflusses. In einem Kanoe, das Sanda mitgenommen hatte, wurde die Expedition über den reißenden Strom gesetzt; das dauerte freilich lange, da das Boot nur zwei Mann faßte. Die Renntiere ließen sich ohne weiteres ins Wasser treiben und bald sah man einen Wald von Geweihen dem anderen Ufer entgegenschwimmen.

Die Fahrt ging nicht mehr über die öde Tundra. Das Land stieg in wellenförmigen Hügeln empor. Reizende Seen lagen zur Rechten und Linken, an ihren Ufern standen Lärchengruppen und Weidenbüsche, man glaubte sich in einen herrlichen, wild gehaltenen, aber von menschlicher Hand an=

gelegten Park versetzt. Gegen 8 Uhr abends wurde die Höhe des Plateaus erreicht, das Auge schweifte über eine weite zum Teil bewaldete Ebene, und in einer Entfernung von 15 bis 20 Kilometer konnte man ein hell sich in der Landschaft abzeichnendes steiles Ufer erkennen. Es war Tschorne-jar, wo die Lotka „Bismarck“ die Expedition erwarten sollte.

Nach mühseligen Wanderungen durch die ungastliche, verseuchte Tundra warteten jetzt der Reisenden die schönsten Genüsse: hier gab es Brot, Konserven, Wein, Cognak, Schnaps, Zigarren! Die Ankunft wurde festlich begangen, denn die Lotka erschien allen ein Hotel ersten Ranges; auch die Leute waren in heiterster Stimmung, dazu hatte auch die ihnen gegebene Flasche Schnaps, wenn er auch verdünnt war, beigetragen. Er wirkte nach so langer nüchterner Zeit doppelt stark. Auch Vater Sanda war nicht mehr nüchtern, als er das Geschäftliche erledigte; er wurde aber nicht übers Ohr gehauen, im Gegenteil, er erhielt mehr als ihm gebührte. Graf Waldburg hing ihm eine Talmigold-Uhrkette um den Hals und Dr. Finsch drückte ihm eine Flasche in die Hand für die „Fürstin“, seine Gemahlin. Dann umfing der wohlverdiente Schlaf die Müden. Die Erinnerung an die Tundrareise muß aber eine unheimliche geblieben sein, denn Dr. Brehm pflegte seine Vorträge über diese Fahrt mit den Worten zu schließen: „Nach der Tundra reisen wir nimmermehr!“

Die Tundren und Steppen der Vorzeit.

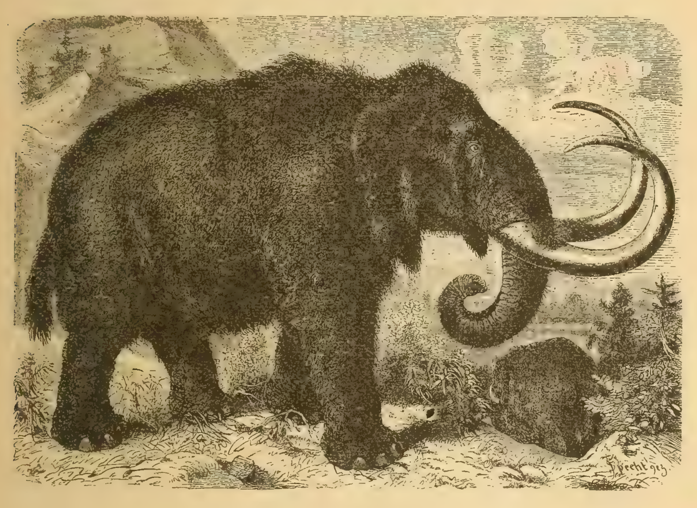
Die Forschungsreisen in den Tundren und Steppen Nord- und Zentralasiens haben nicht allein unsere Kenntnisse von der gegenwärtigen Beschaffenheit bestimmter Erdgebiete erweitert, sondern uns in ungeahnter Weise den Schlüssel zum Verständnis früherer Epochen der Erdgeschichte geliefert, die um so interessanter erscheinen dürften, als sie sich gerade auf Mitteleuropa und die Zeit, in welcher hier der Mensch zum erstenmal aufgetreten ist, beziehen.

Wir wissen, daß in unserer Heimat in grauer Vorzeit

andere Tierarten als jetzt lebten und das Bild kraftvollster Entwickelung boten. Hier und dort wurden riesenhafte Gebeine ausgegraben, welche man in früheren Jahrhunderten verschiedenartig zu erklären suchte. Bald glaubte man, es seien die Gebeine des heiligen Christophorus und hing sie als Reliquien in Kirchen auf; andere meinten, sie wären Knochen der biblischen Riesen Gog und Magog, andere wieder glaubten in ihnen die Ueberreste des altgermanischen Heerkönigs Teutobod gefunden zu haben. Später erkannte man in ihnen Elefantenknochen und meinte kurze Zeit, sie stammten wohl von den Elefanten her, welche Hannibal auf seinem Zuge über die Alpen mitgeführt hatte und die bekanntlich bis auf einen sämtlich zu Grunde gegangen waren, bis endlich die Forscher herausfanden, daß diese Knochen von einer ausgestorbenen Elefantenart, dem Mammut (Elephas primigenius) abstammen. Die Funde mehrten sich und ließen erkennen, daß das Mammut einst in Nord- und Mitteleuropa in starken Herden vorkommen mußte; noch reichhaltiger aber waren die Funde in Sibirien; hier sind sie so häufig und so gut erhalten, daß ein Drittel von allem Elfenbein, das in dem Handel vorkommt, von den ausgegrabenen Mammuten Sibiriens abstammt.

Da wir heutzutage Elefanten nur in Tropengebieten begegnen, so folgerte man aus diesen Funden, daß zu der Zeit, da die Mammute lebten, das Klima von Nordeuropa und Nordasien ein viel wärmeres gewesen sei. Da kam von Sibirien eine noch wunderbarere Kunde — die Eingeborenen erzählten, daß man im Eise der Tundren manchmal ganze Mammutleichen vorfinde, die noch so gut erhalten sind, daß sie von Eisbären, Füchsen, Wölfen und Hunden verzehrt werden. Die Eingeborenen wußten sich diese Erscheinung in naiver Weise zu erklären; die Mammute leben ihrer Meinung nach noch heute tief in der Erde, wo sie herumwühlen; gelangen sie einmal aus Versehen an die Luft, so müssen sie sterben und dann findet man sie in noch wohlerhaltenem Zustande. Der erste bekannt gewordene Fall dieser Art stammt aus dem Jahre 1799, in welchem ein

Tunguse an der Lenamündung die Leiche eines aus seiner Eishülle hervorgetauten Mammuts fand. Sieben Jahre darauf besuchte der Naturforscher Adams die Fundstätte und fand hier noch einige Ueberreste der von wilden Tieren aufgefressenen Riesenleiche: ein Ohr, ein Auge, ein Stück Haut u. s. w. Es erhellte aus diesen Funden vor allem, daß das Mammut mit einer dichten rotbraunen Wolle bedeckt war und am Halse eine starke Mähne hatte.



Mammut.

Obwohl später noch mehrere solcher eingefrorener Tiere gefunden wurden, so gelang es doch niemals, eines derselben ganz zu erhalten. Immerhin aber genügten die gesammelten Reste vollständig, um zu beweisen, daß das Mammut an ein heißes Klima durchaus nicht gebunden war. Schon sein wollenes Kleid beweist eher das Gegenteil, und die Reste der Mahlzeiten, die zwischen den Zähnen und im Magen der aufgetauten Mammute gefunden wurden, bestanden aus Nadelhölzern, wie man sie noch heute in Sibirien vorfindet.

Man glaubte jedoch aus dem Vorhandensein des Mam=

muts den Schluß ziehen zu können, daß die Gebiete, in denen es hauste, mit dichten Urwäldern bedeckt waren; denn man hielt den Elefanten für ein Tier, dessen Lebensbedingun-

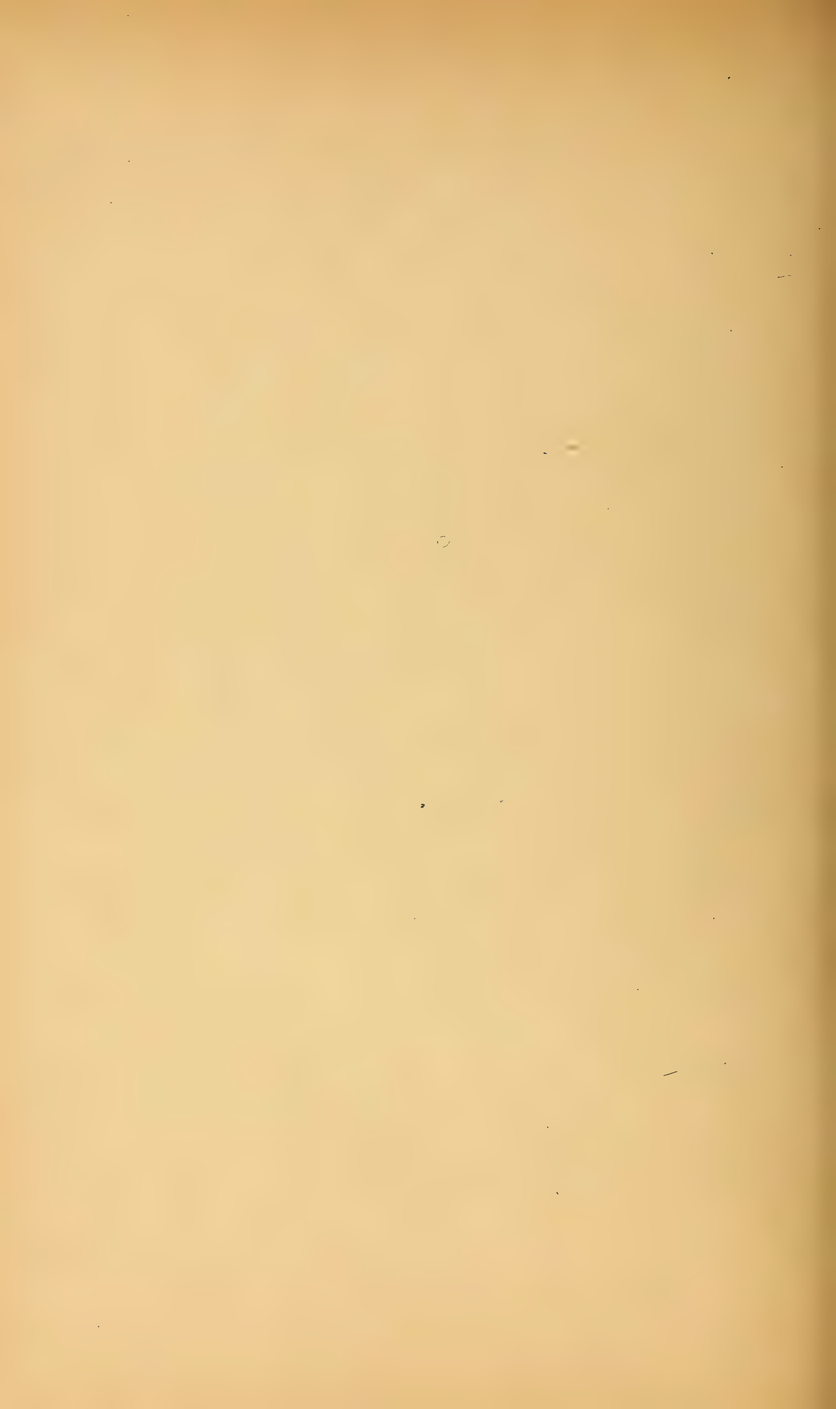


Tungusen.

gen durchaus an Urwälder geknüpft sind. Dies ist durchaus nicht zutreffend. In unseren Schilderungen der afrikanischen Steppen haben wir oft Gelegenheit gehabt, über ein zahlreiches Vorkommen von Elefanten in denselben zu berichten;



Schamanen.



ja selbst der afrikanische Elefant scheut die Kälte nicht; wir haben gesehen, daß er am Kilimandscharo sehr hoch hinaufsteigt und Ehlers hat dort Elefantenfährten im Schnee gefunden.

Außer den Mammutüberresten fand und findet man in Deutschland und in Mitteleuropa vielfach Knochen von Tieren, die massenhaft im Diluvium, also dem durch die Eiszeit aufgeschwemmten Lande, eingebettet sind. Dieses Anhäufen von Knochenresten an einer Stelle erklärte man sich dadurch, daß die Tiere durch große Ueberschwemmungen ums Leben gekommen und dann an eine Stelle von den Fluten getragen worden waren. Gegen diese Behauptung ließ sich nichts einwenden, solange man auf die Bildung einer Erdart, die gerade durch solche Funde ausgezeichnet war, die Bildung von Löß durch Anschwemmung von Schlamm und dergleichen durch die Flüsse der Vorzeit erklärt zu haben glaubte. Unsere Leser wissen indessen, daß nach den neueren Theorien die Mehrzahl der Lößbildungen eher dem Winde als dem Wasser zuzuschreiben sind. Der Wind trägt in den Staubwolken ungeheure Sandmassen auf die mit Pflanzenwuchs bestandenen Steppen, und aus ihnen und den verwehten Pflanzen bildet sich allmählich der mit feinen Poren durchzogene Löß *). Nun ist es festgestellt, daß durch elementare Stürme in Steppengebieten, die in der Nähe der arktischen Region liegen, Tiere massenhaft zu Grunde gehen. Daß dies durch Sandstürme nicht bewirkt wird, haben wir bereits bei der Beschreibung der Wüsten in Afrika und Asien bewiesen. Alle ähnlichen Berichte beruhen zum großen Teil auf Uebertreibung.

In Steppen der subarktischen Zone kommen jedoch neben Sandstürmen und Gewittern des Sommers noch die winterlichen Schneestürme in Betracht. Diese treten namentlich in den Tundragebieten mit furchtbarster Gewalt auf.

„Wer es nicht selbst erlebte,“ sagt Middendorf in seiner ‚Sibirischen Reise‘, „hat keinen Begriff von der unwidersteh-

*) Vgl. „Wie die Wüste entstand“ im Band VII dieser Bibliothek.

lichen Gewalt, mit welcher der Sturmwind in seiner äußersten Wucht über die waldlosen nordischen Ebenen als Orkan dahinrast: mit größter Anstrengung vermochte ich kaum, zu verschiedenen Malen gar nicht mehr, mich auf den Beinen zu halten; statt von Luft wird man von Schneeteilen umwirbelt, welche aus allen möglichen Richtungen entgegenstieben.

„Die sibirischen Stürme sind allerdings nichts anderes



Auffindung eines Mammutskelettes.

als die Schneegestöber und Schneetreiben, welche wir Bewohner des nördlichen Europas allwinterlich aus eigener Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit haben; aber freilich gedeihen sie dort zu einer Kraft, von der man nur an Ort und Stelle einen vollkommenen Begriff zu gewinnen vermag. Doch selbst abgesehen von diesem höheren Entwickelungsgrade, gehören die Schneestürme als einheitliches Ganzes zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten des nordischen Kontinental-

klimas. Nur in ihrer Vereinigung gelangen die beiden Elemente — Sturm und Schnee — zu dem durchgreifenden Einflusse auf die Tierwelt und insbesondere auf das Menschengeschlecht, welches dem Schneesturme in den Jahrbüchern des Menschenlebens seine thatsächliche Selbständigkeit geschaffen hat und für immer sichert. . . .

„Nur die waldlose Fläche kennt den Schneesturm. Nur dort, wo über die klimatischen Waldgrenzen hinaus diese Flächen sich unübersehbar ausdehnen, schwellen die Schneestürme zu echten Orkanen an. Nur dort — in den Tundren und Steppen — gibt es einen wahren Buran.

„Es fehlt der Wissenschaft noch an einem Ausdrucke, unter welchem Stürme zusammengefaßt würden, deren Wirkung dadurch vielfach schrecklicher wird, daß sie in ihrem Laufe Gelegenheit finden, fein verteilte Körper der verschiedensten Art mit sich fortzureißen, die sie jedem Widerstande, auf den sie treffen, entgegenschleudern. Gestöber wäre das richtige Wort, wenn es sich nicht schon im gemeinen Sprachgebrauche abgeschwächt hätte. Der einfache Luftsturm ist gegenüber den Schrecknissen solcher Gestöberstürme kaum der Beachtung wert. Je fester, je gröber zerteilt das Material ist, welches sie mit sich führen, desto unwiderstehlicher die Wirkung, die sich vom grobkörnigen Sande an durch die Reihenfolge Feinsand, Eisschnee, Staub, Schnee bis zum Schlackschnee und den Wassertropfen hin abschwächt."

Die Stürme bewirken auch die verschiedenartige Verteilung des Schneeniederschlages in der Tundra. Bald liegt hier die Schneedecke nur als ein dünner Teppich ausgebreitet, bald ist sie zu kaum glaublichen Massen zusammengehäuft, gleicht Vertiefungen und Schluchten aus und ist so fest zusammengepeitscht, daß sie den Menschen trägt.

Der kurze Sommer des Nordens vermag nicht immer solche Schneemassen völlig zu schmelzen, und indem sie jahraus jahrein liegen bleiben, verwandeln sie sich schließlich in Eis. Werden nun in solchen Schluchten Tiere verschüttet, so können schließlich nach unzähligen Jahren die Körper, welche anfangs im lockeren Schnee eingebettet waren, vom

Eise umschlossen werden, wie dies bei Mammutelefanten in den sibirischen Tundren beobachtet wurde.

Aber, wird man fragen, können Tiere in den Steppen, die in nördlichen Breiten gelegen sind, in solchen Massen von Schneestürmen verschüttet werden, wie man es manchmal an Ausgrabungen sieht? Professor Nehring, der seit bald zwei Jahrzehnten an der Lösung dieser Fragen arbeitet, hat eine Anzahl Beweise für die Richtigkeit einer solchen Anschauung aus den Berichten verschiedener Reisenden gesammelt. Wir verweisen hier nur auf folgende Mitteilungen.

Die Schneestürme sind in den Steppen Asiens und Rußlands nicht minder gefährlich wie in der Tundra. Helmersen sagt darüber: „Vieh und Pferde stellen sich beim Beginn eines Schneesturmes mit den Köpfen gegen denselben, um den Strich der Haare in die Richtung des Windes zu bringen und so weniger zu frieren. Wird der Sturm aber stärker, so laufen sie vor ihm her und stürzen sich oft in Abgründen zu Tode. Im April des Jahres 1832 soll an der Orenburger Linie auf diese Art die ganze Herde eines Dorfes, die auf die Weide getrieben worden war, umgekommen sein. Am meisten aber leiden die großen Herden der Kirgisen. Im Jahre 1827 wurde alles Vieh der sogenannten inneren oder Bukajewschen Kirgisenhorde, welche zwischen dem unteren Ural und der Wolga nomadisiert, von einem furchtbaren Buran nach Norden ins Saratowsche Gouvernement gejagt, wobei 10500 Kamele, 280500 Pferde, 30480 Stück Hornvieh und 1012000 Schafe verunglückten. Man schätzte den Verlust auf 13½ Millionen Rubel."

Middendorf schildert ähnlich die oft vernichtenden Wirkungen der Schneestürme in den Steppen. Er sagt: „Die Verwüstung, mit welcher dieser Schneewirbelsturm in einzelnen Wintern sich über die Steppen Südrußlands hinwälzt, ist aus zahlreichen Berichten nur zu wohl bekannt. Hunderttausende von Pferden, Rindern, Kamelen und Schafen kommen in manchen Wintern in ihnen um, sowie auch viele Menschen, aber unter diesen bekanntlich nur selten Nomaden. Die Zeiten der jähesten Temperatursprünge im Frühjahr

und Herbst sind auch diejenigen der eng mit ihnen verbundenen Schneestürme. Der Kern des Winters hält Ruhe."

Und Goebel bemerkt: „Nach dem Schmelzen des Schnees findet man alsdann oft an weit von der Heimat entfernten Orten das Rindvieh zu Hunderten beisammen, teils erfroren, teils verhungert, teils im Wasser der Schluchten ertrunken."

Die Sandstürme, die alsdann durch die Steppen toben, decken die Kadaver mit Staub zu, und man muß dabei an die asiatischen Sandstürme denken, wie sie uns Prschewalski geschildert hat, und die selbst noch in Peking ihre Wirkung äußern. „Ein einziger Sandsturm, der die Luft bis zur Undurchsichtigkeit verdunkelt," heißt es in einem Berichte, „bedeckt oft in kurzer Zeit ganze Flächen mit fußhohem Sande."

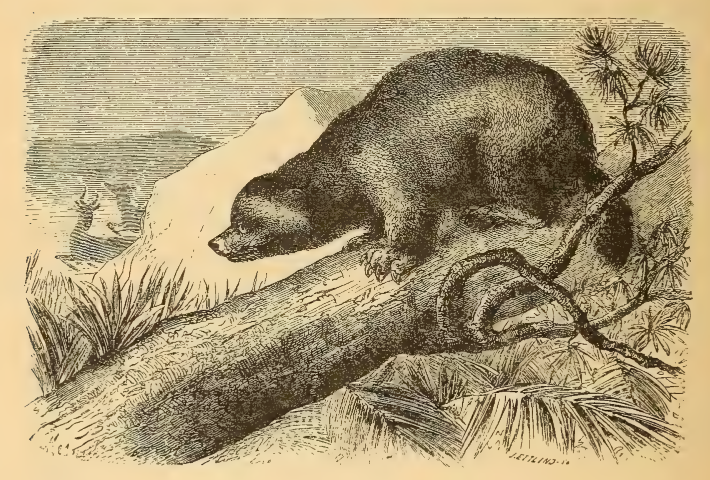
In einem solchen Materiale halten sich nun tierische Ueberreste viel besser als im Waldboden, wo sie bald durch die Wurzeln der Waldvegetation zerstört werden. Darum sind auch Steppengebiete reicher an tierischen fossilen Resten als Urwaldregionen. Es ließe sich darum das vielfach beobachtete massenhafte Vorkommen gewisser Tierreste in den Lößablagerungen Mitteleuropas besser durch derartige Stürme als durch Ueberschwemmungen erklären.

Diese Behauptung hat für uns etwas Befremdendes, denn Deutschland z. B. ist uns aus ältesten geschichtlichen Berichten als ein Waldland bekannt und wir wissen, daß der Mensch den Wald nach und nach ausgerodet hat. Nichtsdestoweniger müssen wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus uns mit der Thatsache befreunden, daß einst ein großer Teil Deutschlands unter dem Gletschereis begraben war und Wälder zu jener Zeit auf dem Eise nicht existieren konnten.

Wie waren wohl zu jener Zeit die an den Grenzen der Gletscher gelegenen Landstriche beschaffen? Aus den Funden der Tierreste in verschiedenen Gegenden sind uns Schlüsse auf die damalige klimatische Beschaffenheit derselben gestattet.

Es wurden nun viele Tiere in den diluvialen Ablagerungen gefunden, die wir heute als echte Tundra- oder

Steppentiere kennen, namentlich Lemminge, welche mit dem sibirischen Lemming identisch sind, Eisfüchse, veränderlicher Hase, Renntier, Moschusochs und Vielfraß. Dazu kommen Reste von nordischen Vogelarten, namentlich Schneehühner. Auch die Pflanzenwelt scheint nach den bisher gemachten Funden in den betreffenden Gebieten aus kleinen, dünnen, holzstengeligen Gewächsen bestanden zu haben, wie wir sie noch jetzt in den Tundren vorfinden.



Vielfraß.

So ist es sehr wahrscheinlich, daß während und unmittelbar nach der Eiszeit ein großer Teil Deutschlands mit Tundren bedeckt war. Als die Gletscher sich zurückgezogen hatten, gab es in Mitteleuropa mit Ausnahme von Böhmen und Mähren keine Wälder. Die früher tundraartigen Gebiete, die jetzt immer trockener wurden, nahmen den Steppencharakter an. Die nordischen Tiere zogen sich von den für sie ungünstig gewordenen Regionen zurück und es erfolgte eine Einwanderung neuer Tierarten, deren Reste noch heute gefunden werden.

Von größeren Tieren ist zunächst das wilde Pferd zu erwähnen. Reste desselben sind bei Thiede und Westeregeln,

bei Gera, in dem Löß von Remagen am Rhein und vielen anderen Orten gefunden worden. Dieses kräftige Wildpferd hatte eine Widerristhöhe von 150 bis 155 Centimeter und war ohne Zweifel die Stammform unserer sogenannten kaltblütigen, abendländischen Rassen des Hauspferdes. Man hat bis jetzt die Heimat des Wildpferdes in die Kiessteppen und Weideflächen Zentralasiens verlegt, aber die Naturwissenschaft kann dieser Annahme nicht ohne weiteres zustimmen. Die Zähmung des Hauspferdes reicht, nach Nehrings Ansicht, bis in die jüngere Diluvialzeit zurück und während dieser Zeit haben auch in Mittel- und Westeuropa steppenartige Distrikte in ansehnlicher Ausdehnung existiert, welche den Wildpferden reichlichere Nahrung und weiten Spielraum für ihre Wanderungen boten. Zeitweise scheinen jene Wildpferde sogar die tundraähnlichen Distrikte der Glacialperiode betreten zu haben; denn man findet ihre Reste zuweilen auch neben denen der arktischen Tiere. Daß sie sehr abgehärtet und durch lange, dichte Behaarung gegen Kälte geschützt waren, dürfen wir als sicher annehmen; viele unserer Hauspferde zeigen noch heute eine auffallend starke Entwickelung der Mähne, des Schweifes und der Behaarung über den Hufen als Erbteil ihrer eiszeitlichen Vorfahren. Uebrigens sollen noch während des Mittelalters in Deutschland wilde Pferde existiert haben.

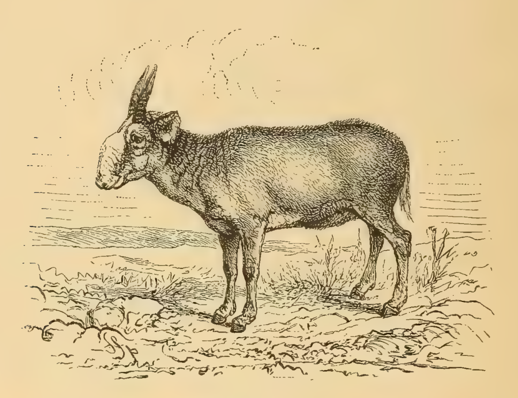
Niemand wird nun behaupten wollen, daß das Pferd ein Tier sei, welches den Wald der Steppe vorzieht; im Gegenteil, alles, was wir kennen, spricht dafür, daß Pferde echte Steppentiere sind, ebenso wie der Dschiggetai oder Kulan (Equus hemionus), von dem in Deutschland gleichfalls Reste gefunden wurden.

Man hat auch in verschiedenen Gegenden Mittel- und Westeuropas, namentlich in Frankreich, schon seit längerer Zeit Hörner der Saiga-Antilope gefunden, welche jetzt die subarktischen Steppen Ostrußlands und Südwestsibiriens bewohnt. Man glaubte früher, daß diese Hörner durch den Handel von Osten nach Westen gebracht wurden, bis man auch Gebisse und Extremitätenknochen der Saiga in jung-

diluvialen Ablagerungen Frankreichs vorfand und zugeben mußte, daß jene Antilope nach der Eiszeit bis zur Charente in Westeuropa verbreitet war.

Besonders wichtig ist aber das Vorkommen der kleinen Steppennager, die entschieden nur in einem Steppenklima gedeihen können, wie die Pferdespringerarten, der Ziesel, der Bobak, der Zwergpfeifhase, sowie eine Anzahl von Feldmausarten, die heutzutage in Mitteleuropa nicht mehr anzutreffen sind, wohl aber in östlichen Steppenlandschaften leben.

Was nun ferner die Fundreste von Rinderarten an-



Saiga-Antilope.

belangt, so können dieselben schwerlich als Beweis gegen den Steppencharakter ihrer früheren Heimat gelten. Man braucht ja nur an den amerikanischen Büffel in den Prairien zu denken, um das Fortkommen von Rinderarten in Steppengebieten für ganz naturgemäß zu halten.

Wenden wir uns zu den Hirschen, die im Diluvium gefunden werden, so erscheint es bei einigen derselben als durchaus sicher, daß sie keine Waldtiere sein konnten. Betrachten wir z. B. die Geweihschaufeln des Riesenhirsches, die bei dem lebenden Tiere bis zu 14 Fuß in die Breite klafterten. Wie sollte er sich damit im Urwalde bewegen, wie in dem Gewirr des Unterholzes seinen Feinden ent-

fliehen. Er kann höchstens steppenartige Gebiete bewohnt haben, in denen der Baumwuchs nur spärlich ist.

Von den fossilen größeren Raubtieren paßt auch die Höhlenhyäne in das Steppengebiet. Sie ist eine sehr nahe Verwandte der jetzt noch in Südafrika vorkommenden gefleckten Hyäne und lebte einst auch in Südsibirien (am Altai) und in Südrußland z. B. bei Odessa.

Auch die große fossile Katze (Felis spelaea), die nordische Varietät des Löwen, konnte sehr gut im Steppengebiet vorkommen, wie ja der Löwe sich mit Vorliebe in Steppen und Parklandschaften aufhält. Noch heutzutage kommt in Südsibirien eine nordische Varietät des Tigers vor und man begegnet ihr auch in den turkestanischen Steppengebieten; und vielleicht sind auch die gefundenen Knochen der Felis spelaea Ueberreste einer solchen Tigerart; es ließe sich noch darüber streiten, ob sie einem Löwen oder einem Tiger angehören.

So kann man aus den Ablagerungen der Epoche, die der Eiszeit folgte, aus den Ablagerungen, in denen Tierreste enthalten sind, für viele Gebiete Mitteleuropas den Nachweis liefern, daß in ihnen einst Steppentiere gewohnt haben. Der Nachweis einer fossilen Steppenflora ist schwieriger, weil die Pflanzen sich in den Steppenablagerungen nicht so gut erhalten. Andererseits fehlt es in den hier in Frage kommenden Fundorten an Ueberresten großer Baumstämme, die auf Waldungen deuten würden.

Gegen diese Ausführungen ist nun von mancher Seite der Einwand erhoben worden, daß bei der heutigen Gestalt Europas ein Steppenklima für Mitteleuropa unmöglich sei. Nehring weiß auch diesen Einwand zu widerlegen.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Europa während der postglacialen Steppenzeit nach Westen und Nordwesten weiter ausgedehnt und der Golfstrom noch nicht in seiner heutigen Form und Richtung vorhanden war.

Daß kleinere Meeresflächen die Ausbildung eines Steppenklimas nicht hindern können, sehen wir am Kaspischen, Schwarzen und Mittelmeer, in deren Nähe Steppen und

Wüsten in großer Ausdehnung vorhanden sind; so würde auch das Vorhandensein der Ostsee und eventuell einer modifizierten, nur nach Norden geöffneten Nordsee die Entwickelung eines Steppenklimas in Deutschland nicht hindern. Zahlreiche Gründe sprechen dafür, daß Westeuropa während der Steppenzeit bis zu der sogenannten Hundertfadenlinie ausgedehnt, Großbritannien mit dem Kontinent vereinigt und Skandinavien über Spitzbergen oder Island mit Grönland verbunden waren; hierdurch mußten alle die günstigen Einflüsse fortfallen, welche jetzt mildernd auf das Klima Mitteleuropas einwirken, und Deutschland befand sich ungefähr in einer solchen Situation zum Atlantischen Ozean, in welcher sich heutzutage die russischen Gouvernements Orel, Kursk und Charkow befinden. Der Golfstrom war von einer Einwirkung auf das Klima unseres Vaterlandes so gut wie abgeschnitten und es mußte ohne Zweifel statt des heutigen auffallend milden, regenreichen ozeanischen Klimas ein wesentlich extremeres trockeneres Kontinentalklima sich geltend machen. Schon bei der heutigen Gestaltung Europas finden wir einen deutlichen Unterschied zwischen den klimatischen bezw. meteorologischen Verhältnissen des westlichen und östlichen Mitteleuropas. Oberschlesien, Mähren, Galizien und Ungarn weichen in dieser Hinsicht bedeutend ab von den preußischen Rheinlanden; jene haben schon Anteil am Kontinentalklima, diese stehen unter dem vollen Einflusse des ozeanischen Klimas.

Wie stark eine gewisse Verschiebung der Wirkungssphäre des Kontinentalklimas selbst heutzutage sich auf unsere Verhältnisse geltend macht, können wir fast alljährlich erkennen, wenn längere Zeit hindurch östliche und südöstliche Luftströmungen über Deutschland wehen; die sofortige Folge ist trockenes beständiges Wetter, im Sommer heiß, im Winter kalt, mit starker Entwickelung von Staub und Flugsand. Wir beobachten also auch heute noch, namentlich im östlichen Deutschland, eine offenbare Annäherung an das Steppenklima Rußlands, sobald östliche Luftströmungen wenige Wochen hindurch bei uns die Herrschaft erlangen. Um wie viel mehr

muß dieses in der postglacialen Steppenzeit der Fall gewesen sein, als östliche bezw. trockene Luftströmungen während eines großen Teils des Jahres über Mitteleuropa die Herrschaft hatten und der durch die erste große Eiszeit auf ein Minimum reduzierte Wald keine mildernde Wirkung ausüben konnte.

Die deutschen Steppen der Vorzeit brauchen wir uns dabei keineswegs als völlig baumlose Flächen zu denken. Sie waren, wie die Steppen der Gegenwart es vielfach sind, mit kleinen Waldparzellen durchsetzt. An Stromläufen dehnten sich Waldlinien aus wie die Galeriewälder in der afrikanischen Savanne, auch Berghänge waren hier und dort von Wäldern bestanden.

Die Leser unserer Bibliothek sind mit uns durch so viele Steppen gewandert, daß wir ihnen nicht besonders klar zu machen brauchen, daß Steppennatur und Baumwuchs sehr wohl zu einander passen. Die subarktischen Steppen sind allerdings anders beschaffen wie die tropischen. Im großen und ganzen ist aber der Grundcharakter beider gleich. „Es ist eine ebenso irrige Vorstellung, wenn man unter Steppen eine vollkommen baum- oder waldlose Gegend sich denkt, als wie jene nicht minder gewöhnliche, wenn man glaubt, daß die Steppen vollkommen eben sind."

Die mitteleuropäischen Steppendistrikte der Vorzeit waren denjenigen ähnlich, die wir heute im fernen Osten finden und die wir durch nachfolgende Citate kurz charakterisieren möchten.

„Die Tschimsche Steppe ist von tiefen Schluchten durchschnitten, in welchen im Frühling Bäche fließen mögen, und sie ist keineswegs waldlos. Es gibt dort bedeutende Birkenwaldungen und an sehr vielen Stellen jungen Anwuchs von dieser Holzart. An anderen Stellen sind bedeutende Strecken mit Weidengebüsch bewachsen und näher nach Omsk hin finden sich viele Espen. Von Osten nach Westen ist diese Gegend von mehreren Höhenrücken durchzogen."

Ueber die Steppen und steppenartigen Gebiete des Baschkirenlandes schreibt ein anderer Reisender:

„Das von Nord nach Süd streichende Uralgebirge,

welches im Osten auf der sibirischen Seite nur wenig, nicht sehr weithin sich erstreckende Vorgebirge hat, sondern bald von flacher Steppe begrenzt wird, verflacht sich auf der westlichen Seite nur allmählich und geht nun durch immer niedrigere Berge und Hügel in die Orenburgische Steppe über. . . . Anmutige Berge, Hügel, Wälder, fette Wiesen und fruchtbare Steppen wechseln miteinander ab, Flüsse und tausend kleine Bäche durchströmen das Land."

In der Vorzeit Europas ist nun nach der Meinung Nehrings eine solche stellenweise durch Gehölze, Uferwälder, Flüsse und Seen unterbrochene Steppe der Hauptaufenthalt des Menschen gewesen.

Erst später mit der Veränderung des Klimas breiteten sich Wälder in Deutschland aus.

Aber der Urwald, in dem sich die ersten Abschnitte der Geschichte des deutschen Volkes abspielen, konnte nicht die Blätter der Erdgeschichte verwischen, auf denen die Steppenzeit Deutschlands beschrieben ist. Wir haben gelernt, in diesen Blättern zu lesen — aber wer gab uns den Schlüssel dazu? Unverständlich wären für uns die sonderbaren Fundreste einer bei uns fremden Tierwelt geblieben, wenn uns die Forschungsreisenden nicht mit dem Tierleben der östlichen Steppen und der Tundren vertraut gemacht hätten. So werfen diese Reiseberichte einen hellen Lichtstrahl in die uralten, vorgeschichtlichen Zeiten unserer Heimat.

